Geschichte

der

Reformation in Europa

zu den Zeiten Calvin's

von

J. H. Merle d'Aubigné.

Les choses de petite durée ont coutume de devenir fanées, quand elles ont passé leur temps.
Au règne de Christ, il n'y a que le nouvel homme qui soit florissant, qui ait de la vigueur, et dont il faille faire cas.

CALVIN.

Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe.

Vierter Band.

England, Genf, Frankreich, Deutschland und Italien.

Elberfeld,
Verlag von R. L. Friderichs.
1866.

Vorwort.

In diesem Bande werden wichtige Epochen der Reformation in England, in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland und Italien geschildert. Wie der Titel des Werkes es angiebt, hat der Verfasser sich vorgenommen, die Geschichte der Reformation in Europa zu schreiben. Durch die letzten Worte jenes Titels irregeleitet, haben einige geglaubt, er wolle eine Biographie Calvin's schreiben, allein das lag durchaus nicht in seiner Absicht. Der große Reformator muß freilich in dieser Geschichte seine Stelle finden, aber so anziehend auch das Leben eines solchen Mannes und insbesondere eines großen Dieners Gottes sein mag, so hat doch die Geschichte des Werkes Gottes selbst in den verschiedenen Ländern der Christenheit in unsern Augen ein weit lebendigeres und höheres Interesse.

Deo soli gloria. Omnia hominum idola pereant.

Der Verfasser berichtete im Jahre 1853 in dem fünften Bande seiner Geschichte der Reformation des 16. Jahrhunderts, von den Anfängen der Reformation in England. Er nimmt diesen Gegenstand da wieder auf, wo er stehen geblieben war, nämlich bei dem Sturze und dem Tode Wolsey's. Die folgenden Blätter sind sogar unmittelbar nach dem Erscheinen des fünften Bandes vor dreizehn Jahren geschrieben und seitdem nur wieder durchgesehen und weiter ausgeführt worden.

Das wichtigste Ereigniß dieses Zeitraumes in Großbritannien ist die Akte, durch welche die englische Kirche ihre Unabhängigkeit wiedergewann. Aber damit hing ein besonderer Umstand eng zusammen: indem Heinrich VIII. sein Volk von der päpstlichen Suprematie befreite, machte er sich selbst zum Haupte der Kirche. Die Folge davon war, daß Kirche und Staat in England inniger als in allen andern protestantischen Ländern vereinigt wurden. Die Gesetzgeber der anglikanischen Kirche erkannten freilich später die Gefahr dieser Vereinigung und erklärten in Folge dessen im 37. Religionsartikel (Of the Civil Magistrate) „wenn sie Sr. Majestät dem Könige die oberste Leitung zugeständen, so verliehen sie dem Könige doch damit nicht das Amt des Wortes Gottes." [1]) Das sollte nicht heißen, der König dürfte nicht von der Kanzel herab predigen, daran dachte niemand; sondern die weltliche Macht sollte sich nicht in die Entscheidung über die Lehren des göttlichen Wortes mischen.

Leider hat aber diese Vorsicht nicht genügt. Vor nicht langer Zeit hat sich ein Lehrstreit über die in Oxford erschienenen Essais et Revues erhoben, und nachdem die Sache in letzter Instanz vor einen der höchsten Staatskörper gebracht worden war, fällte dieser das Urtheil über wichtige Dogmen. Der geheime Staatsrath hat entschieden, daß das Ableugnen der völligen Offenbarung der heiligen Schrift, der Substitution Christi für den Sünder durch das Opfer am Kreuze und der unwiderruflichen Folgen des jüngsten Gerichts mit dem Glaubensbekenntnisse der englischen Kirche nicht im Widerspruche stände. Als die Rationalisten diese Entscheidung vernahmen, triumphirten sie, aber eine unendliche Anzahl von Protesten aus allen Theilen Großbritanniens waren die Folge. Bei aller Ehrfurcht

---

[1]) »Where we attribute to the king's Majesty the chief government, we give not our Princes the ministering either of God's word, or of the sacraments.«

vor den Personen und den Absichten der Mitglieder jenes Rathes fragen wir uns doch, ob dieser Ausspruch nicht die Grundprincipien der anglikanischen Kirche untergrabe; ja noch mehr, ob derselbe nicht (wir können uns freilich irren) eine Verletzung der Constitution des Reiches sei, weil ja die Religionsartikel einen Theil derselben bilden. Die Sache ist um so ernster, als jener Beschluß trotz des höchst beachtenswerthen Widerstandes der beiden hauptsächlichsten geistlichen Führer der Kirche, des Erzbischofs von Canterbury, Primas von England, und des Erzbischofs von York, welche beide Mitglieder des Rathes sind, gefaßt worden ist. Da der Verfasser in diesem Bande die geschichtliche Thatsache zu berichten hat, welche die Veranlassung jenes Uebels ist, so glaubt er in aller Ehrfurcht, aber offen das Uebel selbst bezeichnen zu müssen. Er thut es um so freimüthiger, weil er in diesem Punkte mit den meisten Bischöfen, Pfarrern und frommen Laien der anglikanischen Kirche sich in Uebereinstimmung zu befinden meint, denen er seit langer Zeit aufrichtige Zuneigung und Achtung gezollt hat.

Aber trotzdem fürchten wir nichts. Die Uebel der Kirche sollen uns nicht hindern anzuerkennen, daß das evangelische Christenthum zu keiner Zeit mehr Verbreitung gefunden hat, als heutzutage. Wir wissen, daß die Christen Großbritanniens nicht nur das Panier des Glaubens hoch halten, sondern daß sie auch ihre Kräfte verdoppeln werden, um sowohl in ihrer Umgebung als auch in den entferntesten Gegenden Seelen für das Evangelium zu gewinnen. Und selbst wenn es sich einmal darum handelte, eine Wahl zu treffen: — die Vereinigung mit der weltlichen Macht aufzugeben oder die heiligen Lehren des Wortes Gottes zu opfern, — so gäbe es wohl nicht einen einzigen Pfarrer oder Laien in England (das ist wenigstens unsere Meinung), der einen Augenblick schwanken würde, welchen Weg er einzuschlagen hätte.

Mehr als je muß England jetzt die Väter der Reformation in ihren Schriften studiren. Es giebt in jetziger Zeit Menschen, welche seltsamen Einbildungen folgen und, wenn man nicht Acht gäbe, den glorreichen Triumphwagen der christlichen Wahrheit umwerfen, oder dem Abgrunde eines abergläubischen Katholicismus zulenken, oder an der schroffen Klippe eines völligen Unglaubens zerschmettern würden. Einerseits werden in einigen protestantischen Kirchen scholastische Lehren wie die Transsubstantiation mit Kühnheit behauptet; man sieht mönchische Orden, kirchliche Gebräuche des Papstthums, Kerzen, Gewänder des 14. Jahrhunderts und all den Mummenschanz des Mittelalters wieder auftauchen. Auf der andern Seite greift ein Rationalismus, der sich freilich noch zurückhält, aber darum nicht minder gefährlich ist, die Offenbarung der Schrift, die Buße und andere wesentliche Dogmen an. Man verarge es uns nicht, wenn wir alle, denen die Ehre Gottes, das Heil der Kirche und das Wohl ihres Vaterlandes am Herzen liegt, beschwören, den köstlichen Schatz des Wortes Gottes in seiner Lauterkeit zu bewahren und von den Männern der Reformation zu lernen, wie man mit der einen Hand die thörichten Irrthümer und ein knechtisches Joch, mit der andern die leeren Theorieen einer ungläubigen Philosophie zurückweist.

Ein ausgezeichneter Schriftsteller, Herr Froude, hat im Jahre 1858 ein wichtiges Werk herausgegeben, in welchem er die Geschichte Englands

seit dem Sturze Wolsey's behandelt.[1]) Gern erkennen wir die Vortrefflichkeit dieser Arbeit an, aber wir theilen Froude's Ansicht von dem Charakter Heinrich's VIII. nicht. Wir geben unbedingt zu, daß er als König England wichtige Dienste geleistet hat, aber wir sind keineswegs geneigt, den Fürsten, was seinen Privatcharakter betrifft, für ein Muster und seine Opfer als Schuldige anzusehen. Auch weichen wir in einigen Punkten, die das Detail betreffen, von diesem gelehrten Historiker ab und haben das zum Theil in den Noten angegeben. Aber jedermann muß Herrn Froude für den Gebrauch, welchen er von den ihm zu Gebote stehenden Documenten gemacht hat, für die geistvolle Behandlung der Geschichte Dank wissen, und wir haben mit inniger Freude wahrgenommen, ein wie günstiges Urtheil er in dieser letzten Schrift über die Reformation fällt.

Der Verfasser kehrt darauf, nachdem er von England gesprochen, zur Geschichte Genf's zurück, und man wird vielleicht finden, daß er dieselbe ausführlicher berichtet hat, als für eine allgemeine Geschichte der Reformation erforderlich war. Der Verfasser muß zugeben, daß in dieser Bemerkung etwas Wahres liegt. Er könnte freilich erwiedern, daß nach den Principien, welche den Charakter des Schönen bestimmen, häufig die Ereignisse, welche in dem beschränktesten Raume sich zutragen, das lebhafteste Interesse erregen, er könnte hinzufügen, daß der eigenthümliche Charakter der Genfer Reformation, in welcher man zugleich die politische Freiheit und den evangelischen Glauben triumphiren sah, für unsern Zeitraum von besonderer Bedeutung sei, er könnte daran erinnern, daß, wenn er von Genf zu viel geredet hat, dies geschehen ist, weil er die Stadt kennt und liebt. Würde doch jeder es von einem Botaniker natürlich finden, wenn er, ohne die Pflanzen des übrigen Erdkreises außer Acht zu lassen, doch vorzugsweise die Pflanzen der Zone zu beschreiben sich bemüht, in der er selbst lebt, sollte es denn da nicht auch einem Genfer erlaubt sein, von jenen Blüthen zu reden, welche die Ufer seiner Heimath geschmückt haben und deren Duft weit in die Welt hinausgedrungen ist. Indessen, der Verfasser wiederholt: er beugt sich schweigend und läßt das Urtheil über sich ergehen.

Für diesen Theil unserer Arbeit haben wir wie früher aus den zuverlässigsten Handschriften des 16. Jahrhunderts geschöpft, unter denen die Protokolle des Genfer Staatsraths obenan stehen. Von den neuen Quellen, welche wir durchforscht haben, nennen wir ein wichtiges Manuscript, welches sich im Archiv zu Bern befindet und uns durch den Herrn Staatskanzler von Stürler zur Verfügung gestellt worden ist. Dieser Folioband von 430 Seiten enthält die Prozeßakten des Inquisitionsgerichtshofes von Lyon, welcher Baudichon de la Maisonneuve wegen Ketzerei verurtheilte. Um nicht zu lang zu werden, haben wir viele interessante Nachrichten, welche dies Document enthält, übergehen müssen, und wir hätten vielleicht noch mehr abgekürzt, hätte uns nicht der Gedanke geleitet, daß die Einzelheiten dieses Prozesses noch nicht Eigenthum der Geschichte geworden sind, und über drei Jahrhunderte in dem Berner Archive geruht haben.[2]) De la Maisonneuve war der weltliche Führer der Genfer

[1]) History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth by J. A. Froude. 1858.

[2]) Herr Gaberel hat einige auf Genf bezügliche Stellen aus diesem Manuscripte angeführt.

Reformation: „der Hauptmann der Lutheraner," wie ihn die Zeugen in ihren Aussagen häufig nennen. Die Rolle, welche er in der Reformation Genf's gespielt hat, ist nicht genügend gewürdigt worden. Ohne Zweifel hat ihn eine gewisse Leidenschaftlichkeit des Charakters in seinen Handlungen bisweilen zu weit geführt, aber seine Liebe zur Wahrheit, sein unbezwinglicher Muth, seine unermüdliche Thatkraft machen ihn zu einer der hervorragendsten Persönlichkeiten der Reformation. Der Name de la Maisonneuve existirt in Genf nicht mehr, aber eine große Anzahl der ältesten und angesehensten Familien stammen entweder in direkter oder in Seitenlinien von ihm ab.[1])

Ein anderes Manuscript hat uns in den Stand gesetzt, den eigentlichen Hauptzweck der Gesandtschaft kennen zu lernen, welche bei Franz I. um die Befreiung Baudichon de la Maisonneuve's nachsuchte. Das Haupt dieser Gesandtschaft war Rudolf von Diesbach; Herr Ferdinand von Diesbach in Bern hat die Güte gehabt, uns das handschriftliche Archiv seiner Familie zur Verfügung zu stellen; der ganze Hergang, welchen wir daraus ersehen haben, scheint uns nicht dazu angethan, uns einen hohen Begriff von der edlen Gesinnung des Königs zu geben.

Der Plan Franz I. und Melanchthon's, welcher in dem Frankreich und Deutschland gewidmeten Theile dieses Bandes berichtet wird, und die bis jetzt in unserer Sprache nicht bekannten Briefe, welche darauf Bezug haben, scheinen uns der Aufmerksamkeit ernster und aufgeklärter Leser würdig zu sein.

Wir schließen mit Italien. Sehr gerne hätten wir in diesem Bande Calvin's Reise nach Ferrara, so wie auch seine Ankunft in Genf erzählt, aber die eingehende Beschäftigung, welche diesmal andere Länder in Anspruch nahmen, gestattete uns nicht, die Genfer Reformation bis zu diesem Zeitraume fortzuführen. Zwei ausgezeichnete Männer, deren Talent und Arbeiten wir hochschätzen, Herr Albert Rilliet aus Genf und Herr Julius Bonnet aus Paris, haben neuerdings wegen Calvin's Reisen über die Alpen einen Streit geführt. Herrn Rilliet's Broschüre: Zwei dunkle Punkte in dem Leben Calvin's (Deux points obscurs de la vie de Calvin) ist besonders herausgegeben worden, Herrn Bonnet's Antwort, betitelt Calvin in Italien (Calvin en Italie), ist in der Revue chrétienne 1864, S. 461, und in dem Bulletin de la Société de l'histoire du Protestantisme français, 1864, S. 183 erschienen. Rilliet leugnet, daß Calvin überhaupt in der Stadt Aosta gewesen sei, Bonnet behauptet es. Leider fehlen einige Daten, um eine kleine Anzahl nebensächlicher Punkte zu entscheiden, aber die Hauptsache selbst, die Reise Calvin's nach Aosta, scheint außer allem Zweifel, und wenn wir bis zu diesem Abschnitte in dem Leben des Reformators gekommen sind, werden wir die unserer Ansicht nach unwiderleglichen Beweise geben, welche jeden Unparteiischen überzeugen müssen.[2])

---

[1]) Ein Freund des Verfassers, Herr Charles Eynard, hat demselben die Stammtafeln der Nachkommen B. de la Maisonneuve's mitgetheilt, auf welchem sich außer einer großen Menge Genfer Namen auch manche Namen ausländischer Familien befinden, die De Constant-Rébecque aus Holland, die de Gasparin, die de Staël und andere vornehme französische Familien, welche durch die Necker von B. de la Maisonneuve abstammen.

[2]) Wir hätten diesen Streit nicht erwähnt, wenn wir nicht bei Gelegenheit des

Ehe der Verfasser von Calvin's Aufenthalt in Ferrara erzählte, mußte er die Bewegung schildern, welche seit dem Beginn der Reformation in Italien stattgefunden hatte. Genöthigt, sich wegen des Umfanges seiner Aufgabe zu beschränken, wollte er sich anfangs nicht mit den Ländern beschäftigen, in denen die Reformation schließlich erstickt worden ist, wie in Italien und Spanien. Indessen, als er das Leben, welches sich damals inmitten jener Völker zu regen begann, genauer kennen lernte, erschien ihm dasselbe so herrlich und anziehend, daß er sich nicht hat entschließen können, dasselbe mit Stillschweigen zu übergehen. Unter den ältesten Ausgaben der Bücher dieses Zeitraums, welche er benutzt hat, muß er ein Exemplar der Werke Aonio Paleario's (1552) nennen, welches der Herr Marquis Crésie aus Neapel unlängst der Bibliothek der evangelisch-theologischen Schule zu Genf zum Geschenke gemacht hat. In diesem Bande fehlen die Blätter von Seite 311 bis Seite 344, und unten auf Seite 310 befinden sich die geschriebenen Worte: Quae desunt pagellae sublatae fuerunt de mandato Rev. Vicarii Neap. Das war dem Verfasser sehr unangenehm, der diese Seiten um so mehr zu lesen wünschte, weil der Inquisitor sie herausgeschnitten hatte. Glücklicherweise hat er sie in einer holländischen Ausgabe, welche dem Herrn Professor André Cherbuliez gehört, wieder aufgefunden.

Einige haben gemeint, die politische Freiheit nähme in den ersten Bänden dieser Geschichte einen zu großen Platz ein, allein wir haben der Zeit, in welcher wir leben, einen guten Dienst zu leisten geglaubt, indem wir die Coexistenz der bürgerlichen Emancipation und der evangelischen Reformation in Genf hervorhoben. Es giebt gebildete, charakterfeste, aber ungläubige Leute, welche sich nach unserer Ansicht über die Ursachen, die sie vom Christenthume trennen, im Irrthum befinden. Nach ihrer Meinung kommt es daher, weil die Kirche, deren Haupt Rom ist, den Rechten der Völker feindlich gegenübersteht. Mancher von ihnen hat gesagt, die Religion könnte Festigkeit und ewige Dauer erlangen, wenn sie der Freiheit die Hand reichte. Ist sie denn aber nicht in der Schweiz, in England und in den vereinigten Staaten mit der Freiheit vereinigt? Warum sähe man dann nicht überall, und besonders in Frankreich wie in den eben angeführten Ländern, die Religion, welche die Rechte Gottes achtet, mit der Politik Hand in Hand gehen, welche die Rechte der Völker achtet? Nicht die Encyklika Pius IX. verlangt das Evangelium zum Gefährten, sondern die Freiheit. Das Evangelium bedarf der Freiheit und die

---

Datums von Calvin's Abreise mit in denselben verwickelt worden wären. Ein Komma, welches sich auf Seite 252, Zeile 6, im dritten Bande unseres Werkes befindet, scheint den 23. August als den Tag der Abreise Calvin's anzugeben. Dieses Interpunktionszeichen befand sich nicht in unserm Manuscript, und der Sinn, welcher dadurch hervorgerufen wird, ist unzulässig. Herr Rilliet selbst wirft, nachdem er diese Angabe in Betracht gezogen hat, die Frage auf, „ob man dieselbe nicht einem unbescheidenen Komma zuschreiben müsse, dessen Vorhandensein dem Verfasser entgangen sei." Uebrigens sind wir mit Herrn Rilliet geneigt zu glauben, daß Calvin's Reise nach Italien später stattfand, als man gewöhnlich annimmt; wenn auch diese unsere Ansicht auf andern Gründen beruht, als er sie angiebt.

Nach dieser Erklärung des Herrn Verfassers ist auch in dem 3. Bande der deutschen Ausgabe auf S. 178, Zeile 31 statt: Bald darauf, am 23. August zu lesen: **Kurz nach dem 23. August** ꝛc. A. d. U.

Freiheit des Evangeliums. Die Völker, welche nur eines dieser beiden Lebenselemente haben, sind krank, die Völker aber, welche weder das eine noch das andere besitzen, sind todt.

„Die größte Absurdität, die sich denken läßt," hat einer der bedeutendsten Philosophen, einer der edelsten Geister unserer Zeit, Herr Jouffroy gesagt, „wäre, zu glauben, daß dies Leben alles sei. Ich kenne keine größere in irgend einem Zweige des Wissens." Sollte es indessen nicht eine andere Absurdität geben, die man mit Fug und Recht jener an die Seite stellen könnte? Derselbe Philosoph sagt hinsichtlich des Zustandes nach diesem Leben: „Die Wissenschaft und die Philosophie sind nach 2000 Jahren nicht zu einem einzigen fest angenommenen sichern Resultate gelangt."[1] Demnach stellen wir der von Herrn Jouffroy angeführten Absurdität mit völliger Sicherheit eine andere als die zweite der größten Absurditäten, die sich denken lassen, an die Seite. Dieselbe besteht darin, nach diesen 2000 Jahren unfruchtbarer Arbeiten zu glauben, daß es einen andern Weg als das Christenthum gebe, um das unsichtbare und ewige Leben kennen zu lernen und zu besitzen. Die Hauptthatsache der Geschichte der Religion und der Geschichte der Welt: Gott hat sich geoffenbart im Fleische, das ist der himmlische Strahl, der uns dies Leben enthüllt und verschafft. Wir wissen, daß ein Wind des Unglaubens viele edle Seelen, die sich nach etwas besserem sehnen, und denen durch Christus die Pforten der Ewigkeit aufgethan sind, auf öde Steppen verschlagen hat, aber wir hoffen, daß dieser Fall nur vorübergehend sein wird und daß viele von oben her erleuchtet, der sie umgebenden Wüste den Rücken wenden und ihren Blick mit dem Ausrufe gen Himmel richten werden: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!"

Man muß, wie Jouffroy gesagt hat, wieder anfangen zu suchen, aber erst, fügt er hinzu, muß man den verborgenen Fehler erkennen, welcher bis dahin alle Bemühungen fruchtlos gemacht hat. Dieser verborgene Fehler besteht darin, daß man die Frage nur vom geistigen und theoretischen Gesichtspunkte aus betrachtet hat, während es unumgänglich nothwendig ist, sie vom praktischen Gesichtspunkte aus zu prüfen und eine individuelle That daraus zu machen. Die Sache, um die es sich handelt, ist von allgemein menschlichem und nicht blos von philosophischem Interesse. Sie berührt nicht nur den Verstand, sondern das Gewissen, den Willen, das Herz, das Leben. Der verborgene Fehler ist der, daß wir nicht in uns das Uebel erkennen, welches uns von Gott trennt, und außer uns den Heiland, der uns zu ihm führt. Der königliche Weg, um dies unsichtbare und ewige Leben zu erkennen und zu besitzen, ist die Erkenntniß und der Besitz dieses Menschensohnes, dieses Gottessohnes, dessen heilige Autorität gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich

Merle d'Aubigné.

La Graveline, Eaux-Vives, Genf, März 1866.

---

[1]) S. die Werke Jouffroy's und die Revue des deux-Mondes vom 15. März 1865.

Geschichte

der

Reformation

in

Europa

zu den

Zeiten Calvin's.

Sechstes Buch.

England beginnt sich von der päpstlichen Herrschaft zu befreien.

Erstes Kapitel.

Die Nation und ihre verschiedenen Parteien.

(Herbst 1529.)

In dem Zeitraum, mit dem wir uns beschäftigen, beginnt England sich von dem Papste loszusagen und seine Kirche zu reformiren. Wolsey's Sturz scheidet in der Geschichte dieses Landes die alte und die neue Zeit.

Allmählich erweiterte sich dort der Gesichtskreis der Laien; auch den Kindern der Armen wurde ein gewisser Unterricht zu Theil; die Universitäten wurden von den höheren Klassen stark besucht, und der König war vielleicht der gelehrteste Fürst in der Christenheit. Zu gleicher Zeit sank das Ansehen der Geistlichkeit. Denn der Klerus war durch seine eigenen Siege geschwächt und verdorben, und als die Engländer beim Beginn des Jahrhunderts erwachten und endlich die Augen öffneten, wurden sie mit Abscheu erfüllt gegen den Hochmuth, die Unwissenheit und die Unsittlichkeit der Priester.

So strebte der angelsächsische Stamm, der eifersüchtig seine Freiheiten zu wahren suchte, nach der Gründung einer nationalen unabhängigen Kirche, die aber die Lehren des Katholicismus beibehalten sollte, während die französische Nation, durch den Namen der ältesten Tochter Roms geschmeichelt, die Vereinigung mit dem Papstthum aufrecht erhalten wollte. In Heinrich VIII. fand jenes Bestreben Englands seinen Ausdruck, und es erlosch nicht mit ihm, ja es dürfte nicht schwer halten, noch heutigen Tages einige Spuren desselben zu finden.

Indessen gab es damals auch andere Elemente in England, die geeignet waren, eine bessere Reformation hervorzurufen. Schon im 14. Jahrhundert war durch Wycleff und seine Schüler die heilige Schrift übersetzt, durchforscht, verbreitet und gepredigt worden, und sie war es, die durch die Herausgabe des Testamentes von Erasmus und durch die Uebersetzungen von Tyndale und Coverdale das mächtige Werkzeug einer wahrhaftigen evangelischen Erweckung wurde — sie schuf die schriftgemäße Reformation.

Diese ersten Keime rührten nicht von Calvin her; er war damals noch zu jung; aber Tyndale, Fryth, Latimer und die andern Evangelisten aus der Regierungszeit Heinrich's VIII., die durch dasselbe Wort gebildet waren wie der Genfer Reformator, waren seine Brüder und Vorläufer. Später übten seine herrlichen Schriften, seine Briefe an Eduard VI., an den Regenten, an den Primas, an Sir W. Cecil und Andere unstreitig einen Einfluß auf die Reformation dieses Landes. Man findet dort Beweise von der Hochachtung, welche die geistvollsten Männer Englands für diesen einfachen tiefinnerlichen und muthigen Mann hegten, den in Frankreich selbst Schriftsteller, die dem Protestantismus nicht angehörten, für den größten Christen seines Jahrhunderts erklärt haben.[1])

Eine religiöse Reformation kann zwiefacher Natur sein, nämlich innerlich oder evangelisch, und äußerlich oder gesetzlich. Die evangelische Reformation hatte in England zu Cambridge und Oxford fast zur nämlichen Zeit wie in Deutschland begonnen, die gesetzliche Reformation sollte in Westminster und Whitehall ihren Anfang nehmen. Studenten, Pastoren und Laien, die ein Strahl von oben erleuchtete, hatten die erstere angeregt, während die letztere durch Heinrich VIII. und sein Parlament auf eine zuweilen etwas soldatische Weise eingeführt werden sollte. England hat mit der geistigen Reformation begonnen, aber die andere hatte auch ihre Berechtigung. Es gibt Leute, welche die Reformation in Deutschland begeistert, während sie von der in England verächtlich reden, die da sagen: Ihr Urheber ist ein König und noch dazu ein König, welcher sich von seinen Leidenschaften hat lenken lassen. Wir haben den schriftgemäßen Theil dieser großen Umgestaltung in den Vordergrund gestellt; aber wir lassen nicht außer Acht, daß im 16. Jahr-

---

[1]) Wegen dieser Briefe Calvin's s. Bonnet, Lettres françaises de Calvin, I, p. 261, 305, 332, 345, 374. — Zurich Lettres, II, p. 70, 785 etc.

hundert, wie ein Prophet sagt, nothwendig „die Könige ihre Pfleger und die Fürstinnen ihre Säugammen“ [1]) werden mußten, damit sie in diesem Volke festen Fuß faßte. Sollten verschiedene Reformen stattfinden, sollte Gott neben der deutschen Innerlichkeit, der helvetischen Einfachheit und noch anderen Abstufungen einen Protestantismus gründen, der mit starker Hand und weitreichendem Arme ausgestattet wäre; sollte es eine Nation geben, die mit großer Leichtigkeit und mit gewaltiger Macht das Evangelium bis ans Ende der Welt hinaustrüge: so bedurfte es besonderer Hebel zur Errichtung dieses starken Baues, und die Kräfte des Volkes, das Haus der Gemeinen, die Lords, ja der König, jeder mußte seinen Theil daran haben. In Frankreich geschah nichts Aehnliches; die Fürsten und die Parlamente widersetzten sich der Reformation, und daher kommt hauptsächlich der Unterschied zwischen diesen beiden großen Nationen; denn Frankreich hatte in Calvin einen kräftigeren Reformator, als England je einen besessen hat. Doch bedenke man wohl, daß es das 16. Jahrhundert ist, von dem wir reden. Seitdem ist das Werk fortgeschritten; wichtige Umwälzungen sind in der Christenheit vor sich gegangen; Staat und Kirche müssen immer bestimmter abgegrenzt, immer unabhängiger werden, und gern sagen wir mit Pascal: „Wie schön steht es um die Kirche, wenn sie nur von Gott gestützt wird!“

In England vereinigten sich zwei entgegengesetzte Elemente, der reformatorische Liberalismus des Volkes und die fast absolute Macht des Königs, um die gesetzliche Reformation zu vollführen. Oft sah man auf dieser wunderbaren Insel diese beiden rivalisirenden Mächte mit einander gehen, oft sah man den Liberalismus der Nation gewisse Siege erringen, während der Despotismus der Könige andere davon trug; oft einigten sich König und Volk, um sich Zugeständnisse zu machen. Und inmitten solcher Compromisse hütete die kleine evangelische Heerde, die bei diesen Angelegenheiten keine Stimme hatte, gewissenhaft den ihr anvertrauten Schatz, das Wort Gottes, die Wahrheit, die Freiheit und die christliche Tugend. Aus allen diesen Elementen entstand die anglikanische Kirche. Man hat wohl gesagt, es sei eine seltsame Kirche, und seltsam ist sie in der That, denn was die Theorie betrifft, so gibt es

---

[1]) Jesaias 49, 23.

keine einzige, die so unvollkommen dem Ideal der Kirche entspricht; aber es gibt auch keine, deren Glieder mit mehr Nachdruck und in großartigerem Maßstabe die Zwecke verfolgen, um derentwillen Christus sein Reich gegründet hat.

Kaum hatte Heinrich VIII. sich geweigert, nach Rom zu gehen, um seine Sache zu führen, als er die Wahl eines Parlamentes anordnete (25. Sept. 1529). Wolsey's Unbeliebtheit beim Volke hatte ihn daran gehindert, jetzt zwang ihn die Macht der Umstände dazu. In dem Augenblicke, wo er sich vom Papste lossagen wollte, fühlte er die Nothwendigkeit, sich auf das Volk zu stützen. Kein Land aber kann Rom gegenüber einen Schritt der Unabhängigkeit thun, ohne daß die Freiheit dabei gewönne. War demnach der heiligen Schrift (in England) das Wort zugestanden, so war es natürlich, daß dasselbe nun auch dem Volke und seinen Repräsentanten gewährt wurde, um die Angelegenheiten des Staates gleichfalls zu ordnen. So gerieth alles im Reiche in Bewegung, und verschiedene Parteien traten hervor.

Die Anhänger des Papstthums erschraken. Fisher, der Bischof von Rochester, der schon sehr in Unruhe war, gerieth in große Bestürzung, als er hörte, daß man Laien berief, um ihre Meinung über die religiöse Sachlage abzugeben. In den Palästen der Bischöfe, in den Presbyterien der Priester und in den Zellen der Mönche bemächtigte sich Aufregung der Gemüther. Die Anhänger Roms besuchten sich gegenseitig, besprachen sich über das, was zu thun sei, und kehrten dann aus diesen Zusammenkünften heim, indem sie nur Niederlagen träumten und voraussahen. Du Bellay, damals Bischof von Bayonne, später von Paris, Gesandter des Königs von Frankreich in London, war Augenzeuge dieser ganzen Aufregung und schrieb an Montmorency: „Ich glaube wohl, daß die Priester sich (über das Parlament) gewaltig beunruhigen werden." [1]) Die ehrgeizigen Geistlichen begannen einzusehen, daß der geistliche Stand, der ihrem Avancement in der politischen Laufbahn so günstig gewesen war, jetzt ein Hinderniß sein würde. „Ach!" rief einer von ihnen, „wir werden unser Mönchsgewand an den Nagel hängen müssen." [2])

---

[1]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 378.

[2]) *Ibid.*

Indessen erholte sich der Klerus, der fest entschlossen war, Rom treu zu bleiben, allmählich wieder. An seine Spitze stellte sich ein Prälat. Fisher, der gelehrte, geistvolle, kühne, aber etwas fanatische Bischof von Rochester, war aufrichtig in seiner Ueberzeugung und entschlossen, alles für die Aufrechthaltung des Katholicismus in England zu opfern. Höchst unzufrieden mit dem Wege, den sein erhabener Zögling, der König Heinrich, eingeschlagen hatte, verzweifelte er doch nicht an der Zukunft und wandte in aufrichtiger Herzensmeinung auf das Papstthum das Wort des Erlösers an, daß die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen sollen.

Fisher's Hoffnungen wurden noch bestärkt durch eine neue Handlung des Königs: Thomas Morus war zum Kanzler ernannt worden. Freilich bedauerte der Bischof von Rochester es, daß der König dieses Amt nicht einem Geistlichen gegeben hatte, wie es gebräuchlich war; allein er sagte sich, daß ein der Kirche so ganz ergebener Laie, wie der neue Kanzler, ihm in diesen seltsamen Zeiten vielleicht nützlicher werden konnte, als ein Priester. Hatte das Papstthum wirklich etwas zu fürchten mit einem Fisher in der Kirche und einem Morus im Staate? (Morus, der geistlicher gesinnt und heftiger war als Wolsey trotz seines milden Utopien?) Die ganze römische Partei scharte sich um diese beiden Männer und schickte sich an, mit ihnen die Reformation zu bekämpfen.

Dieser hierarchischen Partei gegenüber stand die politische Partei, in deren Augen der Wille des Königs als höchstes Gesetz galt. Der Herzog von Norfolk, Präsident des Rathes, der Vicepräsident Herzog von Suffolk, Sir William Fitz William der Großadmiral, und die, welche ihre Gesinnung theilten, waren der Herrschaft des Klerus entgegen; nicht aus Liebe zur wahren Religion, sondern weil sie die Vorrechte des Staates durch den Ehrgeiz der Priester bedroht glaubten, oder vielmehr weil sie selbst nach Macht und Ehre strebten und sich ärgerten, auf ihrem Wege stets unersättlichen Geistlichen zu begegnen.

Zwischen diesen beiden Parteien zeigte sich damals noch eine dritte, auf welche die Bischöfe und Herren nur mit Verachtung herabsahen, der aber der Sieg zu Theil werden sollte. In Städten und Dörfern Englands, und besonders in London, gab es damals schlichte Männer, in denen ein neues Leben erwacht war: arme Handwerker, Weber, Buch-

binder, Krämer, Maler, die dem Worte Gottes geglaubt und dadurch die sittliche Freiheit erlangt hatten. Am Tage gingen sie ihren verschiedenen Berufsgeschäften nach, Abends aber schlichen sie in irgend eine enge Straße, traten in einen Hof ein, und in einem hochgelegenen Zimmer, wo schon andere Personen versammelt waren, lasen sie die heilige Schrift mit einander und beteten. Bisweilen sah man sie sogar am Tage Bürgern, die ihnen geneigt schienen, gewisse Bücher zutragen, die der verstorbene Herr Kardinal strenge verboten hatte. Unter dem Namen: der „Gesellschaft christlicher Brüder" [1]) zusammengetreten, hatten sie zu London einen Centralausschuß, und überall verbreiteten ihre Evangelisten die heiligen Schriften und legten in schlichter Einfachheit ihre Lehren aus; ja auch einige Priester in Stadt und Land gehörten ihnen an.

Diese christliche Brüderschaft übte auf das Volk große Macht aus und begann anstatt der gesetzlichen und theokratischen Ideen des Papstthums die geistigen und belebenden Principien des Evangeliums zu verbreiten. Die frommen Männer forderten eine sittliche Erneuerung, drangen in ihre Zuhörer, sie möchten durch den Glauben an den Heiland in innige Gemeinschaft mit Gott treten, ohne die Vermittelung des Klerus in Anspruch zu nehmen; und ihre Zuhörer, voll Freude, daß man zu ihnen von Wahrheit, Gnade, Sittlichkeit und Freiheit redete, nahmen ihre Lehren an. So begann ein neuer Zeitabschnitt.

Man hat behauptet, die Reformation sei durch eine Hinterthür in England eingedrungen. Keineswegs, es war durchaus die rechte Thür, welche diese Evangelisten öffneten, die noch vor dem Bruche mit Rom Christi Lehre predigten.[2]) Umsonst spricht man uns immer wieder von den Leidenschaften Heinrich's VIII., von den Intriguen seiner Höflinge, von dem Aufwand seiner Gesandten, von der Gewandtheit seiner Minister, von der Nachgiebigkeit seines Klerus, von dem Schwanken seines Parlamentes; — wir werden selbst davon zu reden haben — aber über dem allen stand etwas Höheres und Besseres: der Durst nach dem Worte Gottes, welcher sich auf der Insel kund gab und die innerliche Umwandlung, welche in der Ueberzeugung einer großen Anzahl seiner

[1]) The Society of Christian brothers. (Roll's House, msc.)

[2]) »Certain preachers who presumed to preach openly or secretly, in a manner contrary to the catholic faith.« (Fox, Acts, IV, p. 677.)

Bewohner vor sich ging. Dies war es, was eine gewaltige Revolution in der brittischen Bevölkerung bewirkte.

Während der Zeit, welche zwischen dem Befehl des Königs und dem Zusammentritt des Parlamentes verfloß, kamen in England die entgegengesetztesten Stimmungen zu Tage. Ueberall war von gegenwärtigen und zukünftigen Ereignissen die Rede, und man hatte allgemein das Gefühl, daß man sich am Vorabende großer Umwandlungen befände. Die Mitglieder des Parlamentes, welche in der Hauptstadt anlangten, vereinigten sich an demselben Tische, um sich über die Tagesfrage zu besprechen. Die großen Herren gaben glänzende Gastmähler, bei denen man von den Mißbräuchen der Kirche, von der bevorstehenden Parlamentssitzung und dem muthmaßlichen Resultat aller dieser Dinge redete.[1]) Da erzählte ein Gast schlagende Beispiele von der Habsucht der Priester; ein anderer erinnerte boshaft an das seltsame Vorrecht, welches denselben gestattete, ungehindert Sünden zu begehen, die sie bei andern strenge bestraften. „Ja," hieß es, „es gibt sogar in London schlechte Häuser eigens für Mönche, Priester und Stiftsherren."[2]) — „Und man will uns zwingen, solche Menschen als Führer anzunehmen auf dem Wege zum Himmel!" . . . Du Bellay, der französische Gesandte, ein Gelehrter, der, obwohl er Bischof war, Rabelais als seinen Sekretär an seine Person gefesselt hatte, wurde häufig zu diesen von den Vornehmen veranstalteten Festen eingeladen und horchte aufmerksam auf die witzigen, oft sehr beißenden Bemerkungen der Gäste gegen die Priester und ihre Ausschweifungen. Eines Tages rief eine Stimme: „Da Wolsey gefallen ist, müssen wir unverzüglich den Zustand der Kirche und ihrer Diener ordnen: Wir wollen ihnen alle ihre Güter nehmen . . . ." Du Bellay verfehlte nicht, als er heimgekehrt war, dies alles an Montmorency zu schreiben. „Wahrlich," setzte er hinzu, „ich brauche Euch diese seltsamen Worte nicht in Chiffern mitzutheilen, denn die edlen Lords rufen sich dieselben laut über den Tisch zu. Ich glaube, sie werden schöne Streiche machen."[3])

Die bedeutendsten Abgeordneten der Gemeinen hatten ernstere

---

[1]) Le Grand, Preuves du Divorce. — Du Bellay à Montmorency, p. 374.

[2]) »Communis pronuba inter presbyteros, fratres, monacos et canonicos.« Hall, Criminal Causes, p. 28.)

[3]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 374.

Zusammenkünfte. Sie waren einig, daß man genug geredet habe, und daß es jetzt zu handeln gelte. Sie zählten die Mißbräuche einzeln auf, deren Abstellung man fordern müsse, und bereiteten die Reformvorschläge vor, die sie dem Könige überreichen wollten.

Diese Bewegung fand bald aus den Kreisen der Großen auch ihren Weg in die des Volkes, und wenn diese Kreise jederzeit wichtig sind, so sind sie es ganz besonders, wenn es sich um eine sociale Umwälzung handelt. Die kleinen Kaufleute und Gewerbtreibenden redeten noch viel energischer als die Lords. Ja sie thaten mehr als reden. Als einmal ein Beamter des Bischofs von London in den Laden eines Krämers des Quartiers St. Bride trat und eine Citation auf den Tisch legte, die den Mann aufforderte, irgend eine geistliche Abgabe zu leisten, da nahm der Kaufmann unwillig seine Elle; der Beamte zog nun freilich den Degen, dann aber ergriff er, sei es aus Furcht, oder weil er ein böses Gewissen hatte, die Flucht. Der Krämer verfolgte ihn, fiel ihn auf der Straße an und schlug ihn zu Boden. Die Bürger von London hatten noch keinen rechten Begriff von dem Repräsentativsystem; sie brauchten ihre Stöcke, ohne die Reden ihrer Deputirten abzuwarten.

Der König aber duldete diese Aufregung, weil sie seinen Absichten förderlich war. Freilich unterließ man nicht, ihm anzudeuten, daß es gefährlich sei, den Leidenschaften des Volkes freien Lauf zu lassen, und daß die Engländer bei ihrer großen physischen Kraft und ihrem entschlossenen Charakter in den Reformen sehr weit gehen könnten, wenn der Fürst ihnen den Zügel schießen ließe. Aber Heinrich VIII., der einen energischen Willen besaß, dachte, es würde ihm ein Leichtes sein, diese Aufregung im Volke zu dämpfen, wann er nur wollte. War es nicht genug, daß Jupiter die Stirne runzelte, um den Olymp zu erschüttern?

Zweites Kapitel.

Das Parlament und seine Beschwerden.

(November 1529.)

Am Morgen des 3. November legte Heinrich VIII., der sich damals im Palaste Bridewell befand, seine bei großen Ceremonien übliche Staatskleidung an, bestieg darauf mit den Herren seines Gefolges die

Gala-Barke, welche seiner wartete, und fuhr nach der Black-Friars-Kirche, wo die Mitglieder des Parlamentes versammelt waren. Nachdem man dort die Messe des heiligen Geistes gehört hatte, begaben sich der König, die Lords und die Gemeinen nach Westminster; der König bestieg den Thron, und sein neuer Kanzler Thomas Morus setzte die Gründe der Zusammenberufung auseinander. Thomas Audley, Bevollmächtigter des Herzogthums Lancaster, wurde zum Sprecher, d. h. zum Präsidenten des Unterhauses ernannt.

Im Allgemeinen begnügte sich das Parlament damit, den Vorschlägen der Regierung beizutreten. Die Magna Charta existirte freilich schon lange; aber bisher war sie kaum etwas anderes als ein todter Buchstabe gewesen. Die Reformation gab ihr Leben. „Christus versetzt uns aus der Knechtschaft in die Freiheit durch das Evangelium," sagt Calvin.[1]) Diese Befreiung, die dem Wesen nach eine geistige war, dehnte sich bald auf andere Sphären aus und rief in der Christenheit einen Aufschwung zur Freiheit hervor. Selbst in England war ein Antrieb nöthig. Ohne Zweifel existirte die constitutionelle Maschine schon unter den Plantagenets und Tudors, sie bewegte sich aber kaum anders, als in der Richtung, welche die mächtige Hand des Herrschers ihr gegeben hatte. Ohne die Reformation hätte England noch lange schlafen können.

In diesem Parlamente von 1529 machte sich zum ersten Male fühlbar, wie die religiöse Wahrheit die bis dahin schlummernden Rechte des Volkes zum Leben erweckte. Die erwählten Abgeordneten theilten die Ideen, welche das Volk lebhaft beschäftigten, und nahmen ihren Platz im Parlamente mit dem festen Entschlusse ein, die nothwendigen Reformen in den staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten herbeizuführen. Und in der That hoben mehrere Mitglieder schon am ersten Tage die Mißbräuche der priesterlichen Herrschaft hervor und beantragten, dem König die Wünsche seines Volkes auszusprechen.

Die Gemeinen hätten selbst ans Werk gehen, sich in kühne Unternehmungen stürzen und so der Reformation einen gewaltsamen Charakter verleihen können, der den Staat in Verwirrung gebracht hätte, allein sie zogen es vor, den König zu bitten, daß er die nothwendigen Maß-

---

[1]) In Johannem, VIII, 36.

regeln ergreife, um die Wünsche der Nation zu verwirklichen; es wurde demnach eine Petition in ehrfurchtsvollen, aber deutlichen und kräftigen Ausdrücken votirt. Die Reformation hatte in England wie in der Schweiz und in Deutschland mit persönlichen Bekehrungen begonnen: zuerst ändert sich das Individuum, dann aber muß die Gesellschaft ein Gleiches thun, und die dazu nothwendigen Maßregeln konnten im 16. Jahrhundert nicht ohne die Theilnahme der Autorität getroffen werden. So war denn ein Volk im Begriff, in edler, freimüthiger Weise seinem Fürsten seine Beschwerden und Wünsche darzulegen.

An einem der ersten Tage erschienen der Sprecher und einige ihn begleitende Mitglieder im Palast. „Majestät,“ sagten sie, „es sind neuerdings viele Mißverständnisse und Unordnungen in Eurem Reiche vorgekommen, und es steht zu fürchten, daß diese Streitigkeiten von Tage zu Tage zunehmen und den Frieden Eurer Unterthanen stören werden. Hier sind die Gründe.“ [1])

Diese Anrede konnte nicht verfehlen, das Interesse des Königs zu erregen. Darauf begann der Sprecher der Gemeinen kühn die lange Liste der Klagen Englands zu enthüllen und sagte: „Königlicher Herr, die Prälaten Eures Reiches und ihre Geistlichen erlassen, wenn sie zusammenkommen, Verordnungen, für die sie weder Eure noch die Zustimmung Eures Parlamentes einholen.“

„Ferner wird eine große Anzahl Eurer Unterthanen, besonders die ärmsten, täglich genöthigt, vor den Bischöfen und deren Beamten zu erscheinen auf Anklage leichtfertiger Leute; sie werden um der geringfügigsten Ursachen willen excommunicirt und zu unerschwinglichen Geldstrafen verurtheilt. Die Bischöfe autorisiren die Priester, beträchtliche Summen von Euren Dienern zu erpressen, und im Falle der Verweigerung werden denselben die Sakramente vorenthalten.“

„Eure Prälaten verleihen täglich Beneficien an Knaben, die sie ihre Neffen oder Vettern nennen und die in Anbetracht ihres Alters unmöglich ihre Obliegenheiten verrichten können, zum großen Nachtheil der armen Seelen, die aus Mangel an Unterweisung zu Grunde gehen, aber zum großen Vortheil jener Prälaten, weil sie die Einkünfte solcher Pfründen in ihre Tasche stecken.“

---

[1]) Die Petition findet sich in den Manuscr. des Roll's House. (S. Froude History of England, I, p. 208, 214.)

„In Eurem Reiche werden eine Menge von Festen gefeiert, welche Eure Unterthanen zum Müßiggange, zu ausgelassenen Spielen, zu abscheulichen, verruchten Lastern verleiten.[1]) Wir bitten Ew. Majestät, die Zahl derselben zu verringern."

„Die Bischöfe lassen etliche Eurer Unterthanen in's Gefängniß bringen, ohne daß diese den Grund ihrer Einkerkerung oder auch nur den Namen ihrer Ankläger erfahren."

Bis zu diesem Augenblick waren die Gemeinen bei Fragen geblieben, die schon mehr als einmal verhandelt waren; sie fürchteten vor dem Vertheidiger des römischen Glaubens die Ketzerei zu berühren. Aber es waren in der Versammlung evangelische Männer zugegen, welche Zeugen der Leiden der Reformirten gewesen. So übernahm der Sprecher kühn die Vertheidigung der angeblichen Ketzer auf die Gefahr hin, den Unwillen des Königs zu erregen.

„Wie verfährt man mit diesen?" sagte er; „die Bischöfe legen ihnen gewisse spitzfindige Fragen vor über die tiefsten Geheimnisse unseres Glaubens und fangen so die einfältigen Männer, Laien, denen jegliche theologische Kenntniß abgeht. Sie lassen die Unglücklichen Vergehen beichten, welche sie niemals begangen haben; sie verdammen die Unschuldigen, oder wenn die Angeklagten das Vergehen leugnen, so finden die bischöflichen Commissäre Mittel und Wege, ehrlose Zeugen gegen sie aufzustellen,[2]) und liefern so das Opfer in die Hände der weltlichen Gerichtsbarkeit."

Der Sprecher begnügte sich aber nicht damit, das Uebel darzulegen, sondern fügte hinzu: „Nur Ihr, Majestät, seid im Stande, solchen Uebeln abzuhelfen. Thut es, königlicher Herr, und Ihr werdet nicht nur in hohem Grade unsere Liebe verdienen, Ihr werdet auch die königlichste Heldenthat,[3]) den größten Akt der Barmherzigkeit ausüben, zu welchem je ein Fürst das Beispiel gegeben hat."

Der König hörte diese Rede mit jener Würde an, die ihn charakterisirte, aber zugleich auch mit einem gewissen Wohlwollen. Er erkannte in der Petition des Hauses Forderungen, die der Billigkeit entsprachen

---

[1]) »Many great abominable an execrable vices.« (Petition of the Commons. *Ibid.*, I, p. 215.)

[2]) »Such witnesses are so sore defamed, of little truth or credence.« (Petition.)

[3]) »Ye shall do the most princely feat.« (*Ibid.*)

und der religiösen Unabhängigkeit förderlich sein konnten, nach welcher er strebte. Da er indessen nicht Willens war, für die Ketzerei Partei zu nehmen, so wählte er nur die schreiendsten Mißbräuche aus und forderte seine treuen Gemeinen auf, selbst Vorschläge zur Abhülfe zu machen. Darauf übersandte er die Petition den Bischöfen und verlangte, sie sollten sich wegen der gegen sie gerichteten Beschwerden verantworten; und er fügte hinzu, daß künftig nur seine Einwilligung ihren Anordnungen gesetzliche Kraft verleihen könne.

Diese königliche Mittheilung war für die Prälaten ein Donnerschlag. War es erhört, daß die Bischöfe, die Nachfolger der Apostel, auf die Anklagen der Vertreter des Volkes hin, von dem König aufgefordert wurden, sich gleich Verbrechern zu rechtfertigen .... vergaßen denn die Gemeinen Englands ganz, was es heißt, ein Priester sein? Die stolzen Geistlichen dachten nur an die unvertilgbaren Tugenden, welche sie nach ihrer Meinung durch die Priesterweihe empfangen hatten, und schlossen die Augen vor den Lastern ihrer schwachen Menschennatur; ihre Aufregung, ihr Erstaunen und ihr Zorn waren daher begreiflich. Die Reformation hatte auf dem Continent die Runde gemacht und kam nun vor Englands Thore; der König klopfte mächtig bei seiner Geistlichkeit an; was war da zu thun? Man war rathlos, man hielt Zusammenkünfte, las einmal über das andere die Denkschrift der Gemeinen durch, und die Bischöfe von Canterbury, von London, von Lincoln, von St. Asaph und Rochester gingen sie endlich Punkt für Punkt durch und widerlegten sie. Am liebsten hätten sie die Schrift in's Feuer geworfen, und das wäre nach ihrer Meinung die beste Antwort gewesen; allein der König wartete, und so erhielt der Bischof von Canterbury den Auftrag, ihm die nöthige Aufklärung zu geben. Dieser Prälat gehörte nicht der fanatischen Partei an; er war ein kluger Mann, und kaum hatte sich in England der Wunsch nach einer Reform kundgegeben, als er aus Furcht und Besorgniß eiligst seine Beichtkinder wenigstens in etwas zufriedenzustellen suchte, indem er allerlei Mißbräuche abstellte, die er dreißig Jahre lang geduldet hatte.[1]) Aber er war Priester, und zwar römischer Priester, und als solcher repräsentirte er eine unbeugsame Hierarchie. Gestärkt durch die Entrüstung seiner Collegen entschloß er

[1]) »Within these ten years I reformed many other things.« (Reply of the Bishops.)

sich, das bekannte Non possumus zu rufen, welches jedoch in England machtloser war als in Rom.

„Königlicher Herr", sagte er, „Eure Gemeinen werfen uns ein unchristliches Verhalten gegen Eure Unterthanen vor. Dahingegen tragen wir sie mit christlicher Liebe auf dem Herzen und haben uns beschränkt, nur über solche Gericht zu halten, die von dem verderblichen Gift der Ketzerei angesteckt sind. Sie dulden, hieße das nicht, sich gegen Christum auflehnen, der da gesagt hat: „Ich bringe Euch nicht den Frieden, sondern das Schwert?"

„Eure Gemeinen beklagen sich darüber, daß wir Gesetze erlassen, welche den Satzungen Eures Reiches zuwiderlaufen. Wir bedauern das ebensosehr wie sie. Wollten aber Ew. Majestät geruhen, unter Zustimmung des Volkes, Ihre Gesetze mit den unsrigen in Einklang zu bringen; so wird zwischen Euch und uns das völligste Einverständniß herrschen." [1])

„Eure Gemeinen beschuldigen uns, daß wir Leute, die der Ketzerei verdächtig sind, ins Gefängniß setzen, ohne sie überführt zu haben. Aber ist es denn unrecht, abtrünnige Mönche, zügellose Priester, bankerotte Kaufleute, müßige und ausschweifende Vagabunden zu bestrafen? Dazu fügt, wenn Ihr wollt, etliche einfältige und unwissende Seelen, die von jenen verführt worden sind."

„Eure Gemeinen beklagen sich, daß zwei Zeugen, selbst wenn dieselben ehrlos sind, genügen, um den Ruf, das Vermögen, das Leben Eurer Unterthanen bloszustellen. Zweifelsohne muß ja ein Richter im Allgemeinen auf den sittlichen Charakter der Zeugen sehen; aber wenn es sich um Ketzerei handelt, so ist das nicht nöthig; es genügt, daß die Aussage wahrscheinlich [2]) ist. Das ist ein allgemeines Gesetz in der Christenheit und hat noch nie Schaden angerichtet."

„Eure Gemeinen beschuldigen uns, daß wir unsern Neffen, ja sogar Kindern, die noch nicht sprechen können, Pfründen verleihen und die Einkünfte derselben während der Minderjährigkeit jener Knaben einziehen.

---

[1]) »Pray that your Highness will temper your gracious law accordingly, whereby shall ensue a most happy conjunction.« (The Answer of the ordinaries, Roll's House, msc., Froude I, p. 225.)

[2]) »In heresy no exception is necessary to be considered if their tale be likely.« (*Ibid.* p. 23.)

Was für ein Unrecht ist denn aber dabei, wenn wir sie zu ihrer Erziehung, zu ihrem Unterhalte verwenden oder im Allgemeinen zur Abhaltung des Gottesdienstes?"

Was das unordentliche Leben der Priester betrifft, so bemerkten die Prälaten, daß die Gesetze der Kirche es verdammten und über diesen Punkt folglich nichts weiter zu sagen sei.

Endlich benutzten die Bischöfe die Gelegenheit, um selbst als Ankläger aufzutreten und sagten: „Königlicher Herr, wir flehen in aller Demuth, auf den Knieen und aus tiefstem Herzen: Unterdrückt die Ketzerei!"

Das war die Vertheidigung des Katholicismus in England, und diese hätte allein genügt, um ihn zu verdammen.

Drittes Kapitel.

Reformen.

(Ende 1529.)

Die Antwort der Prälaten, die man in der königlichen Residenz, im Hause der Gemeinen, in den Versammlungsorten der Bürger, auf den Straßen Londons und auf dem Lande lebhaft besprach, erregte entschiedenen Unwillen. „Wie!" hieß es, „die Bischöfe klagen die frömmsten und thätigsten Christen Englands, einen Bilney, Fryth, Tyndale, Latimer des Müßiganges und der Unsittlichkeit an, deren sich ihre Mönche und Priester unaufhörlich schuldig machen? Umsonst haben die Gemeinen ihre Beschwerden mit Beweisen erhärtet, die Bischöfe antworten auf notorische Thatsachen, indem sie uns ihr scholastisches System zum Besten geben. Man greift ihren Wandel an, und sie verkriechen sich hinter ihre Theorieen, als ob nicht gerade das der Vorwurf wäre, den man ihnen macht, daß ihr Leben mit ihren Gesetzen im Widerspruch stehe. Sie sagen: „die Kirche hat keine Schuld." — Aber wir klagen auch nur über ihre Diener!"

Das Parlament nahm voll Unwillen kühn die Axt zur Hand, führte einen Streich gegen den Baum und hieb die vertrockneten und dürren Zweige ab. Schlag auf Schlag erschienen Bills, die den Klerus mit Wuth, das Volk mit Freude erfüllten. Als man über die Abgaben, die bei Erbschaftsfällen gefordert wurden, debattirte, entwarf ein Deputirter ein

erschütterndes Bild von der Habsucht und der Grausamkeit der Priester. „Sie haben kein Erbarmen," sagte er. „Wenn unglückliche Waisen nichts als eine elende Kuh zu ihrem Lebensunterhalt besitzen, als einziges väterliches Erbtheil, so legen die Priester eher Beschlag auf das Thier, als daß sie einen unrechtmäßigen Gewinn einbüßen." [1]) Die ganze Versammlung überlief ein Schauder, und es wurde der Geistlichkeit fortan verboten, bei Erbschaften irgend etwas von den Armen zu fordern.

„Das ist noch nicht alles," sagte ein anderer; „die Geistlichen sind im Besitz ansehnlicher Landgüter, und die Armen sehen sich genöthigt, ihnen für alles, was sie kaufen, unerhörte Preise zu zahlen. Sie sind alles auf der Welt, nur keine Prediger des Wortes Gottes und Hirten der Seelen. Sie kaufen und verkaufen Wolle, Tuch und andere Waaren. Sie errichten Lohgerbereien, halten Brauhäuser und Bierschenken; wie können sie inmitten aller solcher Geschäfte wohl ihren geistlichen Pflichten obliegen?" Der Besitz großer Ländereien, sowie die Professionen als Kaufleute, Gerber, Brauer 2c. wurden in Folge dessen den Geistlichen untersagt. Zu gleicher Zeit wurde es verboten, daß ein Priester mehrere Pfründen zugleich besäße (mancher unwissende Priester besaß deren zehn bis zwölf), und das Wohnen auf einer solchen Pfründe wurde zur Pflicht gemacht. Ferner bestimmten die Gemeinen, daß jeder, der von dieser Pflicht entbunden zu werden begehrte (und ginge er selbst mit seiner Bitte an den Papst), mit einer ansehnlichen Geldbuße bestraft werden solle.

Endlich sah die Geistlichkeit ein, daß man Verbesserungen eintreten lassen müsse. Es wurde den Priestern untersagt, Läden und Schenken zu halten, Würfel und andere Hazardspiele zu spielen, die Städte und Dörfer mit Jagdhunden an der Leine und mit Raubvögeln auf der Faust zu durchziehen, unehrbaren Schauspielen beizuwohnen und die Nächte in verdächtigen Häusern zuzubringen." [2]) Die sehr beunruhigte priesterliche Versammlung verhängte Strafen gegen solche Unordnungen, verdoppelte sie für den Ehebruch, verdreifachte sie für Blutschande. Die Laien aber fragten, wie es zuginge, daß die Kirche so lange gewartet habe, um

---

[1]) »Rather than to give to them the silly cow.« (Fox, Acts, IV, p. 611.)

[2]) »Quod non pernoctent in locis suspectis. Mulierum colloquia suspecta nullatenus habeant.« (Wilkins, Conc. III. p. 717. 722 etc.)

solche Beschlüsse zu fassen, und ob diese Scandale nur dadurch zu Verbrechen würden, daß die Gemeinen sie verdammten?

Indessen gedachten die Bischöfe, welche die niedere Geistlichkeit reformirten, ihre eigenen Privilegien zu behalten. Eines Tages, als eine Bill, die Testamente betreffend, welche den Gewinn der Prälaten berührte, im Oberhause vorgelegt wurde, runzelten der Erzbischof von Canterbury und alle Bischöfe die Stirn, murrten und warfen unruhige Blicke umher.[1]) Sie riefen, die Gemeinen seien ketzerisch und schismatisch, und es fehlte nicht viel, so hätten etliche sie gottlose Atheisten genannt. Ueberall aber verlangten die wohlgesinnten Männer, daß die Sittlichkeit sich wieder mit der Religion vereinigen, daß die Frömmigkeit nicht mehr in gewissen kirchlichen Gebräuchen bestehen solle, sondern in einem erwachten Gewissen, lebendigem Glauben und heiligem Wandel. Die Bischöfe aber, welche keinen Begriff davon hatten, daß es ein Werk Gottes sei, was in der Welt geschah, beschlossen um jeden Preis die alte Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten.

Auch hatten ihre Anstrengungen einige Aussicht auf Erfolg, denn das Oberhaus war wesentlich conservativ. Der Bischof von Rochester, ein Mann von redlichem Willen, aber etwas beschränktem Gesichtskreis, benutzte das Ansehen, welches ihm sein Alter und sein Amt verschafften, und trat kühn als Vertheidiger der Kirche auf. „Mylords," sagte er, „diese Bills bezwecken nichts als die Zerstörung der Kirche; fällt aber die, so geht der Ruhm des Reiches mit zu Grunde. Erinnert Euch, was in Böhmen geschah! Unsere Gemeinen sagen, wie das Volk jenes Landes: Nieder mit der Kirche! Woher kommt dieser Ruf? Einzig aus dem Mangel an Glauben. . . . . Mylords, rettet das Land, rettet die Kirche!"

Diese Rede erregte bei den Gemeinen großen Unwillen; einige Mitglieder glaubten, der Bischof spreche ihnen den Christennamen ab. Deshalb sandte das Haus dreißig seiner angesehensten Mitglieder an den König, und der Sprecher begann: „Königlicher Herr, es ist ein Angriff auf die Ehre Ew. Majestät, wenn man im Oberhause diejenigen verleumdet, welche Euer Volk erwählt hat. Man beschuldigt sie, es fehle

---

[1]) »The Archbishop of Canterbury and all the bishops began to frown and grunt.« (Fox, Acts, IV, p. 612.)

ihnen der Glaube, das heißt, sie sind nicht besser als Saracenen, Türken und Heiden. Geruht den Prälaten vorzufordern, der Eure Gemeinen beschimpft hat."

Der König ertheilte dem Sprecher eine gnädige Antwort,[1]) rief sogleich einen seiner Beamten und ließ den Erzbischof von Canterbury, den Bischof von Rochester und sechs andere Prälaten einladen, vor ihm zu erscheinen.

Diese stellten sich ein, beunruhigt, was sie von dem Fürsten zu hören bekommen würden. Sie wußten, daß Heinrich VIII. wie alle Plantagenets keinen Widerstand bei seiner Geistlichkeit duldete. Als daher der König ihnen die Klage der Gemeinen mitgetheilt hatte, erschraken sie sehr und verloren den Muth. Sie dachten nur daran, wie sie den Zorn des Königs von sich ablenken könnten, und Fisher, der geachtetste unter ihnen, scheute eine Lüge nicht und gab vor, man habe, als von dem Mangel an Glauben die Rede gewesen sei, nicht die Gemeinen in England, sondern nur die Böhmen im Auge gehabt. Eiligst bestätigten die andern Prälaten diese völlig unzulässige Auslegung. Das war ein viel schlimmerer Fehler, als die Behauptung selbst, und diese unwürdige Ausflucht war für die klerikale Partei eine Niederlage, von der sie sich nie erholte. Denn der König, der die Erklärung scheinbar annahm, ließ die Bischöfe später fühlen, wie wenig Achtung er für sie hegte. Das Haus der Gemeinen aber gab laut seine Verachtung über die Ausflucht der Bischöfe zu erkennen.

Indessen blieb ihnen noch ein Rettungsanker. Comités, die zur Hälfte aus Lords und zur Hälfte aus Abgeordneten bestanden, prüften die Vorschläge der Gemeinen. Die Lords, besonders die geistlichen Pairs, verwarfen die Reformen und beriefen sich auf den Gebrauch.

„Auf den Gebrauch!" rief ironisch ein Rechtsgelehrter von Grays'inn; „es ist bei den Räubern Gebrauch, die Reisenden bei Shooter's-Hill auszuplündern; demnach ist diese Gewohnheit gesetzlich, und muß sorgfältig aufrecht erhalten werden." Natürlich erbitterte dies Wort die Prälaten im höchsten Grade. „Wie," sagten sie, „man vergleicht unsere Handlungen mit Räubereien!" Aber der Rechtsgelehrte wandte sich an den Erzbischof von Canterbury und bemühte sich sehr ernsthaft, ihm zu beweisen, daß die Forderungen des Klerus bei Testa-

[1]) »Gently answered the speaker.« (Fox, Acts, p. 613.)

menten und Begräbnissen offenbar „Spitzbübereien" seien. Und allmählich traten die weltlichen Lords den Ansichten der Gemeinen bei.

Inmitten aller dieser Streitigkeiten verlor der König seine Interessen nicht aus den Augen. Sechs Jahre früher hatte er bei seinen Unterthanen eine Anleihe gemacht, und jetzt dachte er, das Parlament habe wohl das Recht, ihm seine Schuld zu erlassen. Die Mitglieder, welche dem Princip nach der Reformation am meisten ergeben waren, widersetzten sich dieser Forderung. Besonders John Petit, ein Freund Bilney's und Tyndale's, sagte im Parlament: „Ich erlasse dem Könige alles, was ich ihm selbst geliehen habe; aber was andere ihm geliehen, kann ich ihm nicht erlassen." Dennoch verlor Heinrich den Muth nicht und erlangte endlich das geforderte Schriftstück.

Dafür aber war der König auch sehr zufrieden mit seinen Gemeinen und gab ihnen bald einen Beweis davon. Zwei Bills stießen nämlich bei den Lords auf einen unbesiegbaren Widerstand, nämlich die, welche den Besitz mehrerer Pfründen zugleich verbot, und die, welche das Nichtwohnen auf denselben betraf. Diese beiden Gewohnheiten waren so vortheilhaft und bequem, daß der Klerus sich nicht darin finden wollte, sie aufzugeben. Als Heinrich VIII. nun sah, daß die beiden Häuser sich nicht einigen konnten, beschloß er, die Schwierigkeiten kurz zu beseitigen. Auf sein Verlangen versammelten sich acht Pairs und acht Abgeordnete aus dem Hause der Gemeinen eines Nachmittags in der Sternkammer. Die Debatte war lebhaft; da aber die weltlichen Lords, welche dieser Conferenz als Mitglieder angehörten, sich auf die Seite des Unterhauses gestellt hatten, so wurden die Bischöfe gezwungen, nachzugeben. Am folgenden Tage gingen die beiden Bills im Oberhause durch und erhielten die königliche Bestätigung. Nach diesem Siege (es war um die Mitte des December) vertagte der König das Parlament.

Die verschiedenen Verbesserungen, welche man bewirkt hatte, waren von Wichtigkeit, indessen war damit noch nicht die Reformation da. Mehrere Mißbräuche waren beseitigt, aber die Lehren blieben dieselben; die Macht der Geistlichkeit war beschränkt, aber Christi Ansehen hatte nicht zugenommen, die dürren Aeste des Baumes waren beschnitten, auf den wilden Stamm aber war kein Reis gepfropft, das saftige Früchte tragen konnte. Wäre man dabei stehen geblieben, so würde man vielleicht eine Kirche mit weniger anstößigen Sitten, nicht aber eine mit einer gesunden

Lehre und mit neuem Leben erhalten haben. Die Reformation begnügte sich aber nicht mit anständigeren Formen, sie wollte eine zweite Schöpfung.

Jedenfalls hatte indessen das Parlament Veranlassung gegeben zu einem gewaltigen Schritt der Revolution entgegen, welche die Kirche umgestalten sollte. Eine neue Macht hatte ihren Platz in der Welt eingenommen; die Laien hatten über den Klerus triumphirt. Ohne Zweifel mußten die redlichen Katholiken den Gesetzen, welche das Parlament von 1529 beschlossen hatte, ihre Zustimmung geben, indessen waren diese Gesetze doch eine Errungenschaft der Reformation. Sie war es, welche den Laien diese neue Energie eingeflößt hatte, die das Parlament zu dem kühnen Vorgehen veranlaßte und den Freiheiten der Nation einen Aufschwung gab, der denselben bis dahin fehlte. Im ganzen Königreich herrschte große Freude, und während der König sich nach Greenwich begab und dort das Weihnachtsfest durch prächtige Gastmähler, Concerte, Bälle und Maskeraden feierte, wurden die Abgeordneten der Gemeinen in den Städten, Flecken und Dörfern Englands mit öffentlichen Freudenbezeugungen empfangen.[1]) In den Augen des Volkes erschienen die Mitglieder des Parlamentes wie Soldaten, die einen glänzenden Sieg davongetragen hatten. In ganz England waren nur die Bischöfe niedergeschlagen und ärgerlich, und als sie wieder in ihren Wohnsitzen anlangten, konnten sie die Angst nicht verbergen, welche die Gefahren der Kirche ihnen einflößte. Die Priester, welche die ersten Opfer auf dem Altar der neuen Zeit gewesen waren, ließen die Köpfe hängen.[2]) Wenn aber der Klerus in eine düstere Zukunft blickte, so begrüßten die Laien mit Wonne die ruhmvolle Aera der Freiheiten des Volkes und der Größe Englands. Und die Freunde der Reformation gingen noch weiter, sie glaubten, das Evangelium würde eine völlige Umwandlung in der Welt hervorbringen, und erklärten, wie Tyndale uns berichtet, das goldene Zeitalter würde wiederkommen.[3])

---

[1]) To the great rejoicing of the lay people. (Fox, Acts, IV, p. 614.)

[2]) »The great displeasure of spiritual persons.« *(Ibid.)*

[3]) »As though the golden world should come again.» (Tyndale, Work, I, p. 481.)

Viertes Kapitel.

Der Vater Anna Boleyn's vor dem Kaiser und dem Papste.

(Winter 1530.)

Damit indessen solche großartige Hoffnungen in Erfüllung gingen, mußte England von dem Joche der päpstlichen Oberherrschaft befreit werden; das war das Ziel, welches die hochherzigen Männer sich damals vorsteckten; sollte aber der König wohl die Hand dazu bieten?

Heinrich VIII. verband mit großer Körperstärke eine seltene Willenskraft, und beides sprach sich auf seinem männlichen Antlitz aus. Lebhaft, thätig, heftig, jähzornig, wollüstig und ungeduldig, war er, was er war, mit ganzer Seele. Anfänglich von ganzem Herzen der römischen Kirche ergeben; unternahm er barfuß Pilgerfahrten, schrieb gegen Luther und machte dem Papst den Hof. Aber bald wollte er von Rom nichts mehr wissen, freilich auch ebensowenig von der Reformation; als gründlicher Egoist suchte er nur seine eignen Interessen. Wenn die päpstliche Herrschaft ihn abstieß, so verdunkelte ihn die evangelische Freiheit. Er gedachte Herr in seinem Hause zu bleiben, und zwar alleiniger Herr, Herr über alle. Selbst ohne die Scheidungsangelegenheit würde sich Heinrich VIII. vielleicht von Rom losgesagt haben; denn dieser sonderbare Mann ließ lieber Freunde, Feinde, Bischöfe, Evangelisten, Staatsminister, Günstlinge, ja selbst seine Frauen zum Tode führen, als daß er irgend Widerspruch geduldet hätte. Das war der Fürst, den die Reformation in England auf dem Throne fand.

Uebrigens wäre die Geschichte ungerecht, wenn sie behauptete, daß er nur auf Antrieb der Leidenschaft handelte. Streitigkeiten wegen der Thronfolge hatten ein Jahrhundert lang das Königreich in Verwirrung und Blutvergießen gestürzt; das konnte der König nicht vergessen. Sollten die Kämpfe der beiden Rosen sich nach seinem Tode erneuern und vielleicht den Untergang einer alten Monarchie veranlassen? Wenn die Prinzessin Maria, die nur eine zarte Gesundheit besaß, sterben sollte, so konnten Schottland, Frankreich, die Partei der weißen Rose und der Herzog von Suffolk, dessen Gemahlin die Schwester Heinrich's VIII. war, das Land in endlose Kriege stürzen. Und selbst wenn Maria länger am Leben bliebe, so konnten ihre Ansprüche auf die Krone angegriffen

werden, da nie zuvor eine Frau auf dem Throne gesessen hatte. Dieser Reihe von Bedenken folgte ein anderes in Heinrich's Geiste; er fragte sich aufrichtig, ob seine Ehe mit seines Bruders Frau eine rechtmäßige sei. Schon ehe er diese Ehe schloß, hatte er Zweifel gehegt. Aber selbst seine Vertheidiger, wenn er solche besitzt, müssen anerkennen, daß ein Umstand damals dazu beitrug, seinen Scrupeln ungewöhnlichen Nachdruck zu geben; die Leidenschaft bewog den Fürsten, ein heiliges Band zu zerreißen; er liebte eine andere Frau.

Katholische Schriftsteller glauben, dieser strafbare Beweggrund sei der einzige gewesen, das ist ein Irrthum; unstreitig beschäftigten die beiden ersten eben angeführten Gründe Heinrich vorzugsweise. Und was das Parlament und das Volk betrifft, so kümmerte beide die Liebe des Königs für Anna Boleyn sehr wenig; es waren besonders Staatsrücksichten, welche sie die Scheidung für richtig und nothwendig ansehen ließen.[1])

Um diese Zeit wurde in Bologna mit großer Pracht ein Congreß gehalten.[2]) Am 5. November war Carl V. aus Spanien gekommen und hatte seinen Einzug in die Stadt gehalten, mit einem prächtigen Hofstaat umgeben, an der Spitze von 20,000 Soldaten, strahlend in goldenem Schmucke, voll Majestät und gnädiger Herablassung. Der Papst erwartete ihn vor der St. Petronio=Kirche auf einem Throne sitzend mit der Tiara auf dem Haupte. Der Kaiser, dem Italien, welches durch seine Soldaten in die traurigste Lage versetzt war, als Herrn gehorchte, [3]) warf sich vor dem Priester nieder, der unlängst sein Gefangener gewesen war. Die Vereinigung dieser beiden Heinrich VIII. feindlich gesinnten Monarchen schien dem König von England und seiner großen Sache Verderben bringen zu müssen.

Indessen war kurz vorher ein Gesandter Carl's V. in Whitehall empfangen worden; das war Meister Eustachius Chappuis, der schon in Genf eine Botschaft ausgerichtet hatte.[4]) Er kam, um Hülfe gegen

---

[1]) »All indifferent and discreet persons judged that it was right and necessary.« (Hall's, Chronicles of England, p. 784.)

[2]) »Congressus iste magna cum pompa fiet.« (State papers, VII, p. 200.) — Dieser Congreß darf nicht verwechselt werden mit dem, welcher später in derselben Stadt gehalten wurde. (S. Th. II dieses Werkes, Buch II, Kap. 25, 26, 29.)

[3]) Brief von Sir N. Carew an Heinrich VIII. (State papers, VII, 225.)

[4]) S. Thl. I dieses Werkes, Buch I, Kap. 9.

die Türken zu erbitten, und Heinrich benutzte diese Gelegenheit; er dachte, der Augenblick sei günstig, er müsse dem Haupt des Kaiserreiches und dem Haupt der Kirche eine Gesandtschaft schicken. Er berief daher den Grafen von Wiltshire, den Vater Anna Boleyn's, Eduard Lee, den späteren Erzbischof von York, Stokesley, den nachmaligen Bischof von London und noch andere zu sich. Er sagte ihnen, der Kaiser wünsche ein Bündniß mit ihm, und beauftragte sie, sich nach Italien zu begeben und Carl V. die gewichtigen Gründe auseinanderzusetzen, welche ihn bestimmten, sich von des Kaisers Tante zu trennen. „Wenn er dennoch bei seinem Widerstande gegen die Scheidung beharrt," fuhr Heinrich fort, „so droht ihm, aber in versteckten Ausdrücken. Sind auch die Drohungen vergeblich, so erklärt ihm rund heraus, daß ich mit meinen Freunden im Einverständniß alles thun würde, um meinem beunruhigten Gewissen Frieden zu verschaffen." Ruhiger fügte er hinzu: „Ich bin entschlossen, Gott mehr zu fürchten als die Menschen und mein ganzes Vertrauen auf die Hülfe des Heilands zu setzen." [1]) War Heinrich aufrichtig, als er diese Worte sprach? Niemand kann an seiner Sinnlichkeit, an seinem scholastischen Katholicismus, an seiner gewaltthätigen Grausamkeit zweifeln, muß man ihn auch für einen Heuchler halten? Ohne Zweifel machte er sich selbst Illusionen und täuschte sich über den Zustand seiner Seele.

Noch ein wichtiges Mitglied wurde der Gesandtschaft beigeordnet. Eines Tages, als der König mit dieser Angelegenheit beschäftigt war, erschien Thomas Cranmer an der Thür seines Cabinets mit einem Manuscript in der Hand. Cranmer besaß Geist und Herz, vielleicht einen zu schwachen Charakter, aber umfassende Kenntnisse; begeistert von der heiligen Schrift, wollte er nur in ihr die Wahrheit suchen. Er hatte Heinrich VIII. einen neuen Gesichtspunkt eröffnet, denn er hatte ihm gesagt: „Das Wesentlichste ist, zu erfahren, was das Wort Gottes über den Fall lehrt, von dem die Rede ist." — „Zeigt mir das," hatte der König ausgerufen. Nun brachte Cranmer ihm seine Arbeit. Er bewies darin, daß das Wort Gottes über alle menschliche Gerichtsbarkeit erhaben sei, und daß es die Ehe mit der Wittwe des Bruders

[1]) »The king declaring bis resolution to fear God rather than men, and his full reliance on comfort from the Saviour.« (Instructions to Wiltshire, State papers, III, p. 230.)

verbiete. Der König nahm diese Blätter in die Hand; er las sie wiederholt und pries ihre Vortrefflichkeit. Da kam ihm ein Lichtgedanke. „Fühlt Ihr Euch stark genug, die in dieser Schrift ausgeführte Ansicht vor dem Bischof von Rom aufrecht zu erhalten?“ sagte er. Cranmer war schüchtern, aber von der Wahrheit seiner Behauptung durchdrungen und dem König ergeben. „Ja,“ antwortete er daher, „mit Hülfe der Gnade Gottes und wenn Ihr, Majestät, es befehlt.“ — „Wahrhaftig,“ rief der König ganz vergnügt aus, „so werde ich Euch hinsenden.“ [1]) Und Cranmer reiste mit den andern Gesandten im Januar 1530 ab.

Während Heinrich's VIII. Gesandtschaft vorsichtig ihren Weg ging, bemühte sich Carl V., der aufgebrachter als je über die Scheidung war, den Papst zu gewinnen. Clemens VII., ein Mann von Geist, der einen gewissen Grad von Gutmüthigkeit besaß, aber im Grunde listig, feige und lügnerisch war, speiste den mächtigen Kaiser mit Worten ab. Als er hörte, daß der König von England ihm eine Gesandtschaft schickte, überließ er sich den lebhaftesten Ausdrücken des Schmerzes. Was sollte er thun, nach welcher Seite sich wenden? Erzürnte er den Kaiser, so gerieth er in große Gefahr, trennte er England von Rom, welch' ein großer Verlust! Von Carl V. und Heinrich VIII. zugleich bedrängt, stieß der Priester laute Angstrufe aus; gestikulirend ging er in seinem Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich stehen, warf sich in einen Armsessel, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Nichts glückte ihm; es war, meinte er, als ob ihn ein Zauber umstrickt hätte. Wozu brauchte der König von England ihm eine Gesandtschaft zu schicken? Hatte Clemens nicht Heinrich VIII. durch den Bischof von Tarbes sagen lassen: „Ich bin damit zufrieden, wenn die Ehe geschlossen wird, vorausgesetzt, daß es ohne meine Bestätigung geschieht.“ [2]) Umsonst! Der Papst verlangte vergebens, daß man das Papstthum aus dem Spiele lasse, der Fürst wollte nur mit dessen Zustimmung handeln; er war päpstlicher gesinnt, als der Papst.

Um das Unglück voll zu machen, begann Carl V. immer ernstlicher in ihn zu dringen, und seinen Bitten nachgebend, ließ Clemens am 7. März ein Breve ausfertigen, in welchem er Heinrich VIII. befahl, „Katharina liebreich zu empfangen und sie in jeder Hinsicht mit ehelicher

---

[1]) »Marry, I will send you.« (Fox, Acts, VIII, p. 9.)
[2]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 400.

Zärtlichkeit zu behandeln".[1]) Aber kaum war das Breve geschrieben, da meldete man die Ankunft der englischen Gesandtschaft, und sogleich legte der Papst erschrocken das Dokument in sein Portefeuille und nahm sich fest vor, dasselbe nicht zu veröffentlichen.

Sobald die englischen Abgeordneten sich in Bologna eingerichtet hatten, machten die französischen Gesandten ihnen ihre Aufwartung. Herr von Gramont, der Bischof von Tarbes, sparte keine Höflichkeiten, namentlich dem Grafen von Wiltshire gegenüber. „Ich habe dem Herrn von Rochefort viel Ehre erwiesen," schrieb er am 28. März dem Könige, seinem Herrn, „ich bin ihm entgegengegangen; ich habe ihn wiederholt in seiner Wohnung besucht; ich habe ihm Feste gegeben; ich habe ihm meine Empfehlungen und Dienste angeboten und ihm gesagt, daß ich dazu von Euch Befehl habe." [2]) Clemens VII. benahm sich anders; die Ankunft des Grafen von Wiltshire und seiner Collegen war für ihn ein Gegenstand des Schreckens. Indessen mußte er sich doch wohl entschließen, sie zu empfangen, und so bestimmte er Tag und Stunde der Audienz.

Heinrich VIII. wünschte, daß seine Gesandtschaft mit aller Pracht auftreten sollte, und so machten der Gesandte und seine Collegen gewaltige Ausgaben zu dem Ende.[3]) Wiltshire trat zuerst in den Audienzsaal. Er, der Vater Anna Boleyn's war von dem Könige gewählt worden, weil ihn das Gelingen der Absichten Heinrich's am allermeisten interessiren mußte. Aber der König hatte schlecht gerechnet; das persönliche Interesse, welches der Graf an der Scheidung hatte, mußte ihn Carl V. und dem Papste verhaßt machen. Clemens VII. saß in seinen priesterlichen Gewändern auf seinem Throne, umgeben von seinen Kardinälen. Die Gesandten traten näher, und nach den üblichen Begrüßungen blieben sie vor ihm stehen. Da reichte der Priester, welcher seine gnädige Gesinnung gegen die Abgesandten des Vertheidigers des Glaubens beweisen wollte, den stolzen Engländern nach dem Gebrauche mit freundlicher Miene seinen Pantoffel zum Kusse hin. Da begann

---

[1]) »Reginam complectendo, affectione maritali tractet in omnibus.« (*Ibid.* p. 451.)

[2]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 399.

[3]) »Esso Conte habi commissione far una grossa spesa.« (Lettre de Joachim de Vaux.) (*Ibid.*, p. 409.)

die Widersetzlichkeit. Der Graf rührte sich nicht und weigerte sich, den Pantoffel Seiner Heiligkeit zu küssen. Aber das war noch nicht alles; ein schöner großer spanischer Jagdhund mit langem Seidenhaar, den Wiltshire mit aus England gebracht hatte, war ihm in den päpstlichen Palast gefolgt. Als der Bischof von Rom seinen Fuß vorstreckte, that der Hund, was wohl jeder Hund bei ähnlicher Gelegenheit gethan haben würde: er sprang darauf zu und biß den Papst in die große Zehe.[1]) Clemens zog schleunigst seinen Fuß zurück; das Erhabene steht dem Lächerlichen sehr nahe; den Gesandten kam eine unwiderstehliche Lachlust an, sie erhoben den Arm und suchten ihr Gesicht hinter den langen und weiten Aermeln zu verbergen. „Dieser Hund war protestantisch,“ sagte ein ehrwürdiger Vater. — „Wie dem auch sein mag,“ bemerkte ein Engländer, „er hat uns gelehrt, daß der Fuß eines Papstes eher von einem Thiere gebissen als von einem Christen geküßt werden soll.“ [2]) — Als der Papst sich von seinem Schrecken erholt hatte, eröffnete er die Audienz, und der Graf, der seine ernste Miene wieder annahm, setzte dem Priester auseinander, daß, da die heilige Schrift einem Manne verbiete, seines Bruders Frau zu heirathen, Heinrich VIII. ihn bäte, sein Bündniß mit Katharina von Aragonien als unrechtmäßig zu lösen. Da Clemens nicht überzeugt schien, so gab ihm der Gesandte geschickt zu verstehen, daß der König sich wohl für unabhängig von Rom erklären und die brittische Kirche unter die Leitung eines Patriarchen stellen könne. „Und dies Beispiel,“ fügte der Gesandte hinzu, „wird unfehlbar von den andern Königreichen der Christenheit nachgeahmt werden.“ [3])

Bestürzt versprach der Papst, die Sache nicht vor Roms Gerichtsbarkeit zu ziehen, wenn der König darauf verzichte, England zu reformiren. Dann nahm er die allergnädigste Miene an[4]) und machte dem Gesandten den Vorschlag, er wolle ihn bei Carl V. einführen. Das hieß soviel, als Wiltshire Gelegenheit geben, sich eine derbe Ohrfeige zu

---

[1]) »The spaniel took fast with his mouth the great toe of the pope.« (Fox, Acts, VIII, p. 9.)

[2]) »That his feet were moore meet to be bitten of dogs, than kissed of Christian men.« *(Ibid.)*

[3]) »Che l'altri regni questo imitando . . . .« (Le Grand, Preuves du Divorce, p. 419.)

[4]) Burnet I, p. 91.

holen. Der Graf begriff das sehr wohl, allein da seine Pflicht ihn nöthigte, mit dem Kaiser zu verhandeln, so nahm er das Anerbieten an.

Der Vater Anna Boleyn's begab sich demnach zur Audienz zu dem Neffen Katharina's von Aragonien. Als Vertreter der beiden Frauen, deren rivalisirende Interessen Europa in Bewegung setzten, konnten diese Männer sich nicht begegnen, ohne daß ein Zusammenstoß erfolgte. Zwar sagte Wiltshire sich, da Carl V. daran liegen müsse, Heinrich VIII. von Franz I. zu trennen, so werde jener stets so berechnende und staatskluge Fürst sicher nicht die ernstesten Interessen seines Reiches einer Gefühlssache opfern; aber er täuschte sich. Der Kaiser empfing den Gesandten mit kalter, gemessener Haltung ohne irgend ein Zeichen von Wohlwollen. Wiltshire begann geschickt von der türkischen Frage zu reden, ging dann mit einer kunstreichen Wendung auf die Lage des englischen Reiches über und gab die Gründe an, welche die Scheidung für den Staat nothwendig machten. — Hier fiel Carl ihm ins Wort und sagte: „Herr Graf, Ihr seid in dieser Angelegenheit nicht glaubwürdig, Ihr seid Partei, laßt einem Eurer Collegen das Wort.“ — Kalt, aber ehrfurchtsvoll erwiederte Wiltshire: „Kaiserlicher Herr, ich spreche hier nicht als Vater, sondern als Diener meines Herrn, und ich bin beauftragt, Euch mitzutheilen, daß sein Gewissen ihm ein Bündniß vorwirft, das dem Gesetze Gottes zuwiderläuft.“ [1]) Darauf bot er Carl die sofortige Zurückerstattung der Mitgift Katharina's an. — Der Kaiser erwiderte trocken, er werde seine Tante in ihrem guten Recht unterstützen, und indem er dem Gesandten heftig den Rücken kehrte, weigerte er sich länger mit ihm zu reden. [2])

So stellte Carl V., der in seinem ganzen Leben ein schlauer Staatsmann war, in dieser Angelegenheit die Sache der Gerechtigkeit über die Interessen seines Ehrgeizes. Er verlor vielleicht einen mächtigen Bundesgenossen; gleichviel: vor allen Dingen wollte er eine unwürdig behandelte Frau schützen. Man fühlt bei dieser Sache mehr Sympathie für Carl als für Heinrich. Unwillig verließ der Kaiser plötzlich Bologna am 22. oder 24. Februar.

Wiltshire eilte zu seinem Freunde, dem Herrn von Gramont, erzählte, wie man ihn behandelt habe, und forderte, daß die Könige von

---

[1]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 401, 454.

[2]) *Ibid.*, p. 409. — Id., Histoire du Divorce, p. 169.

England und Frankreich sich durch die innigsten Bande mit einander vereinigten. Er fügte hinzu, Heinrich könne Clemens nicht zum Richter nehmen, da derselbe sich selbst für unwissend in dem Gesetze Gottes erklärt habe.[1] „England", sagte er, „wird sich drei oder vier Monate ruhig verhalten. Im Ballsaal sitzend, wird es dem Tanze zusehen, dann aber diesen oder jenen Entschluß fassen, je nachdem die Tänzer gut oder schlecht tanzen."[2] Das ist eine politische Maßregel, die man mehr als einmal befolgt hat.

Gramont war geneigt, mit Heinrich VIII. gemeinschaftliche Sache gegen den Kaiser zu machen, aber er konnte sich ebensowenig wie sein Herr entschließen, den Papst aufzugeben. Er bemühte sich daher, Clemens VII. zu bewegen, daß er sich den beiden Königen anschließe und Carl V. verlasse. Wo nicht, gab nun auch er zu verstehen, würde England sich von der römischen Kirche trennen. Das hieß so viel, als sich der Gefahr aussetzen, das ganze westliche Europa zu verlieren; daher antwortete auch der Papst sehr bestürzt: „Ich werde thun, was Ihr verlangt." Indessen war es dabei selbstverständlich, daß des Papstes mit großer Ostentation gethane Schritte durchaus nichts entscheiden sollten.

Nun empfing Clemens VII. abermals den Gesandten Heinrich's VIII. Wiltshire hatte sich mit dem Buche versehen, in welchem Cranmer bewies, daß der Papst niemand von der Pflicht entbinden könne, dem Gesetze Gottes zu gehorchen, und übergab es dem Papste. Dieser nahm es, durchflog es, und seine Züge verriethen, daß ihm ein Gefängniß nicht weniger willkommen hätte sein können, als dieses unverschämte Buch.[3] So erkannte Wiltshire denn bald, daß für ihn in Italien nichts zu machen sei. Carl V., der gewöhnlich so zurückhaltend war, hatte vor seiner Abreise die bittersten Aeußerungen fallen lassen. Mit triumphirender Miene zählte sein Kanzler dem englischen Gesandten alle Theologen in Italien und Frankreich auf, welche den Wünschen des Königs entgegen waren. Der Papst aber erschien ihm wie eine Gliederpuppe, welche der Kaiser nach seinem Gefallen sich bewegen ließ, und

[1]) »He declared himself ignorant of that law.« (State papers, XII, p. 230.)

[2]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 401, 455.

[3]) »A book as welcome to his holiness as a prison.» (Fuller's Church Hist., p. 182.)

die Kardinäle hatten nur den einzigen Gedanken, die Macht Roms zu erhöhen. Verstimmt und entmuthigt reiste Wiltshire mit den meisten seiner Collegen nach Frankreich und England ab.

Cranmer aber blieb zurück. Da er gesandt war, um Clemens VII. zu beweisen, daß die heilige Schrift über allen römischen Priestern stände und in der Streitfrage in einer Weise entscheide, die der Ansicht des Papstes entgegengesetzt sei, so hatte er mehrmals um eine Stunde nachgesucht, in der er sich seines Auftrages entledigen könnte. Aber der schlaue Priester hatte geantwortet, er werde ihn in Rom anhören, weil er glaubte, das hieße die Sache ad calendas graecas vertagen. Aber er irrte sich, der englische Gelehrte, der entschlossen war, seine Pflicht zu erfüllen, weigerte sich mit den übrigen Gesandten nach London zurückzukehren und begab sich in die Hauptstadt der katholischen Christenheit.

Fünftes Kapitel.

Kämpfe wegen der Scheidung in Cambridge und Oxford.

(Winter 1530.)

Während Heinrich VIII. auf der einen Seite Gesandte nach Italien schickte, um die Einwilligung des Papstes zu erlangen, forderte er zugleich die Universitäten der Christenheit auf, zu erklären, daß die Scheidungsfrage das göttliche Recht angehe, und der Papst demnach incompetent sei. Nach seiner Meinung sollte die Stimme der gesammten Kirche entscheiden und nicht die Stimme eines Einzelnen.

Zuerst versuchte er Cambridge zu bearbeiten; und da er dazu eines geschickten Mannes bedurfte, so wandte er sich an den ehemaligen Sekretär Wolsey's, Stephan Gardiner, einen klugen, thätigen, schlauen und gut katholischen Geistlichen. Nur eins war mächtiger in ihm als seine Anhänglichkeit an den katholischen Glauben, nämlich der Wunsch, die Gunst des Königs zu gewinnen; sein Ehrgeiz ging dahin, wie der Kardinal die höchsten Ehrenstellen zu erlangen. Heinrich ordnete ihm den Großalmosenier Eduard Fox bei.

In der zweiten Hälfte des Februar an einem Sonnabend Mittag in Cambridge angekommen, hielten die königlichen Commissäre schon am Abend eine berathende Versammlung mit dem Vicekanzler (Doctor

Buckmaster), mit dem Doctor Edmund und noch anderen einflußreichen Leuten, die entschlossen waren, mit dem Hofe zu gehen. Aber diese Gelehrten, die Mitglieder der politischen Partei, sahen sich alsbald durch einen compromittirenden Beitritt gehemmt, an den sie nicht gedacht hatten, nämlich den der Freunde des Evangeliums. Wirklich hatte Cranmer diese durch Veröffentlichung eines Buches über die Scheidung überzeugt. Als Gardiner und die Mitglieder der Conferenz hörten, daß die Evangelischen sie unterstützen wollten, setzte er sie Anfangs sehr in Verlegenheit. Auf der andern Seite wurden die Anhänger des römischen Hofes sehr beunruhigt durch das Bündniß der beiden ihnen feindlich gesinnten Parteien, sie eilten noch an demselben Abend von einem Collegium zum andern und setzten alles in Bewegung, um die Gefahr zu beschwören. In Besorgniß über ihren Eifer schrieb Gardiner an Heinrich VIII.: „Wenn wir uns versammeln, so versammeln sie sich gleichfalls; wenn wir Freunde gewinnen, so thun sie dasselbe.“ [1]) Die Doctoren Watson, Tomson und andere fanatische Kleriker schrieen bald ganz laut, bald flüsterten sie sich leise in's Ohr. [2]) — Sie sagten, Anna Boleyn sei eine Ketzerin, ihre Heirath mit Heinrich würde England Luther in die Hände liefern, und sie erzählten denen, die sie zu gewinnen trachteten, „viele Fabeln, welche zu wiederholen zu langweilig wäre,“ wie Gardiner dem König schrieb. Diese Fabeln aber würden den König nicht nur gelangweilt, sondern auch sehr aufgebracht haben.

Der Vicekanzler indeß, der sich schmeichelte, trotz dieses Geschreies die Majorität für sich zu haben, berief auf den Sonntag Nachmittag die Doctoren, die Baccalaureen der Theologie und die Magister. Die Versammlung bestand etwa aus 200 Personen, und die drei Parteien traten deutlich in derselben hervor. Die zahlreichsten und lebhaftesten waren diejenigen, welche es mit dem Papst gegen den König hielten. Die Evangelischen waren in der Minorität, und wenn auch eben so entschieden, doch viel ruhiger als ihre Gegner. Die Politiker sahen es nur ungern, daß die Freunde Cranmer's mit ihnen stimmen wollten, indessen mußten sie ihre Hülfe annehmen, wenn sie den Sieg davon zu tragen gedachten. Sie beschlossen daraus ihren Vortheil zu ziehen. Der Vicekanzler begann: „Hochgelahrte Senatoren, sehr würdige Herren, ich habe

[1]) »As we assemble, they assemble.« (Burnet, Records, I.)

[2]) »In the ear of them.« (*Ibid.*, I. p. 39.)

Euch berufen, weil der König aus großer Liebe, welche er für Euch hegt, den Wunsch hat, Eure Weisheit zu Rathe zu ziehen. Dann überreichten Gardiner und Fox den Brief Heinrich's VIII., und der Vicekanzler las denselben der Versammlung vor. Der König sprach darin die Hoffnung aus, daß die Gelehrten einstimmig thun würden, was ihm lieb sei. Dann begann die Berathung, und neben der Scheidungsfrage trat bald deutlich die Frage über den Bruch mit Rom zu Tage. Edmund sprach für den König, Tomson für den Papst. Es war ein Gemisch entgegengesetzter Ansichten und bei Vielen große Unklarheit der Begriffe vorhanden. Die Redner erhitzten sich; eine Stimme übertönte die andere, und die Verwirrung erreichte den höchsten Grad. [1])

Da verlangte der Vicekanzler, welcher dieser Unordnung ein Ende machen wollte, daß man die Angelegenheit einem Ausschusse überwiese, dessen Entscheidung als die der ganzen Universität betrachtet werden sollte, und dies wurde angenommen. Da er übrigens immer deutlicher erkannte, daß die königliche Partei nur mit Hülfe der Evangelischen siegen könne, so schlug er einige ihrer Häupter: die Doctoren Salcot, Reps, Crome, Shaxton, Latimer vor. Kaum aber wurden diese Namen genannt, als ein lautes Murren in der Versammlung ausbrach. Besonders der Abt von St. Benet (Salcot) mißfiel den Gelehrten der römischen Partei. „Wir protestiren," sagten sie, „gegen die Wahl aller derer in den Ausschuß, die das Buch Cranmer's gebilligt und somit ihre Stimmen schon im voraus abgegeben haben." — Gardiner aber erwiederte: „Wenn über eine Frage im ganzen Königreiche debattirt wird, so gibt es keinen gebildeten Menschen, der nicht gegen seine Freunde äußert, wie er darüber denkt." Der ganze Nachmittag verging unter lebhaftem Hin- und Herreden. Da sagte der Vicekanzler, der die Sache zum Schluß bringen wollte: „Ihr Herren, es wird spät, ich fordere jeden von Euch auf, seinen Platz einzunehmen und durch geheime Abstimmung seine Meinung kund zu thun." [2]) — Umsonst; niemand ging auf seinen Platz; Unordnung, gegenseitige Vorwürfe, Hin- und Herreden dauerten fort. Die Nacht brach herein, und der Vicekanzler vertagte die Versammlung auf den folgenden Tag. Die Gelehrten trennten sich, alle

[1]) »Et res erat in multa confusione.« (Burnet, Records, I, p. 79, Gardiner an den König.)

[2]) »To resort to his seat apart, every man's mind to be known secretly.« (*Ibid.*, I, p. 80.)

in großer Aufregung, aber sehr verschiedenen Sinnes. Während die Politiker der Ansicht waren, es sei über nichts anderes zu debattiren als über die Heirath des Königs, sagten sich die Evangelischen und Papisten, daß die wirkliche Frage die sei: Wer soll in England herrschen, die Reformation oder das Papstthum? Als am andern Tage die Liste der Mitglieder des Ausschusses zur Abstimmung gebracht wurde, theilte sich die Versammlung in zwei gleiche Parteien. Um die Majorität für sich zu haben, suchte Gardiner einige seiner Gegner zu entfernen. Er ging durch den Saal, begann leise mit den Unentschiedensten zu reden, und indem er theils Furcht, theils Hoffnungen in ihnen erregte, bewog er einige sich zurückzuziehen. [1]) Dann kam die Liste zum dritten Male zur Abstimmung und ging durch. Gardiner triumphirte. Nach Hause zurückgekehrt, sandte er das Verzeichniß dem König, sechzehn der Commissarien, die er mit einem A bezeichnet hatte, waren dem Könige günstig. „Und was die zwölf andern betrifft," schrieb Gardiner, „so hoffen wir, die meisten durch wirksame Mittel zu gewinnen." Der Ausschuß versammelte sich und berieth über die königliche Forderung. Sorgfältig prüften die Mitglieder die Stellen der heiligen Schrift, die Erklärungen der Ausleger und gaben ihre Meinung darüber ab. [2]) Dann kam die öffentliche Debatte, und Gardiner war nicht ohne Besorgniß, denn es konnten geschickte Angreifer auftreten, die Vertheidiger aber ungeschickt sein; er suchte daher nach geeigneten Männern, um die Sache des Königs wirksam zu unterstützen, und es ist bemerkenswerth, daß er die traditionellen Gelehrten überging und für die Vertheidigung, die ihm selbst und Fox hauptsächlich oblag, noch zwei evangelische Gelehrte auswählte, nämlich Salcot, den Abt von St. Benet, und den Doctor Reps. Sich selbst und seinem Collegen behielt er den politischen Theil der Frage vor, aber trotz seines Katholicismus wollte er, daß die Begründung durch die Schrift voranginge. Die Debatte wurde mit großer Gründlichkeit geführt, [3]) und der Sieg blieb den Kämpfern des Königs.

Am 9. März nach der Vesper, als die Doctoren, Professoren und Magister sich im Zimmer der Priorei versammelt hatten, nahm der

---

[1]) »To cause some to depart the house.« (Burnet, Records, I, p. 80.)

[2]) »S. Scripturae locorum conferentes, tum etiam interpretum.« (*Ibid.*, III, p. 22.)

[3]) »Publicam disputationem matura deliberatione.« (*Ibid.*)

Vicekanzler das Wort und sagte: „Es ist uns als ganz gewiß, als am meisten mit der heil. Schrift und den Ansichten der Ausleger übereinstimmend erschienen, daß es einem Bruder durch das göttliche und natürliche Recht verboten ist, die Frau seines Bruders, der ohne Kinder gestorben, zum Weibe zu nehmen." [1]) So wurde die heilige Schrift thatsächlich, wenn auch nicht ausgesprochenermaßen von der Universität zu Cambridge als höchste und einzige Richtschnur der Christen hingestellt, und die entgegengesetzten Entscheidungen Roms wurden als nicht vorhanden betrachtet. Das Wort Gottes war gerächt für die lange Verachtung, welche es hatte erdulden müssen, und nachdem es dem Worte des Papstes untergeordnet gewesen, war ihm jetzt die gebührende Stelle wieder eingeräumt worden. Und darin hatte Cambridge Recht.

Jetzt galt es Oxford anzugreifen. Dort war die Opposition mächtiger, und die päpstliche Partei schmeichelte sich mit Siegeshoffnungen. Heinrich VIII. beauftragte den Bischof von Lincoln, Longland, den Kanzler der Universität, die große Angelegenheit zu vermitteln, indem er ihm den Doctor Bell und später den Großalmosenier Ed. Fox beiordnete. Besorgt wegen des Ausganges der Unterhandlungen und entschlossen, um jeden Preis eine günstige Entscheidung zu erlangen, übergab Heinrich Longland einen Brief an die Universität, der in jeder Zeile einen naiven Despotismus verrieth: „Wir wünschen und befehlen," sagte er, „daß Ihr Euch keinen bösen Gedanken hingebt, sondern Euch erinnert, daß Wir Euer oberster Gebieter sind. Wenn Ihr Eurer Pflicht nachkommt, so werdet Ihr erfahren, daß Wir Euch und Eurer Universität ein gnädiger Herr sein werden, und der Weg, den Ihr einschlagt, wird Euch zu großem Glücke führen... Wenn Ihr aber die Vorschriften der göttlichen Weisheit vernachlässigt, so werden wir Euer unnatürliches Verhalten so nachdrücklich ahnden, daß es Euch gereuen wird. . . . [2]) Thut Ihr das Rechte, so werden Wir Euch erhöhen; thut Ihr aber Uebles, so werden Wir Euch verwerfen. . . Wir hegen keinen Zweifel, daß Eure Entscheidung Uns Freude bereiten wird."

Dies königliche Schreiben rief große Aufregung in Oxford hervor. Einige beugten knechtisch das Haupt, denn der König sprach mit der

---

[1]) Burnet, Records, III. p. 22.

[2]) »We shall so quickly and sharply look to your unnatural misdemeanours . . .« (Henri VIII. to the University. Burnet, Records, III, p. 25.)

Ruthe in der Hand. Andere erklärten sich durch die politischen Gründe überzeugt und sagten, Heinrich müsse nothwendigerweise einen unbestrittenen Erben haben. Etliche endlich waren der Meinung, daß die heilige Schrift der Sache des Königs günstig sei. Alle hochbejahrten Männer, alle Gelehrten, aber auch die Klugen und Ehrgeizigen sprachen sich zu Gunsten der Scheidung aus. Doch trat alsbald auch eine furchtbare Opposition hervor.

Die jüngsten Magister waren für Katharina, für die Kirche und den Papst begeistert. Ihre theologische Bildung war unvollkommen, sie konnten der Frage nicht auf den Grund kommen, sondern sie urtheilten mit dem Herzen. Eine katholische Frau unterdrückt, Rom mißachtet zu sehen, das ließ ihren Zorn auflodern, und wenn die Aelteren behaupteten, ihre Ansicht sei die vernünftigste, so meinten die Jüngeren, die ihrige sei weit edler; aber wenn Edelmuth und persönliches Interesse mit einander streiten, so siegt leider gewöhnlich das Letztere. Indessen waren die jungen Gelehrten keineswegs gleich nachzugeben bereit. Sie sagten (und sie hatten nicht Unrecht), die Religion und die Sittlichkeit dürften weder Staatsgründen noch der Leidenschaft der Fürsten zum Opfer gebracht werden. Und da sie das Schreckgespenst der Reformation hinter dem der Scheidung versteckt sahen, so hielten sie sich für berufen, die Kirche und den Staat zu retten. „Ach," sagten der Bischof von Lincoln und Doctor Bell, die Abgeordneten des Königs, zu einander, „wir sind in fortwährenden Zweifeln, und wir können durchaus nicht mit Sicherheit herausbringen, welchen Ausgang die Sache nehmen wird." [1])

Sie kamen mit den Häuptern der Collegien überein, daß drei öffentliche feierliche Disputationen in den theologischen Schulen gehalten werden sollten, um die Universität vorzubereiten. So gedachten sie Zeit zu gewinnen. „Diese Disputationen sind ein höchst achtbares Mittel, die Menge zu unterhalten", sagten sie, „bis wir der Einwilligung der Majorität sicher sind." [2]) Die Disputationen fanden statt, und die jungen Magister, die sich täglich miteinander darüber beriethen, was sie thun und sagen wollten, überließen sich bei der Besprechung der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Gefühle.

---

[1]) »In doubt always.« (State papers, I, p. 377.)

[2]) »Most convenient way to entertain the multitude.« *(Ibid.)*

Als Heinrich VIII. von diesen heftigen Debatten Kunde erhielt, brach sein Zorn los, und seine Umgebung suchte seinen Unwillen noch zu steigern. „Ein großer Theil der Jugend Unserer Universität scheint vom Parteigeiste beeinflußt," sagte der König, „und überläßt sich streitsüchtigen Anwandlungen." Und die Höflinge fachten seinen Zorn immer mehr an, anstatt ihn zu besänftigen. Diese jungen Leute, sagten sie, versammeln sich täglich, berathen und widersetzen sich den Wünschen Ew. Majestät. „Ist es erhört," rief der König aus, „daß Leute von so geringem Wissen sich anmaßen, so berühmten Gelehrten sich als Richter an die Seite zu stellen und ihren Vorgesetzten entgegenzuarbeiten." [1]) Höchst unwillig schrieb Heinrich an die Häupter der Collegien: „Non est bonum irritare crabones. Es taugt nicht, Hornissen zu reizen." Aber diese Drohung feuerte die Jugend nur noch mehr an. Während dies Wort von den Hornissen die einen belustigte, ärgerte es die andern. In der heißen Jahreszeit verfolgt die Hornisse (das war der König) schwächere Insekten, aber das Geräusch, welches sie beim Fliegen macht, warnt die Kleinen, und sie entwischen ihr. Heinrich konnte seinen Aerger nicht verbergen; er fürchtete, die kleinen Fliegen möchten stärker sein als die große. Er lebte in beständiger Unruhe in seinem Schloß Windsor, und dieser unverschämte Widerstand Oxford's verfolgte ihn überall, wohin er seine Schritte lenkte, auf der Terrasse in dem großen Park und selbst in der königlichen Kapelle: „Wie," sagte er, „diese Universität will sich halsstarriger zeigen, als alle andern des In- und Auslandes?" [2]) Cambridge hatte das Recht des Königs anerkannt, und Oxford weigerte sich, es zu thun!

Da Heinrich die Sache zum Schluß bringen wollte, so rief er den Großalmosenier Ed. Fox nach Windsor und trug ihm auf, in Oxford dieselben Siege zu erringen, wie er sie in Cambridge davongetragen hätte. Dann diktirte er seinem Sekretär einen Brief an die Widerspenstigen. „Wie!" sagte der Despot, „ohne Ehrfurcht vor Unserer königlichen Würde, vergeßt Ihr alle Gnade, die Wir Euch erwiesen, und weigert Euch, Unsere Wünsche zu erfüllen. Leidet es nicht, daß die

---

[1]) »That such a number of right small learning . . . .« (Burnet, Records, III, p. 26.)

[2]) »More unkind and willfull than all other universities.« (Burnet, Records, III, p. 26.)

Stimmen von Leuten, die aller Vernunft baar und ledig sind, über die Weisen das Uebergewicht erlangen. Macht die Irrthümer der Vergangenheit durch Euren Eifer wieder gut.

Gegeben unter Unserm Insiegel im Schlosse Windsor." [1])

Fox wurde mit diesem Briefe betraut.

Der Großalmosenier und der Bischof von Lincoln riefen sogleich die jungen Gelehrten von Oxford zusammen und erklärten, daß ein längerer Widerstand ihr Verderben herbeiführen könne. Kaum aber hatte Lincoln ausgeredet, da schrieen einige Magister überlaut; ja etliche sprachen sogar sehr boshaft. Ohne sich indessen durch diese Widerspenstigkeit aufhalten zu lassen, befahl der Bischof, zur Abstimmung zu schreiten; worauf siebenundzwanzig sich für den König und zweiundzwanzig gegen ihn aussprachen. Damit aber waren die königlichen Commissarien noch nicht zufrieden; sie versammelten alle Fakultäten und forderten die anwesenden Mitglieder auf, nach einander ihre Stimme abzugeben. Das schüchterte manchen ein, nur acht bis zehn hatten Muth genug, ihren Widerstand offen zu bekennen. Ermuthigt durch dies Resultat, befahl der Bischof, man solle die Schlußabstimmung auf dem Wege des Scrutiniums vornehmen. Manche nun, die nicht zu sprechen gewagt hatten, machte das Geheime sehr kühn, und während siebenunddreißig sich für die Scheidung aussprachen, widersetzten sich derselben fünfundzwanzig. Gleichviel, die Prälaten hatten die Majorität. Unverzüglich fertigten sie das Dekret aus und schickten es dem König, worauf der Bischof, ganz stolz auf seinen Sieg, eine feierliche Messe des heiligen Geistes hielt. Und doch hatte man bei dieser Angelegenheit wenig auf den heiligen Geist gehört. Die einen hatten dem Fürsten, die andern dem Papste gehorcht, und wenn wir solche finden wollen, welche im Gehorsam Christi standen, so müssen wir sie anderswo suchen.

Die Universität Cambridge war es, welche dem Könige zuerst ihre Ergebenheit kund gab. Am Sonntag vor Ostern kam der Vicekanzler Buckmaster Morgens in Windsor an. Der Hof war in der Kapelle, wo Latimer predigte, der kürzlich zum Hofkaplan des Königs ernannt worden war. Der Vicekanzler trat während des Gottesdienstes ein und hörte

---

[1]) Burnet, Records, III, p. 27.

[2]) State papers, I, p. 379. Das Dekret steht in der Note.

noch einen Theil der Rede. Latimer war ein ganz anderer Mann, als die servilen Höflinge Heinrich's VIII. Er fürchtete sich sogar nicht, die seiner Collegen anzugreifen, welche nicht ihre Pflicht erfüllten; denn bei einer andern Gelegenheit sagte er: „Die Kaplane sollten kühn das Schwert des Wortes handhaben, aber sie denken nur daran zu schmeicheln, darum wird Gott zum Lohne den Fluch auf ihr Haupt legen. Der Diener Gottes muß tadeln und bessern, ohne irgend einen Menschen zu fürchten, selbst wenn er sich dem Tode aussetzte." [1]) Besonders kühn war Latimer, wenn es die Irrthümer Roms galt, welche Heinrich VIII. in der englischen Kirche beizubehalten gedachte. „Böse Leute," sagte er, „Verächter Gottes behaupten: Wir sind getauft, deshalb sind wir erlöst. Ach, getauft sein und die Gebote Gottes nicht erfüllen, das ist schlimmer, als ein Türke sein! Die Wiedergeburt kommt aus dem Worte Gottes; wenn wir an dies Wort glauben, so werden wir von neuem geboren." [2]) So sprach einer der Väter der britischen Reformation; das ist die wahrhaftige Lehre der Kirche Englands, die entgegengesetzte Lehre ist nur ein Ueberbleibsel des Papstthums.

In dem Augenblick, als die Zuhörer die Kapelle verließen, redete der Vicekanzler den Sekretär (Gardiner) und den Propst an und theilte ihnen den Grund seiner Anwesenheit mit, worauf der König ihm sagen ließ, er werde die Deputation nach dem Abendgottesdienst empfangen. Da Heinrich VIII. der Zustimmung der beiden Universitäten einen gewissen Glanz zu verleihen wünschte, so befahl er, daß der ganze Hof sich im Audienzsaal versammeln sollte. Der Vicekanzler überreichte seinen Brief dem König, der sehr zufrieden damit war, und sagte: „Ich danke Euch, Herr Vicekanzler, und billige sehr die Art, in welcher Ihr die Angelegenheit geleitet habt. Ich behalte mir vor, Eurer Universität die Beweise meiner Zufriedenheit zu geben." — „Ihr habt Latimer's Predigt gehört," fügte er hinzu und lobte sie außerordentlich; dann zog er sich zurück. Darauf näherte sich der Herzog von Norfolk dem Vicekanzler und theilte ihm mit, daß der König ihn am folgenden Tage zu sprechen wünsche.

An jenem Tage wartete Dr. Buckmaster, dem Befehle getreu, den

---

[1]) Latimer, Sermons (Parker S.), p. 46, 381.
[2]) *Ibid.*, p. 126, 471.

ganzen Morgen, aber der König hatte seine Absicht geändert und ließ dem Abgeordneten von Cambridge sagen, er könne abreisen, wann er wolle. Kaum war die Botschaft ausgerichtet, da trat der König ein. Ein Gedanke, der ihn besonders lebhaft beschäftigte, hatte ihn ergriffen; er wollte mit dem Doctor über das Prinzip sprechen, welches Cranmer aufgestellt hatte. Demnach hielt er Buckmaster von 1 bis 6 Uhr auf, indem er auf alle Weise die Frage beleuchtete: „Kann der Papst Dispensationen bewilligen, wenn das göttliche Recht gesprochen hat?“ [1]) Er zeigte sich sogar dem Vicekanzler sehr verstimmt darüber, daß man diesen Punkt in Cambridge nicht entschieden habe. Endlich verließ er die Gallerie, und um den Doctor für die Heftigkeit seiner Vorwürfe zu entschädigen, erwies er ihm beim Abschied alle Gnade, worauf Buckmaster eiligst seine Reise antrat.

Sechstes Kapitel.

Heinrich's VIII. Schritte werden gebilligt von den Katholiken in Italien und Frankreich, dagegen getadelt von den Protestanten in Deutschland.

(Januar bis September 1530.)

Der König beschränkte sich indessen nicht darauf, die Stimmen in England zu gewinnen, er berief sich auf die allgemeine Lehre der Kirche, die nach seiner Meinung durch die Universitäten, und nicht durch den Papst vertreten wurde. Das Element der persönlichen Ueberzeugung, welches bei Tyndale, Fryth und Latimer so stark betont wurde, fehlte in der officiellen Reformation, die von dem Fürsten ausging. Um zu erfahren, was die Schrift sagt, schickte Heinrich Abgeordnete nach Paris, Bologna, Padua und Wittenberg; er wäre bis in den Orient gegangen, wenn sich solche Reisen leicht hätten machen lassen. Jener falsche Katholicismus, welcher verfallene Kirchen und Schulen, in denen man die Tradition, den Ritus und die Hierarchie über alles pries, für Ausleger der Bibel hielt, war ein nachgeahmter Papismus. Glücklicherweise sollte die höchste Stimme des Wortes Gottes in England diese verderbliche Richtung überwinden.

---

[1]) »An papa potest dispensare.« (Burnet, Records, III, p. 24.)

Voll Vertrauen auf die Freundschaft des Königs von Frankreich wandte Heinrich VIII. sich zuerst an die Universität zu Paris; aber ein spanischer Priester, Dr. Peter Garray, der, wie die englischen Agenten sagten [1]), eben so unwissend als fanatisch war, nahm sich lebhaft der Sache Katharina's von Aragonien an, und mit Hülfe des ungestümen Beda erlangte er eine den Wünschen Heinrich's entgegengesetzte Entscheidung.

Auf die Kunde hiervon berief der König erschreckt den französischen Gesandten du Bellay in seinen Palast, übergab ihm für Franz I. eine prachtvolle Lilie von Diamanten, die 10,000 £ an Werth hatte; ferner die Pfandbriefe über 100,000 £, die Franz Heinrich für Kriegskosten schuldete, und fügte dem noch eine Summe von 400,000 Thalern für das Lösegeld der französischen Prinzen hinzu. So gewichtigen Gründen konnte Franz nicht widerstehen und beauftragte daher du Bellay, wegen „der argen Gewissensscrupel Heinrich's bei der Fakultät in Paris alles in Bewegung zu setzen". [2]) Demzufolge berathschlagte die Sorbonne, und mehrere Gelehrten riefen aus, es hieße die Ehre des Papstes verletzen, wenn man ihn fähig hielte, dem beunruhigten Gewissen eines Christen Trost zu verweigern. Während dieser Debatten sammelte der Sekretär die Namen, die Stimmen, und schrieb sie in ein Buch. Da springt ein wüthender Papist, welcher bemerkt, daß die Majorität für Rom ungünstig ausfallen würde, von seinem Sitze auf, stürzt auf den Sekretär los, entreißt ihm die Liste und vernichtet sie. Nun verlassen alle ihre Plätze, und es entsteht „eine große tumultuarische Unordnung". Jeder schreit, jeder sucht seine Meinung geltend zu machen; da aber niemand sich in dem allgemeinen Geschrei verständlich machen kann, so eilen die Doctoren schleunig und in großer Wuth hinaus; „Beda war wie ein Besessener," sagt du Bellay.

Unterdessen gingen die Gesandten des Königs von England in einer nahen Gallerie auf und ab und erwarteten das Resultat der Abstimmung. Das Geschrei machte sie aufmerksam, sie eilten herbei, und als sie das seltsame Schauspiel sahen, welches die Theologen darboten, „als sie die Reden hörten, die sie gegen einander führten", zogen sie sich höchst auf-

---

[1]) Stokesley an den Grafen von Wiltshire, 16. Januar 1530. (State papers, VII, p. 227.)

[2]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 459. Dieser Brief ist von du Bellay und nicht von Montmorency, wie ein berühmter Historiker geglaubt hat.

gebracht zurück. Du Bellay, dem das Bündniß beider Länder am Herzen lag, beschwor Franz I., „diesen Ungehörigkeiten" ein Ende zu machen. In Folge dessen ließ der Präsident des Pariser Parlamentes Beda vor sich rufen, erklärte ihm, daß es nicht seine Sache sei, sich in die Angelegenheiten der Fürsten zu mischen, und daß er unverzüglich seinen Widerstand aufzugeben habe, widrigenfalls er in einer Weise würde bestraft werden, an die er noch lange gedenken solle. Die Sorbonne nahm sich diese ihrem einflußreichsten Mitgliede ertheilte Lektion zu Herzen und sprach sich am 2. Juli mit großer Majorität zu Gunsten der Scheidung aus. Die Universitäten von Orléans, Angers und Bourges hatten schon dasselbe gethan, und Toulouse folgte bald darauf.[1]) Heinrich VIII. hatte England und Frankreich für sich.

Aber das war ihm nicht genug; er mußte auch Italien gewinnen. Er überschwemmte die Halbinsel mit seinen Agenten, welche den Befehl hatten, von den Bischöfen und Universitäteu die vom Papste verweigerte Erklärung zu erlangen. Einem mächtigen und reichen Despoten fehlt es nie an ergebenen Dienern, die seine Absichten unterstützen.

Nächst Paris war die Universität Bologna im Kirchenstaat die bedeutendste in der katholischen Christenheit. Ein Mönch stand dort damals in großem Ansehen. Baptist Pallavicini, aus vornehmer Familie und ein beredter Prediger, war einer jener unabhängigen Geister, wie man sie oft in Italien antrifft; an ihn wandten sich die englischen Agenten. Er sowie seine Collegen erklärten sich bereit, die Ungesetzlichkeit der Ehe Heinrich's VIII. zu beweisen, und als Stokesley von Entschädigungen gesprochen hatte, erwiederten sie: „Nein, was wir umsonst empfangen, geben wir auch umsonst." Die Abgesandten Heinrich's waren außer sich vor Freuden: die Universität des Papstes entschied gegen den Papst! Besonders diejenigen von ihnen, welche sich der Reformation zuneigten, waren entzückt. Am 10. Juni erschien der beredte Mönch bei den Gesandten mit der Entscheidung der Fakultät, die alle ihre Erwartungen übertraf: die Ehe Heinrich's VIII. wurde schrecklich und verabscheuungswürdig genannt, selbst für einen Ungläubigen, geschweige denn für einen Christen, schändlich und abscheulich, vom göttlichen und menschlichen Rechte bei den furchtbarsten Strafen für verboten erklärt ....[2]) Höchst

---

[1]) S. die Aussprüche der Universitäten bei Burnet, Records, I, p. 83.

[2]) »Tale conjugium horrendum esse execrabile, detestandum, veroque christiano etiam cuilibet infideli prorsus abominabile.« (Rymer, Acta, VI, p. 155.)

naiv fügte die Universität hinzu: „Der heilige Vater, der doch fast alles vermag, hat nicht das Recht, ein solches Bündniß zu gestatten.“ Die Universitäten Padua und Ferrara beeilten sich, ihre Stimmen mit der Bologna's zu vereinigen und erklärten die Ehe mit der Wittwe eines Bruders für null und nichtig, für abscheulich, schändlich und greulich.“[1]) Heinrich war Sieger auf der ganzen Linie. Er hatte jene allgemeine Zustimmung für sich, welche nach dem Ausspruch berühmter Gelehrten gerade das Wesen des Katholicismus ist. Crooke, einer der Abgesandten Heinrich's VIII., ein ausgezeichneter Hellenist, der seine Sendung mit unermüdlichem Eifer erfüllte, rief aus, die gerechte Sache des Königs sei von allen Gelehrten Italiens gebilligt worden.[2])

Allein bei dieser Uebereinstimmung der katholischen Christenheit trat nun eine abweichende Ansicht hervor, an welche niemand gedacht hatte. Diese Scheidung, welche nach den leichtsinnigen Reden einer gewissen Partei die Veranlassung zur Reformation in England gegeben hat, fand in den Vätern und Kindern der Reformation ihre Gegner. Die Gesandten Heinrich's VIII. waren darüber ganz erstaunt. „Meine Treue nöthigt mich, Ew. Hoheit zu benachrichtigen“, schrieb Crooke an den König, „daß alle Lutherischen in dieser Angelegenheit völlig gegen Ew. Hoheit sind,[3]) und daß sie ohne Grund alles, was sie an Macht und Bosheit besitzen, aufgeboten haben, um sich derselben, sei es in Venedig oder in Padua und Ferrara, wo sie keine geringe Anzahl bilden, zu widersetzen.“

Als die schweizer und deutschen Reformatoren aufgefordert wurden, über diesen Punkt ihre Meinung abzugeben, sprachen sich Luther, Oekolampadius, Zwingli, Bucer, Grynäus, selbst Calvin alle in demselben Sinne aus. „Sicherlich,“ sagte Luther, „hat der König gesündigt, als er die Frau seines Bruders heirathete; diese Sünde gehört der Vergan-

---

[1]) Burnet, Records, III, p. 87.

[2]) »Your most juste cause approved by all the doctors of Italy.« (State papers, VII, p. 242.)

[3]) »All Lutherians be utterly against your Highness in this cause.« (Burnet, Records, I, p. 82.)

[4]) Der Brief oder die Abhandlung Calvin's (Calvini Epistolae, p. 384) bringt die sich anscheinend widersprechenden Stellen des Leviticus und Deuteronomium in Uebereinstimmung; aber ich halte es für sehr zweifelhaft, ob er aus dieser Zeit stammt.

genheit an, möge die Reue sie auslöschen, wie sie alle hinter uns liegenden Sünden auslöschen muß. Die Ehe aber darf nicht geschieden, eine so große Sünde, die der Zukunft angehört, nicht begangen werden. O, wie viele Ehen gibt es in der Welt, in denen die Sünde mitspielt, die man aber doch nicht auflösen darf. Der Mann soll sein Weib nicht verlassen, und sie sollen ein Fleisch sein. Dies Gesetz steht über dem andern und geht über dasselbe hinaus." [1]) Die Gesammtansicht der lutherischen Gelehrten [2]) stimmte mit dem so gerechten und so christlichen Gefühl, dem Luther Ausdruck gab, überein. So wurde, wir wiederholen es, das Ereigniß, welches den katholischen Schriftstellern zufolge die Ursache der religiösen Umgestaltung Englands war, von den Römlingen gebilligt und von den Evangelischen verdammt. Diese wußten indessen sehr wohl, daß die Reformation nicht aus einer Scheidung oder Eheschließung entstehen konnte, nicht aus diplomatischen Verhandlungen und Dekreten der Universitäten, sondern durch die Macht des Wortes Gottes und aus der freien Ueberzeugung der Christen.

Während dieser Vorgänge war Cranmer in Rom und forderte vom Papste die Besprechung, welche ihm derselbe bei ihrem Zusammentreffen in Bologna zugesagt hatte. Clemens VII. hatte nie daran gedacht, eine solche zu bewilligen; er hatte gemeint, wenn er erst zu Hause wäre, so würde es ihm ein Leichtes sein, sein Versprechen zu umgehen, und darauf sann er jetzt. Unter den Mitteln, welche die Päpste bisweilen bei ihren Streitigkeiten mit den Königen angewandt hatten, war eines der gewöhnlichsten, die Agenten der Fürsten zu gewinnen; und dies versuchte Clemens auch jetzt zuerst. Er ernannte Cranmer zum Großalmosenier für alle Staaten des Königs von England, einige sagen sogar, für die ganze katholische Christenheit. Das war indessen wenig mehr als ein bloßer Titel, aber „der Papst fühlte Cranmer damit auf den Zahn," wie ein Geschichtsschreiber sagt, „indem er ihm Hoffnung machte auf einen fetteren Bissen, im Fall er an den päpstlichen Gunstbezeugungen Geschmack finden sollte." [3]) Allein Cranmer ließ sich von reineren,

---

[1]) »Tam grande peccatum, futurum, permitti non debet.« (Lutheri Ep., IV p. 265.)

[2]) Burnet, Records, I. p. 88.

[3]) »To stay his stomach in hope of a more plentiful feast hereafter.« (Fuller, Ch. Hist., p. 182.)

Beweggründen leiten, und ohne den ihm vom Papste verliehenen Titel auszuschlagen (denn er hatte ja den Auftrag, ihn für die Sache des Königs zu gewinnen und würde seiner Sendung geschadet haben), legte er doch wenig Werth darauf und zeigte nur desto größeren Eifer für die Erledigung seiner Aufgabe.

In England beunruhigte man sich darüber, daß die Gesandtschaft keinen Erfolg gehabt hatte. Einige der besten Freunde des Papstes konnten seine Verblendung nicht begreifen. Demnach beschlossen die beiden Erzbischöfe, die Herzoge von Norfolk und Suffolk, die Marquis von Dorset und Exeter, 13 Grafen, 4 Bischöfe, 25 Barone, 22 Aebte und 11 Mitglieder des Unterhauses, sich an Clemens VII. zu wenden. „Allerheiligster Vater," sagten sie in ihrer Bittschrift, „der König, welcher unser Haupt und die Seele des ganzen Reiches ist, hat allein das Papstthum gegen mächtige Völker in Schutz genommen; und wunderbarer Weise ist er der einzige, den das Papstthum nicht wieder beschützen will. Eine Welt von Leiden droht diesem Reiche; eine Sündfluth naht.[1]) Wenn Ihr, unser Vater, uns Waisen lasset, so müssen wir anderswo Abhülfe suchen. Ein Kranker sucht Heilung, wo er sie findet, und schafft oft ein anderes Uebel statt dessen, an dem er leidet. Wir flehen Ew. Heiligkeit an, sich nicht blos den Statthalter Christi zu nennen, sondern sich auch als solchen durch die That zu beweisen." Clemens gewann Zeit; er zögerte zwei und einen halben Monat mit der Antwort, indem er die Sache hin und her überlegte und sie sich immer wieder durch den Kopf gehen ließ. Die große Schwierigkeit lag darin, Heinrich's VIII. Willen, der eine andere Frau wünschte, mit dem Carl's V. zu vereinigen, der verlangte, Heinrich müsse seine Frau behalten. Es gab nur ein Mittel, beide Fürsten zufriedenzustellen: der König von England mußte die erste Frau behalten, die zweite dazu nehmen. Wolsey war schon auf diesen Gedanken gekommen, und vor mehr als zwei Jahren hatte der Papst es Da Casale zu verstehen gegeben. „Laßt ihn eine andere Frau heirathen," hatte er gesagt, als er von dem König sprach.[2]) Jetzt kam Clemens VII. hierauf zurück; er ließ heimlich Da Casale kommen und

---

[1]) »Malorum pelagus Reipublicae nostrae imminere cernimus ac certum quoddam diluvium comminari.« (Rymer, Act., VI, p. 160.)

[2]) »Rex aliam uxorem ducat.« (Brief von G. Da Casale. Orvieto, den 13. Januar 1528.)

sagte zu ihm: „Folgendes haben Wir Uns ausgedacht, Wir bewilligen Seiner Majestät zwei Frauen zu haben.[1]) Der unfehlbare Priester machte dem König den Vorschlag einer Bigamie. Da Casale's Erstaunen war jetzt noch größer, als vordem bei der ersten Mittheilung Clemens VII. „Heiliger Vater," antwortete er dem Papst, „ich zweifle, daß ein solches Mittel Seine Majestät zufriedenstellen würde, denn der König wünscht vor allen Dingen Erleichterung seines Gewissens."[2])

Auch hatte dieser strafwürdige Vorschlag keine weiteren Folgen; der König, der seiner Großen und seines Volkes sicher war, schritt rasch vorwärts auf der Bahn der Unabhängigkeit. Einen Tag nach jenem, an welchem der Papst ihn aufgefordert hatte, zwei Frauen zu nehmen, ließ Heinrich in seinem Reiche eine kühne Proklamation veröffentlichen, „welche über alle, die eine der königlichen Prärogative entgegenstehende Bulle des Papstes forderten oder brächten, Gefängniß- oder Leibesstrafe verhängte, nach dem Ermessen Sr. Majestät.[3]) Auf's höchste beunruhigt, sagte Clemens zu den Edelleuten: „Wir wünschen dem Könige ebenso sehr wie Ihr männliche Nachkommen, aber ach, wir sind doch nicht Gott, und können ihm keine Söhne schaffen!"[4])

Man fing an, all dieser Spitzfindigkeiten und Winkelzüge des Papstthums überdrüssig zu werden; man verlangte nach Freiheit; und einige gingen so weit zu sagen, wenn man sie ihnen nicht verschaffe, so müsse man die Fesseln brechen und die Thüren sprengen.

Siebentes Kapitel.

Latimer am Hofe.

(Dieselbe Zeit.)

Da der König sah, daß er beim Papste nicht erreichte, was er wünschte, so näherte er sich den Evangelischen in seinem Reiche. In den Reihen der Reformation standen geistvolle, fromme, kühne und

---

1) »Ut duas uxores habeat.« (Rome, 28. septembre 1530. Herbert, p. 330.)
2) »An conscientiae satisfieri posset, quam V. M. imprimis exonerare cupit.«
3) »Imprisonment and farther punishment of their bodies.« (Coltier, II, p. 60.)
4) »Sed pro Deo non sumus, ut liberos dare possimus.« (Herbert, p. 338.)

beredte Männer, zu denen ein Theil des Volkes Vertrauen hatte: warum sollte der König nicht versuchen, sich mit denen zu verbinden? Sie protestirten gegen die Autorität des Papstes, — wohlan, er wollte sie davon befreien, aber freilich unter der einen Bedingung, daß sie die seinige anerkannten, wenn sie die Jurisdiktion des Papstes verwarfen. Wäre der Plan Heinrich's VIII. gelungen, so würde Englands Kirche eine königlich-päpstliche geworden sein auf britischen Boden verpflanzt, wie man anderswo solche sieht, aber es war das Wort Gottes, welches in England den Papst ersetzen sollte, und nicht der König.

Der erste von den evangelischen Gelehrten, welche Heinrich zu gewinnen sich bemühte, war Latimer. Wie wir gesehen haben, hatte er ihn unter die Zahl seiner Kaplane aufgenommen. „Hütet Euch wohl, den König durch Widerspruch zu erzürnen," hatte ein Höfling, der seine Freimüthigkeit fürchtete, zu ihm gesagt, als er an den Hof kam. „Redet, wie er redet, und anstatt ihn leiten zu wollen, befleißigt Euch ihm zu folgen." — „Das verhüte Gott," antwortete Latimer, „wie? ich sollte immer sagen, was der König sagt! Nein, ich werde sprechen, wie mein Gewissen spricht! [1]) Indessen weiß ich wohl, daß man klug sein muß.

Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo.

Wenn der Tropfen den Stein aushöhlt, so geschieht das nicht durch Gewalt, sondern weil er immer wieder darauf fällt."

Dies Gespräch war nicht ohne Nutzen für den Kaplan; er ging ernstlich an's Werk, mitten im lärmenden Treiben des Hofes. Er studirte die heilige Schrift und die Kirchenväter und verkündete frei und offen die Wahrheit von der Kanzel herab; allein er hatte kein vertrauliches Gespräch mit dem König, der ihm eine gewisse Furcht einflößte. Dabei beunruhigte ihn indeß der Gedanke, daß er nicht mit Heinrich über dessen Seelenzustand spräche. Als der Kaplan eines Tages im November in seinem Zimmer saß mit einem Bande des heiligen Augustinus vor sich, las er darin diese Worte: „Wer aus Furcht vor irgend einer Macht die Wahrheit verhehlt, reizt den Zorn Gottes, denn er fürchtet die Menschen mehr als Gott." Ein andermal, als er den heiligen Chrysostomus studirte, traf ihn dies Wort: Nicht nur der verräth die Wahrheit,

---

[1]) Marry, out upon this counsel! Shall I say as he says?« (Latimer, Sermons, p. 231.)

welcher offen eine Lüge lehrt, sondern auch derjenige, welcher die Wahrheit weiß und sie nicht frei bekennt." — Diese beiden Stellen prägten sich seinem Geiste tief ein.[1] „Sie beunruhigten mich," sagt er, „sie erschreckten mich und quälten mich ernstlich in meinem Gewissen."[2] Er wollte bekennen, was Gott ihn durch die heilige Schrift gelehrt hatte. Seine Offenheit konnte ihm das Leben kosten (man verlor es leicht zur Zeit Heinrich's VIII.), gleichviel! „Ich will mich lieber der Todesstrafe aussetzen," sagt er, „als die Wahrheit verrathen![3]

Latimer erkannte, daß das geistliche Gesetz, welches seit Jahrhunderten für das eigentliche Wesen der Religion angesehen wurde, dem evangelischen Glauben Platz machen müsse; — die Form dem Leben. Man war gewohnt, die Glieder der Kirche (die sogenannten durch die Taufe Wiedergeborenen) in den Katechismus-Unterricht, zur Confirmation, zum Gottesdienst, zum Abendmahl gehen zu sehen ohne wahre persönliche Umwandlung; und dann ruhten endlich alle bei einander auf dem Todtenacker. Aber nach Latimer's Meinung sollte die Kirche mit der Bekehrung ihrer Mitglieder beginnen. Um den Tempel Gottes zu erbauen, bedurfte es lebendiger Steine. Der christliche Individualismus, gegen den Rom sich erhob, indem es vom theokratischen Gesichtspunkte ausging, sollte in der Christenheit wiederhergestellt werden.

Der edle Latimer faßte also den Entschluß, dem Könige begreiflich zu machen, daß die wahre Reformation mit dem eigenen Ich beginnen müsse. Das war nichts Geringes. Heinrich, der mit mannigfachen Kenntnissen ausgerüstet war, einen lebhaften, aber herrischen, leidenschaftlichen, eigensinnigen und heftigen Charakter besaß, kannte kaum eine andere Richtschnur als die, von welcher die Leidenschaften seiner starken Natur Befriedigung hoffen durften, und obwohl er geneigt war, sich vom Papste zu trennen, so verabscheute er doch alle Neuerungen in der Lehre. Aber Latimer ließ sich durch diese Hindernisse nicht abhalten und beschloß, offen die schwierige Stellung anzugreifen.

„Majestät," schrieb er an Heinrich VIII., „ich muß meinem Amte

---

[1]) »I marked them earnestly in the inward parts of my heart.« (Latimer's, Remains, p. 293.)

[2]) »They made me sore afraid, troubled and vexed me grievously in my conscience.« *(Ibid.)*

[3]) »I had rather suffer extreme punishment.« *(Ibid.)*

nachkommen; lieber will ich verleumdet werden, Gut und Ehre und Freiheit verlieren, lieber Verbannung und Marter dulden, was sage ich, lieber vor den Augen der Menschen mit Schande bedeckt sterben, als von Christo verleugnet werden, weil ich ihn selbst verleugnet habe.[1]) Ich muß die Botschaft ausrichten, welche die Schrift mir aufträgt. Ich weiß wohl, königlicher Herr, daß zwischen mir und Euch ein Abstand ist, wie zwischen Gott und den Menschen, denn Ihr seid der Stellvertreter des Allerhöchsten auf Erden. Aber dennoch höret gnädig nnd geduldig meine Worte. Ihr seid ein sterblicher Mensch, Majestät; Ihr tragt die verderbte Adamsnatur in Euch,[2]) und das Verdienst Jesu Christi ist Euch ebenso nothwendig wie dem Geringsten Eurer Unterthanen."

Latimer fürchtete, unter dem Schutze Heinrich's VIII. eine Kirche erstehen zu sehen, die nach Reichthum, Macht und Herrlichkeit trachtete, und er hatte nicht Unrecht. „Majestät," sagte er, „das Leben unseres Heilandes ist ein Leben der Armuth gewesen. Wie dürftig ist die Stelle, wo die Jungfrau Maria, dies arme Weib, ihn zur Welt geboren hat! Und wie das Leben Christi am Anfang war, so ist es bis an's Ende geblieben. . . . Aber weshalb? Damit seine Jünger ihm nachfolgten... Seine Diener sollen einsehen, daß es ihnen übel ansteht, Schätzen der Erde nachzutrachten, und dennoch sind Ew. Majestät alle die Ränke wohl bekannt, welche die Geistlichkeit anwendet, um die überflüssigen Schätze in ihren Händen zu behalten, welche Euer letztes Parlament ihr verweigert hat."

Latimer wünschte dem König begreiflich zu machen, welche die wahren Christen seien. „Majestät", sagte er, „unser Heiland kündigt seinen Jüngern an, daß man sie vor die Könige schleppen würde. Findet sich also irgendwo Verfolgung, so kommt das daher, weil dort das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird, und wenn an andern Orten Ruhe und die Freuden der Welt herrschen, so ist das ein Zeichen, daß die Wahrheit dort nicht wohnt."

Dann fordert Latimer, was England die wahren Schätze geben kann. „Herr," sagt er, „Ihr habt in Eurer letzten Proklamation versprochen, daß wir die heilige Schrift in englischer Sprache haben sollen. Möchte

---

[1]) »The loss of all temporal goods, honour, promotion, fame, prison, hurts, banishment, torments, yea death....« (Latimer's Remains, p. 243.)

[2]) »Having in you the corrupt nature of Adam.« (*Ibid.*, p. 299.)

doch die Bosheit der Weltkinder Euch nicht an der Erfüllung dieses frommen Versprechens hindern. Es gibt Prälaten, die sich unter dem Vorwande, es sei Aufruhr und Ketzerei zu befürchten, dem freien Gebrauch des Evangeliums Christi widersetzen. Sie möchten lieber tausend Seelen in die Hölle befördern, als eine in den Himmel." [1])

Für den Schluß hatte Latimer den Ruf aufgespart, den er an das Gewissen seines Herrn zu richten gedachte: „Herr," sagte er, „thut, was Gott Euch befiehlt, und nicht, was Euren eignen Augen gut dünkt. Möge der Herr in Ew. Majestät ein wahres Glied seiner Kirche, einen treuen Haushalter seiner Gaben finden und nicht nur," fügt er mit Verachtung eines Titels, auf den Heinrich VIII. sehr stolz war, hinzu, „nicht nur einen Vertheidiger des Glaubens. Der wahre Glaube soll nicht durch menschliche Macht vertheidigt werden, sondern einzig durch das Wort Gottes."

„O König, denkt an Euch selbst, habt Mitleid mit Eurer Seele! Gedenket daran, daß der Tag nahe ist, an welchem Ihr Rechenschaft ablegen müßt von Eurem Amte und von dem Blute, welches Euer Schwert vergossen hat. Täglich bringe ich ein Gebet vor den, der für unsere Sünden gestorben ist, vor den, der unaufhörlich bei seinem Vater um Gnade fleht für unsere Seelen. Dies Gebet ist, o Herr, daß Ihr am Tage des Gerichts nicht beschämt werdet, daß Eure Rechnung richtig befunden, und daß Euer quietus est, Euer Friede besiegelt werde mit dem Blute unseres Heilands, der allein am jüngsten Tage vor Gott gelten wird." [2])

So sprach der muthige Kaplan. Dieser Brief Latimer's an Heinrich VIII. verdiente Beachtung. Der König scheint nicht dadurch erzürnt worden zu sein; er war ein absoluter Fürst, aber er hatte zuweilen etwas Großherziges in seinem Charakter. Er fuhr daher in seinen Gunstbezeugungen gegen Latimer fort, ohne indessen auf seinen Ruf zu antworten.

Latimer predigte häufig am Hofe und in der Stadt. Manche vornehme alte Familien verharrten in den Vorurtheilen des Mittelalters, aber einige neigten sich der Reformation zu und folgten den Predigten

---

[1]) »Send a thousand men to hell ere they send one to God.« (Latimer's Remains, p. 306.)

[2]) To have your *quietus est* sealed with the blood of our Saviour.« (Latimer's Remains, p. 309.)

des Kaplans, die den gewöhnlichen so überlegen waren. Seine Redekunst ließ sich in folgendem Satze zusammenfassen: „Christus ist der Prediger aller Prediger!“ [1])

„Christus,“ rief er vor seiner vornehmen Zuhörerschaft, „hat unsere Schuld auf sich genommen, wahrlich nicht um sie auf sich zu laden, sondern um sie zu bezahlen, und er ist für den größten Sünder der Welt gehalten worden.“ [2]) — „Wenn man mich in das Gefängniß von Newgate führte,“ sagte er ferner, „wegen einer Schuld von 20,000 £ und einer meiner Freunde mir begegnete und ausriefe: „Ich bezahle alles für ihn“, so wäre ich frei. Das hat Jesus Christus gethan.“

Während er vor einem Könige predigte, der den Titel eines Hauptes der Kirche beanspruchte, erklärte er, die Autorität der heiligen Schrift wäre erhaben über alle Gewalt der Erde. „Gott,“ sagte er, „ist groß, heilig, allmächtig, ewig; und die Schrift, die von ihm ausgeht, ist um seinetwillen groß, heilig, allmächtig und ewig. Es giebt weder einen König, noch einen Kaiser, noch eine Obrigkeit, die sich nicht nach ihm richten müßten.“ Er hütete sich wohl, die beiden Schwerter in dieselbe Hand zu legen. „Gott hat zwei Schwerter in dieser Welt,“ sagte er, „das zeitliche ist in der Hand der Könige, um die zu strafen, welche Böses thun, und selbst die Priester; das geistige ist in der Hand der Diener des Wortes Gottes, um zu bessern und zu lehren. Macht nicht aus beiden Gewalten ein wirres Gemisch. [3]) Gott gehört Eure Seele, Euer Glaube; dem König der Tribut und Eure Ehrfurcht. — Ihr Diener des Wortes Gottes, laßt uns das geistige Schwert handhaben, aber ohne nach Ehre zu streben, und, wenn es sein muß, indem wir dem Tode die Stirne bieten.“ [4]) — Alles dies setzte den Hof in Erstaunen. „Seid Ihr heute in der Predigt gewesen?“ fragte eines Tages einer seiner Zuhörer einen dem König besonders ergebenen Höfling. — „Ja,“ antwortete dieser. — „Und wofür haltet Ihr den neuen Kaplan?“ — „Wofür ich ihn immer gehalten habe, er ist ein aufrührerischer Geselle.“ [5])

Aber Latimer ließ sich nicht einschüchtern. Fest in der Lehre, war

---

[1]) »Christ is the preacher of all preachers.« (Latimer, Sermons, p. 155.)

[2]) »Christ was accounted the greatest sinner in the world.« (*Ibid.*, p. 223.)

[3]) »Make not a mingle mangle of them.« (Latimer, Sermons, p. 295.)

[4]) »Even should death ensue.« (*Ibid.*, p. 85, 86.)

[5]) Marry, even as I liked him always, a seditious fellow.« (*Ibid.*, p. 134.)

er zu gleicher Zeit ungemein praktisch. Er war ein Moralist, und das ist zugleich die Erklärung, wie er sich eine zeitlang am Hofe halten konnte. Die Weltleute, welche leicht ungeduldig werden, wenn man ihnen das Kreuz, die Buße und Bekehrung des Herzens predigt, können nicht umhin, denen Beifall zu schenken, welche auf Reinheit des Wandels Gewicht legen. Der König fand es bequem, eine große Anzahl Pferde in Abteien zu halten, welche gestiftet waren, um Arme zu unterstützen. Als Latimer eines Tages vor ihm predigte, sagte er: „Einem Fürsten dürfen seine Pferde nicht mehr am Herzen liegen als die Armen. Die Abteien sind eingerichtet worden, um Dürftigen Erleichterung zu gewähren und nicht, um als Pferdeställe des Königs zu dienen.“ [1]) Tiefe Stille herrschte in der ganzen Zuhörerschaft, niemand wagte, Heinrich VIII. anzusehen, und viele gaben durch Zeichen ihren Unwillen kund. Kaum hatte der Kaplan die Kanzel verlassen, als ein Herr vom Hofe, der Ober-Hofmeister wie es scheint, ihn mit den Worten anredete: „Weshalb greifst Du die Ehre Sr. Majestät an? Die Pferde sind ein Theil der Ehre des Königs und seines Reiches. Wenn Du gegen sie sprichst, so ist das soviel als gegen Se. königliche Majestät sprechen.“ Latimer aber antwortete: „Die Ehre Seiner Majestät leidet darunter, wenn den Armen Unrecht geschieht.“ Und dann fügte er hinzu: „Mylord, der wirkliche Oberhofmeister des königlichen Hauses ist Gott, und ihm müßt ihr Rechenschaft ablegen, gedenket daran.“ [2]) So unternahm es die Reformation selbst an den Höfen die Herrschaft des Gewissens herzustellen. Und Latimer, welcher, wie Calvin,[3]) wohl wußte, daß die „Ohren der Fürsten dieser Welt gewohnt sind, daß man ihnen schmeichelt und schön thut“, waffnete sich mit einer unerschütterlichen Ausdauer.

Das Murren wurde indessen lauter. Während die früheren Kaplane alles hatten geschehen lassen, wollte dieser Sittenreinheit unter den Christen herstellen? Der Reformator war nicht unempfindlich gegen die Beschuldigungen, deren Gegenstand er wurde, denn sein Herz war nicht von Stein. Bisweilen erschienen ihm die Vorwürfe und Verleumdungen

---

[1]) Latimer, Sermons, p. 193.

[2]) »God is the grand master, Lord Chamberlain of the king's house.« (Latimer, Sermons, p. 193.)

[3]) Calvin, Harm. evang. — Matth. XIV, 4.)

wie jene ungestümen Winde, die den Landmann nöthigen, in aller Eile ein schützendes Obdach zu suchen. „Herr," sagte er zu Gott in seinem Kämmerlein, „diese Leute zwicken und beißen mich." [1]) Er hätte in eine Wüste fliehen mögen. . . . . Aber er gedachte daran, wie man seinen Herrn behandelt hatte, und sagte: „Ich tröste mich, weil Christus selbst angeklagt wurde, daß er das Volk zum Aufruhr wider den Kaiser reize."

Hocherfreut darüber, daß Latimer den König tadelte, beschlossen die Priester dies zu benutzen, um ihn zu stürzen. Als der König eines Tages bei einem großen Empfang von seinen Räthen und Höflingen umgeben war, mischte sich ein Priester mitten unter die Menge, warf sich dem Monarchen zu Füßen und rief: „Königlicher Herr, Euer neuer Kaplan predigt aufrührerische Lehren." Da wandte sich Heinrich VIII. an Latimer und fragte: „Was habt Ihr darauf zu erwiedern?" Der Kaplan beugte nun seinerseits das Knie vor dem Fürsten, dann kehrte er sich seinen Anklägern zu und sagte: „Darf ich in der Predigt des Königs nichts sagen, was den König angeht?" Seine Freunde zitterten und fürchteten, man werde ihn verhaften; er aber fuhr fort: „Ich überliefere mich in Eure Hände, Majestät, ernennet andere Gelehrte, daß sie an meiner Stelle vor Euch predigen; es gibt viele, die würdiger dazu sind als ich. Ich bin bereit, wenn Ihr es wünscht, ihr Diener zu sein und ihnen die Bücher nachzutragen. [2]) Wenn Ihr aber wollt, daß ich fortfahre vor Euch zu predigen, so sei es mir gestattet, es ohne Furcht zu thun. Es ist unsere Pflicht, unsere Lehren nach unseren Zuhörern einzurichten."

Heinrich strebte noch immer darnach, Latimer an sich zu fesseln. Er billigte daher das Benehmen des Kaplans, und dieser zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück. Als er hinaustrat, umringten ihn seine Freunde, welche den Auftritt mit der lebhaftesten Spannung beobachtet hatten, und sagten zu ihm mit Thränen in den Augen: [3]) „Wir waren fest überzeugt, daß du diese Nacht im Tower zubringen würdest!" —

---

[1]) »O Lord! he pinched me, nay he had a full bite at me.« (Latimer, Sermons.)

[2]) »I could be content to bear their books after them.« (Latimer, Sermons, p. 135.) wie es Sitte war, wenn der Prediger die Sakristei verließ, um auf die Kanzel zu steigen.

[3]) »With tears in their eyes.« (*Ibid.*, p. 138.)

„Der Herr hält die Herzen der Könige in seinen Händen," antwortete Latimer ruhig.

Die evangelischen Reformatoren Englands behaupteten auf edle Weise ihre Unabhängigkeit vor einem katholischen, despotischen Könige. Sie waren freie, starke Männer der Ueberzeugung und erlagen weder den Versuchungen des Hofes, noch Rom's. Wir werden noch deutlichere Beispiele sehen, die sie ihren Nachfolgern hinterlassen haben.

Achtes Kapitel.

Der König läßt überall nach Tyndale suchen.

(Januar bis Mai 1531.)

Da Heinrich VIII. einsah, daß er Charaktere wie Latimer brauchte, um dem Papste Widerstand zu leisten, so suchte er auch andere seines Gleichen zu gewinnen; und er lernte einen Mann kennen, dessen hohe Bedeutung er sogleich begriff. Thomas Cromwell hatte ihm nämlich eine Schrift vorgelegt, die damals in ganz England begierig gelesen wurde: Die Praktik der Prälaten. Man fand dies Buch in den Häusern der Bürger London's, bei den Pächtern in Essex, Suffolk und in andern Grafschaften. Der König las es ebenso begierig wie seine Unterthanen. Denn nichts interessirte ihn so sehr, wie die Geschichte der langsamen, aber furchtbaren Fortschritte des Pfaffen- und Prälatenthums. Besonders las er immer wieder ein Gleichniß, in welchem die Eiche die königliche, der Epheu die päpstliche Würde darstellte. „Der Epheu," hieß es da, „kommt unscheinbar aus der Erde und kriecht eine Zeitlang am Boden, bis er einen großen Baum trifft. Dann klammert er sich daran und steigt allmählich, den Stamm umschlingend, empor. Da der Epheu noch sehr schwach ist, so belästigt er den Baum nicht, und man behauptet sogar, daß er die Zweige schmückt, die ihn schützen. Bald aber wächst der Epheu, er schlägt seine Wurzeln in die Rinde, langt im Gipfel an, und dann, wenn er groß, schwer und dick geworden ist, beherrscht er den Baum ganz und gar, entzieht ihm den Saft und erstickt und erdrückt ihn. [1]) Endlich lockt er Eulen und alle andern

---

[1]) »And sucketh the moisture so sore, that it choaketh and stifleth them.« (Tyndale, Practice of prelates, p. 270.)

unreinen Vögel unter seine Zweige. So ist es mit dem Papstthum. Der kriechende Epheu ist der Bischof von Rom, der in den vier ersten Jahrhunderten schwach und unansehnlich war; — der Baum, den er trifft, ist der Kaiser, der Christ geworden. Der römische Bischof nähert sich ihm, küßt ihm demüthig die Füße und klammert sich an seine Macht; aber bald richtet er sich auf in seiner ganzen Größe, der Fürst muß vor dem Priester sein Haupt neigen, und der Papst wirft mit einem Fußtritt die Krone des Kaisers zu Boden." [1]) Heinrich VIII. hätte gern das Schwert gezogen, um von dem Papst für diesen Schimpf Rechenschaft zu fordern. Jene Schrift war von Tyndale. Nachdem der König das Buch aus der Hand gelegt hatte, dachte er über das Gelesene nach und erkannte, daß der Verfasser treffliche Gedanken über „die verwünschte Macht des Papstes" habe, daß er überdies Talent und Eifer besitze und bei der Abschaffung des Papstthums in England wichtige Dienste leisten könne.

Seit Tyndale sich in Oxford bekehrt hatte, ging Christus ihm über alles; kühn schüttelte er das Joch menschlicher Ueberlieferungen ab und wollte keinen andern Führer als die heilige Schrift. Voll Phantasie und Beredsamkeit, thätig und bereit, alle Mühen auf sich zu nehmen, unterzog er sich jeder Gefahr bei Erfüllung seiner Pflicht. [2]) Heinrich befahl nun einem seiner Agenten, dem Stephan Vaughan, der sich damals in Antwerpen aufhielt, den Reformator in Brabant, Flandern, an den Ufern des Rheins, in Holland und überall, wo er zu finden sein konnte, zu suchen, ihm einen von seiner königlichen Hand unterzeichneten Geleitsbrief anzubieten und ihn aufzufordern, er möge nach England zurückkehren; er fügte seinerseits die gnädigsten Versprechungen hinzu. [3])

Tyndale zu gewinnen schien noch wichtiger, als Latimer für seine Pläne günstig zu stimmen. Vaugham unternahm sogleich, ihn in Antwerpen zu suchen, wo er, wie man sagte, sich aufhalten sollte; aber er fand ihn nicht. „Er ist in Marburg," sagte einer, „in Frankfurt" ein

---

[1]) »Dominus autem papa statim percussit, cum pede suo coronam imperatoris et dejecit eam in terram.« (Tyndale, Practice of prelates, p. 271.)

[2]) S. das Leben Tyndale's in der Geschichte der Reformation im 16. Jahrhundert, Thl. V.

[3]) »Upon the promise of your Majesty, be content to repair into England.« (Vaughan à Henri VIII. Cotton, msc. Galba. B. X. fol. 42. Bible ann., I, p. 270.)

anderer, „in Hamburg" ein dritter. Aber Tyndale blieb immer wie zuvor der unsichtbare Tyndale. Vaughan beschloß, zur größeren Sicherheit ihm drei Briefe nach diesen verschiedenen Orten zu schreiben und beschwor ihn, nach England zurückzukehren.[1] „Ich hege die größte Hoffnung," sagte der englische Agent zu seinen Freunden, „gethan zu haben, was Sr. Maj. lieb sein wird. . ." Und wirklich wäre es etwas ganz Außerordentliches gewesen, Tyndale, den schriftgläubigsten der englischen Reformatoren, den Unbeugsamsten in seinem Glauben, mit völligster Billigung seines Monarchen an der Reform arbeiten zu sehen.

Aber kaum waren die drei Briefe abgegangen, als Vaughan von der schimpflichen Strafe hörte, welche Thomas Morus über den Bruder Tyndale's verhängt hatte. . . .[2]) Gedachte Heinrich VIII. durch solche Schändlichkeiten den Reformator an sich zu ziehen? Ganz trostlos schrieb Vaughan am 26. Januar 1531 an den König: dies Ereigniß würde Tyndale glauben machen, daß man ihn in eine Falle locken wolle, und er gab es auf, ihn ferner zu suchen.

Drei Monate später, am 17. April, als Vaughan beschäftigt war, ein Manuscript Tyndale's zu copiren, um es Heinrich VIII. zu schicken, (es war die Antwort auf den Dialog des Sir Thomas Morus) klopfte ein Mann an seine Thür und sagte: „Einer, der zu Euren Freunden zu gehören behauptet, wünscht dringend Euch zu sprechen und läßt Euch bitten, mir zu folgen." — Wer ist dieser Freund, und wo hält er sich auf?" fragte Vaughan. — „Ich kenne ihn nicht," antwortete der Bote „kommt und seht ihn selber." Vaughan besann sich, ob es auch gerathen sei, diesem Menschen an einen unbekannten Ort zu folgen . . doch entschloß er sich, ihn zu begleiten. Der Agent Heinrich's VIII. und der Bote durchschritten nun die Straßen Antwerpens, gingen zur Stadt hinaus und gelangten auf ein einsames Feld, an welchem die Schelde langsam auf dem kaum abschüssigen Boden dahinfloß.[3]) Vortretend gewahrte Vaughan einen Mann mit edlem Antlitz, der etwa fünfzig Jahre alt zu sein schien. „Erkennt Ihr mich nicht?" sagte dieser zu Vaughan.

---

[1]) »Whatsoever surety he could reasonably desire....« (Vaughan à Cromwell, Cotton, msc. Galba. B. X. fol. 42. Bibl. ann., I. p. 270.)

[2]) Geschichte der Reformation im 16. Jahrhundert, Thl. V, Buch 20, Kap. 15.

[3]) »He brought me without the gates.... into a field.« (Anderson, Annals of the english Bible, p. 272.)

— „Ich erinnere mich Eurer Züge nicht," erwiederte dieser. „Mein Name ist Tyndale," sagte da der Fremde. — „Tyndale!" rief Vaughan entzückt. „Welch' ein glückliches Zusammentreffen!"

Tyndale, der von den neuen Plänen Heinrich's VIII. gehört hatte, hegte weder zu dem Fürsten, noch zu seiner vorgeblichen Reformation irgend welches Vertrauen. Seine endlosen Unterhandlungen mit dem Papste, seine Weltlichkeit, seine Liebschaften, seine Verfolgungen gegen die evangelischen Christen und insbesondere die schmachvolle Strafe, die er über John Tyndale verhängt hatte, alles das empörte ihn. Indessen da er von dem Vaughan gewordenen Auftrage gehört hatte, wollte er diese Gelegenheit benützen, um eine Warnung an den König zu richten. „Ich habe gewisse Bücher geschrieben," sagte er, „um Seine Majestät vor der Treulosigkeit der Priester zu warnen, und habe mich dadurch als einen aufrichtigen Unterthanen gezeigt.[1]) Ich wünsche dringend, daß er daran gehe, ihre fein ausgesponnenen Pläne zu bekämpfen. Aus meinem Vaterlande vertrieben, dulde ich fern von demselben Armuth, Verbannung, Einsamkeit, Hunger, Durst, unaufhörliche Gefahren, zahllose harte Kämpfe. . . . Aber ich fühle die Bitterkeit dieser Leiden nicht, weil ich hoffe, daß meine Arbeit Gott zur Ehre, meinem Fürsten zum Nutzen und seinem Volke zum Segen gereichen werde."[2]) — „Beruhigt Euch," erwiderte Vaughan, „Eure Verbannung, Eure Armuth, Eure Kämpfe sind zu Ende, Ihr könnt nach England zurückkehren. . ." — „Was hilft es mir," versetzte Tyndale, „daß meine Verbannung ein Ende hat, wenn die Bibel noch immer verbannt bleibt? Vergißt der König denn, daß Gott befiehlt, sein Wort in der ganzen Welt zu verbreiten? Bleibt die heilige Schrift den Unterthanen des Königs verboten, so ist mir der Tod erwünschter als das Leben."[3])

Vaughan aber hielt sich noch nicht für besiegt. Der Bote, der in einiger Entfernung wartete und nichts verstand, war höchst erstaunt, die beiden Männer mitten auf dem einsamen Felde ein so langes,[4]) lebhaftes

---

[1]) »The heart of a true subject.« (Annals of the English Bible, p. 272.)

[2]) To do honour to God, true service to my prince, and pleasure to his commons.« (*Ibid.*)

[3]) »Death were more pleasant to me than life.« (Cotton, msc. Titus B. I, fol. 67. Bible ann., I, p. 273.)

[4]) »A long communication between us.« (Cotton, msc. Titus B., I, fol. 67. Bible ann., I, p. 273.)

Gespräch führen zu sehen. „Gebt selbst die Bürgschaft an, die Ihr verlangt," sagte Vaughan, „der König wird Euch alles bewilligen." — „Ohne Zweifel," antwortete Tyndale, „würde der König mir einen Geleitsbrief geben, aber der Klerus würde ihn überreden, daß die den Ketzern gegebenen Versprechungen für niemand bindend seien. . ." Die Nacht brach herein, der Agent Heinrich's VIII. konnte Tyndale zwingen, ihm zu folgen und sich seiner bemächtigen.[1]) Wohl kam Vaughan dieser Gedanke, aber er verwarf ihn wieder. Indessen begann Tyndale sich unbehaglich zu fühlen,[2]) und er sagte: „Lebt wohl, Ihr werdet mich bald wiedersehen oder Nachricht von mir erhalten." Damit entfernte er sich nach der Antwerpen entgegengesetzten Richtung. Vaughan, der in die Stadt zurückkehrte, wunderte sich, daß Tyndale in's offene Land hineinschritt; er dachte, es sei eine List, und wiederum fragte er sich, ob er ihn nicht seinem Herrn zu Gefallen hätte festnehmen müssen. Doch vielleicht wäre es mißlungen,[3]) und überdies war es jetzt zu spät, denn Tyndale war verschwunden.

Als Vaughan wieder zu Hause angekommen war, sandte er eiligst einen Bericht über diese seltsame Zusammenkunft nach London. Cromwell begab sich sogleich an den Hof und übergab dem König den Brief des Agenten und das Buch des Reformators. „Gut," sagte Heinrich, „sobald ich Zeit habe, will ich dies alles lesen."[4]) Er that es und wurde sehr unwillig über Tyndale. Dieser weigerte sich, auf seinen Ruf zu kommen, er traute des Königs Worten nicht und wagte es sogar, ihm Lehren zu geben. In seinem Zorn zerriß Heinrich den letzten Theil von Vaughan's Brief, warf ihn in's Feuer und gab es ganz auf, den Reformator nach England kommen zu lassen, um sich seiner gegen den Papst zu bedienen. Er fürchtete, eine solche Fackel würde das ganze Königreich in Brand stecken. Er dachte nur noch daran, sich seiner zu bemächtigen, um ihn für seine Anmaßung zu bestrafen.

Deshalb ließ er Cromwell rufen. Vor ihm auf einem Tische lag Tyndale's Schrift, die Vaughan copirt und geschickt hatte. „Diese Blätter,"

---

[1]) »Lest I would have persued him.» (Cotton, msc. Titus B., I, fol. 67. Bible ann., I, p. 273)

[2]) »Being something fearful.« (*Ibid.)*

[3]) »I might have failed of my purpose.« *(Ibid.)*

[4]) »At opportune leasure his Highness would read the content.» (*Ibid.*, p. 275.)

sagte Heinrich VIII. zu seinem Minister, indem er ihm das Manuscript zeigte, „sind das Werk eines Schwärmers; es enthält nichts als Lügen, Aufreizungen und Verleumdungen. Vaughan beweist viel zu viel Zuneigung für Tyndale,[1]) er hüte sich aber wohl, ihn aufzufordern, in dies Reich zu kommen. Er ist ein gottloser, verstockter Geist, den man nicht bessern kann. Ich bin sehr froh, daß er außerhalb England's ist."

Cromwell entfernte sich tiefbekümmert. Er schrieb an Vaughan, aber der König fand seinen Brief zu milde, und Cromwell mußte ihn ändern, um ihn dem Zorn des Königs anzupassen.[2]) Ehrgeizig wie er war, beugte er sich vor dem furchtbaren Willen seines Gebieters; aber Tyndale's Verlust schien ihm unersetzlich. Auch fügte er hinzu, während er Vaughan den Zorn des Königs schilderte, wenn heilsame Betrachtungen Tyndale zur Vernunft brächten, so sei der König so zur Barmherzigkeit geneigt, daß er ihn ohne Zweifel mit Freuden empfangen würde.[3]) Vaughan, dessen Herz Tyndale ganz gewonnen hatte, fing abermals an ihn zu suchen und führte eine zweite Unterredung mit ihm. Er gab ihm Cromwell's Brief zu lesen. Als der Reformator an die oben angeführte Stelle über Heinrich's VIII. Barmherzigkeit kam, traten ihm die Thränen in die Augen, und er rief aus: „O wie gnädig sind diese Worte!" — „Ja," sagte Vaughan, „sie zeugen von solcher Milde, daß sie das härteste Herz der Welt schmelzen würden." — Tiefbewegt suchte Tyndale nach Auskunftsmitteln, um zugleich seine Pflicht gegen Gott und gegen den Fürsten zu erfüllen. „Wenn Seine Majestät gnädigst gestatten wollte," sagte er, „daß die heilige Schrift in ihrer ganzen Reinheit unter seinem Volke verbreitet würde, wie es in den Staaten des Kaisers geschieht und in andern christlichen Ländern, so wollte ich mich verpflichten, nichts weiter zu schreiben, ich wollte mich

---

[1]) »Ye bear much affection towards the said Tyndale« (Cotton, msc. Galba B., X, fol. 338. Bible ann., p. 275.)

[2]) Die Aenderungen kann man im Original erkennen und sie sind in der biographischen Notiz über Tyndale vor seiner Practices angedeutet. (Pakers, Soc. p. 46. 47.)

[3]) »Is so inclined to mercy, pity and compassion.« (State papers, VII, p. 303.)

[4]) »In such wise that water stood in his eyes.« *(Ibid.)*

ihm zu Füßen werfen und meinen Leib ihm zum Opfer anbieten, bereit, wenn es sein müßte, Martern und Tod zu erleiden!"

Aber es lag eine weite Kluft zwischen dem Monarchen und dem Reformator. Der König sah in der Schrift den Samen der Ketzerei, und Tyndale verwarf jede Reformation, die vollzogen werden sollte, während man die Bibel ächtete. „Die Ketzerei," sagte er, „rührt eben so wenig von der Schrift her, wie die Finsterniß von der Sonne. [1]) Tyndale verschwand abermals, und wir können selbst nicht angeben, welchen Zufluchtsort er sich wählte.

Die Niederlage, welche der König damit erlitten hatte, entmuthigte ihn nicht. Er mußte talentvolle und eifrige Männer haben, die entschlossen waren, den Papst anzugreifen. Nun hatte Cambridge England einen Mann gegeben, den man Tyndale und Latimer an die Seite stellen konnte, das war John Fryth. Dieser Mann hatte einen Durst nach Wahrheit; er suchte Gott und war fest entschlossen, sich Jesu Christo ganz zu ergeben. Da sagte Cromwell eines Tages zu dem König: „Wie schade, daß ein in den Wissenschaften und in der Gelehrsamkeit so ausgezeichneter Mann, wie Fryth, sich zu den Sektirern hält!" Er hatte wie Tyndale England verlassen. Mit Einwilligung des Königs schrieb nun Cromwell an Vaughan: „Seine Majestät wünscht sehnlichst eine Aussöhnung mit Fryth, der (wie er fest glaubt) noch nicht so weit auf dem bösen Wege vorgeschritten ist wie Tyndale. Wie immer barmherzig, ist der König bereit, ihn gnädig zu empfangen; suchet ihn liebevoll und klug herbeizuziehen. . ." Alsbald begann Vaughan seine Nachforschungen; es war im Mai 1531; aber die erste Kunde, die er erhielt, war: daß Fryth, der Diener des Evangeliums, sich so eben in Holland verheirathet habe! . . . „Diese Heirath," schrieb er dem König, „könnte wohl meiner Aufforderung hinderlich sein." [2]) Aber das war noch nicht alles, Fryth druckte in Amsterdam kühn die Antwort Tyndale's an Thomas Morus. Heinrich mußte ihn also ebenso aufgeben wie seinen Freund. Es glückte ihm nur mit Latimer, und zudem gab ihm der Kaplan strenge Wahrheiten zu hören. Zwischen der geistigen und der

[1]) »Heresy springeth not of the Scripture, no more than darkness of the, sun.« (Tyndale, Exposition, p. 141.)

[2]) »This marriage may, by chance hinder my persuasion.« (State papers, VII, p. 302.)

politischen Reformation herrschte ein entschiedener Zwiespalt; das Werk Gottes wollte sich nicht mit dem Werke des Thrones verbinden. Das Christenthum und die Kirche können zuweilen zwei verschiedene Dinge sein, und sind es häufig. Die einen (wie die Reformatoren) wollen das Christenthum, das lebendige Christenthum; die andern (wie Heinrich VIII. und seine Prälaten) wollen die Kirche und ihre Hierarchie, und kümmern sich wenig darum, ob der lebendige Glaube sich da finde. Das ist ein Grundirrthum; zuerst muß die wahre Religion da sein, und dann kann sie eine wahre religiöse Gesellschaft hervorrufen. Tyndale, Fryth und ihre Freunde wollten mit der Religion beginnen; Heinrich und die Seinigen mit einer geistlichen Genossenschaft, die dem Glauben feindlich gegenübertrat; deshalb konnten der König und die Reformatoren sich nicht mit einander verständigen. Auf's tiefste beleidigt durch die Kühnheit der evangelischen Männer schwur Heinrich, da sie keinen Frieden mit ihm wollten, ihnen den Krieg zu erklären und denselben auf's nachdrücklichste zu führen.

Neuntes Kapitel.

Der König wird als Haupt der Kirche anerkannt.

(Januar bis März 1531.)

Heinrich VIII. wollte indessen große Veränderungen unter der Geistlichkeit seines Reiches einführen. Seine königliche Gewalt hatte von der Gewalt des Klerus zu leiden. Das war freilich in allen Monarchieen der katholischen Christenheit der Fall; aber England hatte mehr als andere darüber zu klagen. Von den drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und der Bürgerschaft war der erste am mächtigsten. Der Adel war durch die Bürgerkriege geschwächt; die Commünen hatten schon seit langer Zeit weder Kraft noch Ansehen mehr; so nahmen denn die Prälaten die erste Stelle ein, und bis zum Jahre 1529 war ein Erzbischof und Kardinal, Wolsey, den König selbst nicht ausgenommen, der mächtigste Mann in England gewesen. Heinrich VIII. hatte den Druck dieses Joches wohl gefühlt und wollte sich nicht nur von der Herrschaft des Papstes, sondern auch von dem Einflusse der Prälaten befreien. Hätte er nur daran gedacht, sich an dem Papste zu rächen, so wäre es hinreichend

gewesen, der Reformation freien Lauf zu lassen; wenn ein starker Wind vom Himmel bläst, so stürzen die Bauwerke der Menschen zusammen. Aber es fehlte Heinrich weder an Klugheit noch an Berechnung. Er fürchtete für sein Reich eine Verschiedenheit der Lehren, welche Zwiespalt daselbst hervorbringen konnte. Er wollte sich des Papstes und der Prälaten entledigen, ohne sich Tyndale und Latimer in die Arme zu werfen.

Die Könige und Völker hatten erkannt, daß die Herrschaft des Papstthums und seine Autorität über den Klerus ein unübersteigliches Hinderniß für die Autonomie des Staates sei. Schon im Jahre 1268 hatte Ludwig der Heilige erklärt, daß Frankreich einzig von Gott abhänge, und andere Fürsten waren seinem Beispiel gefolgt. Heinrich VIII. beschloß noch weiter zu gehen; er wollte die Ketten brechen, welche den Klerus mit dem römischen Thron verbanden, und gedachte denselben an den nationalen Thron zu fesseln. Befreit von diesem Papstthum, welches stets ein nagender Wurm für England's Macht gewesen war, sollte dieselbe sich von nun an frei und kräftig entwickeln und das Land in die erste Reihe der Völker stellen. Der Neuerungsgeist des Jahrhunderts war Heinrich's Absichten günstig; ohne zu zögern, mußte er den kühnen Plan zur Ausführung bringen, den Cromwell im Park von Whitehall vor seinen Augen entrollt hatte.[1]) Von nun an dachte Heinrich nur daran, sich als Haupt der Kirche anerkennen zu lassen.

Indessen konnte diese bedeutende Umwälzung nicht durch einen einfachen Akt königlicher Autorität vollzogen werden und besonders in England, wo die constitutionellen Prinzipien schon einen unbestreitbaren Einfluß ausübten. Man mußte die Geistlichkeit dahin bringen, den Rubikon zu überschreiten, indem sie sich von Rom lossagte. Aber wie sollte man sie dazu vermögen? Das war der Punkt, über den der gewandte Cromwell nachdachte, der im Vertrauen des Königs immer mehr Wolsey's Platz einnahm, aber ganz andern Gebrauch von seiner Stellung machte. Von Ehrgeiz getrieben, von energischem Charakter, gesundem Urtheil und unerschütterlicher Festigkeit, konnte ihn kein Hinderniß in seiner Thätigkeit aufhalten. Er sann darüber nach, wie er dem König das geistliche Scepter verschaffen könnte, und verfiel auf folgendes Mittel.

---

1) Geschichte der Reformation des 16. Jahrh. Thl. V, Buch 20, Kap. 14.

Es war bisweilen vorgekommen, daß Könige von England außer Gebrauch gekommene Gesetze wieder zur Geltung gebracht und die Uebertreter mit beträchtlicher Geldbuße hatten strafen lassen. Nun stellte Cromwell dem König vor, daß die Statuten des Reiches jeden für strafbar erklärten, der eine vom Papst in der Kirche England's geschaffene Würde anerkennte; Wolsey habe sich, als er die Funktionen eines päpstlichen Legates ausübte, an den Rechten der Krone vergriffen und sei verurtheilt worden nach Recht und Billigkeit; aber auch alle Glieder des Klerus, welche die unrechtmäßige Gerichtsbarkeit des vorgeblichen Legaten anerkannt hätten, seien schon durch diese That eben so strafbar wie er. „Das Statut des Praemunire," sagte er, „verurtheilt sie ebenso wie ihr Haupt." Aufmerksam hörte Heinrich ihm zu, und fand, daß das Auskunftsmittel seines Staatssekretärs mit dem Buchstaben des Gesetzes übereinstimmte, und daß es die ganze Geistlichkeit in seine Hände lieferte. Unverzüglich gab er seinem Minister unbeschränkte Vollmacht; unter diesen Umständen gab es in ganz England nicht einen einzigen Unschuldigen; die beiden Häuser, der Ministerrath des Königs, die ganze Nation mußte vor Gericht gezogen werden, allein Heinrich wollte sich in gnädiger Nachsicht auf die Priester beschränken.

Als die Geistlichkeit von Canterbury sich am 7. Januar 1531 versammelt hatte, trat Cromwell ein und nahm ruhig seinen Sitz mitten unter den Bischöfen. Dann erhob er sich und kündigte ihnen an, daß ihre Güter und Pfründen zu Gunsten Seiner Majestät eingezogen werden würden, weil sie sich der unconstitutionellen Macht des Kardinals unterworfen hätten. Welch' schreckliche Nachricht! Es war ein Donnerschlag für die egoistischen Prälaten; sie waren wie niedergeschmettert. Endlich faßten einige wieder etwas Muth und sagten: „O, der König selbst hatte ja die Autorität des Kardinal-Legaten bestätigt, wir haben nur seinem höchsten Willen Gehorsam geleistet. Ein Widerstand gegen die Verordnung Seiner Majestät hätte uns unfehlbar in's Verderben gestürzt." — „Gleichviel," war die Antwort, „das Gesetz war da, Ihr hattet der Constitution England's zu gehorchen, selbst wenn es Euer Leben galt."[1]) Die erschrockenen Bischöfe legten eine ungeheure Summe

---

[1]) »They ought to take notice of the constitution, at their peril.« (Collyers, II, p. 61. — Burnet, p. 108.)

am Fuße des Thrones nieder in der Hoffnung, dadurch ihr Unrecht und — ihre Pfründen abzukaufen. Aber Heinrich begehrte etwas anderes; — er stellte sich, als ob er sich aus dem Gelde nicht viel machte. Die Drohung der Confiscation sollte die Bischöfe zwingen, ein viel werthvolleres Lösegeld zu zahlen, und Cromwell sagte daher: „Mylords, Ihr habt in einer Bittschrift, die einige von Euch unlängst an den Papst gerichtet, den König Eure Seele, Euer Haupt genannt.[1]) Wohlan, erkennt ausdrücklich die Obergewalt des Königs über die Kirche an,[2]) und Seine Majestät wird Euch nach seiner großen Güte Verzeihung angedeihen lassen."

Was für eine Forderung! Ganz außer sich vor Schrecken versammelte sich die Geistlichkeit, und es begann eine Berathung von höchster Wichtigkeit. „Dies Wort in der Adresse an den Papst," sagten einige, „war ja nichts als eine Redensart und hatte durchaus nicht den Sinn, der ihm jetzt beigelegt wird." „Da der König den gordischen Knoten in Rom nicht auflösen kann," sagten andere, indem sie an die Scheidung dachten, „so will er ihn mit dem Schwerte durchhauen." [3]) Die Eifrigsten aber riefen: „Die weltliche Macht hat in geistlichen Dingen nichts zu sagen. Den König als Haupt der Kirche anerkennen, das hieße, den katholischen Glauben umstoßen . . . Das Haupt der Kirche ist der Papst!" . . . .

Drei Tage dauerten die Debatten, und als die Minister Heinrich's VIII. die theokratische Regierung in Israel anführten, rief ein Priester: „Dem alten Testamente halten wir das neue entgegen, nach dem Evangelium ist Jesus Christus das Haupt der Kirche!" Der König, dem dies berichtet wurde, sagte: „Gut, ich willige ein; wenn Ihr den König für das Haupt der Kirche erklärt, so könnt Ihr hinzufügen nach Gott." Dadurch aber wurden die Ansprüche des Papstes nur um so mehr compromittirt, und die Priester sagten daher: „Wir wollen uns lieber allem aussetzen, als daß wir den Papst von seinem Throne stoßen."

Die Bischöfe von Lincoln und Exeter wurden an den König

---

[1]) »Regia Majestas nostrum caput atque anima.« (Collyers, Records, p. 8, 30. Juli 1530.)

[2]) »Ecclesiae protector et supremum caput.« (Collyers, II, p. 62.)

[3]) »Seeing this Gordian knot, to play the noble Alexander.« (Fox, Acts, V. p. 55.)

abgeordnet, um ihn anzuflehen, daß er von seiner Forderung abstehe; allein sie konnten nicht einmal bis zu ihm gelangen. Heinrich VIII. war fest entschlossen; die Priester mußten sich beugen. Das einzige Mittel, Verzeihung zu erhalten, ist: der päpstlichen Suprematie zu entsagen, sagte man ihnen. Die Bischöfe machten einen neuen Versuch, um den Forderungen des Königs und denen ihres Gewissens zu gleicher Zeit gerecht zu werden. „Wenn man vor den Priestern zurückweicht," sagte man bei Hofe, „so sind sie Löwen; leistet man ihnen aber Widerstand, so werden sie Lämmer. — Euer Schicksal ruht in Euern Händen, verweigert Ihr dem König seine Forderung, so könnt Ihr an der Ungnade, die Wolsey betroffen, lernen was Eurer wartet. Nun suchte der Erzbischof Warham, der den Vorsitz in der Versammlung führte, ein kluger, bejahrter Mann, der seinem Ende nahe war, ein Compromiß zu Stande zu bringen. Die großen Bewegungen, welche die Kirche in ganz Europa erschütterten, verwirrten ihn. Früher hatte er sich bei Heinrich VIII. über Wolsey's Anmaßungen beschwert [1]) und war nahe daran gewesen, die königliche Suprematie anzuerkennen. Er machte den Vorschlag, eine einfache Clausel in die Urkunde einzuschieben, welche dem Könige die geforderte Gerichtsbarkeit zuerkannte, nämlich: Quantum per legem Christi licet (so weit das Gesetz Christi es zuläßt). „Heilige Mutter Gottes!" sagte der König, der wie sein Bruder Franz I. die Gewohnheit hatte, sich solcher unpassenden Ausdrücke zu bedienen, zu seinen Ministern: „Ihr spielt mir da einen schönen Streich, Ihr Herren! Ich dachte recht, diese Prälaten zu prellen, [2]) und nachdem sie Euch überlistet haben, sind sie im Begriff, mich selbst zu prellen . . . . Kehrt zu ihnen zurück und sagt ihnen, daß ich weder ein Tantum noch ein Quantum will. — Soweit das Gesetz Christi es gestattet! Dieser Vorbehalt würde die Meinung hervorrufen, daß meine Autorität bestritten werden könnte."

Diesmal aber erlaubten sich die Minister Heinrich's VIII. ihm entgegen zu treten: sie stellten ihm vor, daß diese Clausel einem augenblicklichen Bruche mit dem Papste vorbeuge, und daß man sie künftig widerrufen könne. Endlich ergab sich Heinrich, und der Erzbischof legte

[1]) Strype's Memoriales, I, p. 111.

[2]) »I sought to have made fools of those prelates.« (Tyler, Henry VIII, p. 312.)

der Versammlung die Urkunde mit dem Zusatze vor. Das war eine feierliche Stunde für England. Die Bischöfe waren überzeugt, daß Heinrich eine strafbare Handlung von ihnen verlangte, dessen Folge der Bruch mit Rom sein würde. Zu Hildebrand's Zeit würden die Prälaten mit Nein geantwortet und bei den Laien Sympathie und Unterstützung gefunden haben. Aber die Dinge hatten sich geändert; das Volk fing an der langen Herrschaft der Priester müde zu werden. Der Primas, welcher die Sache zu beendigen wünschte, sagte zu seinen Collegen: „Erkennt Ihr den König als den einzigen Beschützer der Kirche und der Geistlichkeit in England an und, soweit das Gesetz Christi es gestattet, als Euer Oberhaupt?" — Alle blieben stumm. „Thut mir gefälligst Eure Meinung kund," begann der Erzbischof von neuem. — Tiefes Schweigen! — „Wer schweigt, willigt ein," sagte da der Primas.[1]) — „Wir schweigen alle," versetzte eines der Mitglieder der Versammlung. Hatte Muth oder Feigheit diese Worte eingegeben, sollten sie eine Zustimmung oder eine Protestation sein? Wir wissen es nicht. Man kann sich in dieser Sache weder auf die Seite des Königs noch auf die der Priester stellen. Das menschliche Herz nimmt gern Partei für die Unterdrückten, allein hier waren die Unterdrückten zugleich Unterdrücker. Darauf gab die Versammlung ihre Zustimmung zu der Meinungsäußerung der Universitäten über die Scheidung, und so gewann Heinrich VIII. seinen ersten Sieg.

Jetzt, da der König die Gewalt besaß, wurde es dem Klerus gestattet, ihm das Geld zu geben. Er bot nun seine 100,000 £, eine für jene Zeit unerhörte Summe, die heutzutage ungefähr fünfzehnmal mehr werth sein würde. Am 22. März 1531 unterzeichnete der gefällige Erzbischof das Dokument, welches dem Klerus in England zu gleicher Zeit Reichthum und Ehre raubte.[2])

Noch lebhafter waren die Debatten in der Kirchenversammlung zu York. „Wenn Ihr den König als Oberhaupt proklamirt", sagte der Bischof Tonstal, „so kann das nur auf das weltliche Regiment Bezug haben." — „Wirklich!" antwortete der Minister Heinrich's, „so wäre also ein Dekret nothwendig, um festzustellen, daß der König herrscht!" —

[1]) »Qui tacet consentire videtur. — Itaque tacemus omnes.« (Collyers, p. 63.)

[2]) Diese Urkunde findet sich bei Wilkins, Concilia, III, p. 742 und Rymer, Foedera, VI, p. 163.

„Wenn es sich um geistliche Dinge handelt", versetzte der Bischof, „so widerspreche ich entschieden, um mich nicht mit der Kirche in Widerspruch zu befinden." [1]) — Der König aber erwiederte: „Mylords, niemand macht Euch die Predigt und die Verwaltung der Sakramente streitig. [2]) Aber unterwarf sich der Apostel Paulus nicht dem Richterstuhl des Kaisers und der Heiland selbst dem des Pilatus?" — So siegten die geistlichen Theorieen Heinrich's VIII. auch in York. Es war in England eine große Revolution vollzogen, und neue Vorgänge sollten sie befestigen.

Als der König alles erlangt hatte, was er wünschte, geruhte er nach seiner großen Gnade dem Klerus das unverzeihliche Vergehen, Wolsey als päpstlichen Legaten anerkannt zu haben, zu verzeihen. Diese Amnestie erstreckte sich auf die Bitte der Gemeinen über ganz England. Die Nation, welche zuerst in dieser Angelegenheit nichts anderes sah als einen Akt, der sie von der angemaßten Gewalt der Päpste befreite, bezeigte Heinrich seine Dankbarkeit dafür; aber die Sache hatte noch eine andere Seite. War der Papst seiner Macht entkleidet, so war dieselbe jetzt dem König zuertheilt. War denn das ihm zugesprochene Amt nicht gegen das Evangelium? Mußte es nicht der anglikanischen Reformation einen territorialen aristokratischen Charakter aufprägen, der in die reformirte Kirche die Welt mit ihrem Glanz und ihren Reichthümern einführen würde? Wenn die königliche Obergewalt die anglikanische Kirche mit dem Pomp des Cultus, mit den klassischen Studien und hohen Würden ausstattete, brachte dieselbe ihr nicht auch den Luxus, die Sinecuren und die Weltlichkeit der Prälaten als Mitgift zu? — Sollte man es nicht erleben, daß die königliche Autorität ein Urtheil fällte über die Lehrfragen, und die heiligsten Dogmen für gleichgültig erklärte? Es hat jederzeit in England Gemüther gegeben, die sich ernstlich mit diesen Gedanken beschäftigt haben. Auch suchte man später die Macht des Königs in religiösen Dingen zu beschränken. „Wir gestehen unsern Fürsten weder das Amt des Wortes Gottes, noch der Sakramente zu," sagen die Glaubensartikel. [3])

---

[1]) »Ne ab Ecclesia catholica dissentire videar, expresse dissentio.« (Wilkins, III, p. 745.)

[2]) »Preaching and administring the sacraments ... no body denies you this.« (Collyers, II, p. 64.)

[3]) »We give not to our princes the ministry, either of God's word or the sacraments.« (Art. of religion, 37.)

Zehntes Kapitel.

Scheidung des Königs und der Königin.

(März bis Juni 1531.)

Als der König von seiner Geistlichkeit ein so wichtiges Zugeständniß erlangt hatte, wandte er sich an sein Parlament, um von demselben einen ganz anderen Dienst zu fordern, der in seinen Augen noch wichtiger war.

Am 30. März neigte die Sitzung sich dem Schlusse zu, da begab sich der Kanzler Thomas Morus in das Unterhaus und theilte demselben die Entscheidung der verschiedenen Universitäten über die Ehe des Königs und die Macht des Papstes mit. Die Gemeinen faßten die Sache wesentlich vom politischen Standpunkte auf; sie verstanden es gar nicht, daß Heinrich sich nicht sollte von Katharina trennen dürfen. Die Akten, welche man ihnen vorlegte, sagt ein Geschichtsschreiber, [1]) brachten ihnen „einen Abscheu vor der Ehe" (zwischen Heinrich und Katharina) bei. Der Kanzler forderte alle Mitglieder auf, in ihren Städten und Grafschaften es den Bewohnern begreiflich zu machen, daß der König die Scheidung nicht aus bloßer Laune verlangt hätte, sondern „um sein Gewissen zu befreien und die Thronfolge zu sichern." [2]) „Klärt das Volk auf," sagte er, „und erhaltet in der Nation den Frieden und die loyalen Gesinnungen gegen den Monarchen."

Der König aber beeilte sich, von der Macht Gebrauch zu machen welche die Universitäten, die Geistlichkeit und das Parlament in seine Hände gelegt hatten. Unmittelbar nach der Vertagung der Häuser erschienen einige Lords in Greenwich, theilten der Königin die Beschlüsse mit, welche ihre Ehe verdammten, und drangen in sie, es auf die Entscheidung von vier Prälaten und vier Lords ankommen zu lassen. Traurig aber fest antwortete Katharina: „Sagt dem König, ich sei sein rechtmäßiges Weib und würde es bleiben, bis der Hof zu Rom anders bestimmt." [3])

---

[1]) »Made them detest the marriage.« (Herbert, p. 353.)

[2]) Hall's Chron. of England, p. 780.

[3]) »Till the court of Rome determine to the contrary.« (Herbert, p. 354.)

Die Scheidung, welche trotz Katharina's Weigerung immer mehr drohte, rief im Volke große Aufregung hervor, und den Mitgliedern des Parlamentes kostete es einige Anstrengung, die Ordnung aufrecht zu erhalten, wie Thomas Morus es von ihnen verlangt hatte. Die Priester verkündigten von den Kanzeln herab den Untergang der katholischen Kirche und die Ankunft des Antichrists; die Bettelmönche verbreiteten Unzufriedenheit in allen Häusern, die sie betraten; die Fanatiker scheuten sich nicht anzudeuten, daß Gottes Zorn bald einen gottlosen Fürsten von seinem Throne stürzen werde . . . In Städten und Dörfern, in Schlössern und Schenken war von nichts anderem die Rede, als von der Scheidung und von der Obergewalt, welche der König verlangt hatte. Wenn die Frauen auf ihren Thürschwellen saßen, die Männer an der Schmiede in Gruppen umherstanden, so redeten sie in mehr oder minder unehrerbietigen Ausdrücken von dem Parlamente, den Bischöfen, den Gefahren der römischen Kirche und den Aussichten der Reformation. Abends, wenn die Fanatiker sich am häuslichen Herde zusammenfanden, so erzählten sie sich seltsame Geschichten. König und Königin, Papst, Teufel und Heilige, Cromwell und die Prälaten bildeten den Gegenstand der Unterhaltung. Zigeuner, welche damals im Lande umherzogen, vermehrten noch den Schrecken, wenn sie oft plötzlich in diese eifrigen Unterredungen hineintraten, schreckliche Ereignisse prophezeiten, und zuweilen die Todten citirten, um sie die Zukunft offenbaren zu lassen. Die großen Unglücksfälle, welche sie vorhersagten, machten ihre Zuhörer vor Schrecken erstarren, und ihre unheildrohenden Verkündigungen veranlaßten manche Unordnung, ja selbst Verbrechen; weshalb auch eine öffentliche Bekanntmachung die Strafe der Verbannung über sie verhängte.[1])

Ein unglückliches Ereigniß aber sollte die Gemüther noch mehr mit Schrecken erfüllen. Es hieß, der Bischof von Rochester, der den Reformirten so furchtbar und gegen die Armen so gütig war, sei fast von seinem Koche vergiftet worden, siebzehn Personen seien in Folge eines Gastmahls im bischöflichen Palaste erkrankt, einer der Edelleute des Bischofs sei daran gestorben, so wie eine arme Frau, der man die Ueberreste des Mahles gegeben habe. Man setzte boshaft hinzu, dieser

---

[1]) »Bill against conjuration, witchcraft sorceries, etc.« (Henry VIII, Cap. VIII.)

Bischof wäre der einzige, der sich offen der Scheidung und der Suprematie des Königs widersetzte ... Die Verleumdung schonte selbst den Thron nicht. Als Heinrich davon Kunde erhielt, beschloß er, diese Albernheiten kurz abzuschneiden; er befahl jene Greuelthat als Hochverrath zu betrachten; der elende Koch wurde nach Smithfield gebracht und gesotten, bis er starb.[1]) Das war eine andere Art Strafe als die über die Evangelischen verhängte, ein Beispiel der grausamen Justiz des 16. Jahrhunderts.

Während die Universitäten, das Parlament, die Kirchenversammlung und die Nation Heinrich VIII. zu unterstützen schienen, erhob sich eine einzelne Stimme gegen die Scheidung. Diese ging von einem jungen Manne aus, der in der nächsten Umgebung des Königs auferzogen war; und diese Stimme erschütterte Heinrich VIII. tief. Es gab in England noch einige Sprößlinge des Hauses York, und besonders einen Neffen des unglücklichen Warwick, den Heinrich VII. so grausam hatte um's Leben bringen lassen. Warwick hatte eine Schwester Margaretha hinterlassen, und der König, welcher die Gewissensbisse, die ihm das tragische Ende jenes Fürstensohnes, „des unschuldigsten aller Menschen",[2]) verursachten, zu beschwichtigen wünschte, hatte Margaretha mit einem Edelmanne aus ihrer eigenen Familie, Sir Richard Pole, vermählt. Sie war Wittwe und hatte drei Söhne und zwei Töchter. Den jüngsten, Reginald, gewann der König sehr lieb und bestimmte ihm den erzbischöflichen Sitz von Canterbury. Pole sagte: „Eure Wohlthaten sind derartig, daß ein König seinem eignen Sohne nicht größere erweisen könnte."[3]) Aber Reginald, dem seine Mutter von der Enthauptung des unglücklichen Warwick erzählt hatte, hegte einen unüberwindlichen Haß gegen die Tudors. Daher beschloß auch Pole, ungeachtet einiger Hinneigung zum evangelischen Glauben, als er sah, daß Heinrich sich vom Papste lossagte, sich diesem letzteren in die Arme zu werfen. Mit dem römischen Purpur bekleidet, sollte Reginald später unter Maria der Blutdürstigen, Präsident des Rathes und Primas der Kirche werden. Er besaß eine große Gewandtheit und viel Geist und war aufrichtig

---

[1]) »Sentenced to be boiled to death.« (Burnet, I, p. 110.)

[2]) »Omnium innocentissimum.« (Pole, De Unitate, p. 57.)

[3]) »Ut nec rex pater principi filio majus dare possit.« (Pole, De Unitate, p. 85.)

in seiner religiösen Gesinnung, aber daneben egoistisch, reizbar und ehrgeizig; der Wunsch, hoch zu steigen, und der Nachedurst führten eine edle Natur auf Abwege. Sollte der Zweig, dessen Repräsentant er war, die Krone wiedererlangen, so konnte es nur mit Hülfe der römischen Päpste geschehen; seitdem war ihre Sache die seinige. Während er von Heinrich VIII. mit Wohlthaten überhäuft wurde, beschäftigten ihn unablässig die Rechte Rom's und die der weißen Rose; und dies brachte ihn dazu, vor den Augen Europa's den Fürsten, der sein bester Freund gewesen war, mit Schmähungen zu überhäufen.

Zu der Zeit, von der wir reden, bewohnte Pole ein Landhaus, welches Heinrich ihm geschenkt hatte. Eines Tages erhielt er in diesem lieblichen Wohnsitze eine Mittheilung vom Herzog von Norfolk, der ihm berichtete: „Der König bestimmt Euch die größten Ehrenstellen in der anglikanischen Kirche und bietet Euch von jetzt ab die wichtigen Sitze von York und Winchester an, die seit dem Tode des Kardinals Wolsey erledigt sind." Zugleich fragte der Herzog Pole nach seiner Meinung wegen der Scheidung. Reginald's Brüder, besonders Lord Montague, beschworen ihn, in dem Sinne der ganzen katholischen Christenheit zu antworten und nicht einen Fürsten zu reizen, dessen Zorn sie alle in's Verderben stürzen würde. Allein das Blut Warwick's und die Auflehnung des Königs gegen Rom veranlaßten Pole, mit Abscheu alle von Heinrich angebotenen Ehrenstellen auszuschlagen, und doch war dieser Fürst sein Wohlthäter. Er glaubte ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, welches ihm gestattete, zugleich seinem Gewissen und seinem König Genüge zu leisten.

Er begab sich nach Whitehall, wo Heinrich ihn wie seinen Freund empfing. Beklommen zögerte Pole, er gedachte dem Könige seine Gedanken mitzutheilen, aber die Worte wollten nicht über seine Lippen. Ermuthigt durch die Freundlichkeit des Fürsten, faßte er endlich einen kühnen Entschluß und sagte mit bewegter Stimme: „Ihr dürft Euch nicht von der Königin trennen." Heinrich hatte etwas anderes erwartet. War das der Lohn für seine Wohlthaten? Er gerieth in Zorn; seine Augen funkelten, und er legte seine Hand an's Schwert. Da rief Pole unterwürfig aus: „Wem als Ew. Majestät verdanke ich es, wenn ich einige Erleuchtung besitze? Wenn Ihr mich anhört, so bedenkt, daß es Euer

Schüler ist, dem Ihr Gehör schenkt." [1]) Der König gewann wieder die Herrschaft über sich selbst und versetzte: „Ich will über Eure Ansicht nachdenken und Euch antworten," und Pole zog sich zurück. „Wahrhaftig," sagte der König zu einem seiner Höflinge, „er hat mich so in Zorn versetzt, daß ich im Begriff war, ihn zu erstechen.... Aber der Mann hat ich weiß nicht was an sich, was ihm mein Herz gewinnt."

Von neuem beschworen Montague und die andern Brüder Pole, die hohe Stelle anzunehmen, die der König ihm zugedacht hatte; aber sein Innerstes empörte sich, wenn er dachte, daß er sich einem Tudor unterordnen sollte. Er verfaßte daher eine Denkschrift, die er dem König überreichte und in welcher er ihn dringend bat, das Urtheil über die Zulässigkeit der Scheidung dem römischen Hofe zu überlassen. „Wie," sagte er, „ich sollte gegen Eure Ehe mit der Königin sprechen? Würde ich Ew. Majestät nicht dadurch beschuldigen, zwanzig Jahre lang in ungesetzlichem Bündniß gelebt zu haben? [2]) Wenn Ihr Euch scheidet, Hoheit, so bringt Ihr alle Mächte, den Papst, den Kaiser gegen Euch auf, und was die Franzosen betrifft, so werden englische Herzen sich nie auf sie verlassen . . . [3]) Ihr steht diesen Augenblick am Rande eines Abgrundes, ein Schritt noch, und es ist um Euch geschehen, [4]) es bleibt Euch nur ein Rettungsmittel: unterwerft Euch dem Papste."

Heinrich VIII. war tief ergriffen. Die Kühnheit, mit welcher jener junge Edelmann ihn zu beschuldigen wagte, reizte seinen Stolz, allein seine Zuneigung gewann die Oberhand. Er verzieh und ertheilte Pole die gewünschte Erlaubniß, England zu verlassen, indem er ihm die Auszahlung seines vollen Jahresgehaltes zusicherte.

Man könnte sagen, Pole sei das letzte Band gewesen, das die beiden Gatten einander nahe brachte. Bis dahin hatte der König der Königin alle Achtung bewiesen, ihre gegenseitige Zuneigung schien dieselbe; nur hatten sie getrennte Gemächer [5]). Nun aber beschloß Heinrich einen bedeutsamen Schritt zu thun. Am 14. Juli erschien abermals eine

---

[1]) »Cum me audies, alumnum tuum audies.« (Pole, De Unitate, p. 3.)

[2]) »Infra etiam belluarum vitam.« (*Ibid.*, p. 55.)

[3]) »We can never find in our hearts to trust them.« (Cranmer, Remains, Parker, p. 23.)

[4]) »The king standeth even upon the brink of the water....; all his honour is drowned.« (*Ibid.*)

[5]) »Had he not forborn to come to her bed.« (Herbert, 33, p. 5.)

Deputation in der Wohnung der Königin, und einer der Lords erklärte ihr, da ihre Ehe mit dem Prinzen Arthur rechtmäßig vollzogen sei, so könnte sie nicht die Gattin des Bruders ihres Gatten sein. Nachdem ihr darauf vorgeworfen worden war, daß sie den Gesetzen England's und der Würde der Krone zuwider Seine Majestät vor den Richterstuhl des Papstes geladen hätte, wurde sie aufgefordert, das Schloß Oking, Estamsteed oder das Kloster Bisham zu ihrer Residenz zu wählen. Katharina blieb ruhig und antwortete: „An welchen Ort ich mich auch zurückziehe, nichts kann mir den Titel rauben, welcher mir zukommt. Ich werde überall die Gemahlin Seiner Majestät bleiben." [1]) Sie verließ Windsor noch denselben Tag und begab sich nach Moor, dem prächtigen Wohnsitze, den Wolsey mit reizenden Gärten umgeben hatte; dann nach Estamsteed und endlich nach Ampthill. Der König sah sie nicht wieder, aber alle Papisten und alle Mißvergnügten sammelten sich um sie; sie stand in Briefwechsel mit den Herrschern Europa's und wurde der Mittelpunkt der Partei, welche sich der Emancipation England's widersetzte.

Elftes Kapitel.

Die Prälaten berauben die Priester und verfolgen die Protestanten.

(September 1531 bis 1532.)

Heinrich, welcher durch den Bruch mit Katharina zugleich mit dem Papste gebrochen hatte, fühlte die Nothwendigkeit, sich um so fester mit seinen Prälaten zu verbinden. Indem er zur Befestigung seiner neuen Würde schreiten wollte, bedurfte er Bischöfe und besonders gewandte Bischöfe. Er ernannte daher Eduard Lee zum Erzbischof von York, Stephen Gardiner zum Bischof von Winchester, und diese beiden ehrgeizigen und servilen, den scholastischen Doktrinen ergebenen Männer wurden beauftragt, die neue geistliche Monarchie des Königs von England einzuweihen. Obgleich der Papst sich beeilt hatte, ihnen ihre Bullen zuzusenden, erklärten sie doch, ihre Würde einzig und unmittelbar vom

---

[1]) To what place soever she removed, nothing could remove her from being the king's wife.« (Herbert, p. 534.)

Könige[1]) erhalten zu haben, und dann machten sie sich unverzüglich daran, einen seltsamen Bund zu organisiren. Bedurfte nämlich der König der Bischöfe gegen den Papst, so bedurften die Bischöfe des Königs gegen die Reformatoren, und es dauerte nicht lange, bis dieser Bund die Bluttaufe empfing.

Aber ehe die Prälaten dazu kamen, sannen sie auf Mittel und Wege, zu den 118,000 £ zu gelangen, zu deren Zahlung sie sich dem König gegenüber verpflichtet hatten. Jeder suchte seinen Antheil so klein als möglich zu machen und seinen Collegen die schwerste Last aufzubürden. So beschlossen die Bischöfe, einen guten Theil derselben auf die Schultern der niedern Geistlichkeit zu wälzen.

Stokesley, der zum Bischof von London ernannt worden war, eröffnete die Schlacht. Ein gewandter, habsüchtiger, heftiger Mann, und dazu eifersüchtig auf seine Vorrechte, versammelte er zuerst sechs oder acht Priester um sich, auf die er glaubte rechnen zu können, um unter ihrer Mitwirkung Maßregeln zu treffen, die er dann leichter gegen ihre Collegen in Anwendung bringen könnte. Diese sorgsam ausgewählten Geistlichen wurden eingeladen, sich am 1. September in den Kapitelsaal von St. Paul zu begeben.

Als sich das Gerücht von dem Plane des Bischofs verbreitet hatte, erhob sich in der Stadt allgemeiner Unwille. Sollten die schon so hart Betroffenen nun auch die Buße zahlen? Einige Laien, die sich über den Streit unter der Geistlichkeit freuten, bemühten sich, das Feuer zu schüren, anstatt es zu löschen.

Am 1. September war der Bischof mit seinen Beamten im Kapitel, wo die Conferenz mit den acht Priestern stattfinden sollte; bald vernahm er ein ungewöhnliches Geräusch in der Umgebung von St. Paul, das waren nicht sechs bis acht Priester, es waren sechshundert, begleitet von einer großen Anzahl Bürger und von Leuten aus dem Volke. Diese ganze Menge war vor der Kathedrale in größter Aufregung versammelt, schrie und forderte mit demselben Recht wie die Auserwählten Einlaß in den Kapitelsaal. Was ist zu thun? hieß es in der Umgebung des Prälaten. Man rieth ihm, zu den sieben oder acht, welche er zuerst gewählt hatte,

---

[1]) »Immediatly and only upon your grace.« (Juramentum. Rymer, Acta VI, p. 169.)

noch andere von den am wenigsten leidenschaftlichen Priestern hinzuzunehmen. Stokesley stimmte diesem Vorschlag bei, in der Hoffnung, daß die Thore und Riegel stark genug sein würden, um die Mehrzahl abzuhalten. Er entwarf also eine Liste der Neuerwählten, und einer seiner Beamten begab sich zu der aufgeregten Menge, um diejenigen zu rufen, die der Bischof bezeichnet hatte. Diese kamen nicht ohne Mühe hervor, aber zu gleicher Zeit machten die Ausgeschlossenen einen kräftigen Versuch, den Eintritt zu erzwingen. Alle stießen, schoben, kämpften, schrieen; es war eine wahrhafte Schlägerei. Die Beamten des Bischofs aber hatten die Bezeichneten schnell eingelassen und die Thüren heftig zugeworfen. Der Sieg schien also dem Bischof zu verbleiben, und er wollte gerade das Wort ergreifen, als der Lärm schrecklich wurde. Die Priester draußen, auf's äußerste erbittert, daß man ohne sie über ihren Beutel beschließen wollte, behaupteten, es sei ihre Sache, darüber zu verfügen. Sie nahmen alles, was ihnen in die Hände kam, und mit Hülfe der Laien machten sie einen Angriff auf die Thüren des Kapitels. Der Versuch gelang; die Thüren gaben nach, und alle, Bürger und Geistliche, stürzten vorwärts.[1]) Umsonst bemühten sich die Leute des Bischofs, sie aufzuhalten; die Menge schlug ihnen mit der Faust in's Gesicht und warf sie rechts und links zu Boden. Die Gewänder waren zerrissen, die Gesichter in Schweiß gebadet, die Züge entstellt, einige waren sogar verwundet. Schreiend und laufend erreichten diese wüthenden Priester endlich den Saal; man hätte meinen sollen, es sei eine Meute, die auf den Hirsch losstürzte, und nicht die ehrwürdige Geistlichkeit der Hauptstadt England's, welche vor ihrem Prälaten erschien.

Der Bischof, welcher Geist besaß, wurde nicht zornig, sondern suchte vielmehr die Aufrührer zu beruhigen. Als er einigermaßen Ruhe erlangt hatte, sagte er: „Es wundert mich, meine Brüder, daß Ihr Euch so erhitzt; Ihr wißt noch gar nicht, was ich Euch zu sagen habe . . . . Hört mich ruhig an. Es ist Euch bekannt, daß die Natur des Menschen hienieden gebrechlich ist; nun haben wir Geistlichen aus Mangel an Weisheit uns alle vergangen gegen den König und sind alle mit einander in die Strafe des Praemunire verfallen, so daß unsere Güter, unsere

[1]) »The rest forced the door, rushed in, and the bishop's servants were beaten and ill used.« (Burnet, I, p, 110.)

[2]) »They struke the bishop's officers over the face.« (Hall, Chron., p. 783.)

Ländereien, unser Hausgeräth zu Gunsten des Königs eingezogen und wir selbst in's Gefängniß gesetzt werden müßten. Aber Seine Majestät will uns nach seiner großen Milde verzeihen und anstatt daß alle unsere Güter, die ihm von rechtswegen zufallen, in seinen Besitz übergehen, will er sich mit wenigem begnügen, mit ungefähr 100,000 £, in fünf Jahren zahlbar. Willigt also ein und steuert von Euren Einkünften dazu bei."

Das aber war es gerade, was die Priester nicht wollten. Sie fanden es seltsam, daß man Geld von ihnen für ein Vergehen verlangte, welches sie nicht begangen hatten. „Hochwürdiger Herr," sagte einer, „wir haben niemals gegen das Praemunire gefehlt, wir haben niemals etwas mit der Autorität des Kardinals zu schaffen gehabt.[1]) Mögen die Bischöfe und Aebte bezahlen, sie haben die Schuld begangen . . . . und sie haben die guten Stellen." „Hochwürdiger Herr," sagte ein anderer, „20 Nobles[2]) das Jahr ist wirklich nicht viel, um davon zu leben, und das ist unser ganzes Einkommen; alles ist so theuer, daß die Armuth uns nöthigt, Nein dazu zu sagen. Da wir die Verzeihung des Königs nicht bedürfen, so haben wir auch keine Lust, dafür zu bezahlen." Diese Worte wurden von lebhaftem Beifall begleitet. „Nein," rief die Menge, die wieder anfing laut zu werden, „wir bezahlen nichts, gar nichts!" Die Beamten des Bischofs wurden zornig und führten grobe Reden; die Priester gaben ihnen Schimpfwort für Schimpfwort zurück, und die Bürger, welche sich an dem Zank ihrer Herren freuten, fachten den Streit noch mehr an. Von Worten kam es bald zu Thaten.[3]) Die bischöflichen Diener, welche die Ordnung herzustellen suchten, erhielten Faustschläge und Ohrfeigen; der Bischof sah sogar sein Leben bedroht. Endlich löste sich die Versammlung unter unbeschreiblichem Lärm auf. Stokesley eilte zum Kanzler Thomas Morus, um Klage zu führen, und dieser, ein großer Freund der Prälaten, ließ fünfzehn Priester und fünf Laien in's Gefängniß werfen. Das hatten sie ohne Zweifel verdient, aber die Prälaten, die, um ihren Ueberfluß zu schonen, armen Pfarrern das Nothwendige rauben wollten, waren weit strafwürdiger.

---

[1]) »We never meddled with cardinal's faculties.« (Hall, Chron., p. 784.)

[2]) Der Nobel galt 8 Francs.

[3]) »From high words, the matter come to blows.« (Burnet, I, p. III.)

Das war die Einigkeit, die zwischen den Bischöfen und Priestern in England bestand zur Zeit, als die Reformatoren sich an seinen Thoren zeigten. Die Prälaten erkannten die Gefahr, mit der die evangelische Lehre, die Quelle von so viel Licht und Leben, sie bedrohte. Sie wußten, daß ihre geistlichen Bauwerke durch den neuen Hauch des göttlichen Wortes zusammenstürzen konnten. Deshalb waren sie auch nicht damit zufrieden, die armen Pfarrer, deren Beschützer sie hätten sein sollen, ihrer geringen Habe zu berauben, sondern sie beschlossen, denen, die sie Ketzer nannten, nicht allein die Börsen, sondern auch Freiheit und Leben zu nehmen. Konnte Heinrich VIII. das zulassen?

Der König wollte England nur mit Zustimmung der Geistlichkeit der päpstlichen Gerichtsbarkeit entziehen. That er es aus eigener Machtvollkommenheit, so konnten die Priester gegen ihn aufstehen und ihn mit Luther vergleichen. Es gibt drei große Parteien in der Christenheit: die evangelische, die katholische und die papistische. Heinrich nahm sich vor, den Papismus zu stürzen, aber ohne sich dem Evangelismus zu ergeben; dem Katholicismus wollte er treu bleiben. Ein Mittel bot sich dar, die Geistlichen zufrieden zu stellen. Obwohl sie fanatische Anhänger der Kirche waren, hatten sie doch den Papst geopfert; und nun dachten sie, wenn sie einige Ketzer hinrichteten, so hätten sie diese feige Nachgiebigkeit gesühnt. Ludwig XIV. machte es später ebenso, um andere Irrthümer wieder gut zu machen. Eine Provinzialsynode, die sich zu Canterbury versammelt hatte, sagte zum König: „Königlicher Herr, Ihr habt unlängst die Kirche mit der Feder vertheidigt, als Ihr nur noch eines ihrer Glieder waret; jetzt, da ihr das Oberhaupt derselben seid, müßt Ihr ihre Feinde vernichten; dann werden Eure Verdienste über alles erhaben sein!“ [1])

Um also zu beweisen, daß er nicht ein zweiter Luther sei, sollte Heinrich VIII. die Jünger jenes Ketzers den Priestern überliefern; und diese sollten sie dann einkerkern und verbrennen können, vorausgesetzt, daß sie dem König beistanden, die vom Papste usurpirte Gewalt seinerseits sich anzueignen. Und die Bischöfe begannen sofort, die Anhänger des Evangeliums aufzuspüren.

In der Grafschaft Glocester hatte ein Testament großes Aufsehen

[1]) »Tanta ejus Majestatis merita quod nullis laudibus aequari queant.« (Concilia, M. Brit., p. 742.)

erregt. William Tracy, ein Edelmann von untadligem Wandel, der sich durch große Wohlthätigkeit sowohl gegen Laien als gegen Priester[1]) ausgezeichnet hatte, war gestorben mit dem Gebet, Gott möge seiner Seele um der Verdienste Jesu Christi willen gnädig sein, hatte aber kein Geld für Seelenmessen hinterlassen. Der Primas von England ließ den Leichnam wieder ausgraben und seine Ueberreste verbrennen. Aber das war noch nicht genug; man mußte auch Lebende verbrennen.

Zwölftes Kapitel.

Die Märtyrer.

(1531.)

Die ersten Streiche wurden gegen den Hofkaplan geführt. Da die Bischöfe es für gefährlich hielten, einen solchen Mann in der Nähe des Königs zu wissen, so hätten sie, wie Latimer selbst sagt, ihn gern auf glühende Kohlen gelegt.[2]) Aber Heinrich VIII. liebte ihn; der Streich ging fehl, und die Bischöfe mußten daher Männer angreifen, die bei Hofe nicht so gut angeschrieben waren.

Thomas Bilney, mit dessen Bekehrung die Reformation in England begonnen hatte,[3]) war gezwungen worden, vor dem Kreuze der St. Paulskirche Buße zu thun. Allein seitdem hatte unerhörtes Entsetzen sich seiner bemächtigt. Sein Fall hatte die Mängel seines Glaubens offenbart. Bilney besaß aufrichtige und eifrige Frömmigkeit, aber weniger gesundes Urtheil, als mehrere seiner Freunde; er hatte sich nicht von gewissen Scrupeln frei gemacht, die bei Luther und Calvin der höchsten Autorität des Wortes Gottes gewichen waren.[4]) Nach seiner Meinung hatten nur von den Bischöfen geweihte Priester die Macht zu binden und zu lösen.[5]) Diese Mischung von Wahrheit und Irrthum

---

[1]) »Full of good works, good both to the clergy and also to the laity.« (Latimer, Sermons, p. 46. — Tyndale, Op. III, p. 231.)

[2]) »Ye would have raked in the coals.« (Latimer, Sermons, p. 46. — Tyndale, Op., III, p. 231.)

[3]) Geschichte der Reformation im 16. Jahrh. Thl. V, Buch 18, Kap. 2, 9, 12; Buch 19, Kap. 7; Buch 20, Kap. 15.

[4]) »A man of a timourious conscience and not fully resolved touching that matter of the church.« (Fox, Acts, IV, p. 649.)

[5]) »Soli sacerdotes, ordinati rite per pontifices, habent claves.« (*Ibid.*)

hatte seinen Fall herbeigeführt. Es hat immer aufrichtige, aber unvollkommen erleuchtete Seelen gegeben, die, von Zweifeln hin- und hergeworfen, zwischen Rom und dem Worte Gottes schwankten.

Endlich aber hatte der Glaube bei Bilney wieder die Oberhand gewonnen; er verließ seine Freunde in Cambridge und begab sich in die östlichen Grafschaften, um dort den Märtyrertod zu erleiden. Eines Tages, als er in eine Einsiedelei in der Gegend von Norwich kam, in welcher eine fromme Anachoretin lebte, bekehrten seine Reden dieselbe zu Christo.[1]) Darauf begann er vor großen Volksmengen zu predigen.[2]) Seine Stimme erscholl laut in jenen Gefilden; er beweinte seinen Fall und rief aus: „Der Glaube, welchen ich unlängst abgeschworen habe, ist die Wahrheit. Ihr alle, die Ihr mich hört, laßt Euch mein Beispiel zur Lehre dienen."

Bald wandte er sich in der Richtung nach London, verweilte in Ipswich, und jetzt begnügte er sich nicht mehr damit, das Evangelium zu predigen, er griff mit großer Heftigkeit vor der erstaunten Menge die Irrthümer Rom's an.[3]) Unter das Volk aber hatten sich einige Mönche geschlichen, und als Bilney sie bemerkte, rief er aus: „Es ist das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt; wenn der Bischof von Rom zu sagen wagt, es sei die Kapuze des heiligen Franciskus, welche erlöse, so spricht er eine Lästerung aus gegen das Blut des Heilandes." Sofort notirte einer der Mönche, John Huggen, diese Worte. Bilney aber fuhr fort: „Die Heiligen anrufen und nicht Jesus Christus, das heißt soviel, als das Haupt unter die Füße und die Füße auf das Haupt stellen . . ."[4]) Diese Worte schrieb Bruder Richard Seman nieder. „Nach mir werden Leute kommen," sagte Bilney ferner, „welche Euch denselben Glauben predigen, das wahrhaftige Evangelium unseres Heilandes, und die Euch den Irrthümern entreißen werden, in denen die Verführer Euch so lange gehalten haben." Eiligst schrieb Bruder Julius diese kühne Prophezeiung auf.

Latimer, von den Gunstbezeugungen des Königs und dem Luxus der

---

[1]) »The anachoress whom he had converted to Christ.« (Fox, Acts, IV, p. 642.)

[2]) »Then he preached openly in the fields.« (*Ibid.*)

[3]) »With great vehemency against the roman church.« (Herbert, p. 357.)

[4]) »Like as if a man should take and strike of the head and set it under the foot and to set the foot above.« (Fox, Acts, IV, p. 649.)

Großen umgeben, folgte seinem Freunde von ferne. Er gedachte ihrer Spaziergänge auf den Feldern in der Umgegend von Cambridge, ihrer vertraulichen Besprechungen, wenn sie den Hügel hinaufgingen, der später zu ihrem Gedächtniß „der Hügel der Ketzer" genannt wurde,[1]) und der Besuche, die sie zusammen bei den Armen und Gefangenen machten.[2]) Latimer hatte Bilney noch neuerdings in seiner Angst und Verzweiflung gesehenund hatte vergebens versucht, ihm den Frieden wiederzugeben. „Er freute sich jetzt, daß Gott den Freund mit so starkem Glauben ausgerüstet hatte,[3]) daß er bereit war, für Christus den Feuertod zu erleiden."

Um die Mitte des Juli kam Bilney, der sich London immer mehr näherte, nach Greenwich. Er verschaffte sich neue Testamente, verbarg dieselben sorgfältig unter seinem Gewande, und bei einem frommen Christen, Namens Staple, angekommen, schüttelte er sie aus seinen Aermeln"[4]) und forderte ihn auf, sie seinen Freunden zu bringen. Gleichsam getrieben von dem Verlangen nach dem Märtyrertode, wandte er sich dann abermals nach Norwich, dessen blinder und achtzigjähriger Bischof, Richard Nix, in den ersten Reihen der Verfolger stand. Als er den einsamen Ort erreicht hatte, wohin sich die fromme Anachoretin zurückgezogen, hinterließ er auch ihr das köstliche Buch; aber dieser Besuch sollte Bilney das Leben kosten. Die arme Einsiedlerin las dies neue Testament und lieh es Leuten, welche sie besuchten. Der Bischof aber, welcher es erfuhr, zeigte es dem Thomas Morus an, und dieser ließ Bilney beim Kragen nehmen (empoigner), wie ein französischer Chronist sagt,[5]) nach London bringen und sperrte ihn in den Tower.

Bilney athmete auf; eine Last war von ihm genommen, er ging der Strafe entgegen, die er als Sühne für seinen Abfall betrachtete. In dem Zimmer, welches an das seinige stieß, befand sich das beredte Parlamentsglied John Petit, der in England und über das Meer hinaus seine Bücher und Almosen ausgetheilt hatte. Der Untergefangenwärter des Towers, Philips, welcher ein wohldenkender Mann war, theilte den beiden Gefangenen mit,

---

[1]) »Called long after the heretics hill.« (Latimer, Remains, p. XIII.)
[2]) »Visiting the prisoners, relieving the needy.« (*Ibid.*)
[3]) »God endued him with such strength of faith.« (*Ibid.* p. 52.)
[4]) »Which he had in his sleeves.« (Fox, Acts, IV, p. 32.)
[5]) Crespin, Actes des Martyrs, p. 101.

daß nur eine einfache Bretterwand sie trennte, das war für sie eine große Freude. Oft nahm jener Mann ein Brett aus der Wand heraus und erlaubte ihnen, sich mit einander zu unterhalten und zusammen ihr einfaches Mahl einzunehmen. [1])

Aber dies Glück dauerte nicht lange. Bilney's Prozeß sollte in Norwich geführt werden, wo man ihn festgenommen hatte; der alte Bischof Nix wollte in seiner Diöcese ein Exempel statuiren. Eine Menge von Mönchen, Augustiner, Dominikaner, Franciskaner und Carmeliter eilten in das Gefängniß, um Bilney zu bekehren. Der Provincial der Franciskaner, Doctor Gall, welcher dem Gefangenen den Gebrauch der Schrift gestattet hatte,[2]) wurde in seinem Glauben wankend; der Augustiner Stokes dagegen, ein unbeugsamer Papist, wiederholte Bilney fortwährend: „Wenn Ihr in Euren Ansichten sterbt, so seid Ihr verloren."

Das Gericht begann. Die Mönche von Ipswich machten ihre Aussagen. „Er hat gesagt," bezeugte William Cade, „die Juden und Saracenen würden längst bekehrt sein, wenn die Abgötterei der Christen sie nicht mit Abscheu vor dem Christenthum erfüllte." — „Ich habe ihn ausrufen hören," sagte Richard Neale: „Nieder mit Euren goldenen, silbernen und steinernen Göttern!" — „Er hat behauptet," fuhr Cade fort, „die Priester raubten den Heiligen ihren Schmuck und beschenkten ihre Frauen damit; wenn diese dann keinen Gefallen mehr daran fänden, hängten sie ihn den Heiligen wieder um." [3])

Jeder sah den Ausgang dieses traurigen Prozesses voraus. Einer von den Freunden Bilney's suchte ihn zu retten. Latimer brachte die Sache auf die Kanzel und beschwor die Richter, nach dem Recht das Urtheil zu sprechen, und obwohl er Bilney's Namen nicht nannte, so verstand doch jeder, was er damit sagen wollte. Der Bischof von London beeilte sich, bei Heinrich darüber Klage zu führen, daß sein Kaplan die Kühnheit hatte, die Vertheidigung des Ketzers gegen seinen Bischof und gegen seine Richter zu unternehmen. Latimer aber sagte: „Es gibt

[1]) »By removing a board he allowed them to dine aud sup together.« (Strype, p. 313.)

[2]) »As he had planted himself upon the firm rock of God's word.« (Fox, Acts, IV, p. 643.)

[3]) »The priests take away the offerings and hang them about their women's necks...« *(Ibid.*, p. 648.)

keinen Prediger auf der Welt, der nicht sprechen könnte, wie ich es gethan habe, selbst wenn Bilney nie gelebt hätte." Und noch immer entging der Kaplan seinen Feinden, Dank der Gunst, deren er sich beim Fürsten erfreute.

Bilney wurde verurtheilt, dann von den Priestern seiner Würde entkleidet und endlich dem Sherif übergeben, der aus Achtung vor seinen Tugenden ihn um Verzeihung bat, daß er sein Amt vollziehen müsse. Der vorsichtige Bischof schrieb an den Kanzler und bat ihn um einen Befehl, den Ketzer zu verbrennen. Thomas Morus aber antwortete kurz: „Verbrennt ihn erst und fordert dann von mir eine Indemnitätsbill." [1])

Einige Freunde Bilney's aus Cambridge, unter andern Parker, der nachmalige Erzbischof von Canterbury, kamen nach Norwich, um ihm Lebewohl zu sagen. Es war am Abend, und Bilney hielt seine letzte Mahlzeit; auf dem Tische stand ein elendes Gericht (Ale·brew); seine Züge verriethen die Freude, welche seine Seele erfüllte. „Es wundert mich," sagte einer seiner Freunde, „daß du so herzhaft essen kannst." — Bilney erwiederte: „Ich mache es wie ein armer Tagelöhner auf dem Lande, der ein Haus bewohnt, dessen Mauern einzustürzen drohen, und der es stützt, so lange er kann." Nach diesen Worten stand er vom Tische auf, setzte sich zu seinen Freunden, und einer von ihnen sagte zu ihm: „Morgen wirst du die glühende Hitze des Feuers empfinden, aber der heilige Geist bereitet dir eine ewige Erquickung." — Da streckte Bilney, der über das Gesagte nachzudenken schien, seine Hand nach der Lampe aus, die auf dem Tische brannte, und hielt seinen Finger in die Flamme. — „Was machst du?" riefen alle. „Nichts von Bedeutung," antwortete Bilney, „ich verbrenne nur meine Finger, da ja morgen Gottes Flammen den ganzen Körper verbrennen werden." Und beständig seinen Finger in's Feuer haltend, als ob er ein merkwürdiges Experiment machte, fuhr er fort: „Ich fühle, daß das Feuer den Gesetzen der Natur und Gottes Gebot gemäß brennt; aber ich weiß auch aus dem Worte Gottes und durch die Erfahrung der Märtyrer, daß ich, selbst wenn die Flammen mich verzehren, sie doch nicht fühlen werde.

---

[1]) »Burn him first, and then afterwards come to me for a bill of my hand.« (Latimer's Remains, p. 650.)

Diese Hütte [1]) (und er deutete auf seinen Leib) wird in Asche verwandelt werden, aber unaussprechliche Freude wird dem kurzen Schmerze folgen." Er zog seinen Finger aus der Flamme zurück, das erste Glied war verbrannt; dann setzte er hinzu: „So du in's Feuer gehst, sollst du nicht brennen, die Flamme soll dich nicht anzünden." [2]) Diese Worten prägten sich tief in die Herzen derer, die sie hörten und hafteten dort bis zu ihrer Todesstunde, sagt ein Chronist.

Vor dem Stadtthor, das Bischofsthor genannt, lag ein tiefes Thal, welches die Lollardengruft hieß (Lollard's pit); es war von Hügeln umringt, die ein Amphitheater bildeten. Am Sonnabend den 19. August erschien eine Schar Hellebardiere vor der Thür von Bilney's Gefängniß, um ihn abzuholen. Einer seiner Freunde näherte sich ihm und ermahnte ihn standhaft zu bleiben; Bilney antwortete: „In dem Augenblicke, wo der Matrose sein Schiff besteigt und auf das bewegte Meer hinausfährt, wird er von den Stürmen hin und hergeschaukelt; allein die Hoffnung, einen ruhigen Hafen zu erreichen, läßt ihn die Gefahr ertragen. Die Fahrt beginnt für mich, aber wie heftig auch der Sturm sein mag, mein Schiff wird bald im Hafen sein." [3])

Bilney ging durch die Straßen von Norwich, von einer großen Menge begleitet; sein Gang war fest und würdig, sein Gesicht zeigte die größte Ruhe. Man hatte ihm den Kopf rasirt und ihm ein Laiengewand angezogen; einer seiner Freunde, Doctor Warner, ging neben ihm, ein anderer theilte auf dem ganzen Wege zahlreiche Almosen aus. Die Prozession begab sich in die Lollardengruft hinein, während das Volk die umliegenden Hügel bedeckte. Als Bilney den Richtplatz erreicht hatte, fiel er auf die Kniee und betete, dann näherte er sich dem Scheiterhaufen, umfaßte ihn liebevoll und küßte ihn. [4]) Darauf hob er seine Augen zum Himmel empor und sagte laut das apostolische Glaubensbekenntniß her. Als er an die Stelle von der Menschwerdung und

---

[1]) »Howsoever the stubble of this my body shall be wasted by it.« (Latimer's Remains, p. 650.)

[2]) Jesaias 43, 1. 2. 3. — In Bilney's Bibel, welche sich in der Bibliothek Corpus Christi zu Cambridge befindet, ist diese Stelle am Rande angestrichen.

[3]) »Shorthy after shall my ship be in haven.« (Latimer's Remains, p. 654.)

[4]) »Then rising up, he kissed it and embraced it..« (Fox, Acts, IV, p. 655, note.)

Kreuzigung des Heilands kam, war er so tief bewegt, daß die Zuschauer mit gerührt wurden. Er faßte sich, legte sein Kleid ab, bestieg den Holzstoß und betete den 143. Psalm, indem er dreimal den zweiten Vers wiederholte: „Geh' nicht in's Gericht mit deinem Knecht, denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht." Darauf fügte er hinzu: „Ich breite meine Hände aus zu dir, meine Seele dürstet nach dir;" und indem er sich dann an den Henker wandte, sagte er: „Seid Ihr bereit?" — „Ja," antwortete dieser. Bilney stellte sich an den Pfahl und hielt selbst die Kette, mit der man ihn an denselben festband. Sein Freund Warner nahm unter heftigem Weinen den letzten Abschied von ihm, Bilney aber lächelte ihm freundlich zu und sagte: „O Doctor, pasce gregem tuum; weide deine Heerde, auf daß, wenn der Herr kommt, er dich also finde." Mehrere Mönche, welche gegen ihn gezeugt hatten, sagten leise zu dem Märtyrer: „Jene Leute werden glauben, daß wir die Ursache Eures Todes sind, und werden uns ihre Almosen entziehen!" Da sagte Bilney zum Volke: „Liebe Leute, zürnt diesen Männern nicht um meinetwillen; selbst wenn sie die Ursache meines Todes wären; sie sind es indessen nicht!" [1]) Bilney wußte, daß er den Tod nach dem Willen Gottes erduldete. Als das Feuer an den Holzstoß gelegt war, glimmte es einige Augenblicke, dann brach es plötzlich mit Gewalt aus, und man hörte den Märtyrer zu wiederholten Malen „Jesus" rufen. Die Flammen wurden durch einen heftigen Wind auseinandergeweht, wodurch die Qual verlängert wurde; dreimal entfernten sie sich von Bilney, dreimal kamen sie zu ihm zurück, bis endlich der ganze Scheiterhaufen sich entzündete, und er verschied.

Nach dieser Hinrichtung erfolgte ein seltsamer Umschwung in den Gemüthern, man pries Bilney, und selbst seine Verfolger verkündeten seine Tugenden. „Mutter Christi!" rief der Bischof von Norwich aus, (dies war sein gewöhnlicher Fluch) „ich fürchte, ich habe Abel verbrannt und Kain gehen lassen!" Latimer war untröstlich; beinahe zwanzig Jahre später trauerte er noch um seinen Freund, und als er einst vor dem König Eduard predigte, erinnerte er daran, daß Bilney stets wohlthätig gewesen sei, selbst gegen seine Feinde; [2]) er nannte ihn den heiligen Märtyrer Gottes."

---

[1]) »It was not they.« (Latimer's Remains, p. 655.)
[2]) »And toward his enemy so charitable.« (*Ibid.*, p. 330.)

Aber eine Hinrichtung genügte den Feinden der Reformation nicht. Stokesley, Lee, Gardiner und andere Priester und Prälaten, die sich Rom gegenüber strafbar fühlten, weil sie dasselbe ihrem persönlichen Ehrgeize geopfert hatten, wollten ihre Vergehen sühnen, indem sie die Reformatoren dem Tode überlieferten. Da sie einen Verderben drohenden Abgrund zwischen sich und dem Papste erblickten, der durch ihre Untreue sich aufgethan hatte, so gedachten sie ihn mit Leichnamen auszufüllen; und die Verfolgung dauerte fort.

In den unterirdischen Gewölben des Bischofs von London befand sich damals ein frommer Evangelist. Aufrecht stehend hatte man ihn durch Ketten um den Hals, um den Leib und um die Füße an die Mauer befestigt. Gewöhnlich war es selbst den strafbarsten Gefangenen gestattet, sich zu setzen und sich auf den Boden zum Schlafen niederzulegen; aber für diesen gab es keine solche Ruhe. Es war Richard Bayfield, der sich des Verbrechens schuldig gemacht hatte, eine große Anzahl von Tyndale übersetzter neuer Testamente vom Continent nach England hinübergebracht zu haben. [1]) Als ihm einer seiner Gefängnißwärter von Bilney's Märtyrertod erzählte, rief er aus: „Auch ich und Hunderte von Menschen werden für den Glauben sterben, den er bekannt hat." — Kurze Zeit darauf erschien er vor dem bischöflichen Hofe, und Stokesley fragte ihn: „In welcher Absicht habt ihr die Irrthümer Luther's, des großen Ketzers Oekolampadius und anderer dieser verdammungswerthen Sekte in dies Reich gebracht?" — „Um das Evangelium bekannt zu machen," antwortete Bayfield, „und um Gott vor diesem Volke die Ehre zu geben." [2]) — Demzufolge verurtheilte ihn der Bischof, degradirte ihn und forderte den Mayor und die Sherifs von London auf, „um der Eingeweide Jesu Christi willen [3]) (wie er zu sagen wagte), Bayfield zu thun nach dem löblichen Gebrauch in dem berühmten englischen Reiche. — „O Ihr Priester!" sagte der Evangelist, wie ergriffen von dem Geiste Gottes, „es ist Euch nicht genug, daß Ihr ein schlechtes Leben führt, Ihr widersetzt Euch auch noch der Verbreitung des Lebens nach dem

---

[1]) Geschichte der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. Thl. V, Buch 20, Kap. 15.

[2]) »To the intent that the Gospel of Christ might be set forward.« (Fox, Acts, IV, p. 683.)

[3]) »In the bowels of Jesus Christ.« (*Ibid.*, p. 687.)

Evangelium unter dem Volke." Da nahm der Bischof sein Kreuz und schlug Bayfield damit so heftig auf die Brust, daß derselbe ohnmächtig niederfiel.[1]) Allmählich kehrte das Bewußtsein zurück, und als er wieder zu sich gekommen war, sagte er: „Ich danke Gott, daß ich befreit bin von der bösen Kirche des Antichristes und bald ein Glied der wahrhaftigen sein werde, die im Himmel triumphirt." Er bestieg den Scheiterhaufen, die Flammen, welche ihn nur auf der einen Seite berührten, verzehrten seinen linken Arm. Da löste Bayfield ihn mit der rechten Hand vom Körper ab, und der Arm fiel zu Boden. Bald darauf hörte er auf zu beten, weil er auch aufgehört hatte zu leben.

Einer der angesehensten Kaufleute London's, John Tewkesbury, den die Bischöfe schon einmal auf die Folter gespannt und dem sie so die Glieder zerbrochen hatten,"[2]) fühlte seinen Muth neubelebt durch den Feuertod seines Freundes. „Christus allein!" pflegte er zu sagen, diese beiden Worte waren seine ganze Theologie. Er wurde ergriffen, nach Chelsea zu Thomas Morus geführt, in der Portierloge eingeschlossen, und Hände, Füße und Kopf wurden in Fesseln gelegt,[3]) dennoch aber konnte man nicht den Widerruf erlangen, den man forderte. Da führten ihn die Beamten in den Garten des Kanzlers und banden ihn an den Baum der Wahrheit, wie der berühmte Humanist ihn nannte; sie zogen die Stricke dermaßen an, daß das Blut dem Gefolterten aus den Augen sprang,[4]) und dann geißelten sie ihn. Allein Tewkesbury blieb standhaft.

Am 16. December kam der Bischof von London in Chelsea an, und der Gerichtshof trat zusammen. „Du bist ein Ketzer," sagte Stokesley zu ihm, „ein rückfälliger Ketzer, du bist dem großen Kirchenbanne verfallen. Wir überliefern dich der weltlichen Macht." Er wurde zu Smithfield lebendig verbrannt am 20. December 1531. „Jetzt," sagte der fanatische Kanzler, „jetzt schreit er in der Hölle!"

Das waren in jener Zeit die grausamen Utopien der Bischöfe und des liebenswürdigen Thomas Morus. Noch andere Christen wurden in's Gefängniß geworfen. Umsonst rief einer von ihnen aus: „Je mehr

---

[1]) »He took his crosier staff and smote him on the breast.« (Fox, Acts IV, p. 687.)

[2]) Geschichte der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. Thl. V, Buch 20, Kap. 7.

[3]) »Hand, foot and head in the stocks.« (Fox, Acts, IV, p. 689.)

[4]) »And also twisted in his brows with small ropes so that the blood started out of his eyes.« *(Ibid.)*

man diese Sekte verfolgt, desto mehr wird man sie zunehmen sehen." [1]) Diese Meinung hielt die Verfolgung nicht auf. Fox sagt (ohne Zweifel mit einiger Uebertreibung): „Es ist unmöglich, alle die zu nennen, welche vor der Zeit der Königin Anna Boleyn verfolgt wurden. Wollt Ihr etwa, daß ich die Sandkörner zählen soll, die den Strand des Meeres bedecken?"

So zeigte die wahre Reformation durch das Blut ihrer Märtyrer, daß sie mit der Politik, der Tyrannei, den Intriguen und der Scheidung Heinrich's VIII. nichts zu thun hatte. Wären alle jene Gottesmänner nicht durch eben jenen Fürsten verbrannt worden, so könnte man meinen, er wäre der Urheber jener Umwandlung in England gewesen; aber das Blut dieser Reformatoren schrie zum Himmel empor, daß er ihr Henker sei.

Dreizehntes Kapitel.

Der König beraubt den Papst und den Klerus.

(März, April, Mai 1532.)

Nachdem Heinrich VIII. seinen Bischöfen erlaubt hatte, sich ihrer Aufgabe der Verfolgung zuerst zu entledigen, ging er an die Ausführung der seinigen, nämlich das Papstthum zu zwingen, daß es seinen Raub herausgäbe. Zum Unglück für die Geistlichkeit aber konnte der König den Papst nicht angreifen, ohne daß einige Streiche auch die Priester trafen. Der Kampf zwischen Heinrich VIII. und Clemens VII. begann hitziger zu werden, und in dem Zeitraum der drei Monate März, April und Mai sollte die wichtiger Vorrechte beraubte Kirche erkennen, daß nach so vielen Jahrhunderten des Reichthums und der Ehre die Stunde ihrer Demüthigung gekommen sei.

Vor allen Dingen war Heinrich entschlossen, nicht zu gestatten, daß über seine Angelegenheit in Rom das Urtheil gefällt werde. Was würde man davon denken, wenn er nachgäbe? „Sollte der Papst alle Könige zwingen können, das Amt, welches Gott ihnen anvertraut hatte, aufzugeben, um sich vor ihm zu demüthigen? Das hieße die Würde Unserer

---

[1]) »It will cause the sect to wax greater.« (Cotton, msc. Bibl. ann., I, p. 310.)

Person und die Vorrechte Unseres Reiches in den Staub treten," schrieb er seinen Gesandten, „wenn der Papst auf seinem Ausspruch beharrt, so beurlaubt Euch bei ihm und kehrt unverzüglich zu Uns zurück." — Und Norfolk fügte hinzu: „Der Papst thäte wohl, sich zu bedenken, wenn er England in seinem Gehorsam zu erhalten wünscht." [1])

Katharina blieb ihrerseits auch nicht zurück und schrieb einen pathetischen Brief an den Papst, in welchem sie ihm mittheilte, daß ihr Gemahl sie aus dem Palaste verbannt hätte. Obgleich in der äußersten Verlegenheit, benahm sich Clemens VII. dennoch so, wie er mußte; er forderte den König auf (am 25. Januar), die Königin zurückzurufen und Anna Boleyn vom Hofe zu entfernen. Heinrich wies diese Forderung auf's entschiedenste zurück und sagte: „Niemals ist ein Fürst von einem Papste so behandelt worden, wie ich von Ew. Heiligkeit; nicht Scheingründe dürfen uns leiten, nur die lautere Wahrheit." [2]) Der König schickte sich nun an, die Emancipation Englands zu bewerkstelligen.

Thomas Cromwell ist gleichsam das Symbol der durch seinen Fürsten vollzogenen politischen Reform. Er war eine jener gewaltigen Naturen, welche Gott in's Leben ruft, um wichtige Dinge in's Werk zu setzen. Mit rascher sicherer Urtheilskraft begabt, hatte er eingesehen, was unter einem Könige wie Tudor zu thun möglich war, und seine unerschrockene Thatkraft setzte ihn in den Stand, es zu vollführen. Er hatte einen instinktmäßigen Abscheu vor Aberglauben und Mißbräuchen aller Art, erkannte sie bis in die kleinsten Einzelheiten und vernichtete sie mit kräftigem Arme. Jedes Hinderniß auf seiner Bahn wußte er mit eiserner Festigkeit zu beseitigen. Er vertheidigte sogar die Evangelischen gegen ihre Verfolger, ohne sich jedoch zu compromittiren und redete dem Studium der heiligen Schrift das Wort, aber die königliche Suprematie, die seine Erfindung war, blieb sein Ideal.

Die verschiedenen Forderungen Rom's in England waren sehr zahlreich; für den Augenblick begnügten sich der König und Cromwell damit, eine derselben zu unterdrücken, welche die Einkünfte des ersten Jahres der geistlichen Pfründen betraf, und die das Papstthum in seine Kasse fließen ließ. „Diese Annaten," sagte Cromwell, „haben England seit

[1]) »Obedience of England to the See Apostolic.« (State papers, VII, p. 349.)

[2]) »Not painted reason.« (Burnet, Records, I, p. 100.)

dem zweiten Regierungsjahre Heinrich's VII. 800,000 Dukaten gekostet. [1]) Wenn der Papst wegen der Abschaffung der Annaten einem Prälaten nicht seine Ordinationsbullen sendet, so werden der Erzbischof oder zwei Bischöfe ihm die Weihe geben, wie es in den alten Zeiten geschah." Demgemäß faßte das Unterhaus im März 1532 einen Beschluß, welchen es in die Worte faßte: Die Gemeinen ertheilen dieser Bill ihre Zustimmung.

Die Bischöfe waren hocherfreut. Sie hatten große Kosten bei ihrer Einrichtung, und das erste Geld, welches ihre Pfründen eintrugen, fiel in die Hände des Papstes. Ihre Freunde gaben ihnen Vorschüsse; aber wenn der Bischof bald nach seiner Einsetzung starb, so war dies geliehene Kapital verloren. Man blieb dabei nicht stehen. Bischöfe, welche den Einspruch des Papstes fürchteten, riefen: „Diese Forderungen sind wider das Gesetz Gottes. Paulus verlangt, daß wir uns von denen lossagen sollen, die in der Ungerechtigkeit leben. Besteht demnach der Papst darauf, die Annaten zu behalten, so mögen Ew. Majestät und das Parlament sich von Rom lossagen." [2]) Der König war gemäßigter als seine Prälaten; er erklärte sich ein oder zwei Jahre vorbehalten zu wollen, ehe er die Bill bestätigte.

Wenn die Bischöfe indessen dem Papste seine alten Einkünfte verweigerten, so verweigerten sie dem Könige die neue Gewalt, welche die Krone in Anspruch nahm, und behaupteten, keine weltliche Macht habe ihnen etwas zu gebieten. [3]) Cromwell leistete ihnen Widerstand und beschloß die Abschaffung der Mißbräuche fortzusetzen. „Die Geistlichkeit," sagten die Gemeinen zum König, „macht in ihrer Versammlung ohne Eure und unsere Einwilligung Gesetze, die mit der Verfassung des Reiches in Widerspruch stehen, und excommunicirt dann diejenigen, welche ihre Verordnungen übertreten." [4]) Umsonst baten die bestürzten Bischöfe Heinrich VIII. abermals, er möge seine Gesetze mit den ihrigen in

---

[1]) L. st. 160,000, die einem Werthe von 2½ Millionen L.-St. zu unserer Zeit gleichkommen. (Burnet, Records, II, p. 96. — Statutes of the Realm, III, p. 385.)

[2]) Strype, Eccl. Memor., I. pars II, p. 158.

[3]) »There needeth not any temporal power to concur, with the same.« (Strype, Eccl. Memor., I, p. 202.)

[4]) »Declaring the infringers to incur into the terrible sentence of excommunication.« (Wilkins, Concilia, III, p. 751.)

Uebereinstimmung bringen, der König aber verlangte, daß die Kirche sich nach dem Staate und nicht der Staat nach der Kirche richtete, und er war unerbittlich. Da sahen die Bischöfe ein, daß nur ihre Verbindung mit den mächtigen Päpsten, die immer bereit gewesen waren, sie gegen die Könige zu schützen, ihnen im Mittelalter so große Macht verschafft hätte, und daß sie jetzt nachgeben müßten. Sie strichen daher die Flagge vor der Autorität, welche sie selbst eingesetzt hatten. Zwar machte die Versammlung der Geistlichkeit eine letzte Anstrengung; sie hob hervor, daß die Gewalt den Bischöfen unmittelbar von Gott und nicht von den Fürsten übertragen sei, wie Seine Majestät es in seinem höchst ausgezeichneten Buche gegen Luther bewiesen habe." Aber der König blieb fest, und die Bischöfe mußten sich beugen. [1]) So war eine große Umwälzung vollzogen, die geistliche Gewalt war den anmaßenden Priestern entzogen, die so lange die Rechte der Kirchenglieder an sich gerissen hatten. Das war nicht mehr als billig; allein man hätte sie in bessere Hände als in die Heinrich's VIII. legen sollen.

Cromwell bereitete einen neuen Streich vor, welcher die dreifache Krone des Papstes treffen sollte. Er lenkte die Aufmerksamkeit seines Gebieters auf den Eid, welchen die Priester bei ihrer Einweihung sowohl dem Papste als dem Könige leisten mußten. Heinrich las zuerst den Eid, welcher dem Papste galt: „Ich schwöre", sagte der Bischof, „das Papstthum Rom's, die königliche Würde St. Peter's gegen alle zu vertheidigen. Wenn ich von einem Anschlage wider den Papst höre, will ich mich demselben aus allen Kräften widersetzen und Anzeige davon machen. Ich will mit aller Macht die Ketzer und Sektirer und alle, die sich gegen den heiligen Vater auflehnen, verfolgen und bekämpfen." [2]) Auf der andern Seite aber schwuren die Bischöfe dem Könige, jeder Clausel oder Concession, welche vom Papste herrührend, Seine Majestät in irgend einer Weise beeinträchtigen könnte, völlig zu entsagen. Die Bischöfe sollten also zu gleicher Zeit dem Papste gehorchen und ihm ungehorsam sein.

Dergleichen Widersprüche konnten nicht bestehen bleiben; der König wollte, die Engländer sollten es mit England und nicht mit Rom halten. Demgemäß berief er den Sprecher der Gemeinen und sagte zu ihm:

---

[1]) »But the king made them buckle at last.« (Strype, I, p. 204.)

[2]) »Prosequar et impugnabo.« (Burnet, Records, I, p. 119.)

„Bei genauerer Prüfung der Sache finde ich, daß die Bischöfe, anstatt ganz meine Unterthanen zu sein, es nur zur Hälfte sind. Sie leisten dem Papste einen Eid, der demjenigen, welchen sie der Krone leisten, geradezu entgegengesetzt ist: sie sind die Unterthanen des Papstes und nicht die meinigen.[1]) Ich wünsche, daß Ihr darin Wandel schafft." — Das Parlament wurde drei Tage darauf wegen der Pest vertagt, aber die Prälaten mußten erklären, daß sie auf jedes die Rechte Seiner Majestät beeinträchtigende Dekret des Papstes Verzicht leisteten.[2])

Die politische Partei war hoch erfreut, die päpstliche dagegen sehr niedergeschlagen. Die Klöster wiederhallten von Murren, Verwünschungen und selbst von seltsamen Anschlägen. Bei ihrem täglichen Almosensammeln verweilten die Mönche lange in den Häusern und schimpften auf die Schmälerung der päpstlichen Gewalt. Wenn sie die Kanzel bestiegen, eiferten sie gegen die Sacrilegien, deren Urheber Cromwell und deren Opfer das englische Volk sei, wie sie sagten.

Bis dahin hatten die Priester auf Thomas Morus gehofft, denn dieser Schüler des Erasmus hatte es ganz wie sein Lehrer gemacht. Nachdem er den römischen Aberglauben mit beißenden Spottreden angegriffen hatte, machte er kehrt, als er sah, wie die Reformation Rom mit noch mächtigeren Waffen angriff, und bekämpfte nun die Evangelischen mit dem Feuer. Seit zwei Jahren versah er die Funktionen eines Lordkanzlers mit einer Thätigkeit und Uneigennützigkeit ohne Gleichen. Als die Synode ihm 4000 £. anbot für die Mühe, die er sich in dem Gottesstreit[3]) gegeben, antwortete er: „Ich will von keinem Andern Lohn als von Gott allein," und als die Priester in ihn drangen, die Summe anzunehmen, sprach er: „Ich werfe sie eher in die Themse." Nicht niedere Berechnung leitete ihn; aber je weiter er ging, um so engherziger, bigotter und fanatischer wurde er. Jeden Sonntag zog er das Chorhemd an und sang die Messe in Chelsea. Als der Herzog von Norfolk ihn eines Tages in dieser Kleidung überraschte, rief er aus: „Was sehe ich? Ihr, Mylord Kanzler, als Geistlicher des Kirchspiels...

[1]) »They were the Pope's subjects rather than his.« (Burnet, Records, II, p. 112.)

[2]) »I renounce, all such sentence of the pope, prejudiciable to your Highness.« (Wilkins, Concilia, III, p. 354.)

[3]) »For his pains taken in God's quarrel.« (Th. More, by his Grandson, p. 187.)

Das heißt Euer Amt und Euren König entehren!" [1]) — „Nein," erwiederte Thomas Morus ernst, „denn es geschieht seinem und unserem Herrn zu Ehren." —

Die wichtige Frage wegen des Eides der Prälaten ließ ihn einsehen, daß er nicht zugleich dem Papste und dem Könige dienen könne. Sein Entschluß war bald gefaßt. Am 16. Mai Nachmittags begab er sich in die Gärten von Whitehall, wo Heinrich VIII. ihn erwartete, und dort übergab er ihm in Gegenwart des Herzogs von Norfolk die Siegel. [2]) Bei seiner Rückkehr nach Hause zeigte er seine Entlassung scherzend seiner Frau und seinen Töchtern an, die darüber untröstlich waren. Morus selbst aber war glücklich darüber und schwang die Geißel mehr als je über sich selbst, ohne den beißenden Reden zu entsagen, indem er Erasmus und Loyola in einer Person vereinigte.

Heinrich VIII. übergab die Siegel an Sir Thomas Audley, einen Mann, welcher dem Evangelium sehr gewogen war; dies war die Vorbereitung zur Emancipation England's. Aber die Reformation blieb doch noch großen Gefahren ausgesetzt.

Heinrich VIII. wollte das Papstthum abschaffen und den Katholicismus an seine Stelle setzen, — die Lehre Rom's beibehalten, aber die Autorität des Papstes durch die Autorität des Königs verdrängen. Er that übel daran, bei der katholischen Lehre zu verharren; er that übel daran, die Richtergewalt eines Fürsten in die Kirche einzuführen. Mit diesen beiden Uebeln hatten die Evangelischen in England zu kämpfen, um die oberste und ausschließliche Herrschaft des Wortes Gottes aufzurichten. Kann man ihnen zürnen, wenn es ihnen nicht völlig geglückt ist? Haben sie doch sogar ihr Blut dahingegeben, um zu siegen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Predigt im 16. Jahrhundert.

(1532.)

Es gibt Schriftsteller, welche die Reformation England's im Ernste der Scheidung Heinrich's VIII. zuschreiben und dann das Wort Gottes

---

[1]) »Mylord chancellor, a parish clerk.« (Th. More, by his Grandson, p. 193.

[2]) »In horto suo.« (Rymer, VI, p. 171.)

und die Mühe und Arbeit der evangelischen Männer, die in Wahrheit das protestantische Christenthum in diesem Volke gegründet haben, mit Stillschweigen übergehen. Aber man könnte ebenso gut vergessen, daß alles Licht von der Sonne herrührt. Die Kirche England's mit ihrem Könige, ihren Staatsministern, ihrem Parlamente, ihren Prälaten, ihren Kathedralen, ihren Liturgieen, ihrer Hierarchie, ihren Ceremonien wäre ohne den Glauben eines Bilney, eines Latimer und Tyndale ein stattliches Schiff mit Masten, Segeln und Tauwerk und mit einer Bemannung von geschickten Seeleuten gewesen, aber die bewegende Kraft von oben hätte ihr gefehlt: die Kirche wäre untergegangen. Nur auf den unansehnlichen Theilen des Reiches Gottes beruht seine wahre Stärke. „Die, welche der Herr erhoben hat," sagt Calvin, „sinken sehr häufig allmählich wieder herab, oder sie werden plötzlich gestürzt." England mit seinen Schätzen und seiner Größe bedurfte eines geistigen Gegengewichts, des lebendigen Glaubens der Armen dieser Welt. Wenn ein Volk einen hohen Grad materiellen Wohlstandes erreicht, wenn es mit Energie die Kräfte der Natur bezwingt, wenn es die Industrie dahin bringt, ihm reiche Schätze zu liefern, wenn die Meere von seinen Schiffen wimmeln, in den entlegensten Ländern seine Ansiedlungen und Geschäftshäuser sich erheben, wenn in seine Städte und Schlösser die Erzeugnisse von allen Enden der Erde zusammenströmen: dann ist es von großen Gefahren umringt. Die Materie droht das heilige Feuer in seinem Innern zu ersticken. Und wenn der Geist diesen Angriffen nicht eine heilsame Thatkraft gegenüberstellt, so würde ein solches Volk, anstatt wie es seine Aufgabe wäre, zu der Verbreitung der Sittlichkeit und Civilisation beizutragen, leicht nichts weiter werden, als eine ungeheure, lärmende Maschine zur Befriedigung gemeiner Neigungen. Soll eine Nation einen hohen und ruhmreichen Beruf erfüllen, so muß sie Glaubensleben, Heiligkeit des Gewissens und die Hoffnung auf unvergängliche Güter in sich nähren. Und damals gab es Männer in England, in deren Herzen Gott eine heilige Flamme entzündet hatte, und welche die bedeutendsten Werkzeuge der sittlichen Umwandlung des Landes werden sollten.

Auf einem der Handelsschiffe, die zwischen London und Antwerpen hin- und herfuhren, befand sich gegen das Ende des Jahres 1531 ein junger Geistlicher, John Nicholson, genannt Lambert. Als Kaplan des

englischen Hauses zu Antwerpen hatte er, bekannt mit den Schriften Luther's so wie mit denen der andern Reformatoren, und mit Tyndale befreundet, das Evangelium mit Nachdruck gepredigt. Auf die Anklage eines gewissen Barlow war er ergriffen, gebunden und nach London gesandt worden. In seiner Einsamkeit auf dem Schiffe, in das man ihn geworfen hatte, ließ er die bedeutsamsten Ereignisse seines Lebens wieder an seinem Geiste vorüberziehen: wie er in Cambridge durch Bilney's Predigt bekehrt worden war; wie er in London unter der Menge, die das Kreuz der St. Paulskirche umringte, den Bischof von Rochester gegen das neue Testament hatte predigen hören; wie er, erschrocken über die Gottlosigkeit der Priester, und brennend vor Verlangen nach der Erkenntniß Gottes die Meere durchschifft hatte. In England angekommen, wurde Lambert nach Lambeth gebracht, wo er sogleich ein erstes Verhör bestand; dann schickte man ihn nach Oxford, wo der Erzbischof einen prachtvollen Palast besaß, und dort ließ man ihn eine zeitlang in einem elenden Winkel fast ohne Nahrung. Endlich durfte er vor dem Primas erscheinen und mußte diesem auf fünfundvierzig verschiedene Punkte antworten.[1])

Während seines Aufenthalts auf dem Continent hatte Lambert sich vorzugsweise in die Grundlehren der Reformation versenkt. Er war der Ueberzeugung, daß man durch freie Forschung zur Erkenntniß der Wahrheit komme. Aber er war nicht ohne Compaß auf dem weiten Ocean menschlicher Meinungen umhergeirrt, mit der Bibel in der Hand hatte er ihn durchschifft und in dem festen Glauben, daß jede darin enthaltene Lehre wahr und jede ihr widersprechende Lehre falsch ist. Dem römisch-katholischen System gegenüber, welches weder die religiöse Freiheit, noch Preßfreiheit, selbst nicht Freiheit im Lesen will, that sich vor ihm der Protestantismus auf, welcher verlangt, daß es jedem Menschen frei stehen solle, die Schrift zu prüfen und sich ihren Lehren zu unterwerfen.

Als der Erzbischof, von seinen Beamten umgeben, in der Kapelle des Palastes Platz genommen hatte, wurde Lambert vorgeführt, und das Verhör begann: „Habt Ihr Luther's Bücher gelesen?" fragte ihn der Prälat. — „Ja," antwortete Lambert, „und ich danke Gott dafür,

[1]) »At Oxford, before the Archbishop, having 45 articles ministered against him.« (Fox, Acts, V, p. 181.)

denn durch diese Bücher hat der Herr nicht allein mir, sondern auch vielen andern ein so helles Licht angezündet, daß die Finsterniß überall vor demselben entflieht." Und dann legte er Zeugniß ab für die freie Forschung und fügte hinzu: „Luther's sehnlichster Wunsch ist der, daß nicht nur seine Schriften, sondern auch alle die seiner Gegner übersetzt und in allen Sprachen gelesen werden möchten, damit jeder erfahre, was man auf beiden Seiten sagt, und darnach entscheiden könne, wo sich die Wahrheit findet.[1]) Wenn es Bücher gibt, die von der Bibel abwendig machen, so gibt es andere, die zu ihr hinführen. Es sind jetzt nicht blos Hunderte oder Tausende, die das Für und Wider lesen; es sind ganze Länder und die Vornehmen und das Volk . . . .[2]) Aber, fügte er hinzu, in England sind unsere reichen Prälaten zu sehr in das Wohlleben des Fleisches versunken, um die heilige Schrift zu studiren; sie hassen die freie Kundgebung religiöser Meinungen wie den Tod, ohne einen andern Grund dafür anzugeben als jenes Wort des Sardanapal: Sic volo, sic jubeo. Sit pro ratione voluntas." [3])

Um dem Volke diese Dinge begreiflich zu machen, sagte Lambert: „Wenn Ihr Tuch kaufen wollt, so begnügt Ihr Euch nicht mit der Waare des ersten besten Kaufmannes den Ihr trefft, Ihr geht zu einem zweiten und vom zweiten zum dritten, um zu finden, was Euch zur Bekleidung Eures Körpers paßt.

Wollt Ihr denn nachlässiger mit Eurer Seele verfahren? Wenn Ihr Euch auf die Reise begebt, so fragt Ihr erst einen und dann noch einen nach dem Wege, aus Furcht Euch zu verirren; Chrysostomus selbst lehrt Euch diese Dinge[4]), und Ihr wolltet nicht dasselbe thun, um den Weg zum Himmel zu finden? . . . Laßt uns daher die Schriften Luther's und die aller andern lesen — gleichviel ob sie gut oder schlecht sind. Kein Gesetz verbietet es uns, wenn nicht etwa das der Pharisäer . . —"

Warham, welcher nicht weniger ein Gegner der Preßfreiheit war, wie die Päpste es bis zu dieser Stunde sind, sah in der freien Forschung

---

[1]) »That all people may see and know what is said of every part.« (Fox, Acts, V, p. 184.)

[2]) »By whole cities and countries, both high and low.« (*Ibid.*, p. 185.)

[3]) „So will ich's und befehle es. Mein Wille gelte statt der Gründe."

[4]) Chrysostome, in Opere imperfecto. (Fox, Acts, V, p. 185.)

nur ein ungeheures Chaos . . . „Die Heiligenbilder genügen," sagte er, „um an Christum und seine Heiligen zu erinnern." Aber Lambert rief: „Was haben wir zu schaffen mit einem hülflosen Steine oder einem einfältigen Holzblock, den Menschenhand geschnitzt? . . . Das Wort, welches aus dem eigenen Herzen Jesu Christi hervorgegangen ist,[1] offenbart uns vollkommen die Gedanken des Herrn."

Als Warham Lambert nach der Zahl seiner Anhänger fragte, erwiederte dieser: „Eine große Anzahl Seelen, die im ganzen Reiche verbreitet sind, denken wie ich, und ihre Menge bildet ungefähr die Hälfte der Christenheit.[2]) Lambert wurde wieder in's Gefängniß geführt. Als aber Thomas Morus dem Könige die Siegel zurückgegeben hatte und Warham gestorben war, sah dieser Herold der Freiheit und Wahrheit seine Ketten fallen. Dennoch sollte er einst im Feuer sterben, und jeden andern Streit vergessend rief er inmitten der Flammen: „Nichts als Jesus Christus!"

Es gab aber in London einen Diener des Wortes Gottes, welcher die Freunde Rom's mehr ärgerte, als die einfältigen Christen, und das war Latimer. Der Hof Heinrich's VIII., weltlich, prächtig, den Vergnügungen, Intriguen, dem Luxus der Toilette, der Möbel und der Gastmähler ergeben, wie er war, von äußerster Feinheit in Sprache und Sitten, konnte für das Evangelium kein günstiges Terrain sein. „Es hält sehr schwer," sagt ein Reformator, „daß prächtige Kleidung, feierliche Gastmähler, übertriebener Stolz, ausgelassene Freude und Ausschweifungen mancherlei Art, nicht viele Uebel im Gefolge haben." So konnten denn die Priester und Höflinge Latimer's Reden nicht ertragen. War Lambert für die Freiheit der Forschung, so war der Kaplan des Königs für die Freiheit der Predigt; sein Eifer ging bisweilen bis zur Unklugheit, und sein beißender Humor, sein rücksichtsloser Freimuth schonte selbst die Höchststehenden nicht. Eines Tages baten ihn rechtschaffene Kaufleute, die vom Hunger und Durst nach dem Worte Gottes getrieben wurden, in einer Kirche in der Stadt zu predigen. Dreimal schlug der Kaplan ihre Bitten ab, endlich aber willigte er doch ein. Bilney's Tod und der der andern Märtyrer hatten ihn tief bekümmert; er wußte, daß die wilden

---

[1]) »That word, which came from the breast of Christ himself.« (Fox, Acts, V, p. 203.)

[2]) »The multitude mounteth nigh unto the one half of Christendom.« (*Ibid.*, p. 225.)

Thiere, wenn sie einmal Blut gekostet haben, immer mehr darnach lechzen, und er fürchtete, dieses Schlachten und Morden würde sie immer wilder machen. Daher beschloß er, die verfolgungslustigen Prälaten mit seinen Sarkasmen zu treffen. Als er die Kanzel bestiegen hatte, predigte er über die Epistel des Tages:[1]) Ihr seid nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade. „Wie," sagte er, „lehrt Paulus die Christen, daß sie nicht mehr unter dem Gesetze stehen? Was will er damit sagen? . . . O, kein Gesetz mehr! Paulus fordert die Christen auf, das Gesetz zu übertreten! . . Schnell, schnell, man klage Paulus an, man greife ihn und führe ihn vor den hochwürdigen Bischof von London! — Der gute Apostel muß verurtheilt werden, ein Reisigbündel unter das Kreuz der St. Paulskirche zu tragen. Welch ein herrlicher Anblick wäre das, den heiligen Paulus zu sehen mit dem Holzbündel auf dem Rücken vor Seiner Hochwürden, der auf seinem Bischofsstuhle thront! . . . Doch nein, ich irre mich, Seine Hochwürden wären mit so Geringem nicht zufrieden . . . er hätte Paulus verbrannt." [2])

Diese ironischen Worte sollten Latimer theuer zu stehen kommen. Umsonst war es, daß der Kaplan in einer der Kirchen gepredigt hatte, die zu einem Kloster gehörten und daher nicht unter der bischöflichen Gerichtsbarkeit standen. Jeder, mit dem er zusammenkam, verurtheilte ihn und verbitterte ihm das Leben. Die Hofleute zuckten schon die Achseln, wenn sie von seiner Predigt sprachen, zeigten mit dem Finger auf ihn, wenn er sich näherte, und wandten ihm den Rücken. Die Gunst Heinrich's VIII., der über jenen homiletischen Ausfall vielleicht gelächelt hätte, konnte ihn kaum beschützen. Der Hof wurde Latimer immer unerträglicher, und bisweilen, wenn er sich in sein Studirzimmer zurückgezogen hatte, seufzte er tief auf. „Welche Strafe muß ich erdulden," rief er, „was ist das für eine Welt, in der ich lebe. Unaufhörlich ist der Haß geschäftig, die Parteien stehen wider einander, Thorheit und Eitelkeit regieren, Heuchelei, Unglaube, Ausschweifungen, alle Laster gehen

---

[1]) Römer 6.

[2]) »Godly sight, to have seen S. Paul with a fagot on his back . . . nay verliy, I dare say, my lord should sooner have burned him.« (Latimer, Remains, p. 326.)

erhobenen Hauptes einher. . . . Es ist zu viel! Und wenn ich noch etwas dagegen thun könnte! Aber ich besitze weder das Talent, noch den Einfluß, dessen man bedarf, um diese Ungeheuer zu bekämpfen. . . . Ich bin des Hofes müde!" . . .

Latimer war unlängst zum Rektor in Westkington in der Diöcese Salisbury ernannt worden. Da er die Freiheit der christlichen Predigt aufrecht erhalten wollte und sah, daß dieselbe in London nicht mehr existirte, so beschloß er sie anderswo zu suchen. „Ich gehe," sagte er zu einem seiner Freunde, „ich will inmitten meiner Gemeinde wohnen." — „Was sagt Ihr?" rief dieser, „Cromwell, der auf dem Gipfel der Ehren steht und tiefgehende Pläne hegt, gedenkt Großes für Euch zu thun. . . . Wenn Ihr den Hof verlaßt, so wird man Euch vergessen, und Eure Nebenbuhler erheben sich an Eurer Stelle." — „Das einzige Glück, nach dem ich strebe," antwortete Latimer, „ist mich nützlich zu machen." Er reiste ab und wandte dem Bischofsstabe, welchen sein Freund ihm von ferne gezeigt hatte, den Rücken.

Nun begann er mit Eifer in Wiltshire zu predigen, nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch in den umliegenden Gegenden. Sein Eifer war so unermüdlich, seine Predigt so gewaltig, [1]) daß seine Zuhörer dem Worte, welches er verkündigte, glauben oder sich gegen dasselbe erheben mußten. „Wer nicht in den Schafstall eingeht durch die Thür, welche ist Christus," sagte er, „und wäre er Priester, Bischof oder Papst, der ist ein Dieb. Es giebt in der Kirche mehr Räuber als Hirten und mehr Böcke als Schafe." [2]) Seine Zuhörer waren außer sich vor Erstaunen. Einer derselben, Dr. Sherwood, sagte zu ihm: „Was für eine Predigt, oder vielmehr was für eine Satire! Nach Euren Reden sollte man meinen, der Hanf in ganz England würde nicht hinreichen, alle diese Räuber von Bischöfen, Rektoren und Vikaren zu hängen.[3]) Es sind ohne Zweifel Uebertreibungen, das weiß ich wohl; aber kühne, verwegene, gottlose Uebertreibungen." Die Priester suchten einen tapfern Kämpen Roms, der bereit wäre, in die Schranken zu treten und den Streit der Kirche auszufechten.

[1]) His diligence was so great, his preaching so mighty.« (Fox, Acts, VII, p. 454.)

[2]) »Plures longe fures esse quam pastores.« (*Ibid.*, p. 479.)

[3]) »Quibus, latronibus suffocandi ne Angliae totius canavum suflicere praedicabas.« (*Ibid.*, p. 478.)

Eines Tages langte im Dorfe ein alter Gelehrter von sonderbarem Aeußern an. Er saß zu Pferde und war ohne Hemd, aber mit einem langen Gewande bekleidet, welches bis auf die Hufe seines Thieres herabhing und, wie ein Chronist sagt, nach der gewöhnlichen Weise als Kleidungsstück eines Cynikers ganz mit Flecken bedeckt war.[1]) Dieser Geistliche kümmerte sich nicht um leibliche Dinge, damit man glauben solle, es sei ihm viel mehr um die Betrachtung der Angelegenheiten der Seele zu thun. Er stieg mit großer Würde von seinem Pferde, kündigte seine Absicht an, sich dem Fasten zu ergeben und machte den Anfang mit langen Gebeten. Dieser Mensch, Namens Hubbardin, ein Don Quichote des römischen Katholicismus, zog durch das ganze Reich, und während er den Papst auf Kosten der Könige und selbst auf Kosten Jesu Christi pries, eiferte er gegen Luther, Zwingli, Tyndale und Latimer.

An einem Feiertage legte Hubbardin ein priesterliches Kleid an, welches reiner war als sein gewöhnliches Gewand, bestieg die Kanzel und suchte zu beweisen, daß die neue Lehre vom Teufel stamme, was er durch Märchen, Fabeln, Träume und unterhaltende Gespräche darthat. Er gestikulirte, sprang und tanzte; man hätte ihn wirklich für einen Komödianten und seine Predigt für eine Art von Intermezzo halten können.[2]) Seine Zuhörer erstaunten und amüsirten sich; Latimer aber war entrüstet und sagte zu ihm: „Ihr lügt, wenn Ihr den Glauben aus der Schrift eine neue Lehre nennt, wofern Ihr nicht etwa damit sagen wollt, daß sie aus denen, die sie annehmen, neue Kreaturen macht.“

Da Hubbardin durch seine Possen dem beredten Kaplan den Mund nicht zu stopfen vermochte, so beschlossen die Bischöfe und Adligen der Umgegend, Latimer anzuklagen. Ein Bote überbrachte ihm eine Depesche, in welcher er aufgefordert wurde, vor dem Bischofe von London zu erscheinen, um sich wegen gewisser Excesse und Verbrechen zu verantworten.[3]) Latimer legte das Papier hin, welches ihm diese drohende Botschaft brachte, und überlegte. Seine Lage war kritisch. Er litt damals,

---

[1]) »A long gown down to the horse's heels, all bedirted, like a slobber.« (Strype, I, p. 245.)

[2]) »He would danse and hop and leap and use histrionical gestures in the pulpit ... a sort of interlude.« *(Ibid.)*

[3]) »Crimina seu excessus graves personaliter responsurus.« (Fox, Acts, VII, p. 455.)

es war in rauher Winterszeit, am Stein, an Schmerzen im Kopf und in den Eingeweiden; überdies befand er sich in Westkington ohne einen Freund, der ihm hätte rathen können. Bei seinem edlen und kühnen Charakter stürzte er sich leicht mitten in's Gedränge, aber er war auch leicht niedergeschlagen. „O Barmherzigkeit Jesu!" rief er aus, „was ist das für eine Welt, in der wir leben, wie viel Leiden, die über meine Kräfte gehen, wie viel Qualen wegen einer einfachen armseligen Predigt. . . . Aber durch Leiden muß man in's Reich Christi eingehen." [1]) Die schreckliche Citation lag da auf dem Tische; Latimer nahm sie, las und las sie immer wieder. Er war nicht mehr der glänzende Hofkaplan, der eine vornehme Zuhörermenge durch seine Beredsamkeit fesselte, er war ein armer, von allen verlassener Landgeistlicher. Tief bekümmert sagte er: „Es wundert mich sehr, daß Seine Hochwürden in London, der eine große Diöcese besitzt, wo er das Wort zur Zeit und zur Unzeit predigen soll, [2]) Muße genug hat, um mich, der ich ihm ganz fremd bin, in meiner kleinen Pfarre zu beunruhigen." . . . . Er appellirte an den Bischof seines Sprengels; aber der Bischof Stokesley wollte ihn nicht entwischen lassen, und ebenso schlau als gewaltthätig, forderte er den Erzbischof als Primas von England auf, Latimer vor sein Gericht zu ziehen und ihn als Bischof von London mit dem Verhör des Angeklagten zu beauftragen. Die erschrockenen Freunde des Kaplans beschworen ihn, England zu verlassen, allein er machte sich auf den Weg nach London.

Am 29. Januar hatte sich ein Gerichtshof, aus Bischöfen und Doctoren bestehend, unter dem Vorsitz des Primas Warham in der St. Paulskirche versammelt. Als Latimer erschien, reichte der Bischof von London ihm ein Papier und sagte: „Unterzeichnet dies!" Der Reformator nahm das Blatt und las es. Es enthielt sechszehn Artikel über den Glauben an das Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen, die Verdienstlichkeit der Wallfahrten, endlich über die Schlüsselgewalt, welche, wie es darin hieß, den Bischöfen von Rom zustände, „selbst wenn sie einen schlechten Lebenswandel führten," [3]) und andere ähnliche Artikel. Latimer gab Stokesley das Papier zurück und versetzte: „Das kann ich nicht unterzeichnen!"

---

[1]) »Oportet pati et sic intrare.« (Latimer's Remains, VII, p. 351.)

[2]) »Tempestive, intempestive; privatim, publice.« (*Ibid.)*

[3]) »Etiam si male vivant.« (Latimer's Remains, p. 466, et Fox, Acts, VII, p. 456.)

Dreimal in der Woche mußte er vor seinen Richtern erscheinen, und jedesmal wiederholte sich dieselbe Scene; auf beiden Seiten war man unbeugsam. Da nahmen die Priester ihre Zuflucht zu einer andern Taktik; sie fingen an, Latimer zu quälen und ihn durch unzählige Fragen in Verlegenheit zu setzen. Kaum hatte der eine aufgehört, so fing ein anderer schon wieder an; es waren Sophismen, Winkelzüge und Spitzfindigkeiten ohne Ende. Latimer wollte seine Gegner zwingen, wieder in den Kreis zurückzukehren, aus dem sie sich entfernten, aber man hörte nicht auf ihn.

Eines Tages, als Latimer den Audienzsaal betrat, bemerkte er einige Veränderungen in der Anordnung des Zimmers. Es befand sich sonst ein Kamin daselbst, in welchem man ein Feuer anzuzünden pflegte; heute war da weder Feuer noch Kamin, ein Vorhang verbarg die Stelle, und der Tisch, an welchem die Richter saßen, stand in der Mitte des Saales. Man ließ den Eingetretenen zwischen dem Tische und dem Kamine Platz nehmen, und ein alter Bischof, den er für einen seiner Freunde hielt, sagte: „Meister Latimer, bitte, redet ein bischen laut, ich bin etwas harthörig, wie Ihr wißt." Erstaunt über diese Anrede, horchte Latimer aufmerksam und glaubte unter dem Kamin das Geräusch einer schreibenden Feder zu hören.[1] „O," dachte er, „sie haben jemand dahinter versteckt, der meine Antworten aufschreiben soll." Er antwortete nun mit großer Weisheit auf ihre hinterlistigen Fragen, und seine Richter schienen in großer Verlegenheit zu sein.

Latimer war empört nicht nur über die List und Chikane, mit der ihn seine Feinde[2] in London festhielten, wodurch sie ihn hinderten, seine Pflichten zu erfüllen, sondern besonders deshalb, weil man ihm ein Verbrechen daraus machte, daß er die Wahrheit predigte. Der Erzbischof, der ihn durch Beweise der Liebe und Achtung zu gewinnen wünschte, lud ihn ein, ihn zu besuchen. Aber Latimer entschuldigte sich: er wollte um keinen Preis der Freiheit der Predigt entsagen. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts verstanden darunter nicht, daß alle Lehren von derselben Kanzel herab gepredigt würden, sondern daß die evangelische Wahrheit überall frei verkündigt werden könne. „Ich habe gewünscht und ich wünsche noch,"

---

[1]) »I heard a pen walking in the chimney, behind the cloth.« (Latimer, Sermons, p. 294.)

[2]) »Much grieved with their troublesome unquietness.« (Fox, Acts, VII, p. 455.)

schrieb Latimer an den Erzbischof, „daß unser Volk den Unterschied lerne zwischen den Lehren, die von Gott stammen, und zwischen denen, die nur von uns herrühren. Geht, sagte Jesus, und predigt alles. Was denn? Alles, was ich Euch gelehrt habe und nicht alles, was Euch gut dünkt zu predigen.[1]) Also Muth! Wir wollen uns Mühe geben, alle einstimmig die göttlichen Dinge zu verkündigen. Ich habe nicht meinen Gewinn, sondern den Gewinn Jesu Christi gesucht, nicht meine Ehre, sondern die Ehre Gottes. Und so lange mir ein Athemzug bleibt, will ich nicht aufhören, ein Gleiches zu thun.“ [2])

So sprach der kühne Prediger. Durch solche unerschütterliche Treue aber werden die großen Reformationen bewirkt.

Da Latimer allen Einwürfen widerstand, so blieb nichts übrig, als zu den Flammen des Scheiterhaufens die Zuflucht zu nehmen. Die Sache wurde also der Kirchenversammlung von Canterbury übertragen, und am 15. März 1532 erschien er vor derselben in Westminster. Die Artikel wurden ihm vorgelegt, und der Erzbischof sagte zu ihm: „Hugo Latimer, die Synode ersucht Euch, diese Artikel zu unterschreiben.“ — „Ich weigere mich es zu thun,“ antwortete er. Alle Bischöfe begannen lebhaft in ihn zu dringen, aber er antwortete zum zweiten Male: „Ich weigere mich entschieden.“ Einige seiner Richter empfanden tiefen Kummer; Warham, der Freund der Wissenschaften, konnte sich nicht entschließen, einen der herrlichsten Geister England's zu verurtheilen und sagte zu ihm: „Habt Mitleid mit Euch selbst. Zum dritten und letzten Male beschwören wir Euch, diese Artikel zu unterzeichnen.“ Latimer sah wohl ein, daß sein Nein wahrscheinlich das Schaffot zur Folge haben würde, aber er antwortete dennoch fest: „Ich weigere mich ein für allemal.“ [3])

Nun war die Geduld der Synode zu Ende. „Ketzer! halsstarriger Ketzer!“ riefen die Bischöfe. „Wir haben es aus seinem Munde gehört. Er muß excommunicirt werden!“ Das Urtheil des Kirchenbannes wurde gesprochen und Latimer in den Lollardenthurm geführt.

---

[1]) »Non dicit omnia quae vobis ipsis videntur praedicanda.« (Fox, Acts, III, p. 747.)

[2]) »Donec respirare licebit, stare non desinam.« (*Ibid.*)

[3]) »Tertio requisitus ut subscriberet, recusavit.« (Wilkins, Concilia, III, p. 747.)

Groß war die Aufregung am Hofe und in der Stadt. Schon sangen die Kreaturen der Priester Spottlieder, deren Refrain war:

„Welch' Unglück, wenn Du stirbst vor Kälte! . . .“ [1])

„Ach,“ sagte Latimer in dem Thurm der Märtyrer, „wenn man mich aufforderte, zu bekennen, daß ich zu häufig den Sarkasmus angewandt habe, so wäre ich bereit, das einzugestehen, denn die Sünde ist eine schwere Last. O Gott, ich rufe zu dir, daß du mich waschest durch das Blut Jesu Christi!“ Er erwartete den Tod, denn er wußte, daß selten jemand den Lollardenthurm anders verließ, als um zum Schaffot zu gehen. „Was sollen wir anfangen?“ sagten Warham und die Bischöfe. Viele von ihnen hätten den Gefangenen gerne dem Magistrat übergeben, damit er gegen ihn verführe, wie es üblich war; aber die Herrschaft des Papstthums ging in England zu Ende, und Latimer war Kaplan des Königs. Da gab ein schlauer Prälat ein Mittel an, um Alles zu vereinigen: „Wir müssen irgend ein Zugeständniß von ihm erlangen, und wenn es noch so unbedeutend ist, und dann sagen, er hätte widerrufen.“ Es begaben sich daher einige Geistliche zu dem Gefangenen und sagten zu ihm: „Gebt Ihr in nichts nach?“ — „Ich bin zu heftig gewesen,“ antwortete Latimer, „und ich demüthige mich deshalb.“ — „Aber erkennt Ihr nicht das Verdienst der Werke an?“ — „Nein.“ — „Aber die Anrufung der Heiligen?“ — „Nein.“ — „Das Fegefeuer?“ — „Nein.“ — „Die Gewalt der Schlüssel, die dem Papste verliehen ist?“ — „Nein, sage ich Euch.“ — Da kam den Priestern ein Lichtgedanke. Luther lehrte, es sei nicht nur erlaubt, sondern auch löblich, das Crucifix und die Bilder der Heiligen zu besitzen, vorausgesetzt, daß sie nur dazu dienten, daß man sich ihrer erinnerte und nicht, um sie anzurufen. Er hatte ferner gesagt, die Reformation solle nicht die Fasten abschaffen, sondern freiwillige, ernstlich gemeinte an die Stelle treten lassen. [2]) Latimer erklärte, daß er ebenso hierüber dächte. Eiligst brachten die Abgeordneten den Prälaten diese Nachricht. Die Fanatiker konnten sich freilich nicht entschließen, sich mit so Wenigem zu begnügen. Kein Fegefeuer! Keine Kraft der Messen! Keine Anrufung der Heiligen! Keine Gewalt der Schlüssel! Keine verdienstlichen

---

[1]) »Werefore it were pity, thou shouldest dye for cold!« (Strype, Records, p. 180.)

[2]) Luther, Wider die himmlischen Propheten und Erklärung des sechsten Kapitels St. Matthäi.

Werke! Das war eine augenscheinliche Niederlage! Aber die Bischöfe wußten, daß der König die Verurtheilung seines Kaplans nicht zugeben würde. Nach langen Debatten entschloß sich daher die Synode, daß Meister Latimer, falls er die beiden Artikel unterzeichnete, von dem Kirchenbanne freigesprochen werden sollte. Wirklich nahm die Kirche am 10. April das Verdammungsurtheil, welches sie schon ausgesprochen hatte, wieder zurück.[1])

Fünfzehntes Kapitel.

Heinrich VIII. straft die Anhänger des Papstes sowie die der Reformation.

(1532.)

Der wesentliche Charakter der Reformation Heinrich's VIII. bestand darin, daß sie in gleichem Maße Rom und dem Evangelium entgegentrat. Er schwankte nicht wie Viele zwischen beiden Lehren; er strafte zu gleicher Zeit durch Verbannung oder Feuertod die Jünger des Vatikans und die der heiligen Schrift.

Da der König zeigen wollte, daß sein Entschluß, sich von Katharina zu trennen, unerschütterlich sei, so hatte er Anna Boleyn in den Palast von Greenwich geführt, obgleich die Königin sich noch daselbst befand, und hatte ihr Empfangssäle und einen königlichen Hofstaat verliehen. Die Menge der Höflinge verließ alsbald das untergehende Gestirn und wandte sich dem neuen zu, das am Horizont erschien. Heinrich achtete Anna's Person und hielt darauf, daß jedermann erfuhr, sie werde dereinst Königin werden, wenn sie es auch zur Stunde noch nicht sei. Es lag in dieser Handlungsweise des Königs ein Mangel an Zartgefühl und an Grundsätzen, worüber die katholische Partei nicht ohne Ursache aufgebracht war. Die Mönche von St. Franciskus, welche den Dienst in der königlichen Kapelle zu Greenwich versahen, legten bei jeder Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an Katharina und den Papst an den Tag.

---

[1]) »Fuit absolutus a sententia excommunicationis.« (Wilkins, Concilia III, p. 747.)

[2]) Wir haben die ersten Zeiten Anna Boleyn's schon erzählt in der Geschichte der Reformation des 16. Jahrhunderts, Thl. V, Buch 17, Kap. 2; Buch 19, Kap. 6; Buch 20, Kap. 1, 10, 14.

Umsonst bemühte sich Anna, sie durch ihre Anmuth zu gewinnen; wenn es ihr auch bei einigen gelang, so mißglückte es doch bei den meisten. Ihr Haupt, Pater Forest, der Beichtiger Katharina's, vertheidigte auf's leidenschaftlichste die Rechte jener unglücklichen Fürstin. Als er bei dem Kreuz von St. Paul predigte, hielt er eine Rede, in welcher Heinrich, ohne genannt zu werden, heftig angegriffen wurde. Diejenigen, welche dieselbe gehört hatten, machten viel Aufhebens davon, und Forest erhielt die Aufforderung, sich an den Hof zu begeben. Jeder fragte sich, was wohl mit ihm geschehen würde; allein anstatt ihn in's Gefängniß werfen zu lassen, bewies ihm der König große Achtung, sprach eine halbe Stunde mit ihm und schickte ihm sogar ein Gericht von seiner eignen Tafel.

Bei seiner Rückkehr in's Kloster erzählte Forest triumphirend von dieser schmeichelhaften Aufnahme; allein der König erreichte seinen Zweck nicht, denn es gab unter diesen Mönchen unabhängige, vielleicht auch fanatische Charaktere, die keine Gunstbezeigung zu gewinnen im Stande war.

Einer von ihnen, Peto mit Namen, der bis dahin unbekannt war, später aber einen großen Ruf in der katholischen Welt genoß und Kardinal-Legat des Papstes in England wurde, [1]) fand, daß Forest nicht genug gesagt hätte, und beschloß, noch mehr zu sagen. Die Erhebung Anna Boleyn's erfüllte ihn mit Zorn; er wollte reden, und als der König und der ganze Hof am 1. Mai in der Kapelle anwesend sein mußten, beschloß er zu predigen und nahm das Wort des Propheten Micha an den König Ahab zum Text: Die Hunde werden dein eigen Blut lecken. Er entwarf das Bild Ahab's, er beschrieb seine Bosheit und seine Verbrechen, und obwohl er Heinrich VIII. nicht nannte, so wurde es doch seinen Zuhörern bei manchen Stellen sehr unbehaglich zu Muthe. Es kam aber noch ganz anders, als er an den Schluß seiner Rede ging. Da wandte er sich nämlich an Heinrich VIII. und sagte: „Jetzt höre, o König, was ich Dir zu sagen habe, wie vormals der Prophet Micha dem Ahab. Diese neue Ehe ist ungesetzlich. Ich weiß, Du hast andere Prediger, welche, um reiche Aebte oder mächtige Bischöfe

---

[1]) Tyndale's Treatise, p. 38. — Strypes, Memorials, I, 257; III, liv. I, p. 257; liv. II, p. 30—136.

zu werden, das Heil Deiner Seele und das Deiner Nachkommen verrathen. Hüte Dich, auf daß Du, der Du verführt bist wie Ahab, nicht wie Ahab gestraft werdest . . . . ., daß die Hunde nicht Dein Blut lecken."

Der Hof war ganz entsetzt; der König aber, dessen Züge während dieser Anrede unbeweglich geblieben waren, wartete das Ende des Gottesdienstes ab, verließ dann die Kapelle, als ob nichts vorgefallen wäre, und ließ Peto nach Canterbury abreisen. Indeß durfte er ähnliche Ausfälle doch nicht mehr stillschweigend geschehen lassen. Ein Geistlicher, Namens Kirwan, erhielt den Auftrag am folgenden Sonntag in derselben Kapelle zu predigen. Die Versammlung war noch zahlreicher als das erste Mal und besonders viel neugieriger. Mönche von dem Orden des St. Franciskus, Freunde Peto's, stellten sich auf eine Tribüne, welche sich zwischen dem Schiff und dem Chor der Kirche befand, um ihren Freund zu vertheidigen. Der Geistliche begann seine Rede. Nachdem er die Rechtmäßigkeit der neuen Ehe des Königs erörtert hatte, kam er auf die Predigt vom vorigen Sonntag und auf die Beleidigungen des Redners. „Und Du Peto," rief er aus, „der Du Dir anmaßest, den Propheten Micha machen zu wollen, wir suchen dich hier, aber vergebens, Furcht und Scham haben dich bewogen zu fliehen." Es entstand eine heftige Bewegung auf der Tribüne, und einer der Finsterlinge, Namens Elstow, stand auf und rief: „Ihr wißt, daß Pater Peto zu einem Provincialconcil nach Canterbury gereist ist; ich aber bin bereit, Euch zu antworten. Ich fordere dich zum Kampfe heraus, o Kirwan, du Lügenprophet, der aus Liebe zu eitlem Ruhm den König in ewiges Verderben hinabziehen will!"

In einem Augenblick war die ganze Kapelle in höchster Verwirrung. Man konnte sich gegenseitig nicht mehr verstehen. Da erhob sich der König, seine fürstliche Gestalt, seine königliche Haltung, seine majestätischen Geberden flößten der Menge Respekt ein; alles schwieg, und die Zuhörer verließen aufgeregt aber ehrfurchtsvoll die Kapelle. Peto und sein Freund wurden vor den Rath geladen, und man sprach zu ihnen: „Ihr verdientet, in einen Sack genäht und in die Themse geworfen zu werden." — „Wir fürchten nichts," antwortete Elstow, „der Weg zum

---

[1] 1. Könige 21, 19.

Himmel ist eben so kurz zu Wasser als zu Lande." Peto und seine Freunde wurden aus dem Reiche verbannt.[1])

Nachdem Heinrich VIII. so mit den Anhängern des Papstes Krieg geführt hatte, wandte er sich nach der Seite, auf der die Freunde der Reformation standen. Er machte es grade wie ein Knabe auf einer Wippe: nachdem er das eine Ende herabgedrückt hatte, that er ein Gleiches mit der andern Seite. Nur war das Spiel nicht so unschuldiger Natur, denn jedesmal, wenn das Brett den Boden berührte, sprudelte plötzlich Blut hervor.

Es gab dazumal in England viele Christen, welche sich an dem römischen Gottesdienst nicht erbauen konnten. Nachdem sie sich das von Tyndale übersetzte Wort Gottes verschafft hatten, erkannten diese Männer, daß sie es nicht für sich allein behalten durften, sondern auch andern davon mittheilen mußten. Sie suchten sich daher gegenseitig auf, und kamen zusammen, um die Bibel mit einander zu lesen und von Gott die geistlichen Gnadengüter zu empfangen. Solche christliche Versammlungen hatten sich in hochgelegenen Zimmern, in Waarenlagern, in Schulen und Speichern gebildet. Eine dieser Zusammenkünfte fand in einem großen Speicher in Bow Lane statt.[2]) Unter denen, die sich dahin begaben, befand sich James Bainham, der Sohn eines Ritters aus Glocestershire, ein klassisch gebildeter Mann und ausgezeichneter Rechtsgelehrter, dem seine Frömmigkeit und Wohlthätigkeit allgemeine Achtung verschafft hatte. Wittwen und Waisen uneigennützigen Rath ertheilen, den Unterdrückten zu ihrem Rechte verhelfen, arme Studenten unterstützen, fromme Leute schützen, Gefangene besuchen, das war seine tägliche Beschäftigung. Fleißig las er die Schrift und betete mit großer Inbrunst.[3]) Wenn er in die Versammlung trat, konnte jeder auf seinen Zügen den Ausdruck stiller Freude lesen. Aber seit einem Monat sahen seine Freunde in Bow Lane ihn niedergeschlagen oder unruhig und hörten ihn oft tief aufseufzen. Die Ursache war folgende: Einige Zeit vorher im Jahre 1531, als er eines Tages seinen Pflichten im Middle-Temple (Gerichtshof) oblag, hatten Bewaffnete ihn, „dieses Muster von Rechtsgelehrsamkeit," auf Befehl des Th. Morus, der damals noch Kanzler

---

[1]) Tyndale's, Treatises, p. 38. — Stowe's Annals, p. 562.

[2]) »The congregation in a ware house in Bow Lane.« (Fox, Acts, IV, p. 702.)

[3]) »Mightly addicted to prayer, an earnest reader of Scripture.« (*Ibid.*, p. 697.)

war, festgenommen und wie einen Verbrecher in das Haus des berühmten Humanisten nach Chelsea geführt. Morus, den es bekümmerte, daß ein so ausgezeichneter Mann die römische Kirche verließ, hatte seine ganze Beredsamkeit aufgeboten, um ihn wieder zu derselben zurückzuführen; da er aber sah, daß seine Bemühungen vergeblich waren, so hatte er Bainham in seinen Garten führen lassen, wo man ihn an den „Baum der Wahrheit" band; und dort hatte Morus ihn mit Ruthen gepeitscht oder peitschen lassen; wir wollen das letztere annehmen — schon übergenug.[1]) Als Bainham sich nun weigerte, die ebenfalls von der Ketzerei ergriffenen Rechtsgelehrten zu nennen, wurde er in den Tower geführt. „Man spanne ihn auf den Bock," sagte der liebenswürdige Verfasser des Utopien, der ein fanatischer Verfolger geworden war. Der Befehl wurde in seiner Gegenwart ausgeführt. Das Instrument erfaßte die Arme und Beine des unglücklichen Protestanten und reckte sie in entgegengesetzter Richtung aus; seine Glieder wurden verrenkt, und die Folge der Marter war, daß er hinkend blieb.[2])

Allein hatte Thomas Morus auch den Leib seines Schlachtopfers gebrochen, seinen Muth konnte er nicht beugen. Denn Bainham begab sich, als er vor den Bischof von London geladen worden war, in den Palast, voll Freude, noch einmal seinen Herrn bekennen zu dürfen. „Glaubt Ihr an das Fegefeuer?" sagte Stockesley strenge zu ihm. Bainham antwortete: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde."[3]) — „Glaubt Ihr, daß man die Heiligen anrufen müsse, damit sie für uns bitten?" — Bainham versetzte: „Und ob jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater: Jesus Christus, der gerecht ist."[4])

Ein Mann, der nur mit Aussprüchen der Bibel antwortete, setzte in große Verlegenheit. Stokesley und Morus machten die verlockendsten Versprechungen, um ihn zu erschüttern, nichts wurde gespart. Bald darauf fügten sie die feierlichsten Vorstellungen hinzu[5]) und sagten:

---

[1]) Strype, Memorial, I p. 35, und Fox, Acts, IV, p. 698, sagen von Th. More: And whip him. Morus hat es geleugnet.

[2]) »Sir Th. More being present himself till in a manner, he had tamed him.« (Fox, Acts, IV, p. 698.)

[3]) 1. Joh. 1.

[4]) 2. Joh. 2.

[5]) »Many fair, enticing, alluring words.« Fox, Acts., IV, p. 700.)

„Noch stehen Euch die Arme der Mutter-Kirche offen, wenn Ihr aber bei Eurer Rebellion beharrt, so werden sie sich für immer schließen. Jetzt oder nie!" — Einen ganzen Monat hindurch bestürmten der Kanzler und der Bischof ihn mit den dringendsten Bitten; allein Bainham antwortete: „Mein Glaube ist der der heiligen Kirche!" Bei diesen Worten glaubte Foxford, der Sekretär des Bischofs, er spräche von der Kirche des Papstes, er zog ein Papier aus seiner Mappe und sagte: „Da ist die Abschwörungsformel; les't." Bainham las: „Ich, ein wahrhaft Reuiger, bekehre mich von meiner Ketzerei und schwöre ab..." Hier hielt er inne, und indem er das Folgende mit einem Blicke übersah, sagte er: „Nein, diese Artikel sind nicht ketzerisch, die kann ich nicht verwerfen."

Nun ließ man neue Minen springen, um Bainham zu erschüttern. Die Bitten seiner Freunde, die Drohungen seiner Feinde, besonders der Gedanke an seine Gattin, welche er innig liebte, und die er allein in hülfloser Lage und allen Feindseligkeiten der Welt ausgesetzt zurücklassen würde, beunruhigten sein Gemüth. Er verlor den schmalen Pfad aus den Augen, den er zu verfolgen hatte, und fünf Tage später las er mit tonloser Stimme seinen Widerruf bis zu Ende. Aber kaum war er damit fertig, so brach er in Thränen aus und rief, von Schluchzen unterbrochen: „Ich behalte die Lehren bei." Er willigte ein, in der römischen Kirche zu bleiben, aber er wollte bei dem evangelischen Glauben verharren. Das wollten aber der Bischof und seine Beamten keineswegs; sie forderten mit drohendem Ton: „Küßt dieses Buch." Bestürzt küßte Bainham es; das war das Zeichen, daß der Widerruf als vollgültig angesehen wurde. Der Reuige wurde zu einer Geldstrafe von 20 £. und zur Kirchenbuße vor dem Kreuze der St. Paulskirche verurtheilt. Darnach setzte man ihn in Freiheit; das geschah am 17. Februar.

Bainham kehrte zu seinen Glaubensbrüdern zurück; diese sahen ihn traurig an, aber keiner hielt ihm sein Vergehen vor. Das war auch gar nicht nöthig; denn der Wurm des Gewissens nagte an ihm; er dachte mit Abscheu an den verhängnißvollen Kuß, mit dem er seinen Fall besiegelt hatte; seine Seele war in beständiger Unruhe, er konnte weder essen noch schlafen und zitterte bei dem Gedanken an den Tod. Bald erstickte er seine Herzensangst und hielt sie im Innern verschlossen; bald machte sein Schmerz in gewaltigen Ausbrüchen sich Bahn, und durch lautes Wehegeschrei suchte er Erleichterung von seiner Qual.

Der Gedanke, vor dem Richterstuhl Gottes zu erscheinen, ließ ihn fast erliegen. Denn es ist vor allem das Verdienst der Reformation gewesen, das Gewissen in seine Rechte wieder eingesetzt zu haben. Luther, Calvin und eine unendliche Anzahl unbekannter Reformirter sind durch solche Stürme in den Hafen des Heils gelangt. „In allen protestantischen Gemüthern ist eine Tragödie vor sich gegangen," konnte ein Schriftsteller sagen, welcher der Reformation nicht angehörte, — die ewige Tragödie des Gewissens.

Bainham sah ein, daß das einzige Mittel, den Frieden wieder zu erlangen, sei, sich offen vor Gott und Menschen schuldig zu bekennen. Er nahm das neue Testament Tyndale's, welches zugleich seine Freude und seine Stärke war, begab sich in die St. Augustinuskirche und setzte sich ruhig mitten in der Versammlung hin. Dann erhob er sich in einem bestimmten Augenblicke und sagte: „Ich habe die Wahrheit verleugnet...." Weiter konnte er nicht, denn Thränen erstickten seine Stimme. [1]) Als er sich wieder gefaßt hatte, fuhr er fort: „Wenn ich nicht zu der Lehre zurückkehrte, die ich abgeschworen habe, so würde dies Wort Gottes mich am Tage des Gerichtes verdammen." Bei diesen Worten hob er das neue Testament vor der Versammlung in die Höhe. „O meine Freunde, erduldet lieber den Tod, als daß Ihr so sündigt, wie ich es gethan habe. Die Feuer der Hölle haben mich verzehrt, und für alles Gold und alle Herrlichkeit der Welt möchte ich die Qualen nicht noch einmal erleiden." [2])

Da griffen ihn seine Feinde und führten ihn in den Kohlenkeller des Bischofs, wo sie ihm die Füße fesselten und ihn vier Tage ließen. Alsdann brachte man ihn in den Tower, und dort wurde er zwei Wochen hindurch täglich mit Ruthen gepeitscht und endlich als rückfälliger Ketzer verurtheilt.

Am Tage vor der Hinrichtung speisten vier ausgezeichnete Männer zusammen, unter ihnen war Latimer. Man erzählte sich im Publikum, Bainham würde hingerichtet, weil er gesagt hätte, Thomas Becket sei ein der Hölle würdiger Verräther. — „Ist es der Mühe werth," sagten die vier Freunde, „das Leben für etwas so Geringes hinzugeben? Laßt uns nach Newgate gehen und ihn wo möglich retten!" Sie wurden

---

[1]) »Stood up there before the people in his pew, with weeping tears.« (Fox, Acts, IV, p. 702.)

[2]) »He would not feel such a hell again as he did feel...« (*Ibid.*, 702.)

durch finstere Gänge geführt und standen endlich einem Manne gegenüber, der auf einem kleinen Haufen Stroh saß und in der einen Hand ein Buch, in der andern ein Licht hielt und las;[1]) es war Bainham. Latimer trat an ihn heran und sagte: „Hütet Euch, daß eitler Ruhm Euch nicht verführe, Euer Leben um geringfügiger Ursache willen zu opfern.“ Bainham aber erwiederte: „Ich bin verurtheilt, weil ich, mich auf die Schrift berufend, das Fegefeuer, die Messen und das Verdienst der Werke verworfen habe.“ — Da sagte Latimer: „Ich erkenne an, daß man dafür bereit sein muß zu sterben.“ Und Bainham war bereit, aber dennoch brach er in Thränen aus. „Weshalb weint Ihr?“ fragte Latimer. — „Ich habe ein Weib,“ versetzte der Gefangene, „wie nie ein besseres mit einem Manne verbunden gewesen; ich lasse sie zurück als Wittwe, von allen verlassen, ohne Stütze; jeder wird mit Fingern auf sie zeigen und sagen: Da ist die Wittwe des Ketzers.“ [2]) Latimer und seine Freunde bemühten sich, ihn zu trösten und verließen dann den düstern Kerker.

Am folgenden Tage (am 30. April 1532) wurde Bainham zum Schaffot geführt. Berittene Wächter umgaben den Scheiterhaufen; Meister Pave, der Sekretär der City, leitete die Hinrichtung. Nachdem Bainham gebetet hatte, erhob er sich, küßte das Schaffot und wurde mit einer Kette festgebunden. Dann sprach er zu dem umstehenden Volke: „Ihr lieben Leute, ich sterbe, weil ich gesagt habe, jeder Mann und jedes Weib habe das Recht, das Buch Gottes zu besitzen. Ich sterbe, weil ich gesagt habe, der wahre Himmelsschlüssel sei nicht der des Bischofs von Rom, sondern die Predigt des Evangeliums. Ich sterbe, weil ich gesagt habe, das einzige Fegefeuer sei das Kreuz Jesu Christi mit den Verfolgungen, welches es nach sich zieht!“ — „Lügner, Ketzer,“ rief Pave, „du hast das Sakrament des Altars geleugnet.“ — „Ich leugne nicht das Sakrament des Leibes und Blutes Christi,“ nahm Bainham wieder das Wort, „aber ich verwerfe die abgöttische Verehrung, die Ihr einem Stücke Brot erweist.“ — „Zündet an!“ gebot Pave. Die Henker legten Feuer an ein Häufchen Pulver, und als die Flamme sich Bainham näherte,[3]) hob er die Augen gen Himmel und sagte zu dem Sekretär: „Gott verzeihe dir; er verzeihe Sir Th. Morus... Und Ihr, guten

---

[1]) Strype, Annals of the Reformation, I, p. 372.

[2]) *Ibid.*

[3]) »As the train of powder came toward him.« (Fox, Acts, IV, p. 705.)

Leute, betet für mich!...." Bald waren die Arme und Beine des Märtyrers verzehrt; er aber dachte nur daran, seinen Heiland zu verherrlichen und rief: „Holla! Ihr verlangt Wunder, hier geschieht eines, ich fühle den Schmerz nicht mehr inmitten der Flammen, ich meine auf einem Bette von Rosen zu liegen." [1]) Die erste christliche Kirche hat keine ruhmvolleren Märtyrer gehabt.

Pave schwebte das Bild Bainham's unaufhörlich vor Augen, und dessen letztes Gebet tönte Tag und Nacht in seinem Herzen wieder. In einem abgelegenen Dachstübchen seines Hauses hatte er sich, fern von jedem Geräusch, eine Art Betzimmer hergerichtet, wo er vor einem Crucifix zu beten pflegte [2]) und bittere Thränen vergoß. [3]) Er hatte Abscheu vor sich selbst; von wirrem Schmerz ergriffen, kämpfte er mit sich in großer Herzensangst. Bainham hatte sterbend zu ihm gesagt: „Möge Gott mehr Barmherzigkeit gegen dich üben, als du mir erweisest"; aber Pave konnte an die Barmherzigkeit nicht glauben. Er wußte keinen anderen Ausweg in seiner Verzweiflung als den Tod. Etwa acht Tage nach Bainham's Martyrium gab er seinen Dienern und Schreibern verschiedene Aufträge und behielt nur eine Magd bei sich im Hause. Als sich seine Gattin darauf in die Kirche begeben hatte, ging er selbst aus, kaufte Stricke, die er sorgfältig unter seinem Kleide verbarg, und stieg in sein hochgelegenes Zimmer hinauf. Dort warf er sich vor dem Crucifix nieder und begann zu weinen und zu wehklagen. Als nun die Magd herbeieilte, sagte er zu ihr: „Nimm jenen rostigen Degen, reinige ihn und störe mich nicht weiter." [4]) Kaum war sie hinaus, so befestigte er den Strick an einem Balken und erhängte sich. Als die Magd gar kein Geräusch mehr hörte, wurde sie abermals unruhig, ging hinauf und wurde von Entsetzen ergriffen, da sie ihren Herrn hängen sah. Sie lief in die Kirche, wo sich ihre Gebieterin befand, und rief sie mit lautem Geschrei herbei. [5]) Aber es war zu spät; der Unglückliche konnte nicht wieder in's Leben zurückgerufen werden.

---

[1]) »It is to me as a bed of roses.« (Fox, Acts, IV, p. 705.)

[2]) »In a high garret where he had a rood.« *(Ibid.)*

[3]) »Before which (the rood) he bitterly wept.« *(Ibid.)*

[4]) »Go make it clean and trouble me no more.« *(Ibid.)*

[5]) »She ran crying to church, to her mistress, to fetch her home.« (*Ibid.*, p. 706.)

Wenn aber der Tod der Märtyrer die Elenden in die äußerste Verzweiflung stürzte, so rief er häufig aufrichtige Seelen zum Leben. Die Menge, welche den Scheiterhaufen jener Gottesmänner umstanden hatte, zerstreute sich auf's tiefste ergriffen. Die einen kehrten auf's Feld zurück, andere in ihre Läden und Werkstätten; aber das bleiche Antlitz der Märtyrer verfolgte sie, ihre Worte hallten in ihren Seelen nach, ihre Tugenden rührten selbst die Herzen derer, welche dem Evangelium ganz ferne standen. „O," sagte einer, „ich möchte bei Bainham sein." [1]) Solche Leute besuchten noch eine Zeitlang die römischen Kirchen, aber bald rief ihr Gewissen ihnen zu: „Christus ist's allein, der da selig macht!" und sie wandten sich ab von dem Formenwesen, das ihnen keinen Trost gewährte. Sie suchten die Einsamkeit und verschafften sich Bücher von Wycleff und von Tyndale, besonders das neue Testament. Sie lasen sie heimlich, und wenn jemand sie dabei überraschte, verbargen sie sie unter ihrer Matratze, tief unten in einer Truhe, in einem hohlen Baume oder unter Steinen, bis der Feind sich zurückgezogen hatte und sie sie wieder zur Hand nehmen konnten. Bald aber sprachen sie ganz insgeheim mit ihren Nachbaren darüber, und oft hatten sie die Freude, Leute zu treffen, die ebenso dachten wie sie. So ging eine wunderbare Umwandlung vor sich. Während die Priester in den Kathedralen mit großem Stimmenaufwand Loblieder auf die Heiligen, die Jungfrau und das Corpus Domini sangen, unterhielt man sich unter dem Volke ganz leise von dem sanftmüthigen und demüthigen Heilande. Ueberall in England vernahm man damals dies sanfte, geheimnißvolle, stille Säuseln, welches Elias hörte, und bei welchem er sein Antlitz mit dem Mantel verhüllte und stumm und unbeweglich blieb, denn Jehovah war da. Große Veränderungen sollten vor sich gehen.

Wenn wir mit einer gewissen Umständlichkeit in dieser Geschichte das Leben und den Tod evangelischer Männer berichten, so geschieht das nicht ohne Grund. Wir wünschen klar zu machen, daß die Kirche in England wie in der ganzen Welt nicht eine gewisse geistliche Hierarchie ist, wo Prälaten über das Erbtheil des Herrn herrschen, noch eine bunte Vereinigung von Leuten, die sich allerlei den Offenbarungen des Himmels zuwiderlaufende Ideen in den Kopf gesetzt haben, und deren Glaubens-

---

1) »I would I were with Bainham.« (Fox, Acts, V, p. 32.)

bekenntniß alle Meinungen enthält, die sich in der Nation vorfinden, von der katholischen Scholastik bis zum materialistischen Pantheismus. Die über menschliche Systeme dieser Abergläubischen und Ungläubigen erhabene Kirche Gottes ist vielmehr die Gemeinschaft derer, die in lebendigem Glauben Theil haben an der Gerechtigkeit Jesu Christi und an dem neuen Leben, dessen Schöpfer der heilige Geist ist; — derer, in welchen die Eigenliebe überwunden ist und die sich dem Heilande ergeben, um mit ihren Brüdern die Welt zu erobern. Das ist die wahre Kirche Gottes, und sie ist grundverschieden von allen, welche Menschen erfunden haben.

Sechszehntes Kapitel.

Der neue Primas von England.

(Februar 1532 bis März 1533.)

Um diese Zeit trat ein Mann von dem Schauplatze der Welt ab, der länger als dreißig Jahre eine gewichtige Stimme in den geistlichen Angelegenheiten des Königreichs gehabt hatte. Warham, der Erzbischof von Canterbury, der große Kanoniker, der schlaue Staatsmann, der gewandte Höfling, der Freund der Wissenschaften, hatte es sich besonders zur Aufgabe gemacht, die priesterliche Würde zu heben, und sich dazu des sichersten Mittels bedient, indem er den Müssiggang, die Unwissenheit und die Verderbtheit der Priester bekämpfte, ja er hatte sogar eine Reform der Geistlichkeit gewünscht, vorausgesetzt, daß dieselbe von der bischöflichen Gewalt ausginge. Allein, als er sah, wie im Namen des Wortes Gottes eine andere Reformation in's Leben trat, ohne die Priester und gegen die Priester, hatte er Kehrt gemacht und angefangen, die Reformatoren zu verfolgen und die päpstliche Autorität zu befestigen. Erschreckt durch das Vorgehen der Gemeinen, hatte er am 24. Februar 1532 drei Notare berufen und in ihrer Gegenwart gegen jede Parlamentsakte protestirt, welche der Macht des römischen Papstes Eintrag thun würde. [1]) Darauf aber war der zweite Papst, wie man ihn

---

[1]) »Protestamur quod nolumus alicui statuto edito in derogationem romani pontificis consentire.« (Wilkins, Concilia, III, p. 746.)

bisweilen nannte, am 23. August 1532 in dem Augenblicke der ernstesten Entscheidung durch den Tod von seinem Sitze abberufen worden, und man fragte sich besorgt, wer seinen Platz nun wieder einnehmen würde.

Die Wahl war wichtig; denn sie mußte in der That das Symbol sein von dem, was aus der Kirche England's werden sollte. Sollte man einen dem Papste ergebenen Prälaten erhalten, wie Fisher; einen der Scheidung günstig gesinnten wie Gardiner; einen gemäßigten evangelischen, der dem König anhing, wie Cranmer; oder einen entschiedenen Reformator wie Latimer? In diesem Augenblicke, wo eine neue Periode für die Christenheit begann, war es wichtig zu erfahren, wen England zum Führer nehmen würde; ob es wie Deutschland an der Spitze der Civilisation einherschreiten, oder wie Spanien und Italien als Nachzügler zurückbleiben würde? Der König schloß die beiden äußersten Parteien aus und schwankte zwischen den beiden Candidaten des Centrums. Alles wohl erwogen, hatte er kein Vertrauen zu Männern wie Longland und Gardiner, welche versprechen konnten und nicht Wort hielten; er bedurfte eines Mannes, der weniger politisch als der eine, und weniger fanatisch als der andere war; eines Mannes, der sich aus Grundsatz, und nicht nur durch die Umstände gezwungen, vom Papste trennte.

Cranmer war, nachdem er etliche Monate in Rom zugebracht hatte, nach England zurückgekehrt. [1]) Dann war er mit einer Botschaft des Königs nach Deutschland gegangen und wahrscheinlich im Herbst 1531 in Nürnberg angekommen. Mit Interesse betrachtete er diese alte Stadt, ihre schönen Kirchen, ihre grandiosen Brunnen, ihr altes malerisches Schloß, aber es zog ihn etwas anderes noch mehr an. Als er nämlich der Feier des heiligen Abendmahls beiwohnte, bemerkte er, daß, während der Priester vor dem Altar ganz leise das Evangelium lateinisch murmelte, der Diakonus die Kanzel bestieg und dasselbe ganz laut auf Deutsch vorlas. [2]) Er erkannte, daß im Grunde in Nürnberg das Evangelium herrschte, wiewohl die Stadt dem Anscheine nach katholisch war. In seinen Unterredungen mit den Häuptern der Stadt hörte er häufig denselben Namen wiederkehren: man sprach von Osiander als von einem Manne

---

[1]) Es existirt ein Brief von ihm aus Hampton-Court vom 12. Juni 1531.

[2]) »The deacon goeth into the pulpit and readeth alone the Gospel in the Allemagne tongue.« (Cotton, Msc. Vitellius, B. XXI, p. 54.)

von der größten Beredsamkeit.[1]) Cranmer folgte der Menge, die in die St. Lorenzkirche strömte, und erstaunte über die Begabung und die Frömmigkeit jenes Geistlichen. Er suchte seine Bekanntschaft zu machen, und von nun an hatten die beiden Gelehrten häufig Gespräche mit einander, bald in Cranmer's Hause, bald in der Bibliothek Osiander's, und der deutsche Gelehrte, welcher für die Sache Heinrich's VIII. gewonnen wurde, veröffentlichte bald darauf ein Buch über die unerlaubten Ehen.

Cranmer, der ein liebebedürftiges Herz hatte, nahm gerne Theil an den einfachen Mahlzeiten, an den frommen Andachtsübungen und an den vertraulichen Unterhaltungen in Osiander's Hause, so daß er bald wie ein Familienmitglied betrachtet wurde. Aber obwohl seine Freundschaft mit dem Nürnberger Pastor immer größer ward, nahm er doch nicht alle Meinungen desselben an. Wenn Osiander ihm sagte, daß man an Stelle der Autorität Rom's die der heiligen Schrift setzen müsse, so stimmte Cranmer ihm vollkommen bei. Aber der Engländer bemerkte, daß der Deutsche in seinen Ansichten über die Rechtfertigung des Sünders von Luther abwich. „Was uns rechtfertigt," sagte er, „ist nicht die Zueignung der Verdienste Christi durch den Glauben, sondern die innerliche Mittheilung seiner Gerechtigkeit." – Cranmer sagte: „Christus hat den Preis unserer Erlösung durch das Opfer seines Lebens und durch die Erfüllung des Gesetzes bezahlt, und wenn wir von Herzen an das Werk glauben, welches er vollbracht hat, so sind wir gerechtfertigt. Der gerechtfertigte Mensch muß geheiligt werden und gute Werke verrichten, aber nicht diese sind es, welche ihn gerecht machen."[2]) — Die Unterhaltung der beiden Freunde wandte sich auch dem heiligen Abendmahle zu, und wie Cranmer's Lehre auch damals noch gewesen sein mag, er kam bald dazu, wie Calvin, die wirkliche Gegenwart Christi nicht in dem Brote zu denken, welches der Priester in Händen hält, sondern im Herzen der Gläubigen.[3])

---

[1]) »Commendatus primoribus civitatis facundia sua.« (Camerarius, Melanchthon. Vita, p. 285.)

[2]) »It excludeth them from the office of justifying.« (Homily of salvation. Cranmer's Remains, p. 129.)

[3]) »Christ is corporally in heaven and spiritually in his lively members.« (Cranmer, On the Lord's supper, p. 33.)

Im Juni 1532 langten die Abgeordneten der Protestanten und der Römisch-Katholischen in Nürnberg an, um sich mit dem Religionsfrieden zu beschäftigen. Das Cölibat der Geistlichen wurde sogleich einer der streitigen Punkte. Es erschien den Häuptern des Papstthums ganz unmöglich, in diesem Artikel nachzugeben. „Lieber die Messe gänzlich abschaffen," rief der Erzbischof von Mainz, „als die Priesterehe gestatten." — „Sie werden schon dahin kommen müssen," sagte Luther, „Gott stößt die Mächtigen vom Throne."[1]) Cranmer war folgender Ansicht. Er sagte: „Es ist besser, daß ein Geistlicher sein eigen Weib habe, denn, wie die Priester, das eines andern."[2]) Und Osiander meinte: „Wie hülfreich ist eine fromme Gattin einem Pastor bei den Armen, den Weibern und Kindern."

Cranmer hatte seine Gattin in Cambridge verloren, aber sein Herz sehnte sich noch nach inniger Liebe. Osiander's Familie bot ein rührendes Bild häuslichen Glückes dar, und diesem Kreise gehörte eine Nichte der Frau des Nürnberger Reformators an.[3]) Cranmer war täglich mehr entzückt über deren Frömmigkeit und Seelenadel. Er glaubte in ihr das tugendhafte Weib gefunden zu haben, das seines Mannes Krone ist, bat um ihre Hand und heirathete sie, ohne sich um die unbilligen Gebote derer zu kümmern, die verbieten, ehelich zu werden.[4])

Unterdessen vernachlässigte Cranmer aber seine Mission nicht. Da der König von England sich mit den deutschen Protestanten verbinden wollte, so machte Cranmer dem Kurfürsten von Sachsen Eröffnungen im Namen seines Herrn. „Vor allen Dingen," antwortete der fromme Johann Friedrich, „müssen die Könige (von England und Frankreich) mit uns über die Glaubensartikel einig sein."[5]) Also scheiterte das Bündniß; aber um dieselbe Zeit zeigte sich eine unerwartete Aussicht. Der Kaiser, welcher gegen Soliman zu Felde zog, wünschte die Unterstützung des Königs von England, und Granvella pflog über diese Angelegenheit mit Cranmer Unterhandlungen. Dieser schaffte Wagen,

---

[1]) Lutheri Op., XXII, p. 1808.

[2]) »Like other priests, keeping other men's wives.« (Cranmer's Remains, p. 219.)

[3]) »Haec erat neptis uxoris Osiandri.« (Godwin, Annales Angl., p. 167.)

[4]) 1. Timoth. 4, 3.

[5]) Seckendorf, Hist. Lutherianismi, 1532.

Pferde, Boote, Zelte und andere zur Reise nöthige Dinge an,[1]) in der Absicht, mit Carl V. in Linz zusammenzutreffen, als ihm ein Courier plötzlich den Befehl überbrachte, er solle nach London zurückkehren. Wie unangenehm war ihm das! In dem Augenblicke, wo endlich ein Bündniß mit dem Neffen Katharina's dem Abschluß nahe war, wo demgemäß die ganze Scheidungsfrage ausgeglichen werden sollte, mußte der Gesandte Heinrich's VIII. alles im Stiche lassen. Besorgt, sann er hin und her, was wohl der Grund dieser plötzlichen außerordentlichen Zurückberufung sein möchte ... Briefe seiner Freunde brachten ihm Aufklärung.

Da Warham gestorben war, dachte der König an Cranmer, um jenen als Erzbischof von Canterbury und Primas von England zu ersetzen. Der Reformator erschrak sehr. „Ach," sagte er, „nie hat ein Mann wohl weniger Verlangen nach einem Bischofsitze getragen, als ich.[2]) Wenn ich ihn annehme, muß ich den Freuden des Studirens und dem süßen Frieden eines unscheinbaren Daseins entsagen."[3]) Da Cranmer den herrschsüchtigen Charakter und die religiösen Grundsätze des Königs kannte, so hielt er unter einem solchen Fürsten die Reform England's für unmöglich. Er sah sich endlosen Streitigkeiten ausgesetzt, es gab dann keinen Frieden mehr für ihn, den friedlichsten Mann von der Welt. Eine glänzende Laufbahn, großes Ansehen ... er war erschrocken und sagte: „Mein Gewissen lehnt sich auf gegen diesen Ruf. Ich Unglücklicher! Ich sehe auf meinem Wege nur Unruhe, Conflikte und unüberwindliche Gefahren!"

Nach reiflichem Nachdenken hoffte Cranmer sich indessen dieser schwierigen Lage zu entziehen, wenn er Zeit gewönne, da der König, der dieselbe nicht gern verlieren mochte, ohne Zweifel dann die Stelle einem andern geben würde.[4]) Er antwortete also, wichtige Geschäfte gestatteten ihm nicht, nach England heimzukehren. Nachdem Soliman sich vor dem Kaiser zurückgezogen hatte, gedachte dieser über Italien nach Spanien

---

[1]) »I do make preparation to furnish ourselves of wagons, horses, ships, tents, and other things necessary to our voyage« (4 septembre, Cranmer's Remains, p. 232.)

[2]) »There was never man more unwillingly to a bishoprick.« (*Ibid.*, p. 218.)

[3]) »Very sorry to leave his study.« (Fox, Acts, VIII, p. 65.)

[4]) »Thinking that he would be forgetful of me in the meantime.« (Cranmer's Remains, p. 216.)

zu gehen und dem Papste in Piacenza oder Genua ein Rendez-vous zu geben. Heinrich's VIII. Gesandter hielt es nun für seine Pflicht, den verderblichen Folgen dieser Zusammenkunft vorzubeugen, und kaum war Carl am 4. October aus Wien abgereist, so folgte ihm Cranmer zwei Tage darauf. Nie hatte er eine so traurige Reise gemacht. Die hohe Würde, welche seiner wartete, lastete auf ihm wie ein Alp. Auf seinem Wege fand er weder Einwohner, noch Nahrungsmittel, und als Lagerstätte hatte er nur Heu.[1]) Bisweilen kam er über Schlachtfelder, die mit den Leichen von Türken und Christen bedeckt waren. Ein Komet, der im Osten erschien, weissagte ein tragisches Ereigniß. Einige erzählten ihm, sie hätten ein flammendes Schwert über den Himmel dahinfahren sehen. „Diese seltsamen Zeichen," schrieb er an Heinrich VIII., „verkünden eine große Umwälzung."[2]) Cranmer und seine Collegen konnten den Papst nicht gewinnen. Monate vergingen, während welcher sich die Gemüther so erhitzten, daß die Kardinäle das Decorum vergaßen. „Ach," erzählt ein katholischer Geschichtsschreiber, „während der ganzen Dauer dieser Angelegenheit ging man in's Consistorium wie zur Komödie."[3]) Endlich gewann Carl V. die Oberhand.

Da hatte Heinrich VIII. mit dem Könige von Frankreich (im October 1532) die berühmte Zusammenkunft in Calais und Boulogne, die wir anderswo beschrieben haben,[4]) und nachdem er sich mit diesem Fürsten geeinigt hatte, dachte er ernstlich daran, die Sache zum Schlusse zu bringen. Vermählte er sich damals mit Anna Boleyn? Alles schien ihn dazu aufzufordern, und wenn wir einigen der zuverlässigsten Geschichtsschreiber Glauben schenken, so fand die Trauung wirklich im November dieses Jahres statt.[5]) Vielleicht wurde eine Ehe geschlossen, ohne daß die gesetzlichen Formalitäten erfüllt wurden. Es gibt darüber

---

[1]) »I found in no town, man, woman nor child, meat, drink, nor bedding.« (Cranmer's Remains, p. 223.)

[2]) »Some great mutation.« (*Ibid.*, p. 225.)

[3]) Le Grand, Histoire du Divorce, I, p. 229.

[4]) Geschichte der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. Thl. II, Buch 2, Kap. 21.

[5]) So sagen: Hall, Chron., fol. 209. — Hollinshed, Chron., III, p. 629. — Strype, Cranmer's Mem., p. 16. — Collyers, II, p. 71. — Andere schwanken zwischen den beiden Daten November und Januar. — Burnet, I, p. 121. — Herbert, p. 368. — Benger, p. 366, etc.

widersprechende Angaben, und der Punkt ist nicht hinlänglich aufgeklärt. Jedenfalls beschloß Heinrich, mit der öffentlichen Feier seiner Vermählung zu warten. Die bevorstehenden Conferenzen des Papstes zu Bologna mit dem Gesandten Franz' I., die Wahrscheinlichkeit einer Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit dem Papste zu Marseille, welche der großen Sache eine neue Wendung geben konnte, vielleicht der Wunsch, sich mit Cranmer, für welchen er den Sitz von Canterbury bestimmt hatte, über diesen Gegenstand zu berathen; — dies alles scheint den Fürsten bewogen zu haben, die Ceremonie einige Wochen hinauszuschieben. Er zögerte nun nicht länger, die Anwesenheit des zukünftigen Primas in London zu fordern.

In Italien hatte sich das Gerücht verbreitet, der König beabsichtige Cranmer an die Spitze der englischen Kirche zu stellen, und deshalb bezeigte man ihm am kaiserlichen Hofe ungewöhnliche Hochachtung. Carl V., seine Minister und die fremden Gesandten erklärten laut, daß dieser Mann wohl würdig sei, eine hohe Stelle in der Gunst und in der Regierung seines königlichen Herrn einzunehmen. [1]) Gegen Mitte November ertheilte der Kaiser dem zukünftigen Primas seine Abschiedsaudienz, und kurze Zeit darauf langte dieser in England an. Da er die Gebräuche und Ansichten des Klerus schonen wollte, hielt er es für weiser, für den Augenblick seine Frau bei Osiander zu lassen. Später rief er sie zu sich, aber sie wurde nie bei Hofe vorgestellt; das war der Etikette zuwider, und die fromme Deutsche hätte sich dort wahrscheinlich auch nicht sehr heimisch gefühlt.

Als er in London angekommen war, begab sich Cranmer alsbald zum Könige, sehr gespannt darauf, wie sich die Sache zwischen ihm und dem Könige gestalten würde. Heinrich sagte ohne Umschweif: „Ich ernenne Euch zum Erzbischof von Canterbury." — „Majestät..." — „Keine Weigerung." — „Hört meine Gründe." — „Ich bin überzeugt, daß Ihr dem Amte sehr wohl vorstehen werdet." — „Euer Wohlwollen, Majestät, täuscht Euch über meine Befähigung . . ." [2]) Aber der König blieb fest; es war nicht leicht, gegen Heinrich VIII. einen Kampf zu führen, und Cranmer erschrak über die Wirkung, welche sein Wider=

[1]) »They judge him a man right worthy to be hygh in favor and authority with his prince.« (State papers, VII, p. 391.)

[2]) »Long disabling of himself.« (Fox, Acts, VIII, p. 66.)

stand hervorrief. „Mein König,“ sagte er daher, „ich flehe Euer Majestät unterthänigst um Verzeihung an.“ [1])

Als er den König verlassen hatte, eilte er zu seinen Freunden, vor allem zu Cromwell. Die Last, welche Heinrich ihm aufbürdete, schien ihm immer unerträglicher. Da er wohl wußte, wie schwer es hält, einem Fürsten von despotischem Charakter Widerstand zu leisten, sah er Conflikte und Ungerechtigkeiten voraus, die ihm das Leben verbittern würden, und er konnte sich nicht entschließen, sein Glück dem gebieterischen Willen des Monarchen zu opfern. „Hütet Euch,“ sagten freilich seine Freunde, „es ist eben so gefährlich, die Gunstbezeugung eines so absoluten Fürsten auszuschlagen, als ihn zu beleidigen.“ Aber Cranmer's Gewissen war bei seiner Weigerung betheiligt. Er sagte: „Ich fühle etwas in mir, das sich gegen die Suprematie des Papstes empört, gegen all' den Aberglauben, welchem ich mich als Primas von England unterwerfen müßte. Nein, ich will nicht Bischof sein!“ Er konnte seine Ruhe, sein Glück zum Opfer bringen, sich vielleicht schmerzlichen Kämpfen aussetzen, aber den Papst anerkennen, sich seiner Jurisdiktion unterwerfen zu müssen, das war in seinen Augen ein unübersteigliches Hinderniß. Seine Freunde schüttelten den Kopf und sagten: „Euer Nolo episcopare kann sich nicht halten gegen das Volo te episcopum esse unseres Herrn.[3]) Um was handelt es sich? Daß Ihr dem Könige gestattet, Euch auf den Gipfel der Ehre und der Macht zu erheben . . . Ihr weist alles von Euch, wonach die Menschen streben . . . „Cranmer aber erwiederte: „Lieber das Leben verlieren, als gegen mein Gewissen handeln, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen.“[4])

Abermals berief Heinrich, den dies Zögern ungeduldig machte, Cranmer in den Palast und befahl ihm, ohne Furcht zu reden. „Wenn ich dies Amt annähme,“ antwortete ihm der aufrichtige Mann, „so müßte ich es aus der Hand des Papstes empfangen, das aber will und kann ich nicht . . . Weder der Papst noch eine fremde Macht haben

---

[1]) »Most humbly craving first his Grace's pardon.« (Fox, Acts, VIII, p. 66.)

[2]) »Aliquid intus.«

[3]) „Ich will nicht Bischof sein. — Ich will daß du es seist.“ (Fuller, Book, V, p. 184.)

[4]) »Rather to venture the loss of his life, than to do any thing for ambition's sake.« (Fox, Acts, VIII.)

irgend welche Autorität in England." [1]) Das war ein Grund, der in den Augen des Fürsten großes Gewicht hatte. Er schwieg eine Zeitlang und schien nachzudenken; [2]) dann sagte er zu Cranmer: „Könnt Ihr beweisen, was Ihr so eben gesagt habt?" — „Ohne Zweifel," erwiederte der Gelehrte, „die heilige Schrift und die Kirchenväter behaupten, die oberste Gewalt gebühre den Königen in ihren Reichen, und beweisen dadurch, daß die Ansprüche des Papstes eine nicht zu duldende Anmaßung sind."

Dieser Ausspruch veranlaßte Heinrich VIII., in seinen Reformen einen neuen Schritt vorwärts zu thun. Bis dahin hatte er noch nicht daran gedacht, Bischöfe und Erzbischöfe ohne den Papst einzusetzen. Nun aber berief er gelehrte Rechtskundige und befragte sie, wie er Cranmer die erzbischöfliche Würde übertragen könne, ohne das Gewissen des zukünftigen Primas zu verletzen. Die Rechtsgelehrten machten den Vorschlag, jemand nach Rom zu schicken, der, da Cranmer sich weigerte, den Forderungen der päpstlichen Obergewalt zu genügen, an seiner Statt alles erfüllte, was die Ordnung verlangte. „Ein andrer mag es thun, wenn er will," sagte Cranmer, „aber super animam suam, auf die Gefahr seiner Seele; was mich betrifft, so erkläre ich, daß ich die Autorität des Papstes nur in so weit anerkenne, als sie mit dem Worte Gottes übereinstimmt, und daß ich mir das Recht vorbehalte, gegen ihn zu reden und seine Irrthümer anzugreifen."

Zur Rechtfertigung eines schlechten Verfahrens fanden die Rechtsgelehrten schlechte Gründe auf. Sie sagten: hat der Erzbischof Warham nicht — obwohl er keinen der Vortheile aufgab, die der Staat ihm gewährte — gegen den Schaden protestirt, welchen der Staat Rom zufügte? Wenn der verstorbene Erzbischof die Rechte des Papstthums geschirmt hat, warum sollte der neue nicht die des Königreiches schirmen? Uebrigens, fügten sie hinzu, weiß der Papst sehr wohl, daß jeder Bischof, der ihm den Eid leistet, dies thut salvo ordine meo, „den Rechten seines Ordens unbeschadet." [3])

Als Cranmer erlangt hatte, daß man in seine Einsetzungsakte

---

[1]) »No stranger had authority within this realm.« (Cranmer's Remains, p. 223.)

[2]) »The king staying a while and musing.« (*Ibid.*)

[3]) Bossuet macht diese Bemerkung bei Gelegenheit der Eidesleistung Cranmer's (Histoire des Variations, liv. VII, p. 11.)

die Rechte des Wortes Gottes mit aufnahm, willigte er endlich ein, Primas von England zu werden. Dennoch ließ Heinrich VIII., der in der Praxis weniger fortgeschritten war, als in der Theorie, Clemens VII. auffordern, die nöthigen Bullen zur Erhebung des neuen Erzbischofs zu senden. Ueberglücklich, daß er noch etwas in England zu sagen habe, beeilte sich der Papst, neun Bullen abzuschicken, welche er direct an Cranmer adressirte. Dieser aber, der nichts vom Papste annehmen wollte, übergab diese Bullen dem Könige mit der Erklärung, daß er nicht von Rom sein Amt erhalten zu haben vermeine. [1])

Indem Cranmer dem Rufe folgte, der an ihn ergangen war, gedachte er mit der Ordnung des Mittelalters zu brechen, und so weit es in seiner Macht stände, die des Evangeliums wieder einzuführen. Aber er wollte seine Absichten gar nicht verbergen, sondern offener damit an's Tageslicht treten. Am 30. März 1533 ließ er den königlichen Protonotarius Watkins und andere Würdenträger der Kirche und des Staates in dem Saale des Kapitels von Westminster zusammenkommen; er trat dann unter sie, nahm ein Papier in die Hand und las mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Ich, Thomas, Erzbischof von Canterbury, betheure öffentlich, vor aller Welt und ausdrücklich, [2]) daß ich mich durch keinen Eid zu irgend etwas verpflichten will, was dem Gesetze Gottes, den Rechten des Königs von England und den Gesetzen des Reiches entgegenstehen kann; daß ich mich durchaus nicht binden will in Bezug auf die Freiheit des Wortes, auf die Regierung der Kirche England's und auf die Verbesserungen, welche nach meiner Ansicht in derselben vorgenommen werden müssen. Wenn mein Repräsentant bei dem Papste in meinem Namen einen Eid geleistet hat, der meinen Pflichten zuwiderläuft, so erkläre ich, daß er es ohne mein Vorwissen gethan hat und daß besagter Eid für null und nichtig gehalten werden soll. Es ist mein Wille, daß diese Protestation später bei jeder Wiederholung der gegenwärtigen Ceremonie wieder verlesen werde." [3]) Dann wandte er sich an den Protonotar und sagte: „Ich ersuche Euch eins oder mehrere Schriftstücke dieser Protestation abzufassen und zu veröffentlichen."

---

[1]) »Quas bullas obtulit tum regi, etc.« (Lambeth, Msc., n. 1136.)

[2]) »Palam et publice et expresse protestor.« (Wilkins, Concilia, III, p. 757.)

[3]) »Quas protestationes in omnibus clausulis et sententiis dictorum juramentroum *repetitas* et recitatas volo.« (Wilkins, Concilia, III, p. 757.)

Cranmer verließ darauf das Kapitel und begab sich nach der Westminster-Abtei, wo die Geistlichkeit und eine ansehnliche Volksmenge ihn erwarteten. Es genügte ihm nicht, seine Unabhängigkeit vom Papstthum einmal erklärt zu haben: er wollte es zu mehreren Malen thun. Je älter die römische Macht in England war, desto mehr fühlte er das Bedürfniß, die Suprematie des Wortes Gottes laut zu verkünden. In priesterlichem Gewande trat Cranmer auf die oberste Stufe des großen Altars und sagte, indem er sich an die Versammlung wandte: „Ich erkläre, daß ich den Eid, den man von mir fordert, nur unter dem Vorbehalte leiste, der in der heute von mir im Kapitel abgelegten Protestation enthalten ist.“ Dann kniete er nieder vor dem großen Altar und verlas dieselbe zum zweiten Male [1]) in Gegenwart der Bischöfe der Priester und des ganzen Volkes.

Darauf traten die Bischöfe von Lincoln, Exeter und St. Asaph heran und ertheilten ihm die bischöfliche Weihe. Vor dem großen Altare stehend, schickte sich der Erzbischof an, das Pallium zu empfangen, aber vorher hatte er noch eine Pflicht zu erfüllen; wenn er auch seine Ruhe opferte, so gedachte er doch seinen Ueberzeugungen, treu zu bleiben. Zum dritten Male verlas er [2]) die Protestation in Gegenwart der ungeheuren Menschenmenge, welche die Kirche füllte [3]) und sprach dann erst den Eid, welchen die Erzbischöfe von Canterbury dem heiligen Petrus, der heiligen apostolischen Kirche Rom's zu leisten pflegten — mit der gewöhnlichen Clausel: salvo meo ordine (den Rechten meines Ordens unbeschadet).

Cranmer's dreifache Protestation war eine Handlung christlicher Entschiedenheit. „Ich habe diese Protestation in gutem Glauben abgelegt,“ sagte er später, „ich habe stets die Einfalt geliebt und die Falschheit gehaßt.“ Aber er that Unrecht, sich in der Folge der gebräuchlichen Formel bei der Einweihung zu bedienen. Zwar war es nur eine Form, diese Form war vom Könige vorgeschrieben, und Cranmer protestirte gegen

---

[1]) »Eamdem sedulam perlegit.« (Lambeth, Msc., n. 2106.)

[2]) »Qua protestatione per eumdem reverendissimum tertio facta.« (Lambeth, Msc., n. 2106.)

[3]) »In the presence of so much people as the church could hold.« (Card. Pole.)

das Schlechte, was sie enthielt, aber man muß in allen Dingen geradezu gehen, sagt Calvin; und wir finden hier eine jener Schwächen, die sich bisweilen in dem Leben des frommen englischen Reformators finden. Er hätte um keinen Preis dem Papste den Eid leisten dürfen, dieser Eid war von Anfang an ein Flecken, der seinem ganzen bischöflichen Amte den Glanz raubte. Indessen wenn wir ihn ohne Schonung verurtheilen wollten, so würden wir die allbekannte Wahrheit vergessen, daß wir alle in vielen Dingen straucheln. Cranmer hat zuerst vor dem Angriff gestanden, und er hat einiges Anrecht auf die schonende Nachsicht derer, welche bequem eine Position eingenommen haben, die er mit so viel Angst und Noth errungen hatte. Die Energie, mit welcher er zu dreien Malen seine Unabhängigkeit erklärte, ist bewundernswürdig. Nichtsdestoweniger ist jede Schwäche ein Fehler, und wenn dieser Fehler an hoher Stelle begangen wird, so kann derselbe verhängnißvolle Folgen haben. Durch Cranmer's Handlung wurde die Heiligkeit des Eides der Geistlichen verletzt, und später hat man andere Gelehrte heimlich den römischen Glaubenslehren die Hand reichen sehen, obwohl sie das Papstthum zu verwerfen schienen. Inmitten der protestantischen Kirche England's hat es bisweilen Kryptopapisten gegeben.

Nach der Ceremonie begab sich der neue Erzbischof in den Palast Lambeth. Seit der Zeit arbeitete dieser Freund der Wissenschaften, der selbst gelehrt und aufrichtig fromm war und sich durch seine Predigten wie durch unermüdliche Thätigkeit auszeichnete, unaufhörlich für das Wohl der Kirche. Er wußte der christlichen Wahrheit in vielen Gemüthern Eingang zu verschaffen und sie bisweilen gegen die Launen des Königs zu vertheidigen. Er war stets bemüht, die Wahrheit zu verbreiten, so wie Mäßigung, christliche Liebe, Frömmigkeit und Frieden zu predigen. Als Cranmer am 30. März 1533 Primas von England wurde, in jener Westminsterkirche, welche die Gräber der Könige enthielt, da wurde die päpstliche Herrschaft daselbst begraben, und es war vorauszusehen, daß die Herrschaft der Apostel wieder beginnen würde. England behielt das Bischofsamt bei, weil es unter dieser Form im zweiten Jahrhundert das Christenthum empfangen hatte, und weil man Bischöfe zur Ueberwachung und Regierung der Kirche für nothwendig hielt. Allein es verwarf den römischen Aberglauben, der aus den Bischöfen die einzigen Nachfolger

der Apostel macht und behauptet, es sei ihnen Unfehlbarkeit und eine geistliche Kraft verliehen, die kein anderer Geistlicher besitze. [1]) „Gewiß," sagte Cranmer, „im Anfange des Christenthums waren die Bischöfe und Presbyter (Priester) nichts Verschiedenes, sondern sie hatten dasselbe Amt." [2]) Er erklärte, daß ein Bischof nicht nothwendig sei, um einen Pastor einzusetzen, daß nicht allein Presbyter dies Recht besäßen, sondern das ganze christliche Volk — the people also by their election. „Ehe es christliche Fürsten gab," sagte er, „war es das Volk, welches gemeinschaftlich die Bischöfe und Presbyter wählte." Und Cranmer stand nicht allein mit diesen Grundsätzen, welche aus der bischöflichen und presbyterianischen Constitution nur zwei Abstufungen macht, die viele Beziehungen zu einander haben. Die ehrwürdigsten Väter der anglikanischen Kirche, Pilkington, Coverdale, Witgift, Fulke, Tyndale, Jewel, Bradford, Becon und noch andere haben die Identität der Bischöfe und Presbyter anerkannt. England gehört durch seine Reformation nicht dem papistischen System des Bischofsamtes an, sondern dem evangelischen. Ein öffentlicher Schritt, welcher diese Kirche zu ihrem heiligen Ursprunge zurückführte, würde für dieselbe eine Quelle des Heiles sein.

Die großen Reformatoren Englands sagten sich nicht nur von Rom los, sondern auch von dem halben Katholicismus, den man an die Stelle zu setzen gedachte. Das Amt des Wortes Gottes enthielt für sie Geist und Leben und nicht nur Formen und Gebräuche. Durch ihr edles Beispiel haben sie alle Gottesmenschen aufgefordert, ihnen nachzufolgen.

---

[1]) Concilium Tridentinum, sessio prima.

[2]) »Resolutions of several Bishops.« (Burnet, Records, liv. III, art. 21. — Cranmer's Remains, p. 117.)

Siebenzehntes Kapitel.
Königin Katharina verläßt den Thron und Königin Anna besteigt denselben.
(November 1532 bis Juli 1533.)

Cranmer hatte den erzbischöflichen Stuhl inne; wenn nun noch Anna Boleyn allein neben Heinrich VIII. den königlichen Thron einnahm, so war in den Augen des Papstes alles verloren. Noch einmal kam Clemens VII. auf seine Lieblingsidee, die Bigamie, zurück, die er schon in den Jahren 1528 und 1530 angerathen hatte. Freilich konnte diese Idee weder bei Heinrich VIII. noch bei Carl V. Anklang finden, aber um so besser war sie in den Augen des Papstes; so bot er dem Anscheine nach den Plänen des Königs die Hand, ohne im Geringsten Gefahr zu laufen, sie verwirklicht zu sehen. „Ehe ich thue, was Seine Majestät verlangt," sagte er zu einem der englischen Gesandten, „will ich ihr lieber den nöthigen Dispens ertheilen, um zwei Frauen zu haben; das wird weniger anstößig sein." [1])

Diese Hartnäckigkeit, mit welcher der Papst Heinrich VIII. immer wieder das Verbrechen der Bigamie anrieth, hat indessen die berühmtesten Gelehrten der Katholicität nicht verhindert, laut zu verkünden, daß zwei Frauen zugleich zu haben, eine unergründliche Gottlosigkeit (mystère d'iniquité) zeige, die ihres Gleichen nicht hätte in der Christenheit. [2]) Eine wunderbare Behauptung, nachdem erst ein Kardinal und darnach ein Papst zu wiederholten Malen zu dem aufgefordert haben, was man eine unergründliche Gottlosigkeit nennt! Der König verwarf zum dritten Male ein Heilmittel, welches schlimmer als das Uebel selbst war.

Um jeden Preis aber wollte der Papst verhindern, daß Rom England's ganz verlustig ginge; er wandte sich daher nach einer andern Seite und beschloß Carl V. zu gewinnen und ihn zu bewegen, daß er sich der Scheidung nicht widersetze. Um dies zu erlangen, unternahm Clemens VII. in der schlimmsten Jahreszeit die Reise nach Bologna. Am 18. November machte er sich mit sechs Kardinälen und einer Anzahl Leute auf den Weg und brauchte zwanzig Tage, um über Perugia

---

[1]) »Multo minus scandalosum fuisset, dispensare cum Majestate vestra, super duabus uxoribus. . . .« (Roll's House, msc.)

[2]) Bossuet, Histoire des Variations, liv. VI.

in jene Stadt zu gelangen. Die meisten seiner Untergebenen hatten umsonst alles aufgeboten, um ihn von dieser beschwerlichen Reise abzubringen. Der Regen fiel in Strömen, die Flüsse waren angeschwollen und kaum zu passiren, die Wege grundlos und voller Löcher; nach einander erlagen die Maulthiere der Anstrengung. Die Couriere, welche den Zug eröffneten, flehten den Papst an, er möge den Weg zu Fuße machen, und endlich brach das Lieblingsroß Seiner Heiligkeit ein Bein. Gleichviel; es galt die Reformation England's aufzuhalten; der arme, schon kranke Papst hatte keinen andern Gedanken. Aber die Widerwärtigkeiten steigerten sich, oft kam er in Herbergen, wo es kein Bett gab, so daß er auf Stroh schlafen mußte.[1]) Endlich erreichte man am 7. December Bologna, aber der Papst war in einem solchen Zustande, daß er trotz aller seiner Vorliebe für Feierlichkeiten, dort ganz in aller Stille einzog.

Hier wartete seiner ein neues Mißgeschick. Der Kardinal von Ancona, das einflußreichste Mitglied des heiligen Collegiums, starb plötzlich, und gerade auf diesen hatte Clemens gerechnet, um den Kaiser, welcher ihn sehr hochschätzte, zu gewinnen. Allein dies schwächte den Eifer des Papstes nicht ab. „Ich bin fest entschlossen, dem König meinen guten Willen in dieser großen Angelegenheit zu zeigen,"[2]) sagte er zu den Abgesandten Heinrich's VIII., und dann fügte er hinzu: „er würde, um eine allgemeine Einigkeit unter allen Fürsten der Christenheit herzustellen, gerne ein Glied seiner Hand geben."[3]) Wirklich ging Clemens ans Werk und ließ sich sogar herbei, Carl V. zu sagen, daß der Papst nach den Aussprüchen der Theologen nicht das Recht habe, Dispens zu ertheilen, wenn es sich um eine Ehe zwischen Bruder und Schwester handle; aber Carl blieb unerschütterlich. Da schlug der Papst einen drei oder vierjährigen Waffenstillstand zwischen Heinrich, Franz und Carl vor, während desselben würde er ein allgemeines Concil halten, welchem er die ganze Angelegenheit übertragen wollte. Franz I. aber ließ Heinrich VIII. sagen, das sei alles nichts als Heuchelei.[4])

---

[1]) »Compelled to lie in the straw.« (State papers, VII, p. 394.)

[2]) »Utterly resolve to do pleasure to your Hyghness.« (Benet à Henri VIII. State papers, p. 397, 401.)

[3]) »He would it had cost him à joynte of his hand.« (State papers, VII, p. 402.)

[4]) »Your Grace should give no credence therunto, for it is but dissimulation.« (*Ibid.*, p. 422.)

Ueberzeugt, daß der Papst ihn zum Besten habe, zögerte der König nun nicht länger, den Weg zu verfolgen, welchen die Interessen seines Volkes und sein eigenes Glück ihm vorzuschreiben schienen. Er beschloß, daß Anna Boleyn seine Gemahlin und überdies Königin von England werden solle. Der zweiten Hypothese zufolge fand die Heirath jetzt statt. Cranmer sagt in einem am 17. Juni 1533 geschriebenen Briefe, daß er die Trauung nicht vollzogen, daß er erst vierzehn Tage später davon gehört habe, daß dieselbe aber ungefähr am Tage St. Pauli gefeiert worden sei (25. Januar 1533).[1]) Sollen wir nun dies Datum annehmen, oder das, welches Hall, Hollinshed, Burnet und andere anführen (November 1532)? Cranmer's Ausspruch ist nicht genau genug, um die Frage zu entscheiden.

Welches aber auch der Zeitpunkt der Heirath gewesen sein mag — November oder Januar — sie wurde zu Anfang des Jahres 1533 der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung; man sprach noch nicht öffentlich davon, aber im Vertrauen; die einen griffen sie an, die andern vertheidigten sie. Wenn die Glieder der römischen Partei lächerliche Fabeln und beschimpfende Verleumdungen über Anna verbreiteten, so antworteten die Männer der Volkspartei: die Reinheit ihres Lebens, ihre Mäßigkeit, Keuschheit, Sanftmuth, Weisheit, ihre edle hohe Abkunft, und wie man später hinzufügte, ihre Fähigkeit, der Krone Englands einen Erben zu geben, machten sie der königlichen Gunst würdig.[2]) Vielleicht ging man in den Vorwürfen wie in den Lobsprüchen zu weit.

Diesen wichtigen Schritt begleitete Heinrich VIII. mit einer Aeußerung des Zornes gegen Clemens VII. „Der Papst verirrt sich von dem Wege des Erlösers, der sich den Gewalthabern dieser Welt unterworfen hat," sagte er. „Wie! Ein Fürst sollte sich der Anmaßung eines irdischen Geschöpfes fügen, das Gott ihm untergeordnet hat? Ein König sollte sich vor dem demüthigen, über welchen Gott ihm die Obergewalt gegeben? . . . Nein, das hieße die Ordnung umkehren, welche Gott aufgerichtet hat!" Dies ließ Heinrich VIII. durch den Grafen von Rocheford

[1]) »She was married much about Saint Paul's day last,« (Cranmer's Remains, p. 246.)

[2]) »The purity of her life, her constant virginity...« (Burnet, Records, III, p. 64. — Siehe auch Wyatt, Memoirs of Anne Boleyn, p. 437.)

Franz I. vorstellen.[1]) Allein diese Worte machten auf den König von Frankreich keinen Eindruck; der Kaiser kam ihm gerade um diese Zeit mit manchen Zugeständnissen entgegen, und das Auftreten der Evangelischen in Paris verstimmte ihn. Von da an hörte das freundliche Einvernehmen der beiden Monarchen allmählich auf. England wandte seine Blicke immer mehr dem Evangelium zu, Frankreich faßte Rom in's Auge. Diese entgegengesetzte Richtung wird durch zwei Frauen bezeichnet. In dem Augenblicke, als Anna Boleyn in den Palästen von Whitehall und Windsor zu herrschen begann, hielt Katharina von Medicis ihren Einzug in die von St. Germain und Fontainebleau, immer schärfer wird man den Contrast hervortreten sehen, der sich in dem Geschicke dieser beiden großen Reiche zeigte. England ging der Freiheit, Frankreich den Dragonaden entgegen.

Bald erfolgte der Bruch zwischen Rom und Whitehall. Ein Breve Clemens VII., welches an die Kirchenthüren in Flandern angeschlagen ward, also in den Staaten, welche erklärte Feinde des Königs und in der nächsten Nachbarschaft von England gelegen waren, zog im Februar eine große Menge Leser an.[2]) „Was sollen wir thun?“ sagte der Papst darin zum Könige, „sollen wir das Heil Eurer Seele außer Acht lassen? . . . Wir ermahnen Euch, mein Sohn, bei Strafe der Excommunication, die Königin Katharina in die ihr gebührenden königlichen Ehren wieder einzusetzen, mit ihr in Gemeinschaft zu leben und nicht weiter öffentlich mit Anna zu wohnen; und zwar bestimmen wir dazu den Zeitraum eines Monats, von dem Tage an gerechnet, wo dieser Brief Euch überreicht wird. Widrigenfalls erklären wir, daß nach Ablauf des Termins Ihr und besagte Anna mit der Strafe des Bannes belegt werdet, und daß alle Christen jeden öffentlichen Verkehr mit Euch zu meiden haben.“[3]) Wie es scheint, war indessen dies von den Kaiserlichen verlangte Document in Flandern ohne Vorwissen des Papstes angeschlagen worden.[4])

[1]) Diese Instructionen Heinrich's VIII. für den Grafen von Rochefort sind französisch geschrieben, wahrscheinlich um Franz I. mitgetheilt werden zu können. (State papers, VII, p. 429--431.)

[2]) State papers, VII, p. 421. Eine Anmerkung sagt von diesem Document not found (nicht aufgefunden). Es ist augenscheinlich das von Le Grand, Preuves du Divorce, p. 358, mitgetheilte Breve.

[3]) »Te et ipsam Annam, excommunicationis poena, innodatos declaramus.« (Le Grand, Preuves du Divorce, p. 567.)

[4]) »Granted by the pope at the suits of the imperials.« (State papers VII, p. 454.)

Alsbald wurde auch eine Abschrift durch die Agenten an den König gesandt. Heinrich war Anfangs darüber erstaunt und aufgebracht, endlich aber hielt er es für ein Machwerk seiner Gegner.¹) Wie war es denkbar, daß der Papst in dem Augenblicke, wo er dem Könige besondere Zeichen seiner Zuneigung gab,²) ihn (wenn auch nur bedingungsweise) mit dem Bannstrahle bedrohte und ihn inmitten seines Volkes isoliren wollte. Heinrich sandte dennoch seinem Gesandten in Rom, Benet, eine Abschrift des Breve und forderte ihn auf, sich geschickt zu erkundigen, ob es wirklich vom Papste herrühre.

Benet legte Clemens das Document als ein Papier vor, welches ihm seine Freunde aus Flandern schickten. Dieser gerieth in Erstaunen und Bestürzung, ja in die größte Verlegenheit.³) Er begann es aufmerksam durchzulesen, hielt bei gewissen Stellen inne und schien nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren. Nachdem er zu Ende gelesen, verwunderte er sich sehr und behauptete, diese Copie weiche von dem Originale ab. „Vor allen Dingen befindet sich ein solcher Irrthum darin, daß der Papst jedesmal ersticken will, wenn man mit ihm davon spricht,“ schrieb Benet an Cromwell. Dieser Irrthum bestand darin, daß die Königin Anna Boleyn mit in das Urtheil einbegriffen war, ohne im Geringsten gewarnt worden zu sein, was gegen alle Gebote Gottes sei, wie man bemerkte. So erhielt denn auch Doctor Benet den Befehl, diesen Irrthum in seinen Unterredungen mit dem Papste häufig zur Sprache zu bringen; und er unterließ es auch nicht auf die Gefahr hin, Clemens allen Athem zu benehmen. In diesem Augenblick, der ihm den Verlust England's kostete, war derselbe weit unruhiger über den gegen Anna Boleyn begangenen Formfehler, als darüber, daß er den Monarchen eines mächtigen Reiches mit dem Banne belegt hatte. Uebrigens konnte kein Zweifel darüber walten, daß der unselige Satz vom Papste selbst herrührte.

Benet und seine Freunde aber benutzten die Angst des Papstes, und steigerten sie noch; sie theilten das Breve den Würdenträgern der Kirche

---

¹) »He can hardly believe to be true, rather to be counterfeited.« (State papers, VII, p. 421.)

²) »In derogation both of justice and the affection lately shewed by his holiness unto us.« *(Ibid.)*

³) »Ashamed and in great perplexity.« (*Ibid.*, p. 454.)

in Clemens' Umgebung mit, und diese erkannten an, daß jene Schrift Seine englische Majestät gröblich beleidigte, und „daß der Papst sehr zu tadeln wäre.“ [1]) Benet sandte dem Könige die errata des Papstes, allein es war zu spät, der Streich war gefallen. Im höchsten Unwillen schritt Heinrich zu den Handlungen, für welche Rom ihn mit dem Bannstrahle bedroht hatte.

Während der Papst wollte und wieder nicht wollte, verfolgte England mit Festigkeit den Weg seiner Befreiung. Als das Parlament sich am 4. Februar wieder versammelt hatte, wurden in demselben die feurigsten Reden gehalten. „Das englische Volk in Uebereinstimmung mit seinem Könige,“ sagten die beredten Redner, „hat das Recht, unumschränkt in allen weltlichen und geistlichen Angelegenheiten zu entscheiden; [2]) wahrlich, die Engländer besitzen Einsicht genug dazu. Und doch sehen wir, trotz der Verwahrungen, die so viele Fürsten dagegen eingelegt haben, alle Augenblicke Bullen aus Rom nach England kommen, um Testamente, Heirathen und Ehescheidungen zu ordnen. Wir beantragen daher, daß in Zukunft alle diese Angelegenheiten nur von englischen Gerichtshöfen entschieden werden.“ Das Gesetz ging durch. Die Appellation sollte, anstatt an Rom gerichtet zu werden, in erster Instanz an den Bischof gehen, dann an den Erzbischof, und wenn der König selbst an der Sache betheiligt wäre, an die hohe Kammer der geistlichen Synode.

Der König benutzte das Gesetz sogleich, um die Synode zu befragen, ob der Papst einem Bruder gestatten könne, die Wittwe seines Bruders zu heirathen. In der hohen Kammer der Geistlichkeit fanden sich unter sechs und sechszig Anwesenden und hundert sieben und neunzig Abwesenden nur neunzehn, die gegen den König stimmten. [3]) In der Kammer der Presbyter war die Opposition stärker, indessen vereinigte sich dieselbe doch mit der höchsten Kammer dahin, zu erklären, der Papst Julius II. habe seine Rechte überschritten, indem er Heinrich einen Dispens ertheilte, und folglich sei diese Ehe von Anfang an null und nichtig.

---

[1]) »The pope much to blame.« (State papers, VII, p. 454.)

[2]) Statute against appeals. Statute 24, Henri VIII, c. 12. (Collyers' Ch. History, II.)

[3]) Wilkins, Concilia, M. Britanniae, III, p. 756—759. — Rymer, Foedera, VI, p. 179.

Es blieb also nur noch übrig, zur Scheidung zu schreiten. Am 11. April, zwei Tage vor Ostern, richtete Cranmer in seiner Eigenschaft als Erzbischof einen Brief an den König, in welchem er ihm auseinandersetzte, wie er von dem Wunsche beseelt sei, das Amt eines Erzbischofs von Canterbury den Gesetzen Gottes und der heiligen Kirche gemäß zu führen, die ihn aufforderten, den Leiden des Volkes, der Unterthanen Gottes und Seiner Majestät, abzuhelfen und ihre Gebrechen in geistlichen Dingen zu heben, und wie er zur Ausübung dieses Amtes die Gunst Seiner Majestät sich erbäte.[1]) Cranmer lehnte die königliche Vermittelung nicht ab,[2]) allein er vermied es, geistliche und weltliche Angelegenheiten mit einander zu vermengen.

Heinrich, der ohne Zweifel mit Ungeduld diesen Brief erwartete, stutzte, als er die Worte las: den Gesetzen Gottes und der heiligen Kirche gemäß .... Gott, die Kirche? ..., das ist billig; aber wo blieb der König und seine Suprematie? Der Primas schien sich das Recht beilegen zu wollen, aus eignem Antriebe zu handeln, und indem er die Gunst des Königs nachsuchte, nur einen Akt der Höflichkeit zu erfüllen. Gedachte die Kirche England's etwa an die Stelle des Papstes zu treten und den König bei Seite zu schieben? Das war durchaus nicht Heinrich's Meinung. Sollte er, welcher der Anmaßungen des Papstes müde war, einen Papst im kleinen Maßstabe an seiner Seite dulden? Er wollte Herr in seinem Reiche sein, Herr über alles. Dieser Brief mußte also geändert werden; das ließ Heinrich Cranmer kund thun.

Am Abend desselben Tages, an welchem dieser Brief geschrieben war, oder am Tage darauf fand bei Hofe zu Ehren Anna Boleyn's ein großes Fest statt. „Die Königin Anna," sagt Hall, „begab sich an jenem Abende mit großer Feierlichkeit öffentlich als Königin in ihre Gemächer."[3]) Wohl während dieses Festes nahm der König den Primas bei Seite und forderte ihn auf, die ihm anstößige Stelle auszulassen. Denn die Vermuthung, welche ein ausgezeichneter Geschichtsschreiber

---

[1]) »According to the laws of God and holy church ... in the spiritual causes ...« (State papers, I, p. 396.)

[2]) »Your sufferance and grant.« *(Ibid.)*

[3]) »Queen Anne that evening went in state to her closet openly as Queen.« (Hall.)

ausspricht, Cranmer habe Heinrich VIII. beide Briefe zugleich gesandt, damit er sich wählen könne, welcher ihm am besten gefiele, scheint mir nicht zulässig. Wahrscheinlich ergab sich Cranmer, indem er auf bessere Tage hoffte; als er nach Hause kam, schrieb er seinen Brief noch einmal ab, und ließ die Worte, die Heinrich ihm bezeichnet hatte, weg. Ja er begnügte sich nun nicht mehr damit, die Gunst des Königs nachzusuchen, er bat um seine Erlaubniß, seine Einwilligung. Er datirte darauf seinen neuen Brief von demselben Tage und schickte ihn seinem Herrn, welcher sich damit zufrieden erklärte. [1])

Es war indessen Heinrich VIII. doch noch nicht genug; in seiner Antwort an den Erzbischof betonte er noch stärker, daß er in seinem Reiche keinen von der Krone unabhängigen Primas dulden wolle. „Da Ihr Unser Unterthan seid," sagte er zu Cranmer, „so geziemt es Euch nicht, in einer Sache, die Uns, Euren Monarchen, angeht, Euer Amt auszuüben, auf welche Art es auch sein mag, ohne daß Ihr Unsere Erlaubniß dazu erhalten habt . . . Wir aber, Euer König, der auf Erden keinen über sich erkennt, Gott allein ausgenommen, Wir wollen in Anbetracht, daß Ihr durch den Ruf Gottes unter Uns steht und der erste Diener Unserer geistlichen Gerichtsbarkeit seid, Euch Eure Bitte nicht verweigern." [2])

Das war deutlich gesprochen. Indessen beanspruchte Heinrich VIII. doch nicht die willkürliche Gewalt, die der Papst begehrte; die göttlichen und menschlichen Gesetze sollten die höchste Norm in England bleiben; aber der König war der erste Ausleger derselben. Das mußte Cranmer sich gesagt sein lassen. „Als christlicher Fürst," fügte Heinrich VIII. hinzu, „haben Wir Uns stets diesen göttlichen Gesetzen unterworfen, und das werden Wir immer thun." [3]) Das geistliche System, welches Heinrich VIII. im Jahr 1533 in England einführte, war nicht die freie Kirche in dem freien Staate; und darüber darf man sich nicht wundern.

---

[1]) Die beiden Briefe finden sich in dem State paper office; sie sind von der Hand Cranmer's und scheinen beide vom Könige gelesen worden zu sein. Wir stellen über dieselben eine Vermuthung auf, die von der des Herrn Froude abweicht. (Froude, Hist. I, p. 440; State papers, I, p. 330, 391.)

[2]) State papers, I, p. 392, 393.

[3]) »To which laws, we, as a christian king, have always heretofore and shall ever, most obediently submit ourself.« *(Ibid.)*

Nachdem Cranmer die königliche Genehmigung erhalten hatte, begab er sich nach seinem Wohnsitze zu Mortloke, um sich auf das Ereigniß vorzubereiten, welches England und den Continent seit sechs Jahren in Spannung erhielt. Dann nahm er die Bischöfe von Lincoln (Longland), von Winchester (Gardiner) und einige Rechtsgelehrte mit sich und begab sich bescheiden und in aller Stille nach der Priorei Dunstable, fünf Meilen von Ampthill, wo die Königin Katharina sich aufhielt. Er wollte das Aufsehen vermeiden, welches ein Gericht in London hervorgerufen haben würde.

Nachdem der geistliche Gerichtshof sich in aller Form constituirt hatte, lud derselbe Heinrich und Katharina vor, am 10. Mai zu erscheinen. Der König ließ sich durch einen Bevollmächtigten vertreten, aber die Königin antwortete: „Meine Sache liegt dem Papste vor, und ich erkenne keinen andern Richter an.“ Eine neue Vorladung wurde unmittelbar darauf für den 12. Mai angeordnet, und da die Königin abermals weder in Person erschien, noch durch einen von ihren Untergebenen sich vertreten ließ, wurde sie in contumaciam verurtheilt,[1]) und der Gerichtshof schritt zur Instruction. Jeden Tag wurde der König von dem Inhalt der Akten in Kenntniß gesetzt, und oft war er in großer Besorgniß. Ein unerwartetes Ereigniß, ein Einspruch Katharina's, die plötzliche Intervention des Papstes oder des Kaisers konnte alles in's Stocken bringen. Seine Höflinge standen stets auf der Lauer, um die Neuigkeiten auszukundschaften. Anna sagte kein Wort, aber ihr Herz klopfte heftig, und der ehrgeizige Cromwell, dessen Schicksal von dem Gelingen der Sache abhing, zitterte bisweilen vor Angst. Cranmer stützte sich auf die Aussprüche der Schrift und benahm sich bei diesem Prozesse mit ebenso großer Rechtlichkeit als Aufrichtigkeit.[2]) Er sagte: „Freiwillig habe ich nie irgend einem Wesen ein Leid zugefügt.“ Aber er wußte, daß die Königin zahlreiche Anhänger hatte, vielleicht konnten diese sie bestimmen, vor ihren Richtern zu erscheinen; dann mußte es viel Lärm geben, und wenn die Stimme des Volkes sich vernehmen ließ, so konnten große Schwierigkeiten dadurch hervorgerufen werden.[3]) Bei diesem Gedanken kostete es dem Erzbischof Mühe, seine Bewegung

---

[1]) »Vere et manifeste contumacem.« (State papers, I, p. 394.)
[2]) »My lord of Canterbury handleth himself very uprightly.« (*Ibid.*, p. 395.)
[3]) »A great bruit and voice of the people.« (Cranmer, Remains, p. 342.)

zurückzuhalten. In der That mußte er sich auf einen unbeugsamen Widerstand der Königin gefaßt machen; mitten in all der Aufregung, die sie umgab, war die Fürstin ruhig und entschlossen. Sie hatte den Saum des päpstlichen Gewandes ergriffen, und nichts vermochte sie, denselben loszulassen. „Ich bin die rechtmäßige Gemahlin des Königs," wiederholte sie, „ich bin die Königin von England. Meine Tochter ist die Tochter Seiner Majestät; ich lege sie in die Arme ihres Vaters."

Am Freitag den 23. Mai begab sich der Primas, von seinem ganzen geistlichen Hofe begleitet, in die Kirche der Priorei von St. Peter zu Dunstable, um dort das Schlußurtheil der Scheidung auszusprechen. Einige Personen, welche die Neugier herbeigelockt hatte, waren zugegen; aber obwohl Dunstable nahe bei Ampthill war, so hielten sich doch alle Leute Katharina's von einem Akte fern, der ihre Gebieterin so schmerzlich treffen sollte. Zuerst erinnerte der Primas an die übereinstimmenden Entscheidungen der Universitäten, der Provinzial-Concilien und an die früheren Vorgänge, dann sagte er: „Deshalb erklären wir, Thomas, Erzbischof Primas und Legat, der wir den Namen Jesu Christi angerufen und Gott allein vor Augen haben, das Bündniß des Königs von England mit der Wittwe seines Bruders für null und nichtig, da es im Widerspruche mit dem göttlichen Gesetze geschlossen ist; und wir erklären ferner, daß es dem großmächtigen Fürsten Heinrich VIII. und der erlauchten Frau Katharina nicht gestattet ist, in dieser vorgeblichen Ehe zu verharren." [1]) Die mit großer Sorgfalt von zwei Notarien aufgesetzte Akte wurde unverzüglich dem Könige überbracht.

Die Scheidung war demnach ausgesprochen, Heinrich war frei. Bei Vielen erregte das ein Gefühl des Schreckens; man fürchtete, ganz Europa werde sich gegen England verbünden. „Der Papst wird alle Engländer in den Bann thun," sagte man, „und der Kaiser wird sie alle vernichten." Auf der andern Seite aber wünschte die Mehrzahl der Nation sehnlichst, endlich mit einer Sache abzuschließen, welche seit beinahe sieben Jahren die Gemüther in Aufregung erhielt. So begann England endlich wieder Luft zu schöpfen, denn es war aus einem Labyrinthe erlöst worden, aus dem es nie den Ausgang finden zu können geglaubt hatte.

Da die Ehe mit Katharina nun für nichtig erklärt war, blieb nur

[1]) »Non licere in eodem praetenso matrimonio remanere.« (Wilkins, III, p. 759. — Rymer, VI, p. 182.)

noch übrig, den Bund mit Anna öffentlich zu proclamiren. Am 28. Mai erklärte ein erzbischöflicher Gerichtshof, der zu Lambeth im Palaste des Primas gehalten wurde, daß Heinrich rechtmäßig mit Anna verbunden sei, und nun dachte der König ernstlich daran, sein Bündniß durch den Glanz der Krönung zu besiegeln. Unzweifelhaft wäre es passender gewesen, wenn die neue Königin bescheiden und in aller Stille ihren Platz auf dem Throne eingenommen hätte; aber böswillige Reden veranlaßten den König, seine Gemahlin im vollen Glanz der Königswürde dem Volke vorzustellen.

Am Donnerstag vor Pfingsten um drei Uhr fuhr eine prächtig ausgerüstete Flotte nach Greenwich; fünfzig Barken mit reichen Wimpeln geschmückt, trugen die Abgeordneten der verschiedenen Corporationen der Gewerke der Stadt London, und die Hauptstadt begrüßte mit Freuden ein Bündniß, welches eine licht- und glaubensvolle Zukunft zu verkünden schien. Auf dem Banner der Fischhändler las man: Alle Verehrung gebührt Gott allein! auf dem der Tuchhändler: Mein Vertrauen steht auf Gott allein! auf dem der Gewürzkrämer: Gott erweist Gnade! auf dem der Goldschmiede: Gott allein die Ehre! So verkündete die Stadt London vor einer ungeheuren Menschenmenge die Grundlehren der Reformation. Unmittelbar vor der mit Goldbrokat ausgeschlagenen Barke, in welcher Anna saß, fuhr das Schiff des Lord-Mayor. Liebliche Musik begleitete mit ihren Accorden den Gesang junger Mädchen, welche in Bosquets von rothen und weißen Rosen auf einem kleinen Berge saßen, den ein elegantes Fahrzeug trug. Hundert reich verzierte Barken, in welchen sich der Adel England's befand, beschlossen diesen prächtigen Zug, und eine unendliche Zahl von Booten bedeckten die Themse. In dem Augenblicke, wo Anna vor dem Tower den Fuß an's Land setzte, ließen tausend Trompeten ihre schmetternden Fanfaren erschallen, und alle Kanonen der Festung gaben eine solche Salve, daß man lange nichts Aehnliches gehört hatte. [1]) Heinrich, der sich an diesem Kanonendonner freute, erwartete Anna an der Thüre, er küßte sie, und die neue Königin betrat im Triumph jene weiten Räume, die sie drei Jahre später auf Befehl dieses nämlichen Fürsten verlassen mußte, um — ein unschuldiges Opfer — das schreckliche Schaffot

[3]) »Such a peal of guns, as hath not been heard like, a great whil be fore.« (Cranmers Remains, p. 245.)

zu besteigen. Freundlich lächelte sie allen zu, an denen sie vorüberging, und doch zitterte sie zuweilen, von unüberwindlicher Bewegung ergriffen, als ob sie anstatt der lachenden Blumen, über die sie damals so leicht und anmuthig dahinschritt, einen tiefen Abgrund sich aufthun sähe, der unter ihr gähnte.

Der König und die Königin brachten den ganzen folgenden Tag (Freitag) im Tower zu. Am Sonnabend begab sich Anna vom Tower nach Westminster. [1]) Die Straßen waren prächtig mit Teppichen belegt, und die Häuser strahlten von Sammt und Goldbrokat. Alle Würdenträger des Staates und der Kirche, die Gesandten von Frankreich und Venedig und die Hofbeamten eröffneten den Zug. Die Königin, die in einer prachtvollen Sänfte von weißem mit Gold durchwirkten Tuche saß, hielt ihr Haupt, das ein Diadem von kostbaren Steinen schmückte, bescheiden geneigt. Das Volk, welches die Straßen erfüllte, schien vor lauter Begeisterung noch mehr über den Triumph zu jauchzen, als sie selbst.

Am folgenden Tage, am Pfingstmontage, begab sich Anna zum Krönungsakte in die alte Westminsterabtei, wo die Bischöfe und der Hof der Einladung gemäß sich versammelt hatten. Sie setzte sich auf eine reichgeschmückte Estrade, dann stieg sie von derselben herab und knieete vor dem großen Altare nieder. Nach dem Gebete erhob sie sich, und der Erzbischof setzte ihr die Krone des heiligen Eduard auf das Haupt. Nachdem sie darauf das Abendmahl empfangen hatte, zog sie sich zurück und ihr Vater, der Graf von Wiltshire, nahm bewegt und zitternd ihre rechte Hand .... er war auf dem Gipfel seines Glückes und doch voll Unruhe. Ach, bedurfte es mehr als einer Laune dessen, der seine Tochter auf den Thron erhob, um sie wieder von demselben herabzustoßen? Anna selbst konnte inmitten der Pracht und Herrlichkeit, die alles übertraf, was man vormals bei der Krönung der Königinnen von England gesehen hatte, doch nicht gänzlich der Fürstin vergessen, deren Platz sie jetzt einnahm.

[1]) Froude sagt, die Königin Anna sei am 19. Mai in den Tower gekommen, sie habe ihn am 31. Mai verlassen, um sich nach Westminster zu begeben, so daß sie dort 11 Tage verweilt hätte. (History of England; I, p. 450, 51.) Das scheint uns wenig wahrscheinlich, und besonders im Widerspruch mit Cranmer's Erzählung, welcher sagt (Letters, p. 245): »Her grace came to the Tower on Thursday at night... Friday all day, the king and queen tarried there... the next day which was Saturday (the knights) rid before the queen's grace towards Westminster....«

Konnte nicht auch an sie die Reihe kommen, verstoßen zu werden? . . . Dieser Gedanke machte sie schaudern.

In dem Bündnisse mit Heinrich VIII. fand Anna das Glück nicht, von dem sie geträumt hatte, und von nun an sah man häufig eine Wolke ihr bis dahin stets so strahlendes Antlitz verdunkeln. Der Glanz des Thrones, jenes Idol, dem dies junge Weib alles zum Opfer gebracht hatte, ließ ihr Herz unbefriedigt, und so hielt sie Einkehr in sich selbst und fand jetzt, da sie einmal Königin war, die Vorliebe für die evangelische Lehre wieder, welche der Umgang mit Margaretha von Valois zuerst in ihr geweckt hatte, und welche inmitten ihrer ehrgeizigen Bestrebungen in ihrer Seele fast erloschen war. Sie erkannte, daß es sowohl für die, welche alles besitzen, als auch für die, welche nichts haben, nur ein einziges wahres Gut giebt — Gott selbst. Freilich gab sie sich ihm nicht ganz hin, denn ihre besten Regungen waren oft nur vorübergehend, aber sie benutzte ihre Macht, um denen, die sie als treue Anhänger des Evangeliums kannte, zu Hülfe zu kommen. Sie bat um Gnade für John Lambert, der noch immer im Gefängniß schmachtete, und dieser treue Bekenner Jesu Christi ließ sich in London nieder und begann Kinder im Lateinischen und Griechischen zu unterrichten, ohne indessen die Vertheidigung der Wahrheit zu vernachlässigen. [1])

Zwei Frauen waren es, welche seit einiger Zeit die Blicke von ganz England auf sich gezogen hatten, die eine war Anna, welche den Thron bestieg, die andere Katharina, welche ihn verlassen mußte. Nichts aber erregt mehr das Mitgefühl edler Menschen, als das Unglück, und noch dazu unverschuldetes Unglück. Daher wird auch Katharina's Schicksal stets, und selbst in den Reihen des Protestantismus, ein lebhaftes Interesse erregen. Indessen darf man nicht vergessen, daß, wenn Katharina's Sache die alte Zeit und das römische Papstthum repräsentirte, Anna's Sache mit der der Aufklärung, der Freiheit und jenem neuen Leben eins war, welche die neue Zeit geschaffen haben. Es ist wahr, Katharina starb im Unglück, aber im Frieden, von ihren Frauen, Beamten und treuen Dienern umgeben, die jugendliche Anna mußte, von allen ihren Freunden getrennt und verlassen, das Schaffot besteigen und nachdem sie Gott gebeten hatte, den Fürsten zu segnen, der sie dem

[1]) »Lambert delivered . . . . by the coming of queen Anne.« (Fox, Acts, V, p. 225.)

Tode preisgab, fiel ihr Haupt unter dem grausamen Henkerbeile. Spricht für die eine die unverschuldete Scheidung, so bewegt uns eben so tief der andern unverdienter Märtyrertod.

Der König, welcher Katharina durch den Lord Montjoie mit dem erzbischöflichen Richterspruche hatte bekannt machen lassen, ließ nun seine Scheidung und Vermählung den verschiedenen gekrönten Häuptern, besonders dem Könige von Frankreich, dem Kaiser und dem Papste, amtlich anzeigen. Letzterer cassirte am 11. Juli das Urtheil des Erzbischofs von Canterbury, erklärte die Ehe des Königs mit Anna Boleyn für ungesetzlich und bedrohte beide mit dem Bannfluche, wenn sie sich nicht vor dem Ende des Monats September trennten. Sehr aufgebracht befahl Heinrich seinen Gelehrten zu beweisen, daß diese Bulle werthlos sei, rief seinen Gesandten, den Herzog von Norfolk, ab und behauptete, jetzt sei der Augenblick für alle Monarchen und alle christlichen Völker gekommen, sich dem Joche Rom's zu entziehen. „Sollen der Papst und seine Kardinäle," schrieb er an Franz I., „den Anspruch erheben dürfen, daß sich die Könige, die doch freie Menschen sind, ihren Befehlen unterwerfen? Majestäten, Ihr, Ich und alle Fürsten der Christenheit, wir müssen uns vereinigen zur Wahrung unserer Rechte, Freiheiten und Privilegien, wir müssen den größten Theil der katholischen Christenheit von dem römischen Stuhle losreißen." [1]) Aber Heinrich hatte scholastische Vorurtheile, die ihn in die wunderbarsten Widersprüche gerathen ließen. Während er seine Diplomatie dazu anwandte, den Papst zu isoliren, stellte er nochmals die Forderung an denselben, er solle seine Ehe mit Katharina für nichtig erklären. [2]) Nicht an dem Hofe dieses Fürsten dürfen wir die wahre Reformation suchen; wir werden sie anderswo finden.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Reformator im Gefängniß.

(August 1532 bis Mai 1533.)

Einer der bedeutendsten Gelehrten England's sollte mit seinem Blute das Zeugniß seines Glaubens besiegeln. John Fryth war einer der

1) »To the clear alienation of a great part of Christendom that from See.« (State papers, VII, p. 477.)

2) »That the matrimony was and is nought.« (*Ibid.*, p. 498.)

glänzendsten Sterne der Universität Cambridge gewesen, so daß man sagte: „Es wäre kaum möglich, jemand zu finden, der ihm an Wissen gleichkäme." Deshalb hatte denn auch Wolsey ihn an sein Collegium in Oxford berufen, und Heinrich VIII. hegte den Wunsch, ihn unter die Zahl seiner Gelehrten aufzunehmen. Aber die Geheimnisse des Wortes Gottes hatten noch größere Anziehungskraft für Fryth als die der Wissenschaft; die Bedürfnisse seines Gewissens standen ihm höher, als die des Verstandes, und ohne an seinen eigenen Ruhm zu denken, suchte er nur dem allgemeinen Besten zu dienen.[1]) Ein aufrichtiger, entschiedener und doch gemäßigter Christ, verkündete er das Evangelium mit großer Lauterkeit und Liebe. Obgleich erst etwa dreißig Jahre alt, schien er doch dazu bestimmt zu sein, einer der einflußreichsten Reformatoren England's zu werden. Unbestritten würde er die erste Rolle haben spielen können, wenn er Luther's schwungvolle Begeisterung und Calvin's unbezwingliche Gewalt besessen hätte. In seinem Character aber finden wir minder starke, wenn auch vielleicht liebenswürdigere Züge; mit großer Sanftmuth unterwies er die, welche der Wahrheit widerstrebten, und während viele, wie Fox sagt, den Blasebalg ergriffen und das Feuer anfachten, statt es zu löschen, suchte Fryth nur den Frieden.[2]) Die Streitigkeiten unter den Protestanten betrübten ihn. „Die Meinungen, um derenwillen die Menschen sich bekriegen," sagte er, „sind die großen Tragödien nicht werth, die sie vor uns aufführen." Unter uns darf nicht mehr die Rede sein von Zwinglianern und Lutheranern, denn weder Zwingli noch Luther ist für uns gestorben; wir müssen eins sein in Jesu Christo.[3]) Dieser Diener Christi, der sanft und demüthig war wie sein Meister, stritt selbst mit den Papisten nur, wenn er dazu gezwungen wurde.[4])

Ein wahrer katholischer Glaube, der alle Christen umfaßte, das war das Ideal, dem Fryth nachstrebte, und der unterschied ihn von den übrigen Reformatoren. Er gehörte nicht zu denen, die da meinen, eine nationale Kirche habe nur an ihre Nation zu denken; er stimmte mit

---

[1]) »Serving for the common utility.« (Tyndale and Fryth, Works, III, p. 74.)

[2]) »They take the bellows in hand to blow the fire, but few there are that will seek to quench it.« (Fox, Acts, V, p. 10.)

[3]) Tyndale and Fryth, Works, III, p. 421.

[4]) »He would never seem to strive against the papists.« (Fox, Acts, V, p. 9.)

jenen überein, welche glauben, daß die Kirche, wenn sie Trägerin der Wahrheit ist, für die ganze Erde Gültigkeit habe, und daß eine Religion nicht gut sein könne, wenn sie nicht den Ehrgeiz besitzt, sich über alle Stämme des Menschengeschlechts verbreiten zu wollen. In der englischen Reformation gab es sehr hervortretende nationale Elemente — wie den König und das Parlament, — aber auch ein universales: den lebendigen Glauben an den Heiland der Welt. Vielleicht repräsentirt niemand besser als Fryth dies wahrhaft katholische Element im 16. Jahrhundert. „Ich fasse die Kirche Gottes in einem weiten Sinne," sagte er. „Sie umschließt alle, die man als Glieder Christi ansieht. Sie ist ein im Meere ausgeworfenes Netz." [1]) Dies Princip, das damals in der englischen Reformation als Same niedergelegt wurde, sollte eines Tages die Welt mit Missionären erfüllen.

Nachdem Fryth die glänzenden Anerbietungen, die ihm der König durch Cromwell und Vaughan hatte machen lassen, ausgeschlagen, beschäftigte er sich im Verein mit Tyndale mit der Uebersetzung und Herausgabe der heiligen Schrift in englischer Sprache. Aber während er so für England arbeitete, überkam ihn das unwiderstehliche Verlangen, dort selbst das Evangelium zu verbreiten. Er verließ daher die Niederlande, kehrte nach London zurück und wandte sich nach Kloster Reading, dessen Prior sein Freund war. Die Verbannung hatte ihn übel zugerichtet, so kam er in elender Kleidung in jener Stadt an und sah eher einem Bettler ähnlich, als einem Manne, den Heinrich VIII. hatte an seinen Hof ziehen wollen. Das war im August 1532.

Seine Schriften waren ihm vorangegangen. Als Fryth in den Niederlanden drei Werke zur Vertheidigung des Fegefeuers kennen gelernt hatte, deren Verfasser drei ausgezeichnete Männer waren, nämlich Rastell, der Schwager von Sir Thomas Morus, Morus selbst, und endlich Fisher, der Bischof von Rochester, da hatte er ihnen geantwortet: „Ein Fegefeuer! Es giebt nicht nur eins, sondern zwei. Das erste ist das Wort Gottes, und das zweite ist das Kreuz Jesu Christi, ich meine nicht das hölzerne Kreuz, sondern das der Trübsale. Das Leben der Päpstlichen aber ist so schlecht, daß sie ein drittes erfunden haben." [2])

---

[1]) Fryth, A Declaration of Baptism, p. 287.)

[2]) Preface to the Reader. (Works of Tyndale and Fryth, III, p. 91.)

Aufgebracht über Fryth's Antwort, sagte Morus in jener spottenden Weise, in der er bisweilen sprach: „Ich gedenke dem guten, jungen Vater Fryth zu antworten; seine Weisheit ist so groß, daß drei Alte wie mein Bruder, Rastell, der Bischof von Rochester und ich, dem Vater Fryth gegenüber, nur Säuglinge sind.“ [1]) Da der Verbannte nun nach England zurückgekehrt war, hatte Thomas Morus Gelegenheit, sich wirksamer an ihm zu rächen als durch Sarcasmen.

Wie wir gesagt haben, Fryth kam nach Reading; sein seltsames Aussehen, das sogleich den Reisenden erkennen ließ, der aus fernen Landen kam, erregte die Aufmerksamkeit der Polizei, und er wurde als Landstreicher verhaftet. — „Wer seid Ihr?“ fragte man ihn. Fryth, der nicht daran zweifelte, daß er in den Händen der Feinde des Evangeliums sei, weigerte sich, seinen Namen zu nennen, dadurch wuchs der Verdacht, und der arme junge Mann wurde in Ketten gelegt. Kaum erhielt er zu essen, weil man ihn zwingen wollte, seinen Namen zu sagen, und bald wurde sein Hunger unerträglich. [2]) Da er den Lehrer der lateinischen Schule, Leonhard Coxe, dem Namen nach kannte, so verlangte er diesen zu sprechen, und kaum war der gelehrte Mann in das Gefängniß eingetreten, als der vermeintliche Landstreicher, der ganz mit Lumpen bedeckt war, sich erhob, ihn im schönsten Latein anredete und anfing, seine traurige Gefangenschaft zu beklagen. Niemals sind wohl in einem gemeinen Kerker edlere Worte gesprochen. Erstaunt über eine solche Beredtsamkeit, trat der Professor mitleidig näher an den Unglücklichen heran und fragte ihn, wie es zuginge, daß ein Mann von solchen Geistesgaben sich in so tiefem Elende befände. Bald setzte er sich, und die beiden Männer begannen griechisch von den Universitäten und den Sprachen zu reden. Coxe konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen; es war nicht bloßes Mitleid, welches er empfand, es war Liebe; und wahre Bewunderung erregte es in ihm, als er den Gefangenen mit dem reinsten Accent die schönen Verse der Ilias recitiren hörte, die so gut auf seinen Zustand paßten:

„Singe den Zorn, o Göttin . . . . . .
. . . Der entbrannt den Achaiern unnennbaren Jammer erregte,
Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Aïs
Sendete . . . . . .“

---

1) »Be now but very babes.« (Bible Annals, I, p. 338.)
2) »Was almost pinched with hunger.« (Fox, Acts, V, p. 5.)

Von Ehrfurcht ergriffen, eilte der Professor zu den Behörden, beschwerte sich sehr über das Unrecht, welches man einem so außerordentlichen Manne zufügte, und erlangte seine Freilassung. Homer hatte einem Reformator das Leben gerettet.

Fryth reiste nun nach London und begab sich eiligst in die Versammlung der Gläubigen, welche in Bow Lane zusammenkamen; er unterhielt sich mit ihnen und rief aus: „O, welch ein Trost ist es, eine so große Anzahl von Gläubigen auf dem Wege zum Heiland wandeln zu sehen!“ [1]) Die frommen Christen baten ihn, er möge ihnen die heilige Schrift auslegen, und entzückt von Fryth's Ermahnungen, riefen sie nun ihrerseits: „Wenn man der Ordnung des heiligen Paulus folgte, so wäre dieser sicherlich würdiger Bischof zu sein als viele, welche die Mitra und den Krummstab führen.“ [2]) Anstatt des Krummstabes sollte er jedoch das Kreuz empfangen.

Einen seiner Zuhörer quälten große Zweifel über die Lehre vom heiligen Abendmahle, und als Fryth eines Tages Christum als den dargestellt hatte, der durch den Glauben die Nahrung der christlichen Seele ist, ging jener ihm nach und sagte: „Unsere Prälaten denken anders; sie glauben, daß das Brot durch die Einsegnung in das Fleisch und Blut und die Knochen Jesu Christi verwandelt wird; daß selbst die Gottlosen dies Fleisch essen, und daß man die Hostie anbeten müsse. „Was Ihr so eben gesagt habt widerlegt ihre Irrthümer, aber ich fürchte, daß ich es nicht behalten kann. Ich beschwöre Euch, schreibt es auf.“ Fryth, der jedem Kampfe abgeneigt war, erschrak über diese Bitte und antwortete: „Ich wünsche nicht, mich an dieser schrecklichen Tragödie zu betheiligen.“ [3]) So nannte er den Streit über das Abendmahl. Aber sein Freund ließ nicht nach mit Bitten, versprach ihm, er wolle Fryth's Blätter durchaus für sich behalten, und so schrieb der Reformator seine Auseinandersetzung der Lehre vom Sacramente und gab sie jenem Christen in London, indem er sagte: „Man muß den Leib und das Blut Jesu Christi essen und trinken nicht mit dem Munde, sondern

---

[1]) Er fügte hinzu: »Now have I experience of the faith which is in you.« (Tyndale and Fryth, Works, III, p. 257.)

[2]) »Might better be a bishop than many that wear mitres.« (*Ibid.* p. 321.)

[3]) »To touch this terrible tragedy.« (*Ibid.*, p. 322.)

mit Hören und Glauben.“ Der Bruder nahm die Abhandlung mit nach Hause und las sie mit der größten Genauigkeit durch.

Bald sprach in der Versammlung von Bow Lane jeder von dieser Schrift. Ein Mann, Namens William Holt (ein falscher Bruder) horchte aufmerksam auf das, was man davon sagte, und glaubte nun eine Gelegenheit gefunden zu haben, Fryth zu verderben. Mit heuchlerischer Miene und frommen Worten wandte er sich an den Freund, in dessen Besitz das Manuscript sich befand, als wünschte er seinen Glauben zu befestigen, und bat ihn schließlich mit honigsüßem Tone um die Schrift. Er erhielt sie, verfertigte schnell eine Abschrift davon und brachte sie dem Thomas Morus, welcher damals noch Kanzler war.

Fryth wurde bald inne, daß sein Bestreben, unerkannt zu bleiben, ein vergebliches war. Er rief die, welche nach Gerechtigkeit dürsteten, so gewaltig zu Christo, bei dem sie lebendiges Wasser finden würden, daß Freunde und Feinde auf seine Beredsamkeit aufmerksam wurden. Als er nun bemerkte, daß sein Name an verschiedenen Orten genannt zu werden begann, verließ er die Hauptstadt und durchstreifte in aller Stille einige Grafschaften, wo sich kleine evangelische Gemeinden befanden, und suchte diese im Glauben zu befestigen.

Unterdessen konnte Tyndale, der auf dem Festlande geblieben war, und von Fryth's Thätigkeit gehört hatte, nicht unterlassen, sich ernstlich zu beunruhigen. Nur zu wohl kannte er die grausamen Gelüste der Bischöfe und des Thomas Morus. Hatte doch dieser letztere mit Bezug auf Tyndale gesagt: „Ich will die Schlange aus ihrer dunkeln Höhle hervorlocken. Wie Herkules den Höllenhund Cerberus zwang an's Tageslicht zu kommen, so werde ich Tyndale nicht den dunkelsten Winkel lassen, um sein Haupt daselbst zu verbergen.“ [1]) Auf Fryth beruhte in Tyndale's Augen die größte Hoffnung der Kirche England's: er zitterte bei dem Gedanken, daß der furchtbare Herkules ihn ergreifen möchte, und schrieb daher an ihn: „Vielgeliebter Bruder Jakob (mit diesem Namen redete er ihn an, um die Gegner irre zu führen) sei weise, umsichtig, kaltblütig, halte dich am Boden, [2]) vermeide die schwierigen Fragen, die

---

[1]) Confutation of Tyndale's answer, by sir Thomas More, lord chancellor of England. (1532.)

[2]) Keep you low, by the ground.« (Fox, Acts, V, p. 133.)

über das gewöhnliche Verständniß hinausreichen. Begnüge dich mit einer zweifachen Arbeit. Entferne den Schleier, der das Haupt des Moses verdeckt, auf daß die Heiligkeit des Gesetzes jedem beweise, daß er ein Sünder ist. Und dann entferne den Schleier, der die Gnade Jesu Christi verbirgt, und offenbare die Barmherzigkeit in ihrem Glanze, auf daß die bekümmerten Gewissen bei ihr heilsame Hülfe finden. Widersetze dich mit voller Kraft allem, was auf den einen oder den andern dieser Punkte den leisesten Schatten werfen könnte. O meiner Seele Vielgeliebter, es giebt keinen Menschen, der mir solche Freude bereitete, solche Hoffnungen erweckte, wie du. Nicht dein Wissen, nicht deine verschiedenartigen Gaben sind es, die mich entzücken, sondern, daß du mit den Demüthigen wandelst und dich von dem Gewissen und nicht von der Phantasie leiten lässest,[1]) das erfüllt mich mit inniger Freude. Halte dich ohne Wanken an dem Felsen der Hülfe Gottes. Und wenn man etwas von dir verlangt, was der Ehre Christi zuwider ist, so bleibe fest. Gott ist unser Gott, und unsere Erlösung ist nahe."

Tyndale's Befürchtungen waren nur zu begründet. Thomas Morus hielt die neue Abhandlung Fryth's in Händen, er las sie und machte abwechselnd seinem Zorn und bitterm Spotte Luft. Er nahm all seinen Verstand zusammen und spitzte seine Feder,[2]) und dann antwortete er Fryth und schilderte seine Lehre unter dem Gleichnisse eines Krebsschadens. Aber damit begnügte er sich nicht. Obwohl er dem Könige die Siegel im Mai 1532 zurückgegeben hatte, führte er sein Amt doch bis zum Ende des Jahres fort. Er erließ den Befehl, Fryth zu suchen und sandte alle seine Späher nach ihm aus; wenn der Reformator entdeckt wurde, so war er verloren; hatte Thomas Morus einmal einen Menschen gefaßt, so konnte ihn nichts aus seinen Händen retten, nichts als etwa ein Witzwort. So verhörte er eines Tages einen Evangelischen, Namens Silver (Silber) und sagte lächelnd zu ihm: „Ihr wißt wohl, daß das Silber durch das Feuer bewährt werden muß."[3]) — „Jawohl," erwiderte der Angeklagte sogleich, „aber das Quecksilber

---

[1]) »You walk in those things that the conscience may feel, and not in the imagination of the brain.« (Fox, Acts, V, p. 133.)

[2]) »He whetted his wits, called his spirits together, sharpened his pen.« (*Ibid.*, V, 7. 9.)

[3]) »Silver must be tried in the fire.« (Strype, I, p. 316.)

bleibt nicht darin." Entzückt über diese schlagfertige Antwort, schenkte Morus dem Unglücklichen die Freiheit. Aber Fryth war nicht witzig; er verstand sich wohl darauf das Wort zu führen, aber Witzworte standen ihm nicht zu Gebote. Er sollte daher auch keine Gnade finden vor dem ehemaligen Kanzler von England.

Sir Thomas verfolgte den Reformator zu Wasser und zu Lande [1]) und versprach demjenigen große Belohnungen, der ihn ausliefern würde. Es gab keine Grafschaft, keine Stadt und kein Dorf, wo Morus ihn nicht suchen ließ, keinen Sherif und keine Magistratsperson, bei dem er nicht seinetwegen anfragte, keinen Hafen, wo er nicht einen Polizeiagenten aufstellte, der bereit war, ihn festzunehmen. [2]) Aber überall erhielt er die Antwort: „Er ist nicht hier." Und wirklich floh Fryth, der von den gewaltigen Anstrengungen seines Feindes Kunde erhalten hatte, von einem Orte zum andern, wechselte oft seine Kleider und fand doch nirgends Sicherheit. Er entschloß sich endlich England zu verlassen und zu Tyndale zurückzukehren, und begab sich deshalb nach Milton-Shone in Essex, um sich dort einzuschiffen. Ein Schiff lag zur Abfahrt bereit; er kam daher aus seinem Verstecke hervor, und unter großer Vorsicht lenkte er seine Schritte dem Ufer zu. Aber er war verrathen worden; die Agenten des Thomas Morus, die auf der Lauer standen, ergriffen ihn in dem Augenblicke, wo er das Schiff bestieg, und führten ihn in den Tower. Das geschah im October 1532.

Thomas Morus lebte damals in beständiger Unruhe und Verstimmung. Er sah eine neue Macht in England und in der ganzen katholischen Christenheit das Haupt erheben und er fühlte, daß er trotz seines Geistes und seines Einflusses nicht im Stande war, derselben Einhalt zu thun. Dieser sonst so liebenswürdige Mann, der als Schriftsteller einen so glänzenden und reinen Stil schrieb, fürchtete weniger den Zorn des Königs, als ihn die täglich zunehmende Verbreitung der heiligen Schrift und die Bekehrung einer immer größeren Anzahl seiner Mitbürger zum evangelischen Glauben ergrimmte. Daß diese neuen Männer mehr Frömmigkeit zu besitzen schienen als er — der alte Anhänger des alten Papstthums — das erbitterte ihn auf's äußerste. Er allein wollte mit den Seinigen das

---

[1]) Persecuted him both by land and sea.« (Fox, Acts, V, p. 6.)

[2]) »Besetting all the ways and havens.« *(Ibid)*.

[3]) »Fleeing from one place to another, changing his garments.« *(Ibid.)*

Vorrecht haben, ein Christ zu sein. Der Eifer, den die Anhänger der Reformation bewiesen, das Opfer, welches sie brachten, indem sie ihre Ruhe, ihr Geld, ihr Leben dahingaben, ärgerten ihn. „Diese Teufelsmenschen," sagte er, „drucken ihre Bücher mit großen Kosten trotz vieler Gefahren; ohne an Gewinn zu denken, geben sie dieselben jedermann, ja sie streuen sie bei Nacht auf den öffentlichen Plätzen aus.[1]) Sie scheuen weder Arbeit, noch Reisen, nicht Ausgaben, Angst, Gefahren, Schläge oder Schaden irgend einer Art. Sie haben ein boshaftes Vergnügen an dem Verderben anderer, und als Anhänger des Teufels denken sie nur daran, die Seelen der Einfältigen in's Feuer der Hölle zu stürzen." So ließ der berühmte Utopist, der sein Lebenlang von der Herstellung einer idealen Welt geträumt hatte, in der jedermann vollkommen glücklich werden sollte, seinem Zorne freien Lauf. Jetzt endlich hielt er den Bedeutendsten jener Anhänger des Satans in Gewahrsam, und er gelobte sich, ihn dem Feuertode zu überliefern.

Kaum verbreitete sich das Gerücht in London, daß Fryth sich im Tower befände, als sich sogleich einige Priester und Bischöfe zu ihm begaben, um ihn zum Papstthum zurückzuführen. Ihre Hauptstütze war die Erklärung: Thomas Morus habe ihn in seiner Abhandlung über das Abendmahl besiegt; als aber in Folge dessen Fryth diese Schrift zu sehen verlangte, verweigerte man ihm das. Eines Tages zeigte der Bischof von Winchester, der ihn hatte vor sich kommen lassen, ihm jenes Werk, und indem er dasselbe emporhielt, rief er aus, dies Buch schließe ihm den Mund. Als aber Fryth seine Hand darnach ausstreckte, zog der Prälat es schnell zurück. Morus selbst schämte sich seiner Apologie und that alles, um die Verbreitung derselben zu hindern; Fryth konnte nur eine Abschrift davon erhalten; er entschloß sich jedoch, sogleich darauf zu antworten. Er hatte niemand, mit dem er sich besprechen, kein Buch, das er zu Rathe ziehen konnte; die Ketten, mit denen er belastet war, gestatteten ihm kaum sich zu setzen und zu schreiben.[2]) Aber als der demüthige Diener Gottes in seinem Kerker bei schwachem Lichte des Thomas Morus Schmähungen las und sich in dem Buche angeklagt

---

[1]) »Looking for no lucre, cast them abroad by night.« (Preface to More's Confutation, Bible Arn., I, p. 343.)

[2]) »He was so loaded with iron that he could scarce seat with any ease.« (Burnet, I, p. 161.)

sah, er hätte alles Gift aus den Schriften Wicleff's, Luther's, Oekolampadius', Tyndale's und Zwingli's zusammengehäuft, da rief er: „Nein, nicht Luther und dessen Lehre, sondern die heilige Schrift ist das Ziel, dem ich nachstrebe." [1]) — „Er wird seine Ketzerei mit seinem Herzblute bezahlen!" sagten seine Feinde. Und der fromme Jünger antwortete: „Wie das Schaf, das von der Hand des Schlächters gebunden ist, ihn mit schüchternem Blick anfleht, sein Blut bald zu vergießen, so bitte ich auch meine Richter, daß sie schon morgen mein Blut fließen lassen, wenn mein Tod dem Könige die Augen öffnen kann." [2])

Vor seinem Tode aber wünschte Fryth, wenn Gott es ihm gestattete, noch einen seiner Gegner zu retten. Dieser eine war weder hartnäckig noch boshaft, es war Rastell, der Schwager des Morus. Da er nicht mit ihm sprechen konnte, wie überhaupt mit keinem von den Widersachern der Reformation, so faßte er den Entschluß, in seinem Gefängniß eine Schrift abzufassen, welche er den Wall (le Boulevard) betiteln wollte. Allein es waren neuerdings strenge Befehle eingetroffen, man gab ihm weder Feder, noch Papier und Dinte mehr.[3]) Da versorgten ihn evangelische Christen aus London, die bis zu ihm gelangten, heimlich mit Schreibmaterial, und Fryth begann zu schreiben. Aber jeden Augenblick lauschte er, voll Angst, daß der Aufseher des Towers oder seine Wächter unerwartet eintreten und ihn mit der Feder in der Hand finden möchten.[4]) Oft kam ihm wohl ein lichtvoller Gedanke, aber plötzlicher Schreck verscheuchte denselben wieder und er konnte sich dann nicht wieder darauf besinnen.[5]) Dennoch faßte er immer von Neuem Muth. Man hatte ihn beschuldigt, er habe die guten Werke für unnütz erklärt; nun begann er mit der größten Beredsamkeit ihren vollen Werth auseinanderzusetzen und jedesmal wiederholte er: „Ist das nichts? Ist das noch nichts?" „Wahrlich, Rastell," fügte er hinzu, „wenn Ihr nur das für

---

[1]) »Luther is not the prick that I run at, but the scripture of God.« (Tyndale and Fryth, Works, III, p, 342.)

[2]) »The best blood in my body, which I would glad were shed to morrow.« (*Ibid.*, p. 338.)

[3]) »I may not have neither yet pen, ink nor paper.« (The subsidy or Bulwark, Works, p. 242.)

[4]) »I am in continual fear, lest the lieutenant or my keeper should espy any such thing by me.« (The subsidy or Bulwark, Works, p. 242.)

[5]) »If any notable thing had been in my mind, it was clean lost.« *(Ibid.)*

nützlich haltet, was uns gerecht macht, so ist auch die Sonne unnütz, denn sie macht uns nicht gerecht." [1])

Als er diese Zeilen eben geschrieben hatte, hörte er plötzlich, wie sich der Schlüssel im Schlosse drehte. [2]) Erschrocken warf er sogleich Papier, Feder und Dinte in einen Winkel. Indessen gelang es ihm doch zuletzt, seine Schrift zu vollenden und sie Rastell zukommen zu lassen. Morus' Schwager las sie, sein Herz wurde ergriffen, sein Verstand erleuchtet, seine Vorurtheile schwanden, und von der Zeit an war dieser ausgezeichnete Mann für das Evangelium Christi gewonnen. Gott hatte ihm neue Augen und neue Ohren geschenkt. Da erfüllte heilige Freude das Herz des Gefangenen; „Rastell," sagte er, „hält jetzt seine natürliche Vernunft für eine Thorheit; Rastell ist zum Kinde geworden und trinkt die Weisheit, die von oben stammt." [3])

Die Bekehrung des Schwagers von Thomas Morus erregte großes Aufsehen, und die Besuche in Fryth's Kerker wurden immer zahlreicher. Obwohl er von seiner Gattin und von Tyndale getrennt war, die er in den Niederlanden hatte zurücklassen müssen, hatte er doch nie so viele Freunde, Brüder, Mütter und Väter gehabt, und er vergoß Freudenthränen darüber. Er nahm wieder Papier, Dinte und Feder aus ihrem Verstecke hervor, und mit unermüdlichem Eifer begann er zuerst seinen „Spiegel um sich selbst zu erkennen" und dann eine „Epistel an die treuen Nachfolger des Evangeliums Christi." „Nachfolger des Herrn," sagte er darin, „bezeichnet Euch mit dem Zeichen des Kreuzes, nicht wie es die abergläubische Menge thut, um es anzubeten, sondern zum Zeugniß, daß Ihr bereit seid, das Kreuz zu tragen, sobald Gott es Euch auferlegen will. Fürchtet Euch nicht, wenn Ihr vieles dulden müßt, denn auch Ihr werdet dann hundert Väter anstatt eines, hundert Mütter statt einer, hundert Häuser schon in diesem Leben haben (ich habe es erfahren), und nach diesem Leben ewige Freude schmecken." [4])

---

[1]) »The sun is not available, because it justifieth not.« (The subsidy or Bulwark, Works p. 241.)

[2]) »I hear the keys ring at the doors.« (*Ibid.*, p. 242.)

[3]) »He was well content to count his natural reason foolishness, etc.« (*Ibid.*, Prologue, p. 211.)

[4]) »Ye shall have an hundred fathers for one . . .« (*Ibid.*, p. 259.)

Zu Anfang des Jahres 1533 als Anna Boleyn mit dem Könige von England verbunden worden war, sah Fryth sich von seinen Ketten befreit, man gab ihm alles, dessen er bedurfte, und gestattete ihm sogar auf sein Ehrenwort bei Nacht auszugehen. Er benutzte diese Erlaubniß, um die Freunde des Evangeliums zu besuchen und sich mit ihnen zu berathen, was er nun thun sollte. Besonders in einer Nacht verließ Fryth die Festung und begab sich in das Haus des Parlamentsmitgliedes Petit, da er diesen großen Freund der Reformation, der, wie man sich erinnert, in's Gefängniß geworfen und endlich wieder frei gegeben worden war, gern noch einmal sehen wollte. Durch die lange Haft geschwächt, war Petit seinem Ende nahe; der Kummer über die Verfolgung hielt ihn in beständiger Aufregung, und diese Aufregung steigerte sich sogar bisweilen, wie es scheint, zu einer Art von Delirium. Als er eben mit Kummer der Gefangenschaft des jungen edlen Reformators gedachte, trat Fryth selbst ein; da erschrak Petit dergestalt, daß seine Gedanken sich verwirrten. War es Fryth oder war es ein Geist? „Es erging ihm, wie den Aposteln, als Rhode ihnen verkündete, daß Petrus aus dem Gefängnisse zu ihnen komme.“ Nach und nach aber erholte er sich und sagte: „Ihr hier! Wie seid Ihr der strengen Wachsamkeit Eurer Wächter entgangen?“ — „Gott selbst,“ erwiderte Fryth, „hat mir diese Freiheit geschenkt, indem er ihre Herzen rührte.“ [1]) Darauf redeten die beiden Freunde von der wahren Reformation England's, die in ihren Augen, zu der diplomatischen Umgestaltung, welche der König vornahm, in gar keiner Beziehung stand. Nach ihrer Meinung kam es nicht darauf an, die äußere Kirche mit neuem Prunk zu beladen, sondern die geheiligte, unsichtbare, fleckenlose, Gott allein bekannte Kirche, die vor der Gründung der Welt auserwählt ist, aufzurichten.“ [2]) Fryth verbarg Petit seine Ueberzeugung nicht, daß er berufen sei, für das Evangelium zu sterben. Unter solchen christlichen Gesprächen war die Nacht vergangen, und da der Tag nahe war, so beeilte sich der Gefangene, in den Tower zurückzukehren.

Fryth's Freunde dachten indessen nicht wie er. Anna Boleyn's Thronbesteigung schien ihnen die Erlösung des Evangelisten aus seinem

---

[1]) »It was God that wrought him that liberty in the heart ofhis keeper.« (Strype, British Reformer.)

[2]) »The elect sanctified and invisible congregation.« (Tyndale and Fryth, Works, III, p. 288.)

Kerker zu verbürgen, und schon sahen sie im Geiste, wie er frei und ungehindert in England oder auf dem Continent an der wahrhaftigen Reformation arbeitete, die aus der Schrift Gottes hervorgeht.

Allein es sollte nicht sein. Die meisten evangelischen Männer, die Gott unter der Regierung Heinrich's VIII. in England erweckte, fanden statt des Einflusses, den sie hätten üben sollen, nur den Tod. Aber ihr Blut wog schwer in der göttlichen Wagschale, es hat die Reformation England's geheiligt und ist für die Zukunft ein göttlicher Same geworden. Wenn die Kirche dieses reichen Landes, die so großen Glanz weltlicher Herrlichkeit entfaltet, dennoch in ihrem Schooße ein mächtiges evangelisches Leben sich hat entwickeln sehen, so darf man den Grund davon nicht vergessen, sondern mit Tertullian erkennen, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche ist.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Reformator, der den Tod seiner Rettung vorzieht.

(Mai bis Juli 1533.)

Unterdessen wachte der Feind; der zweite Abschnitt der Gefangenschaft Fryth's, der mit dem Märtyrertode enden sollte, begann. Heinrich's VIII. Bischöfe, die dem Könige zu Gefallen den Papst verwarfen, aber dabei den scholastischen Lehren ergeben geblieben waren, fürchteten, daß der Reformator ihnen entgehen möchte, und drangen deshalb in den König, ihn hinrichten zu lassen. Fryth hatte zwar die Königin, Cromwell und Cranmer für sich, aber jene verloren den Muth nicht und stellten dem Könige vor, wie dieser Mann, obwohl im Tower London's eingeschlossen, doch nicht aufhörte, für die Vertheidigung der Ketzerei zu schreiben und zu handeln. Es war um die Fastenzeit; die Feinde Fryth's verständigten sich mit dem Doctor Currein, dem Kaplan des Königs, der vor dem Hofe predigen sollte, und kaum hatte er die Kanzel bestiegen, so begann er gegen die zu eifern, welche die materielle Gegenwart Christi in der Hostie leugneten. Nachdem er seine Zuhörer mit Entsetzen erfüllt hatte, sagte er: „Es ist nicht zu verwundern, daß diese abscheuliche Ketzerei solche Fortschritte unter uns macht, denn es sitzt ein Mann im Tower, der die Frechheit hat, sie zu vertheidigen, und niemand denkt daran ihn zu bestrafen!“

Als der Gottesdienst zu Ende war, verließ die glänzende Zuhörerschaft die Kapelle, und jeder fragte bei'm Hinausgehen: Wer ist denn jener Mann? Das ist Fryth, hieß es, und alsbald hörte man manchen lauten Ausruf des Unwillens. Der Streich zeigte sich wirksam; die scholastischen Vorurtheile des Königs erwachten von Neuem, er ließ Cromwell und Cranmer rufen und sagte zu ihnen: „Es wundert mich sehr, daß man John Fryth so lange im Kerker gehalten hat, ohne ihn zu verhören. Ich befehle, daß man seinen Prozeß unverzüglich einleite, und daß er die verdiente Strafe leide, falls er nicht widerruft." Dann ernannte er sechs der ersten geistlichen und weltlichen Lords von England, die ihn verhören sollten: den Erzbischof von Canterbury, den Bischof von London, den Bischof von Winchester, den Lordkanzler, den Herzog von Suffolk und den Grafen von Wiltshire. Das war ein Beweis, welche Wichtigkeit Heinrich VIII. der Sache beilegte. Bis dahin waren alle Märtyrer den Streichen der Bischöfe oder des Thomas Morus erlegen; in diesem Falle war es der König selbst, der seine gewaltige Hand nach dem Diener Gottes ausstreckte.

Dieser Befehl Heinrich's VIII. versetzte Cranmer in die äußerste Verlegenheit. Auf der einen Seite war Fryth in seinen Augen ein Jünger des Evangeliums, auf der andern Seite aber griff derselbe eine Lehre an, welche der Erzbischof damals für christlich hielt; denn wie Luther und Osiander glaubte er damals auch an die Mitgegenwart des Leibes Christi. „Ach," schrieb er an den Archidiakonus Hawkins, „er bekennt die Lehre des Oekolampadius." [1]) Cranmer beschloß zunächst alles zu thun, um Fryth zu retten.

Allein die besten Freunde des jungen Reformators erkannten, daß der Scheiterhaufen bald den treuesten Christen England's in Asche verwandeln werde. „O Vielgeliebter," schrieb ihm Tyndale, der sich damals in Antwerpen aufhielt, „fürchte dich nicht vor den Menschen, die dich bedrohen; verlaß dich nicht auf die, welche dir schmeicheln. Mit dem Blute des Glaubens muß das Licht des Evangeliums Christi unterhalten werden. [2]) Jeden Tag muß heiliges Oel auf diese Lampe gegossen werden, damit das Feuer nicht erlösche." Und es fehlte nicht an

---

[1]) Cranmer's Letters and Remains, p. 246.)

[2]) »A light that must be fed with the blood of faith.« (Tyndale to Fryth, Bible Annals, I. p. 357.)

Beispielen, welche diese Worte bestätigten. „Zwei von unsern Brüdern,“ schrieb Tyndale weiter, „sind soeben zur Ehre des Evangeliums in Antwerpen hingerichtet worden, vier in Ruysselede .... Man verfolgt in Rom, man verfolgt in Frankreich; fünf Gelehrte sind in Paris um des Evangeliums willen ergriffen worden. Sieh, du bist also nicht der einzige! Alle diese Brüder haben das Leiden erwählt in der Hoffnung auf die Auferstehung. Trage immer das Bild Jesu Christi in deinem Herzen und erhalte dein Gewissen unbefleckt.“

... Una salus victis, nullam sperare salutem.

Das ist das einzige Heil der Besiegten, keines zu hoffen.

„O wenn du nur schreiben könntest, wie es dir geht.“ In diesem Briefe eines Märtyrers an einen Märtyrer findet sich zum Schlusse eine Zeile, welche einer christlichen Gattin zur Ehre gereicht. „Deine Frau,“ sagt Tyndale „beugt sich dem Willen Gottes und möchte nicht, daß die Ehre Gottes um ihretwillen verdunkelt würde.“

Wenn man sich jedoch an den Ufern der Schelde mit Fryth beschäftigte, so geschah das nicht weniger an den Ufern der Themse. Gute Bürger der City legten sich die Frage vor, wozu es denn nützte, daß England sich vom Papste lossagte, um Christo anzuhangen, wenn es die Diener Christi dem Feuer überliefere? Die kleine Gemeinde betete unterdessen. Der Erzbischof Cranmer aber wollte Fryth retten, er liebte ihn persönlich und bewunderte seine Frömmigkeit. Erschien der Angeklagte vor der vom Könige ernannten Commission, so war er verloren; er mußte also ein Mittel ersinnen, um ihn dem unvermeidlichen Tode zu entreißen. Und das Mittet fand sich. Der Erzbischof erklärte, er wolle, ehe er zum Gericht schritte, eine Zusammenkunft mit dem Gefangenen halten und den Versuch machen, ihn zu überzeugen. Das war sehr natürlich. Zu gleicher Zeit aber schien der Primas zu fürchten, daß ein Zusammenlauf des Volkes den öffentlichen Frieden stören möchte, wie zur Zeit Wycleff's, wenn dies Gespräch in der Hauptstadt stattfände.[1]) Er bestimmte daher, daß die Zusammenkunft zu Croydon gehalten werden sollte, wo er einen Palast besaß. Die Furcht des Primas erscheint höchst seltsam. Denn es hatte wenig Wahrscheinlichkeit, daß ein Aufruhr um Fryth's

---

[1]) »For that there should be no concourse of citizens.« (Fox, Acts, VIII, p. 696.)

willen in dem Augenblick entstehen würde, wo der König, die Gemeinen und das Volk einig waren. Cranmer hatte einen andern Grund.

Unter den Personen seines Haushaltes befand sich ein Edelmann von wohlwollendem Charakter, der dem Evangelium geneigt und über die Grausamkeit der Bischöfe tief bekümmert war. Dieser betrachtete es als ein gerechtes und christliches Werk, ihnen womöglich ihre Opfer zu entziehen. Cranmer gab diesem Manne einen Portier von Lambeth zur Seite und beauftragte ihn, Fryth nach Croydon zu bringen. Die beiden Beamten hatten den Gefangenen ohne Gerichtsdiener, ohne Wachen, ohne Soldaten, zu Fuß vier bis fünf Stunden weit durch Felder und Wälder zu führen, ein sonderbarer Spaziergang und ein sonderbares Geleit![1])

Lord Fitz William, erster Graf von Southampton, der Gouverneur des Towers, lag damals krank in seinem Hause und litt so heftige Schmerzen, daß er oft laut aufschrie. Am 10. Juni wurden auf Verlangen Seiner Hochwürden von Canterbury der Edelmann des Erzbischofs und der Portier von Lambeth, Gallois, genannt Perlebeau, in das Zimmer dieses Herrn geführt, den sie auf einem Bette liegend in schwerem Leiden fanden. Fitz William, der als Weltmann sich um die religiösen Angelegenheiten wenig kümmerte, war höchst erbittert gegen die Evangelischen, welche nach seiner Meinung an allen Verwickelungen in England schuld waren. Ehrfurchtsvoll überreichte der Edelmann den Brief des Primas und den Ring des Königs, aber ohne den Brief zu öffnen rief der Gouveneur heftig: „Was wollt Ihr?" „Seine Gnaden ersuchen Ew. Herrlichkeit, uns den Meister Fryth ausliefern zu lassen." Dieser Name brachte den leidenschaftlichen Southampton ganz außer sich und er verwünschte Fryth und alle Ketzer.[2]) Er fand es seltsam, daß ein Edelmann und ein Portier einen Gefangenen von dieser Wichtigkeit vor den bischöflichen Hof bringen sollten, gab es denn keine Bewaffneten im Tower? Argwöhnte Fitz William irgend etwas oder sah er ungern

---

[1]) Der Bericht, dem wir diese Thatsachen entnehmen, und der sich im ersten Theil von Fox befindet, scheint uns von dem Edelmanne selbst herzurühren, dafür spricht die Art und Weise seiner Abfassung, bei der das Bemühen des Edelmannes, weder sich noch Cranmer zu compromittiren, deutlich hervortritt.

[2]) »Banned and cursed Fryth and all other heretics....« (Fox, Acts VIII. p. 696.)

den Reformator die Mauern verlassen, hinter denen man ihn so wohl hütete? Wir wissen es nicht, aber er mußte gehorchen, denn der Ring des Königs, der ihm überreicht war, verbot jeden Widerspruch. So nahm er denn schleunig den seinigen vom Finger und sagte: „Fryth, Fryth . . . hier, übergebt dies dem Commandanten des Towers und nehmt schnell Euren Ketzer mit fort. Ich bin überglücklich, daß ich ihn los werde.“

Wenige Stunden darauf bestiegen Fryth, der Edelmann und Perlebcau ein Boot, welches in der Nähe des Towers vor Anker lag, und die Ruderer steuerten schnell nach Lambeth, dem Palaste des Erzbischofs. Anfangs beobachteten die drei Männer tiefes Schweigen, nur der Edelmann seufzte von Zeit zu Zeit tief auf. Da er den Auftrag hatte, mit Fryth den Versuch zu einer Verständigung zu machen, brach er endlich das Schweigen und sagte: „Meister Fryth, wenn Ihr nicht klug handelt, so seid Ihr verloren. Wie schade! Begabt wie Ihr seid, gelehrt im Griechischen und Lateinischen, fest in der heiligen Schrift, in den alten Kirchenvätern und jeder Art der Wissenschaften, müßt Ihr doch sterben, und alle diese bewundernswürdigen Gaben werden mit Euch untergehen, sie werden der Welt keinen Nutzen, Eurem Weibe, Euren Kindern, Verwandten und Freunden keinen Trost bringen . . . .“ — Der Edelmann hielt inne, fing aber gleich darauf wieder an: „Eure Lage ist gefährlich, Meister Fryth, aber sie ist nicht hoffnungslos. Ihr habt viele Freunde, die zu Euren Gunsten alles thun werden, was sie vermögen. Thut auch Euerseits etwas, und Ihr seid gerettet. Eure Ansicht von der rein geistigen Gegenwart des Leibes und Blutes ist verfrüht; England ist noch nicht reif dafür. Erwartet bessere Zeiten, um dies zu bekennen“.

Fryth sagte kein Wort, man hörte nichts als das leise Plätschern des Wassers und das Geräusch der Ruder. Der Edelmann glaubte den jungen Reformator erschüttert zu haben, und begann daher nach einem kurzen Schweigen abermals: Mylord Cromwell und Mylord von Canterbury hegen große Liebe für Euch; sie wissen, daß Ihr, wenn auch jung an Jahren, doch reich an Kenntnissen seid, und daß Ihr einer der nützlichsten Bürger dieses Reiches werden könnet.[1]) Wenn Ihr Euch ein wenig nach ihren Rathschlägen richten wollet, so werden sie es nicht

---

[1]) »To be a most profitable member of this realm.« (Fox, Acts, VIII, p. 696.)

zugeben, daß Euch irgend ein Leid geschieht. Wenn Ihr aber hartnäckig bei Eurer Meinung verharret, so ist es unmöglich Euer Leben zu retten, denn wie Ihr gute Freunde habt, Meister Fryth, so habt Ihr auch tödtliche Feinde."

Der Edelmann hielt inne und sah den Gefangenen an. Durch solche Reden hatte man Bilney verführt; aber Fryth hatte Gott vor Augen und im Herzen und war bereit, sein Leben zu verlieren um es zu retten. Er dankte dem Edelmann für sein Wohlwollen und sagte, sein Gewissen gestatte ihm nicht, sich aus Menschenfurcht von der wahren Lehre über das Abendmahl des Herrn zu entfernen. „Wenn man mich über diesen Punkt befragt," sagte er, „so muß ich meinem Glauben gemäß antworten; ehe ich demselben untreu würde, wollte ich lieber zwanzig Leben verlieren, wenn ich sie hätte.[1]) Um meine Ansicht zu erhärten, weiß ich eine große Menge Stellen aus der heiligen Schrift, und aus den alten Lehrern, und wenn nach Recht und Gerechtigkeit mit mir verfahren wird, so habe ich nichts zu fürchten." — „Ja," rief der Edelmann, „wenn man nach Recht und Gerechtigkeit mit Euch verführe, so wäret Ihr gerettet, aber daran zweifle ich sehr. Selbst unser Meister Jesus Christus ist nicht gerecht gerichtet worden, und ich glaube, er würde es jetzt auch nicht, wenn er zu dieser Stunde auf Erden lebte. Wie sollte es also mit Euch geschehen, dessen Ansicht so wenig verstanden, aber um so mehr gehaßt wird?" — „Ich weiß," antwortete Fryth, „daß die Lehre, welche ich verkündige, jetzt eine zu kräftige Nahrung ist; aber hört mich an." Bei diesen Worten ergriff Fryth die Hand des Edelmanns.[2]) „Wenn Ihr nach zwanzig Jahren noch lebt, so werdet Ihr sehen, wie das ganze Königreich dasselbe über das heilige Abendmahl bekennen wird wie ich, — alle — ausgenommen eine gewisse Klasse von Menschen .... Mein Tod, sagt Ihr, wird meine Freunde mit Betrübniß erfüllen; das dauert aber nur eine kleine Zeit. Alles wohl erwogen, ist der Tod für mich und die Meinen besser, als mein Leben in Ketten und Banden. Gott, dessen Sache ich vertheidige, weiß, was er mit mir vorhat, er wird mir helfen, und niemandem wird es gelingen, mich auch nur zu einem einzigen Schritt rückwärts zu bewegen."

---

[1]) I should presently lose twenty lives if I had so many.« (Fox, Acts, VIII, p. 697.)

[2]) »Taking the gentleman by the hand.« (*Ibid.*)

Das Boot näherte sich Lambeth; die Reisenden stiegen an's Land, gingen in den Palast des Erzbischofs, und nachdem sie etwas Speise zu sich genommen hatten, machten sie sich auf den Weg nach Croydon, welches zwölf Meilen von London entfernt war.

Die drei Reisenden schritten zwischen den Hügeln und Ebenen Surrey's dahin; hie und da weideten Heerden auf mageren Wiesen, und im Osten sah man große Wälder sich ausdehnen. Traurig ging der Edelmann neben Fryth einher. Es war vergeblich, diesen von neuem zu einem Widerruf aufzufordern, aber ein anderer Gedanke beschäftigte jetzt lebhaft Cranmer's Beamten, nämlich der, Fryth entfliehen zu lassen.

Die Gegend war damals wenig bewohnt; die Waldungen, welche an der Ostseite südlich von der Themse die Kreidefelsen bedecken, konnten dem Flüchtling als Zufluchtsort dienen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, Perlebeau zu überreden. Der Edelmann ging zu diesem Zweck etwas langsamer, rief den Portier zu sich, und sie gingen miteinander hinter dem Gefangenen her. Als sie weit genug von ihm entfernt waren, so daß er ihrer Unterhaltung nicht folgen konnte, sagte der Edelmann: „Ihr habt diesen Mann reden hören, und ich bin überzeugt, daß unser Gespräch auf der Themse Euch aufgefallen ist." — „Ich habe nie jemanden gehört, der mehr Festigkeit und Hoheit besitzt", antwortete Perlebeau. — „Das ist noch gar nichts," fing der Edelmann wieder an, „Ihr könnt Euch von seinem Wissen und seiner Beredsamkeit gar keine rechte Vorstellung machen. Wenn Ihr ihn auf der Universität hörtet, oder auf der Kanzel, so würdet Ihr ihn erst recht bewundern! England hat nie einen Gelehrten gehabt, der in seinem Alter schon solche Kenntnisse besessen hätte. Und doch behandeln ihn unsere Bischöfe, als wenn er ein Dummkopf wäre. Sie verabscheuen ihn, als wäre er der Teufel selbst, und wollen sich um jeden Preis seiner entledigen." — „Wahrhaftig," rief der Portier, „dies liebliche Antlitz, dieser bescheidene, edle Charakter sollten nicht genügen, ihn vom Tode zu erretten?" — „Er ist verloren, wenn wir ihn nach Croydon bringen" . . . . hier senkte der Edelmann seine Stimme und fuhr fort: „Was ich dir sagen will, das sage ich vor Gott; „Wenn du, Perlebeau, derselben Ansicht wärest, wie ich, so brächten wir ihn gar nicht nach Croydon" . . . . „Was

[1]) »They remain privately, walking by themselves, without the hearing of Fryth.« (Fox, Acts, VIII, p. 697.)

meint Ihr?“ entgegnete der Portier erstaunt. Dann fügte er nach augenblicklichem Stillschweigen hinzu: „Ihr besitzt mehr Ansehen als ich, und Eure Verantwortlichkeit ist bei dieser Sache größer als die meinige. Wenn Ihr glaubt, diesen Mann auf eine passende Weise retten zu können, so will ich mich gern Euren Wünschen fügen.“ Der Edelmann athmete auf.

Cranmer hatte zuerst alle möglichen Versuche machen wollen, um Fryth in seinen Ansichten nachgiebiger zu stimmen, und wenn ihm das nicht gelänge, wünschte er ihn auf andere Weise zu retten. Er hatte angeordnet, daß er zu Fuß nach Croydon kommen sollte und nur in Begleitung zweier seiner Diener, die er unter denen ausgewählt hatte, welche der neuen Lehre am meisten geneigt waren. Der Edelmann des Primas würde nie gewagt haben, die Verantwortlichkeit für die Flucht eines Gefangenen auf sich zu nehmen, für den der König die ersten Männer seines Reiches zu Richtern bestimmt hatte, hätte sein Gebieter es nicht gewünscht. Hocherfreut darüber, daß er den Portier für sein Unternehmen gewonnen, begann er die Mittel und Wege zu überlegen. Da er die Gegend genau kannte, so stand sein Plan bald fest. „Seht Ihr den Hügel, der da vor uns liegt,“ sagte er zu Perlebeau, „das ist Brixton-Causeway, zwei Meilen von London. Wie Ihr seht, breiten sich große Waldungen zu beiden Seiten des Hügels aus. Wenn wir auf dem Gipfel sind, erlauben wir Fryth, sich in den Wald zur Linken zu begeben, von da kann er leicht nach Kent gelangen, wo er geboren ist, und wo er viele Freunde hat. Nach seiner Flucht zögern wir dann eine oder zwei Stunden auf dem Wege, damit wir ihm Zeit gönnen, in Sicherheit zu gelangen, und wenn die Nacht nahe ist, gehen wir nach Streatham, ungefähr anderthalb Meilen von hier, und rufen laut in der ganzen Stadt, daß unser Gefangener entflohen ist,[1]) wir sagen, er hätte sich in die Wälder zur R e c h t e n begeben, nach der Richtung von Wandworth, wir wären ihm über eine Meile weit gefolgt, hätten aber seine Spur im Walde verloren, weil wir nur zwei seien. Zugleich nehmen wir so viel Leute mit uns, als wir nur können, um das Land n a c h d i e s e r R i c h t u n g h i n zu durchsuchen; wenn es Noth thut, bringen wir die ganze Nacht damit zu, und ehe wir das Geschehene in Croydon bekannt machen können, wird Fryth in Sicherheit sein, und

[1]) »And make an outcry in the town.« (Fox, Acts, VII,I p. 698.)

die Bischöfe sind in ihrer Erwartung getäuscht." Man sieht, daß der Edelmann, wie wir schon oben bemerkt haben, es mit den Mitteln, den römischen Priestern ein Opfer zu entreißen, nicht gerade genau nahm. Perlebeau dachte ebenso. „Der Plan gefällt mir," sagte er, „jetzt geht zu dem Gefangenen und theilt ihm denselben mit, denn wir sind schon am Fuße des Hügels."

Ganz erfreut beschleunigte der Edelmann seine Schritte und sagte: „Meister Fryth, laßt uns ein wenig mit einander plaudern. Ich kann Euch nicht verhehlen, daß der Auftrag, den ich übernommen habe, Euch wie ein Schaf zur Schlachtbank zu führen, mir das Herz abdrückt, und es giebt keine Gefahr, der ich nicht zu trotzen bereit wäre, um Euch aus dem Rachen des Löwen zu befreien.[1]) Dieser brave Bursche und ich haben einen Plan gemacht, hört mich recht an. Und nun legte der Edelmann seine Absicht dar. Fryth aber lächelte freundlich und sagte: „Also das ist die Frucht der langen Berathung, welche Ihr mit einander gepflogen habt. Da ist Eure Zeit verloren; denn wenn Ihr mich auch beide verließet, wenn Ihr nach Croydon ginget und den Bischöfen erklärtet, Ihr hättet mich verloren, so würde ich Euch doch so nahe als möglich folgen und ihnen die Nachricht bringen, daß ich den Fryth gefunden hätte und ihn zu ihnen zurückbrächte . . ."[2])

Auf eine solche Antwort war der Edelmann nicht gefaßt gewesen. Ein Gefangener, der sich weigert, seine Freiheit anzunehmen! — „Ihr seid toll," sagte er, „glaubt Ihr, daß Eure Beweisführungen die Bischöfe bekehren werden? In Milton-Shone suchtet Ihr nach dem Continent zu entkommen, hier weigert Ihr Euch ein Gleiches zu thun?" — „Die beiden Fälle sind verschieden," antwortete Fryth; „damals war ich frei, und nach dem Rathe des heiligen Paulus wollte ich diese Freiheit benutzen, um meine Studien fortzusetzen. Jetzt aber hat Gott es zugelassen, daß die Obrigkeit mich ergriffen hat, und mein Gewissen nöthigt mich, die Lehre zu vertheidigen, um derenwillen man mich verfolgt, — wenn ich mich nicht der Verdammniß des Herrn schuldig machen will. Wenn ich mich jetzt rettete, so suchte ich den Händen meines Gottes zu entfliehen. Ich würde fliehen vor dem Zeugniß, welches ich von seinem Worte ablegen soll, und ich verdiente dann die Hölle. Ich danke Euch

---

[1]) »To deliver you of the lion mouth's.« (Fox, Acts, VIII, p. 698.)

[2]) »That Ihad found and brought Fiyth again.« (*Ibid.*)

beiden von ganzem Herzen, aber ich beschwöre Euch, mich dahin zu führen, wohin mich zu bringen Ihr den Auftrag habt. Weigert Ihr Euch aber, so gehe ich allein." [1])

Auf eine solche Lauterkeit der Gesinnung hatten die nicht gerechnet, welche Fryth retten wollten. Aber so waren die Märtyrer des Protestantismus. Die beiden Diener des Erzbischofs setzten ihren Weg mit dem seltsamen Gefangenen fort. Mit hellem Blick und heiterem Antlitz schritt Fryth einher, und der übrige Theil der Reise verging unter frommen und angenehmen Gesprächen. In Croydon wurde Fryth den Beamten des bischöflichen Hofes übergeben und brachte die Nacht in der Portierloge des erzbischöflichen Palastes zu.

Am folgenden Morgen erschien er vor den Bischöfen und vor den Lords, die der König zu seinen Richtern ernannt hatte. Cranmer und der Lordkanzler Audeley wünschten seine Freisprechung, aber unter den andern befanden sich unbarmherzige Männer.

Das Verhör begann:

„Glaubt Ihr," hieß es, „daß das Sacrament des Altars der wahre Leib Christi ist?" — Einfach und fest antwortete Fryth: „Ich glaube, daß das Brot der Leib Christi ist, soweit es gebrochen ist, und uns somit lehrt, daß der Leib Christi zur Vergebung unserer Sünden gebrochen und in den Tod gegeben ist. Ich glaube, daß das Brot der Leib Christi ist, so weit es ausgetheilt wird und uns somit lehrt, daß der Leib Christi und die Früchte seines Todes allen Gläubigen mitgetheilt werden. Ich glaube, daß das Brot der Leib Christi ist, soweit es angenommen wird, und uns somit lehrt, daß, sowie der äußere Mensch das Sacrament mit seinem Munde empfängt und mit seinen Zähnen zermalmt, der inwendige Mensch wahrhaftig durch den Glauben den Leib Christi und die Früchte seines Todes in sich aufnimmt."

Aber damit waren die Richter nicht zufrieden; sie wollten einen formellen und vollständigen Widerruf: „Glaubst du," fing einer von ihnen wieder an, „daß der natürliche Leib Christi, sein Fleisch, sein Blut, seine Knochen in dem Sacramente enthalten und ohne irgend welche Gestalt darin gegenwärtig sind?" -- „Nein," antwortete er, „das glaube ich nicht." Dann setzte er ganz demüthig und liebevoll hinzu: „Indessen

---

[1]) »For else I will go thither all alone.« (Fox, Acts, VIII, p. 699.)

verlange ich nicht von Euch, daß Ihr glauben sollt, was ich sage, wie Ihr nicht von mir fordern dürft, zu glauben, was Ihr sagt. Jedem muß es freistehen, zu glauben, je nachdem Gott sein Herz lenket. Keiner darf den andern verdammen. Wir sollen uns brüderlich lieben und gegenseitig unsere Schwächen tragen." [1])

Nun versuchten die Commissäre Fryth von der Transsubstantiation zu überzeugen; aber er citirte die Schrift, den heiligen Augustinus und Chrysostomus und bewies mit Beredtsamkeit das geistige Abendmahl. Die Sitzung wurde aufgehoben. Cranmer war tief bewegt worden, obwohl er nicht unter dem Einflusse von Luther's Lehren stand. [2]) „Der Mann hat bewunderungswürdig geredet," sagte er im Hinausgehen zu Dr. Heath, „und doch irrt er nach meiner Meinung." Später widmete er freilich die wichtigste seiner Schriften der Auseinandersetzung jener Lehre, welche der junge Reformator damals bekannte; vielleicht waren es die Worte Fryth's, welche ihn zuerst zu erschüttern begannen.

Von Liebe zu ihm erfüllt, wollte er ihn durchaus retten. Viermal ließ er ihn während des Verlaufes der Untersuchung holen und hatte vertrauliche Unterredungen mit ihm [3]), in welchen er in Luther's Sinne mit ihm sprach. Fryth erbot sich seine Lehre öffentlich gegen jeden, der ihn angreifen wollte, zu vertheidigen; aber niemand nahm die Herausforderung an [4]). Trostlos über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen schwieg Cranmer von nun an, die Sache wurde dem Ordinarius, dem Bischof von London, übergeben, und am 17. Juni wurde der Angeklagte abermals in den Tower gebracht. Dieser Bischof wählte Longland, den Bischof von Lincoln, und Gardiner, den Bischof von Winchester, zu Beisitzern des Gerichtes; man hätte unter den Bischöfen keine strengeren Richter finden können. In Cambridge war Fryth der ausgezeichnetste Schüler des gewandten und ehrgeizigen Gardiner gewesen, aber dies steigerte nur den Zorn des unbarmherzigen Mannes, anstatt sein Mitleid

---

[1]) »Nourish in all things brotherly love and one to bear another's infirmity.« (Fox, Acts, V, p. 12.)

[2]) „Mit den Zähnen zu bissen." (Plank, III, p. 369.)

[3]) »And surely I myself sent for him three or four times to persuade him.« (Cranmer, Remains, Letters, p. 246,)

[4]) »There was no man willing to answer him in open disputation.« (Fox, Acts, VIII, p. 699.)

wachzurufen. „Fryth und seine Freunde sind Schurken, Gotteslästerer, Glieder des Teufels“ sagte er. [1])

Am 20. Juni wurde Fryth in der St. Paulskirche vor die drei Bischöfe geführt, und trotz seiner Demuth und seines fast schüchternen Wesens antwortete er muthig. Ein Sekretär schrieb alle seine Antworten nieder, und Fryth nahm die Feder und schrieb darunter: „Ich, Fryth, denke also; dies habe ich gesagt, geschrieben, vertheidigt, behauptet und in meinen Büchern verkündigt.“ [2]) Als die Bischöfe ihm die Frage vorlegten, ob er seine Irrthümer widerrufen wolle, antwortete er: „Die Gerechtigkeit habe ihren Lauf und das Urtheil werde gesprochen!“ Stokesley ließ ihn nicht lange warten und sprach: „Damit du, Fryth, der du böse bist, nicht noch böser werdest und die Heerde des Herrn mit deinen Ketzereien ansteckest, so thun wir dich in den Bann, erklären dich für ausgeschlossen aus der Kirche, und überliefern dich den weltlichen Gerichten, indem wir sie auffordern, bei den Eingeweiden unseres Herrn Jesu Christi, die Strenge deiner Hinrichtung weder zu sehr zu verschärfen, noch zu mildern.“ [3])

Fryth, den man nun nach Newgate brachte, wurde in einen dunkeln Thurm eingeschlossen, wo man ihn an Händen und Füßen mit so viel Ketten belastete, als er nur tragen konnte, und um den Hals legte man ihm ein eisernes Halsband, welches an einen Pfahl befestigt wurde; er konnte sich weder aufrecht halten, noch sich setzen. Von Milde war nicht viel die Rede. Allein seine christliche Liebe verleugnete er nicht. „Ich werde bald sterben,“ sagte er, „aber ich verdamme weder die, welcher auf Luther's Seite stehen, noch die, welche Oekolompadius folgen, weil beide die Transsubstantiation verwerfen.“ [4]) Darauf brachte man einen jungen vierundzwanzigjährigen Arbeiter, Namens Andreas Hewet, in seinen Kerker. Fryth fragte ihn, wegen welches Verbrechens man ihn in's Gefängniß gesetzt habe; er erzählte: „Die Bischöfe haben mich gefragt, wie ich über das Sacrament dächte, und ich habe geantwortet: Ich denke darüber wie Fryth. Da hat einer von ihnen gelächelt, aber der Bischof von London

---

[1]) »The devil' s limbs.« (Bishop Hooper's Early writings, p. 245.)

[2]) »Ego Frythus ita sentio, ita dixi, scripsi, affirmavi, etc.« (Fox, Acts, V, p. 14.)

[3]) »Nor yet the gentleness too much mitigated.« *(Ibid.*, p. 15.)

[4]) »All the Germans, both of Luther's side and also of Oecolampadius.« (Tyndale and Fryth, Works; III, p. 455.)

sprach zu mir: „Fryth ist ein Ketzer, er ist zum Feuertode verurtheilt, und wenn du deine Worte nicht widerrufst, so wirst du mit ihm verbrannt. — Gut, antwortete ich, ich bin's zufrieden.[4]) Und sie haben mich hieher gebracht, um mich mit Euch zu verbrennen." — Heilige Einfalt!

Am 4. Juli wurden sie mit einander nach Smithfield geführt; die Henker banden sie Rücken gegen Rücken an den Pfahl; das Feuer wurde angelegt, und als die Flamme emporloderte, begrüßte Fryth dieselbe mit ausgebreiteten Armen, wie eine Freundin, die er willkommen hieß. Das Volk wurde bewegt und gab Zeichen lebhafter Theilnahme. „O," sagte später ein evangelischer Christ, — „er war einer von jenen Propheten, die Gott aus Mitleid mit dem englischen Reiche erweckt hat, um uns zur Buße zu rufen." [1]) Aber seine Feinde waren auch zugegen; Cooke, ein fanatischer Priester, der bemerkte, daß einige beteten, rief aus: „Betet doch nicht für diese Leute! Würdet Ihr doch auch für Hunde nicht beten." [3]) — In diesem Augenblick verklärte ein sanfter Schein das Antlitz Fryth's, und man hörte, wie er den Herrn bat, seinen Feinden zu vergeben. Hewet starb zuerst, und Fryth pries Gott, daß die Leiden seines jungen Bruders ein Ende hatten. Dann befahl er seine Seele in die Hände des Herrn und verschied. „Wahrlich," riefen mehrere, „Christus erringt große Siege durch seine Heiligen."

Mehr als eine Seele wurde durch Fryth's Schriften erleuchtet, und somit trug dieser Reformator gewaltig zu England's Erneuerung bei. „Eines Tages," erzählt uns Thomas Becon, Präbendarius von Canterbury und Kaplan des Erzbischofs Cranmer, „begab sich ein Engländer, nachdem er von seiner Mutter und seinen Freunden Abschied genommen hatte, nach Derbyshire und von da nach dem Peak,[4]) einem merkwürdig öden Distrikt, wo, wie man sagte, weder von Bildung noch von Frömmigkeit nur eine Spur zu finden war. In einem kleinen Dorfe, Alsop im Thale genannt, traf er einen Edelmann, alt an Jahren und von reicher christlicher Erkenntniß, welcher auch Alsop hieß und der Herr des Dorfes war. Nachdem sie ein einfaches Mahl zusammen eingenommen hatten,

---

[1]) »Truly, I am content there withall.« (Fox, Acts, V, p. 18.)

[2]) »God raised up his prophets . . . . Fryth.« (Becon, Works, III, p. 11.)

[3]) »No more than they would do for a dog.« (Fox, Acts, V, p. 10.)

[4]) Berg in Derbyshire.

zeigte ihm der Edelmann einige Bücher, welche er seine Juwelen und größten Schätze nannte; es waren das neue Testament und die Schriften des Fryth. Dann erzählte er, wie er in seinem einsamen Wohnsitze, zwischen Bergen, Felsen, Wasserfällen und Höhlen, in diesen Büchern die wahre Religion gefunden habe. „Er liebte das Evangelium nicht blos," fügte Cranmer's Kaplan hinzu, „er lebte es." Das sind die Früchte, welche der als Märtyrer gestorbene Reformator selbst in den damals noch wilden Gegenden England's hinterlassen hat.

Zwar waren Fryth's Schriften nicht bestimmt, immer mit gleichem Eifer gelesen zu werden, allein die Wahrheit, die sich in denselben findet, behält für alle Zeiten ihren Werth. Die Bücher der Apostel und Reformatoren, welche dieser Herr von Alsop im 16. Jahrhundert las, würden trotz ihres veralteten Styles den Einzelnen und den Völkern, die sie zu ehren wüßten, heilsamer sein, als leichtfertige Schriften, ja selbst als solche Werke, die ohne wirklich christlich zu sein, doch in anderer Hinsicht die Achtung unserer Zeitgenossen sich erwerben.

Zwanzigstes Kapitel.

England trennt sich immer mehr vom Papstthume.

(1533.)

Als Fryth den Scheiterhaufen bestieg, war kaum ein Monat seit Anna Boleyn's Thronbesteigung verflossen. Die Freudenschüsse, mit welcher die neue Königin begrüßt worden war, hatten in ganz Europa ihren Wiederhall gefunden. Es unterlag keinem Zweifel mehr: die in Anmuth und Schönheit strahlende Tochter des Grafen von Wiltshire trug die Krone der Tudors, darnach mußte daher jeder seine Maßregeln treffen, und vor allen Dingen die kaiserliche Familie. Eines Tages als Sir John Hacket, der englische Gesandte in Brüssel, gerade in dem Augenblicke an den Hof kam, als Maria, die Regentin der Niederlande, zu Pferde steigen wollte, sagte sie französisch zu ihm: „Habt Ihr Nachrichten aus England?" —

---

[1]) »Not only love, but also live the Gospel.« (Becon, Jewel of Joy, III, p. 421.)

„Keine," antwortete er. Da sah Maria ihn mit erstaunten Blicken [1]) an und setzte hinzu: „Ich habe Nachrichten, die mir nicht sehr erfreulich scheinen; und nun theilte sie ihm die Vermählung des Königs mit. Hacket erwiederte, ohne verlegen zu werden: „Edle Frau, ich weiß nicht, ob diese Heirath vollzogen ist, wenn man sie aber von dem richtigen Gesichtspunkte auffassen wollte und die verwandtschaftliche Parteilichkeit bei Seite ließe, so würde sie jeder durchaus erlaubt und rechtmäßig finden." Maria, die Nichte der unglücklichen Katharina, antwortete aber: „Mein Herr Gesandter, Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich wünsche, daß Alles gut ablaufen möge, aber ich weiß nicht, wie der Kaiser und der König, mein Bruder, die Sache auffassen werden, denn dieselbe geht sie so gut an wie mich." — „Ich glaube sicher zu sein," erwiederte Sir John, „daß sie die Sache von der guten Seite nehmen werden." „Das weiß ich nicht, mein Herr Abgesandter," sagte die Fürstin, die sehr daran zweifelte, dann bestieg sie ihr Pferd und ritt auf die Jagd. [2])

Höchst aufgebracht, bestürmte Carl V. sogleich den Papst, er möge einschreiten, und am 12. Mai lud Clemens den König nach Rom vor seinen Richterstuhl. Der Papst war in größter Verlegenheit. Da er für Bennet, Heinrich's Abgeordneten, ein besonderes Wohlwollen hegte, so nahm er ihn bei Seite und sagte im Vertrauen zu ihm [3]): „Dies ist eine Sache von solcher Wichtigkeit, daß sie seit vielen Jahren nicht ihres Gleichen gehabt hat. Ich fürchte ein Feuer anzuzünden, das weder Kaiser noch Papst würden löschen können." Und naiv setzte er hinzu: „Uebrigens kann ich den Bann nicht über den König aussprechen, bis der Kaiser ein Heer in Bereitschaft hat, um ihn zu zwingen. Heinrich, dem diese vertrauliche Mittheilung hinterbracht wurde, antwortete: „Da Wir sowohl das Recht, als auch die einstimmige Billigung Unseres Adels, Unserer Gemeinen und Unseres Volkes für Uns haben, so kümmert es Uns wenig, was der Papst thun wird." Und somit appellirte er gegen den Papst an das allgemeine Concil.

---

[1]) »She gave me a look as to that she should marvell thereof.« (State papers, VII, p. 451.)

[2]) »Setting forward to ride out hunting.« (*Ibid.*)

[3]) »Taking me a side, shewed unto me secretly.« (*Ibid.*, p. 457.)

[4]) »We do not esteem the pope's part so high.« (*Ibid.*, pag. 475.)

Die Verlegenheit des Papstes wurde immer größer. „Ich kann nicht unthätig bleiben," [1]) sagte er. Am 12. Juli annullirte er das ganze englische Verfahren und that den König in den Bann; allein er verschob das In-Kraft-treten seines Urtheils bis Ende September. „Ich hoffe," sagte Heinrich ziemlich verächtlich, „daß der Papst seine Thorheit einsehen wird." [2])

Er rechnete darauf, daß Franz I. ihm das Gewagte jenes Schrittes begreiflich machen werde; allein dieser stand im Begriff, die Nichte des Papstes in seine Familie aufzunehmen, und vergebens that Heinrich alles Mögliche, um die Zusammenkunft Franz' I. mit Clemens, die in Marseille stattfinden sollte, zu verhindern; es gelang ihm nicht. Der König von England, der bereits die Niederlande, das deutsche Reich, Rom und Spanien gegen sich hatte, sah nun auch Frankreich sich von ihm abwenden. Er stand allein da in Europa; die Sache wurde ernsthaft. Aufgeregt und unwillig, faßte er einen außergewöhnlichen Entschluß, er wollte sich nämlich an die Freunde und Anhänger jenes Luther wenden, den er so verächtlich behandelt hatte.

Stephan Vaughan und Christoph Man wurden, der erstere nach Sachsen, der letztere nach Bayern abgesandt. [3]) Als Vaughan am 1. Sept. nach Weimar kam, mußte er dort fünf Tage lang auf den Kurfürsten von Sachsen warten, der gerade auf der Jagd war. Endlich am 5. September erhielt er Zutritt bei dem Fürsten; er sprach erst französisch, dann lateinisch; da er aber sah, daß der Kurfürst ihm nur durch Kopfnicken antwortete (derselbe sprach weder französisch, noch englisch, noch lateinisch), so bat er den Kanzler, ihm als Dollmetscher zu dienen. Abends 7 Uhr wurde Vaughan die Antwort schriftlich übergeben; der Kurfürst von Sachsen wandte dem mächtigen König von England den Rücken; er sagte, er sei nicht würdig, an seinem Hofe Gesandte Seiner königlichen Majestät zu empfangen, und der Kaiser, der sein alleiniger Herr sei, könne das überdies übel vermerken. Vaughan's Aerger war groß. „Seltsame Grobheit!" rief er aus. „Nie ist ein freundliches Anerbieten auf unhöflichere Weise

---

[1]) »So sore for him to stand still and to do nothing.« (State papers, VII, p. 469.)

[2]) »Understand his folly.« (*Ibid.*, p. 494.)

[3]) *Ibid.* p. 501.

[4]) »Sed tantum annuit capite.« (*Ibid.*, p. 502.)

zurückgewiesen worden. Und zu meinem Unglück ist das die erste Sendung solcher Art, die man mir übertragen hat.“ Er verließ Weimar, fest entschlossen, seine Creditive weder bei dem Landgrafen von Hessen, noch bei dem Herzoge von Lauenburg abzugeben, die zu besuchen er ebenfalls den Auftrag hatte: er wollte sich nicht abermals solchen „Ohrfeigen“ aussetzen.

In welcher Lage aber war der König von England! Der Papst that ihn in den Bann, und die Ketzer wollten nichts von ihm wissen. Nirgends Bundesgenossen, nirgends Freunde! Gleichviel, was stand zu befürchten, so lange der Monarch und die Nation einig waren. Ueberdies hatte sein Glück gerade in dem Augenblicke, wo man ihm diesen Schimpf anthat, den höchsten Grad erreicht; die Hoffnung, bald einen Erben zu bekommen, den er seit so vielen Jahren ersehnt hatte, erfüllte ihn mit der lebhaftesten Freude. Er ließ einen officiellen Brief aufsetzen, in welchem er die Geburt eines Prinzen ankündigte, zur großen Freude des Königs und aller seiner getreuen Unterthanen, wie es darin hieß. Nur das Datum des Briefes wurde offen gelassen.

Am 7. September, zwei Tage nach der abschlägigen Antwort des Kurfürsten, gebar Anna, die sich im Palaste zu Greenwich befand, zwischen drei und vier Uhr Nachmittags ein Kind von lieblichem Aeußern, und die frischen lebhaften Farben zeugten davon, daß es vollkommen gesund war. Seine Züge erinnerten zugleich an den Vater und an die Mutter, aber ach! — es war ein Mädchen. Heinrich hatte sich während der Entbindung in gewaltiger Aufregung befunden, es bewegten ihn zugleich die Liebe zu Anna und der dringende Wunsch, einen Sohn zu bekommen. Als man ihm nun die Tochter ankündigte, da siegte dennoch die Liebe, welche er für die Mutter hegte, und obwohl er sich in seiner größten Hoffnung getäuscht sah, nahm er das Kind doch mit Freuden auf. Aber was sollte er nun mit dem unseligen Briefe anfangen, der die Geburt eines Prinzen anzeigte? Heinrich befahl dem Sekretär der Königin ein s anzuhängen, wodurch im Englischen das Wort princes, Prinzessin, entsteht, und ließ die Mittheilung veröffentlichen, ohne im Uebrigen an den Ausdrücken seiner Freude irgend etwas zu ändern.[1]) Die Taufe

[1]) Dieser officielle Brief findet sich in den State papers, I, p. 407. Bei genauer Betrachtung des Manuscripts (Harleian Collection) sieht man, daß das s am Ende

wurde auf's glänzendste vollzogen, zweihundert Fackeln wurden vor dem Kinde hergetragen, ein Vorzeichen, wie man sagte, von dem Licht, welches seine Herrschaft verbreiten würde. Das kleine Mädchen erhielt den Namen Elisabeth, und Heinrich ertheilte ihr den Titel einer Prinzessin von Wales und sprach ihr die Thronfolge zu, falls er keinen männlichen Erben bekommen sollte. Groß war die Aufregung in London; Tedeum, Glockengeläute und Musik erfüllten die Lüfte; Leute, die sich mit der Astrologie beschäftigten, sagten, die Gestirne verkündeten eine glorreiche Zukunft. Und wirklich ging damals ein Stern am Himmel England's auf, denn das Volk war im Begriff, indem es sich von Rom lossagte, die Bahn der Freiheit und der guten Sitte zu betreten, wodurch es zu Ruhm und Größe gelangen sollte. Die mächtige Elisabeth glänzte später zwar nicht durch die Liebenswürdigkeit, welche ihre Mutter auszeichnete; durch die Beschränkungen, welche sie der Freiheit auferlegte, erinnerte sie vielmehr an ihren Vater, allein während die Könige auf dem Continente die Unabhängigkeit ihrer Unterthanen mit Füßen traten, sollte das englische Volk sich unter der Tochter Anna Boleyn's entwickeln, den Wissenschaften und Künsten seine Aufmerksamkeit zuwenden, Handel und Schifffahrt ausdehnen und vergrößern, Mißbräuche abschaffen und bessern, seiner Rechte sich bewußt werden, über das öffentliche Wohl kräftig wachen und sich durch die Fackel des Evangeliums erleuchten lassen.

Der König von Frankreich, der es sehr ungern sah, daß England sich von Rom ganz unabhängig machte, erlangte endlich von Heinrich VIII. die Sendung zweier englischer Abgeordneten, Gardiner und Bryan, nach Marseille. Heinrich sagte zu ihnen: „Ihr werdet die Augen offen halten, aufmerksam zuhören, aber schweigen." Als die englischen Gesandten zu einer Berathung mit Clemens VII. und Franz I. aufgefordert wurden, und die beiden Fürsten in sie drangen, sie möchten doch gefälligst ihre Meinung sagen, da erklärten sie, dazu seien sie nicht ermächtigt. „Aber weshalb hat man Euch dann gesandt?" rief der König aus, der nicht im Stande war, seinen Aerger zu verbergen; die Gesandten hatten jedoch als Antwort nur ein Lächeln. [1]) Franz I., der die geistliche Autorität in Frankreich aufrecht zu erhalten gedachte, wollte nicht, daß England sich

---

später hinzugefügt worden ist in den folgenden Stellen: »bringing forth of a prince s« und »preservation of the said prince s.«

[1]) »Le Grand, Histoire du Divorce, I, p. 269.

von derselben befreite; er scheint ein gewisses Vorgefühl von den glücklichen Folgen gehabt zu haben, welche die Unabhängigkeit auf die rivalisirende Nation ausüben sollte. Deshalb nahm er die Gesandten bei Seite und beschwor sie, sich unverzüglich mit dem Papst in's Einvernehmen zu setzen. Aber Gardiner antwortete: „Wir sind nicht um Seiner Heiligkeit willen hier, noch um irgend etwas mit dem Papste zu verhandeln, sondern wir haben nur die Befehle des Königs von England auszuführen." Die Ränke des Papstthums hatten es dahin gebracht, daß das Ansehen desselben bei den Engländern vernichtet war. Indessen ließ Franz I., den Gardiner's Stummheit und Schroffheit ärgerte, dem Könige von England kund thun, Heinrich würde ihm einen Gefallen erzeigen, wenn er „andere Werkzeuge sendete." [1]) Wirklich schickte Heinrich ein anderes Werkzeug nach Marseille; allein er war eifrig bedacht, ein noch schneidenderes zu wählen.

Edmund Bonner, Archidiakonus von Leicester, ein kluger, thätiger, aber ehrgeiziger, roher, grober und heftiger Mann, ohne Zartgefühl, ohne Schonung gegen die, mit denen er zu thun hatte, der sich später sogar als grausamer Verfolger der Protestanten zeigte, hatte sich seit einiger Zeit bei Cromwell in Gunst zu setzen verstanden. Der Wind blies dem Papstthume entgegen, folglich war Bonner gegen den Papst. Ihm übergab Heinrich seine Appellation an ein allgemeines Concil und beauftragte ihn, dieselbe Clemens VII. mitzutheilen, es war der Scheidebrief England's. Edmund Bonner war stolz darauf, der Ueberbringer einer so wichtigen Botschaft zu sein, und kam mit dem festen Entschlusse nach Marseille, Heinrich VIII. Beweise von seinem Eifer zu geben. Hatte Luther die päpstliche Bulle in Wittenberg verbrannt, so gedachte Bonner ein Gleiches zu thun, aber während Luther aus freiem Antriebe handelte, war Bonner kaum etwas anderes als ein Sclave, der den Gehorsam gegen die despotischen Befehle seines Herrn bis zum Fanatismus trieb.

Als Gardiner Bonner's Ankunft erfuhr, gerieth er in Bestürzung. Welch' eine Demüthigung! Er ließ den Kopf sinken, biß sich auf die Lippen, dann blickte er wieder empor und schlug die Hände zusammen, als ob er den Tag und die Stunde verwünschte, in der Bonner erschienen war. [2]) Beide Männer hegten die größte Antipathie gegen einander.

[1]) Le Grand, histoire du Divorce. III, p. 587.

[2]) »Cast down his head, making a plairemouth with his lip, and lifting up his eyes and hands, as cursing the day and hour.» (Fox, Acts, V, p. 152.)

Gardiner konnte die Nachricht gar nicht glauben. Ein Plan sollte gefaßt sein ohne ihn! Er, ein Bischof, sollte einen seiner Untergebenen mit einer Botschaft betraut sehen, welche wichtiger war, als seine eigene! — Als Bonner ihm einen Besuch machte, zeigte Gardiner große Kälte und suchte alle Gründe hervor, die geeignet sein konnten, ihn von der Bestellung seiner Botschaft abzubringen. „Aber ich habe einen Brief vom Könige," sagte Bonner, „der mit seinem Siegel versehen und aus Windsor datirt ist; seht hier!" Und er nahm den Brief aus seinem Portefeuille, in welchem Heinrich VIII. anzeigte, daß er gegen den kürzlich wider ihn erlassenen Urtheilsspruch des Papstes appellirt hätte.[1]) „Gut," versetzte Gardiner, und den Brief in die Hand nehmend, las er: „Es ist Unser Wille, daß Ihr, falls Ihr es für gut und heilsam erachtet," (Gardiner legte besondern Nachdruck auf diese Worte) „dem Papste besagte Appellation in der vom Gesetze vorgeschriebenen Form mittheilt; wo nicht, daß Ihr Uns von Eurer Meinung über diesen Punkt Nachricht zukommen laßt." — Das ist klar, sagte Gardiner, Ihr müßt dem Könige rathen, die Appellation zurückzuziehen, denn die Mittheilung ist jetzt weder gut noch heilsam." — „Und ich behaupte, daß sie es ist," erwiederte Bonner.

Indessen ereignete sich etwas, was die beiden Engländer für eine Zeit lang eines Sinnes machte. Katharina von Medicis, die Nichte des Papstes, war mit dem Sohne Franz I. vermählt worden, und Clemens VII. hatte vier französische Prälaten zu Kardinälen erhoben, aber keinen Engländer, nicht einmal Gardiner! Das veränderte die Sache, es war kein Zweifel mehr, Franz I. opferte Heinrich VIII. dem Papste, der Papst that England einen Schimpf an. Jetzt forderte Gardiner selbst Bonner auf, dem Papste die Appellation mitzutheilen, und der englische Gesandte, der eine abschlägige Antwort fürchtete, wenn er bei Clemens um eine Audienz nachsuchte, beschloß die gewöhnlichen Formalitäten zu umgehen und die Festung mit Sturm zu nehmen.

Am 7. November begab sich der Archidiakonus von Leicester, begleitet von Penyston, einem Edelmanne, der ihm die letzten Befehle des Königs überbracht hatte, frühzeitig in den päpstlichen Palast, und war darauf gefaßt, aus seinem Mantel den Krieg zwischen England und dem

---

[1]) Cranmer's Memorials, Appendix, p. 8.

Papstthume schütteln zu müssen. Da er nicht erwartet wurde, so hielten ihn die päpstlichen Beamten an der Thüre an, aber der Engländer erzwang den Eintritt und begab sich in einen Saal, durch den der Papst kommen mußte, wenn er sich in's Konsistorium begab.

Wirklich erschien bald darauf der Papst, mit der Stola bekleidet, zu seiner Rechten und Linken gingen die Kardinäle von Lothringen und Medicis und hinter ihm sein Gefolge. Seine Augen, die eine unglaubliche Lebhaftigkeit besaßen, richteten sich schon von ferne auf Bonner,[1]) und beim Weitergehen verlor er den Fremden nicht aus dem Gesicht, als wäre er verwundert und beunruhigt, ihn hier zu sehen. Endlich blieb er mitten im Saale stehen, und Bonner wandte sich an den Datarius und sagte: „Habt die Güte, Seiner Heiligkeit mitzutheilen, daß ich mit ihm zu reden wünsche," und als der Beamte sich weigerte, schickte sich der unerschrockene Bonner an, auf den Papst zuzugehen. Da gab Clemens, um zu erfahren, was das unbescheidene Auftreten zu bedeuten habe, den Kardinälen ein Zeichen sich zu entfernen, legte die Stola ab und rief Bonner zu sich in eine Fenstervertiefung. Dieser kündigte ihm nun ohne weitere Förmlichkeit an, daß der König von England gegen seine Entscheidung an ein allgemeines Concil appellire, und daß er, Bonner, der Gesandte Seiner Majestät, bereit sei, ihm die authentischen Schriftstücke dieser Appellation zu überreichen; zugleich holte er sie aus seinem Aktenbündel hervor. Clemens, hierauf nicht vorbereitet, gerieth in die größte Bestürzung, „dies war für ihn ein schreckliches Frühstück,"[2]) sagt ein Document aus jener Zeit. Da er nicht wußte, was er antworten sollte, ließ er „nach italienischer Weise" den Kopf hängen, dann, nachdem er sich etwas erholt hatte, sagte er zu Bonner, er müsse sich jetzt in's Konsistorium begeben, und fordere ihn daher auf, am Nachmittage wieder zu kommen. Darauf rief er die Kardinäle und ging hinaus.

Der Gesandte Heinrich's VIII. stellte sich pünktlich ein, aber er mußte anderthalb Stunden warten, da der Papst Audienz ertheilte; endlich wurden er und Penyston in das Cabinet Seiner Heiligkeit geführt. Clemens verwandte kein Auge von dem letzteren, und nachdem Bonner ihm denselben vorgestellt hatte, sagte der Papst mit mißtrauischer Miene: „Gut,

---

[1]) »The pope, whose sight is incredulous quick, eyed me.« (Burnet's Records, III, p. 38.)

[2]) »The pope having this for a breakfast.« (Burnet's Records, III, p. 39.)

aber ich muß auch Glieder meines Rathes um mich haben," worauf er Simonetta, Capisuchi und den Datarius rufen ließ. Während er auf deren Erscheinen wartete, lehnte Clemens sich an ein Fenster und schien in tiefe Gedanken verloren. Endlich konnte er sich nicht länger halten und sagte heftig: „Es wundert mich sehr, daß Seine Majestät sich so gegen mich benimmt." Der kühne Bonner antwortete: „Seine Majestät der König ist nicht weniger erstaunt darüber, daß Ew. Heiligkeit, nachdem Sie so viele Wohlthaten von ihm empfangen, ihm mit Undank vergilt." Clemens zitterte vor Aufregung, aber da er den Datarius eintreten sah, faßte er sich und befahl diesem Beamten, die Appellation vorzulesen, welche Bonner ihm so eben überreicht hatte. [1])

Der Datarius las: „In Anbetracht, daß Wir von Seiten des Papstes viel Unrecht und Beleidigungen erlitten haben (gravaminibus et injuriis) . . . ." Clemens faltete die Hände, schüttelte mit dem Kopfe und rief in ironischem Tone: „O questo e molto vero!" was so viel sagen sollte, als: das wäre falsch, sagt Bonner. [2]) Der Datarius fuhr fort: „In Anbetracht, daß Unser hochheiliger Herr Uns mit seinem geistlichen Schwerte trifft, und Uns von der Gemeinschaft der Kirche trennen will, appelliren wir, von dem Wunsche beseelt, den Staat, welchen Gott Uns anvertraut hat [3]), mit einem legitimen Schilde zu decken, durch Gegenwärtiges für Uns und Unsere Unterthanen an ein heiliges Allgemeines Concil."

„Bei diesem Worte übermannte den Papst ein heftiger Zorn- und Wuthausbruch [4]) und der Datarius hielt inne. Clemens' Geberden, die abgebrochenen Worte, welche er ausstieß, verriethen den Abscheu, den ein Concil ihm einflößte . . . Ein Concil würde sich ja über den Papst stellen, ein Concil würde vielleicht den Deutschen, dem Könige von England, Recht geben . . . „Von einem allgemeinen Concil zu reden," rief er aus, „o gütiger Gott!" [5])

---

[1]) »His holiness delivering it to the datarie commended him to read it.« (Burnet, Records, III, p. 23.)

[2]) Burnet, Records, III, p. 37—46; et Rymer, Acta, pars **II**, p. 188.

[3]) »Legitimo defensionis clypeo protegere.« (Rymer, *Ibid.*)

[4]) »He fell in a marvelous great cholere and rage.« (Burnet, Records, III, p. 41.)

[5]) »To speak of a general council! o good Lord!« *(Ibid.)*.

Der Papst war in krampfhafter Aufregung, unaufhörlich faltete er sein Taschentuch zusammen und nahm es wieder auseinander, was bei ihm ein Zeichen des größten Zornes war. [1]) Endlich rief er aus, als ob er seine Wuth verbergen wollte: „Fahrt fort, ich höre." Als der Datarius geendet hatte, sagte der Papst trocken zu seiner Umgebung: „Trefflich geschrieben, trefflich geschrieben! Questo e bene fatto."

Dann wandte er sich zu Bonner und fragte ihn: „Was habt Ihr mir noch weiter zu sagen?" Bonner war nicht in der Laune, ihn im geringsten zu schonen. Als ein Mann des Nordens fand er ein Vergnügen daran, seine Schroffheit und Unbeugsamkeit inmitten der glänzenden hinterlistigen und verderbten Umgebung des Papstes zur Schau zu tragen. Kühn wiederholte er die Protestation und überreichte dem Papste die Herausforderung des Königs. [2]) Auf's neue lamentirte der Papst. „Ach," rief er heftig aus, „Seine Majestät der König thut, als hegte er große Ehrfurcht vor der Kirche, aber vor mir hat er nicht die geringste." Während er das neue Document las, murrte und seufzte er laut. [3]) In diesem Augenblicke meldete einer der Beamten den König von Frankreich, und Franz I. konnte nicht gelegener kommen. Clemens erhob sich und ging ihm bis an die Thüre entgegen. Der König nahm ehrerbietig seinen Hut ab, und indem er denselben in der Hand behielt, verbeugte er sich mehrmals tief. [4]) Dann fragte er den Papst nach seinem Befinden, und dieser antwortete: „Die englischen Herren sind hier, um mir gewisse Herausforderungen und Appellationen mitzutheilen, und wegen dergleichen mehr," [5]) setzte er hinzu, indem er seine üble Laune deutlich zeigte. Franz nahm darauf an dem Tische Platz, an welchem der Papst saß, und dem Gesandten Heinrich's VIII., der sich in ein anstoßendes Zimmer zurückgezogen hatte, den Rücken zukehrend, führten die beiden mit leiser Stimme ein Gespräch mit einander, von welchem Bonner trotz aller seiner Anstrengungen nichts verstehen konnte.

---

[1]) »Continually folding up and unwynding of his handkerchiefe.« (Burnet, Records, III, p. 41.)

[2]) »I did exhibit unto him your highness provocation.« (*Ibid.*)

[3]) »Wherein the pope snarling.« (*Ibid.*, p. 42.)

[4]) »The french King making very lowe curtisie, putting of his bonet and keeping it off.« (*Ibid.*)

[5]) »Questi signori inglesi, sono stati qua, per intimare certi provocationi et appellationi . . . e di fare altre cose.« (*Ibid.*)

Diese Unterhaltung entschied vielleicht die Trennung Frankreich's von England. Der König zeigte sich entrüstet über ein Verfahren, welches er unwürdig nannte, und Clemens erfuhr zu seiner größten Genugthuung, daß die Engländer mit Franz I. von dem allgemeinen Concil noch nicht gesprochen hatten. „Wenn Ihr uns, dem Kaiser und mir," sagte er zum Könige, „freie Hand lassen wollt, gegen England zu handeln, so sichere ich Euch den Besitz des Herzogthums Mailand zu." [1]) Der Monarch gab ihm das Versprechen, daß sein Volk den päpstlichen Dekreten Gehorsam leisten würde, und der Papst rief voll Freuden aus: „Questo e per la bonta vestra!" Bonner, welcher die beiden Redenden nicht aus den Augen verlor, bemerkte, daß der König und der Papst von diesem Augenblicke an lachten und scherzten und die besten Freunde der Welt zu sein schienen. [2])

Als der König sich zurückgezogen hatte, trat Bonner wieder näher, und der Datarius beendigte die Vorlesung. Die geheimnißvolle Unterredung und das gute Einvernehmen des Papstes mit Franz I. hatten den Engländer nicht gerade milder gestimmt; er zeigte sich vielmehr ebenso rauh und schroff, wie der Franzose gefällig und liebenswürdig gewesen war. Das Papstthum hatte lange nicht solchen Trotz erfahren, ja selbst die deutsche Reformation hatte dem Papst nicht solche Folterqualen bereitet. Der Kardinal von Medicis, das Haupt der Mißvergnügten, der dazu gekommen war, hörte mit gesenktem Haupte und fest auf das Parquet gerichtetem Blicke Bonner's Reden an, er fühlte sich gedemüthigt, und war im höchsten Grade unwillig. „Das ist eine Sache von großer Wichtigkeit," sagte Clemens zu Bonner, „ich werde das Konsistorium zu Rathe ziehen und Euch meine Antwort kund thun."

Am Montag den 10. November Nachmittags begab sich Bonner abermals in den Palast, um den Beschluß des Papstes zu erfahren, aber es war an jenem Tage große Audienz; die Herren und Damen vom Hofe Franz I. wurden Clemens vorgestellt, und dieser that zwei Stunden lang nichts als Rosenkränze weihen, den Anwesenden den Segen ertheilen, und den Edelleuten und Damen seinen Fuß hinstrecken, welche sich um die Ehre stritten, ihm den Pantoffel zu küssen. [3])

---

[1]) »Le Grand, Histoire du Divorce; I, p. 268.

[2]) »Laughing merryly togther.« (Burnet, Records, III, p. 42.)

[3]) »Suffering the ladies and nobles of the court to kiss his foot.« (*Ibid.*)

Endlich wurde Bonner vorgelassen. „Domine Doctor, quid vultis?“ [1]) fragte ihn der Papst. — „Ich wünsche die Antwort, die Ew. Heiligkeit mir verheißen hat.“ — Clemens hatte Zeit gehabt, sich zu erholen und sagte: „Eine Verordnung des Papstes Pius, meines Vorgängers, verdammt jede Appellation an ein allgemeines Concil. Ich verwerfe demnach die Appellation Seiner Majestät als ungesetzlich.“ Der Papst hatte diese Worte ruhig und mit Würde gesprochen; allein nun ereignete sich ein Umstand, der ihn in Wuth versetzte. Verletzt darüber, daß man seinen Souverain so wenig achtete, theilte Bonner dem Papste ziemlich trotzig mit, daß der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, auch an ein Concil appelliren wollte. Das war zu viel; nun konnte Clemens sich nicht länger beherrschen; er stand auf, trat auf den Gesandten Heinrich's VIII. zu und sagte: „Wenn Ihr Euch nicht augenblicklich entfernt, so lasse ich Euch in einen Kessel mit geschmolzenem Blei werfen.“ [2]) — „Wahrhaftig,“ sagte Bonner, „wenn der Papst ein Hirte ist, so hat mein Herr, der König Recht, der ihn einen gewaltthätigen und grausamen Hirten nennt.“ [3]) Doch da ihn nicht nach einem Bade in geschmolzenem Blei verlangte, so reiste er nach Lyon ab.“ [4])

Clemens war nicht nur über die Abreise sehr froh, sondern auch über Bonner's Benehmen. Der Uebermuth des englischen Gesandten paßte ihm vortrefflich, er machte viel Aufhebens davon und klagte gegen jedermann darüber, besonders aber gegen Franz I.

Dieser Fürst aber sagte zu seiner Umgebung: „Mich ärgert und verstimmt dies alles, ich bin der Sache überdrüssig. Was ich mit großer Mühe für meinen lieben Bruder (Heinrich VIII.) vollbringe, das machen seine eigenen Gesandten in einer Stunde wieder zunichte.“ Und Clemens suchte in geheimen Zusammenkünften [5]) Franz' I. Mißvergnügen zu steigern, was ihm auch gelang. Das heimliche Einverständniß entging niemandem, und der englische Gesandte Bonner, der weder den

---

[1]) „Herr Doctor, was wollt Ihr?“

[2]) »Throwing him in a cauldron of melted lead.« (Burnet, Records, I, p. 130.)

[3]) »Immitis et crudelis pastor.« (Rymer, Acta p. 188.)

[4]) Cranmer's Appellationsschreiben wurde erst später verfaßt, oder das Datum ist nicht genau. (Burnet, Records, III, p. 24.)

[5]) »Haec omnia a pontifice cum rege amotis arbitris tractata.« (State papers, VII, p. 222.)

Papst noch den König aus den Augen verlor, benachrichtigte Cromwell von dieser außerordentlichen Harmonie ihrer Seelen.[1])"

Als Heinrich VIII. erfuhr, daß der König von Frankreich von ihm abfiel, erschrak er und wurde zugleich sehr unwillig. Von diesem Fürsten verlassen, sah er im Geiste schon, wie der Papst das Interdikt gegen sein Reich schleuderte, wie der Kaiser England verheerte, und das englische Volk sich gegen ihn erhob.[1]) Er fand Tag und Nacht keine Ruhe, und sein Zorn über den Papst nahm immer mehr zu. Um nun den Empörungen zuvorzukommen, welche die Anhänger des Papstes unter seinen Unterthanen anzetteln konnten, diktirte er seinem Sekretär eine sonderbare Proklamation, in welcher es hieß: „Kein Engländer vergesse des edlen und liebreichen Fürsten, der so schändlich von dem großen Götzen, von dem grausamsten Feinde der Religion Jesu Christi,[2]) dem Papste, verurtheilt ist. Die Fürsten haben zwei Mittel in Händen, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen — das Concil und das Schwert. Nachdem nun der König von dem römischen Bischof, der die Synodalgewalt usurpirt, an ein allgemeines, gesetzmäßig versammeltes Concil appellirt hat, verwirft besagter Usurpator die Appellation und stellt sich über das Gesetz. Die heilige Schrift ertheilt dem Bischof von Rom kein Richteramt über die andern Bischöfe; macht also nicht länger einen Götzen aus dem, der sich die Autorität Gottes anmaßt und doch nur ein Mensch ist, ja sogar ein Mensch, der keineswegs einem Jünger gleicht, weder in der Lehre noch im Leben." Nachdem Heinrich so seinem Zorne Luft gemacht hatte, besann er sich doch, daß es klüger sei, diese Proklamation nicht in ganz England zu veröffentlichen.

In Marseille kam es zur Trennung zwischen England und Frankreich, weil ersteres sich vom Papste entfernte, letzteres sich ihm mehr näherte. Dort bildete sich jenes geheime Einverständniß zwischen Paris und Rom, das die Nachfolger Franz I. zu erhalten wußten, und nach welchem andere Völker der Christenheit mehr oder weniger trachteten, jenes Einverständniß, das während mehrerer Jahrhunderte, über bekannte Länder Despotismus, Verfolgung und häufig Sittenlosigkeit heraufbeschwor. Die

---

[1]) »De summa animorum conjunctione.« (State papers, VII, p. 523.)

[2]) »Some interdict of the realm . . . and invasion . . . an insurrection of the people.« (Strype, Mem., I, p. 226.)

[3]) »The great idol and most cruel ennemy to Christ's religion.« (*Ibid.*)

Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem Könige von Frankreich in Marseille ist der Scheidepunkt, und von da an sieht man die Mächte und Völker, welche Rom folgten, abnehmen und sinken, und die Nationen, welche sich von ihm lossagten, zu Blüthe und Ansehen gelangen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Parlament nimmt den Päpsten die Gewalt, welche sie sich in England angemaßt haben.

(Januar bis März 1534.)

Während das Papstthum mit Frankreich und dem Kaiser intriguirte, setzte England auf's kräftigste die gänzliche Vernichtung der römischen Autorität fort. [1]) Cromwell sagte im Rathe: „In ganz England muß sich ein einstimmiger lauter Schrei gegen das Papstthum erheben. Es ist Zeit, die Frage auch dem Volke zur Beurtheilung vorzulegen; Bischöfe, Rektoren, Vikare, Prioren, Aebte und Prediger der Mönchsorden müssen alle von den Kanzeln herab verkünden, daß der Bischof von Rom, den man Papst nennt, wie jeder andere Bischof einem allgemeinen Concil unterworfen ist, und daß er in diesem Reiche nicht mehr Rechte besitzt, als irgend ein anderer fremder Bischof."

Man mußte aber zugleich im Auslande dasselbe Ziel verfolgen. Heinrich beschloß daher, Gesandte nach Polen, Ungarn, Sachsen, Bayern, Pommern, Preußen, Hessen und andern deutschen Ländern zu senden, um dort bekannt zu machen, daß ihn der Eifer innig freue, welchen man daselbst durch Vertheidigung des Wortes Gottes und Ausrottung veralteter Irrthümer zeige, und um allen mitzutheilen, er selbst sei unerschütterlich fest entschlossen, die Macht des Papstes in die gebührenden und gesetzlichen Schranken zu verweisen. [2])

Aber dabei blieb er nicht stehen. Da er vor allen Dingen Frankreich dem Einflusse Rom's zu entreißen wünschte, so beauftragte er seine Gesandten, Franz I. in seinem Namen und im Namen seines Volkes

---

[1]) »The utter abolition of the pope's authority.« (State papers, VII, p. 526.

[2]) »Now utterly determined to reduce the pope's power ad justos et legitimos mediocritatis suae modos.« (Burnet, Records, III, p. 69.)

folgende Mittheilung zu machen: „Wir werden binnen Kurzem in der Lage sein, dem Papste einen solchen Stoß zu versetzen, wie er nie einen ähnlichen erhalten hat.“ [1]) Dies Wort stimmt ganz zu Heinrich's Charakter. „Die Sachen nehmen einen derartigen Verlauf,“ schrieb der Herzog von Norfolk an Montmorency, „daß bald ganz England dem Papste den Gehorsam aufkündigen wird, und die andern Reiche werden, wenn sie die großen daraus entspringenden Vorzüge, Bequemlichkeiten und Vortheile einsehen lernen, sich gewiß gleichfalls von Rom trennen.“ [2])

Dies alles gab Veranlassung zu ernstlicher Erwägung; denn es war wirklich Aussicht auf die Erfüllung der Prophezeiungen des Herzogs von Norfolk vorhanden. Der arme Papst mußte unaufhörlich daran denken, und er fing an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß im Grunde die Idee eines Concils gar nicht so übel wäre, weil der Ort, die Zeit der Berufung und die Art und Weise, wie dieselbe stattfinden sollte, endlose Debatten herbeiführen würden; ja selbst, wenn diese Versammlung je zu Stande kam, so wurde er einer Verantwortlichkeit überhoben, die immer mehr wie ein Alp auf ihm zu lasten begann. Er ließ demnach Heinrich VIII. anzeigen, daß er darein willige, ein allgemeines Concil zu berufen. Aber die Ereignisse waren schon vorangeeilt, die Lage der Dinge war nicht mehr dieselbe, und Heinrich antwortete kalt: „Das ist nicht mehr nöthig.“ Nach seiner Ansicht war England sich selbst genug und konnte die Kirche Rom's entbehren.

Alsbald übernahm der ernstlich beunruhigte König von Frankreich wieder seine Rolle als Vermittler. Sein Gesandter, Du Bellay, gab sich alle erdenkliche Mühe, dem Consistorium eine günstige Meinung von Heinrich VIII. beizubringen. Wollte man diesem Diplomaten glauben, so war der König von England bereit, das gute Einvernehmen mit Clemens VII. wieder herzustellen, und nur das Parlament wünschte für immer mit dem Papstthum zu brechen. Er behauptete, es sei das Volk, welches die Reformation wollte, und der König trete ihr entgegen. „Wählet,“ rief er mit großer Beredsamkeit aus, [3]) „alles, was der König verlangt, ist: Frieden mit Rom; das Haus der Gemeinen aber wünscht

---

[1]) »We shall shortly be able to give unto the pope such a buffet as he never had heretofore.« (State papers, VII, p. 526.)

[2]) Le Grand, Preuves du Divorce, p. 591.

[3]) »He eloquently declared our king's message.« (Herbert, p. 396.)

den Krieg. Mit wem wollt Ihr gehen? Mit Euren Gegnern oder mit Eurem Freunde?“ Diese Behauptungen Du Bellay's, so seltsam sie auch scheinen, beruhten doch in einer Beziehung auf Wahrheit, das läßt sich nicht ableugnen. Es war wirklich der Kern des Volkes, der den Protestantismus in England wollte, und nicht der König.

Der römische Hof erkannte denn nun auch, daß die letzte Stunde schlug, und beschloß die nöthigen Papiere nach London zu senden, um Heinrich VIII. zu versöhnen. Auf dem Continent glaubte man, der König von England würde endlich seine Sache gewinnen; man schrieb dies dem Umstande zu, daß seit der Verbindung der Katharina von Medici mit Heinrich von Orleans die französische Politik in Rom vorherrschte. Aber je mehr die Franzosen triumphirten, desto unwilliger waren die Kaiserlichen. Umsonst sagte der Papst zu ihnen: „Begreift doch die Lage der Dinge; es handelt sich ja um eine abgemachte Sache . . . Der König von England ist mit Anna Boleyn verbunden; wenn ich diese Ehe trennen wollte, wer würde es übernehmen, meinen Urtheilsspruch auszuführen?“ — „Wer?“ antworteten die Gesandten Carl's, „wer? Der Kaiser!“ [1]) Der schwache Papst wußte nicht mehr, welchem Heiligen er Gelübde thun sollte. Es blieb ihm nur eine Rettung, wenn Heinrich VIII., wie er hoffte, den Katholicismus in seinem Reiche wieder einführte, so mußte ein so wichtiges Ereigniß Carl V. zur Ruhe verweisen.

Allein dies Ereigniß stand nicht zu besorgen; in allen Gemüthern in Großbritannien zeigte sich eine Bewegung, die nicht mehr zu hemmen war. Während viele fromme Seelen das Wort Gottes mit dem Herzen aufnahmen, herrschte bei dem Könige wie bei dem aufgeklärtesten Theile der Nation nur eine Stimme darüber, daß die unerträglichen Uebergriffe des römischen Papstes beseitigt werden müßten. „Wir haben in der heiligen Schrift nach den Rechten des Papstthums gesucht,“ sagten die Mitglieder des Unterhauses, „aber anstatt der Einsetzung der Päpste haben wir die der Könige darin gefunden, — und nach den Geboten Gottes sollen die Priester diesen eben so gut unterthan sein wie die Laien.“ — „Wir haben über die Bedürfnisse des Reiches nachgedacht,“ sagte der Rath des Fürsten, „und erkannt, daß die Nation nur einen einzigen Körper bilden darf, daß ein Körper nur ein Haupt haben, und daß dies Haupt

[1]) »That the Imperor would be the executor.« (Herbert, p. 553.)

nur der König sein kann." Das Parlament, welches im Januar 1534 zusammentrat, sollte der päpstlichen Suprematie den Todesstreich versetzen.

Dieser Streich ging eigentlich weder von Heinrich noch von Cranmer, sondern von Thomas Cromwell aus. [1]) Ohne von dem lebendigen Glauben erfüllt zu sein, wie Cranmer, wollte Cromwell doch, daß die Geistlichen das Wort Gottes einfach und lauter verkündeten und vor dem Volke predigten, [2]) ja er verschaffte sogar später allen Engländern das Recht, es zu lesen. Da er vor allen Dingen Staatsmann war und ein sicheres Urtheil und energische Willenskraft besaß, so schritt er seiner Mitwelt voran und sollte, wie die Feldherren, welche kühn an der Spitze der Armee einherziehen, der Sache, für welche er kämpfte, den Sieg verschaffen. Aber von Verräthern, die sich in die Reihen seiner Krieger eingeschlichen hatten, verfolgt, wurde er von dem Fürsten, dem er gedient hatte, geopfert, und er sollte noch vor der Stunde des Triumphes ein tragisches Ende nehmen.

Da die Gemeinen den Verfolgungen, welche der Klerus gegen die evangelischen Christen anstellte, ein Ende machen wollten, so forderten sie (was unglaublich klingt) [3]) den Lord-Bischof von London auf, vor ihren Schranken zu erscheinen, um sich wegen der durch einen Jünger der Reformation, Thomas Philips, gegen ihn vorgebrachten Klage zu verantworten. Dieser saß seit drei Jahren im Gefängnisse, weil man ihn der Ketzerei beschuldigte. Da das Parlament nicht wollte, daß ein Bischof nach seinem Belieben einen Unterthan Seiner Majestät zu einem Ketzer machen könnte, so hob es die Bill wegen Unterdrückung der von der Kirche verdammten Lehren auf. Es stellte sogar fest, daß die Reden und Schriften, welche den Entscheidungen des Papstes entgegenständen, nicht als Ketzerei angesehen werden könnten, da die Autorität des Bischofs von Rom der heiligen Schrift und den Gesetzen des Reiches zuwiderlaufe. Indem das Parlament dann den besonderen Fall in's Auge faßte, der Anlaß zu der Klage gegeben hatte, erklärte es Philip's für unschuldig und ließ die Thüre seines Kerkers öffnen.

---

[1]) Ueber die erste Zeit Cromwell's s. Gesch. der Reform. Thl. V, Buch 20, Kap. 14.

[2]) »With pure sincereness, freely to open the word of God.« (Lord Cromwell to Parker.)

[3]) »Not fit for any of the Peers, to appear and answer at the Bar of the House of Commons.« (Collyer's, II, p. 83.)

Nachdem die Gemeinen so die Sache der religiösen Freiheit geführt hatten, schritten sie zur definitiven Abschaffung der Privilegien, welche allmählich zum großen Nachtheile der Kirche und des Volkes unrechtmäßiger Weise in die Hände der römischen Bischöfe übergegangen waren. Sie gaben England die Rechte wieder, die Rom an sich gerissen hatte. Sie untersagten jede Appellation an den Papst, welcher Art dieselbe auch sein möchte,[1]) und setzten die Appellation an den König an deren Stelle. Sie erklärten, daß die Wahl der Bischöfe von dem römischen Hofe ganz unabhängig sei, und daß dieselbe der ersten geistlichen Korporation des Sprengels, dem Kapitel zustände ... wenigstens scheinbar; in Wirklichkeit wurde die Wahl der Krone anheimgegeben, denn der König bezeichnete die Person, welche das Kapitel wählen sollte. Diese seltsame Einrichtung wurde unter der Regierung Eduard's VI. abgeschafft: die Ernennung der Bischöfe wurde von da an nur dem Könige übertragen. Wenn es auch nicht besser war, so war es doch wenigstens aufrichtiger. Aber der sonderbare Gebrauch des Wahlbescheides (congé d'élire) wurde unter Elisabeth wieder hergestellt.

Zu gleicher Zeit wurden neue und heftige Klagen über die römischen Forderungen im Schooße des Parlamentes laut. Einige Mitglieder erklärten mit großer Beredsamkeit: „Seit Jahrhunderten betrügen uns die Bischöfe, indem sie uns vorspiegeln, sie hätten die Macht, uns Dispens für alles Mögliche zu ertheilen, ja selbst für die Gebote Gottes. Wir senden die Schätze England's nach Rom, und Rom sendet uns dafür nur ... ein Stück Papier. Das Ungeheuer, welches sich mit dem Marke unseres Volkes mästet, trägt hundert verschiedene Namen. Man nennt es Zins, Steuer, Pension, Provision, Procuration, Delegation, Rescript, Appellation, Abolition, Rehabilitation, Erlaß der kanonischen Strafen, Licenz, St. Peterspfennig und noch mit vielen andern Namen. Und wenn die Römlinge also unser Geld durch alle erdenkliche List genommen haben, so lachen sie in's Fäustchen." Das Parlament verbot, daß irgend jemand, und wenn es der König selber wäre, sich nach Rom wendete, um einen Dispens oder eine Delegation zu erlangen, und verordnete, daß man im Nothfalle den Erzbischof von Canterbury darum ersuchen solle.[2])

[1]) »All appeal to Rome of what kind soever were prohibited.« (Collyer's, II, p. 84.)

[2]) »Neither the king, his successor nor his subjects apply to the See of Rome.« (Collyer's, II, p. 84.)

Dann ließ man sogleich diese Grundsätze in Kraft treten, erklärte die Ehe des Königs mit Katharina für null und nichtig, da kein Mensch von den Gesetzen Gottes dispensiren könne,[1]) und bestätigte die Ehe Heinrich's und Anna's, indem man ihre Kinder zu Erben der Krone ernannte. Zugleich entsetzte man zwei Italiener, Campeggi und Ghinucci der Bischofssitze von Salisbury und Worcester, da man vor allen Dingen dahin strebte, daß England wieder ganz englisch werden sollte.

Es war im Monat März des Jahres 1534 (für England eine wichtige Zeit), daß auf solche Weise ein Zweig nach dem andern von dem Baume des Papstthums abgehauen wurde. Freilich blieb der Stamm stehen, wenn er auch der Blätter beraubt war, aber wenige Monate noch, und auch dieser sollte zu Boden sinken. Indessen übten die Gemeinen doch einige Schonung. Als Clemens den König mit dem Banne bedroht hatte, gab er ihm drei Monate Bedenkzeit; England wollte dem Papste dieselbe Höflichkeit erweisen und fügte sogar hinzu, er könne einige Entschädigung erhalten. Zugleich erließen die Gemeinen folgende wichtige Erklärungen: „Wir sagen uns nicht los von der christlichen Kirche, sondern einfach von der angemaßten Gewalt des römischen Papstes, und wir behalten den katholischen Glauben bei, „wie er in der heiligen Schrift dargelegt ist." Alle diese Reformen gingen wenigstens scheinbar mit großer Einstimmigkeit vor sich; selbst die Bischöfe, welche die eifrigsten Scholastiker waren, wie Stokesley von London, Tonstal von Durham, Gardiner von Winchester, Roland Lee von Coventry, erklärten das römische Papstthum für eine menschliche Erfindung und setzten hinzu, der Papst sei für sie nur ein Bischof, ein Bruder, wie seine Vorgänger es für die Bischöfe des Alterthums gewesen.[2]) Während der Sitzung des Parlamentes predigte ein Prälat jeden Sonntag am Kreuze von St. Paul: der Papst sei nicht das Haupt des Reiches. Und das Volk sagte: Amen.

In dieser ganzen Zeit erwartete der französische Gesandte Du Bellay die Akte, durch welche England sich wieder mit dem Papste verbinden sollte, da Franz I. ihm noch immer darauf Hoffnung machte. Jeden Morgen dachte er, sie werde kommen, und jeden Abend sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Dann begab er sich zu dem englischen Gesandten

[1]) »No man has power to dispense with God's laws.« (Collyer's, II, p. 85.)

[2]) »Solum romanum episcopum et fratrem ut primis episcopis mos erat.« (Wilkin's Concilia, III, p. 782.)

und von da in die römische Kanzlei, um Nachrichten zu erhalten, aber nirgends erfuhr er etwas.

Als der festgesetzte Termin verstrichen war, berief Clemens VII. das Consistorium auf Montag den 23. März. Du Bellay fand sich auch ein in der Hoffnung, noch Beschlüsse verhindern zu können, welche England von dem Papstthum trennen würden. Die Kardinäle stellten ihm vor, es bliebe dem Papste nichts übrig, als das Urtheil feierlich zu verkünden, da die Unterwerfung des Königs Heinrich VIII. nicht eingetroffen wäre. Da rief Du Bellay erschreckt aus: „Wißt Ihr nicht, daß der mit den Depeschen dieses Fürsten beauftragte Courier über das Meer muß, und daß widrige Winde ihn zurückhalten können?... Der König von England hat sechs Jahre auf Eure Entscheidung gewartet, und Ihr wollet nicht sechs Tage warten?"[1]) — „Aller Aufschub ist unnütz," versetzte ein Kardinal von der kaiserlichen Partei, „wir wissen, was in England vorgeht. Weit entfernt, an eine Aussöhnung zu denken, vergrößert der König die Spaltung mit jedem Tage. Er geht sogar so weit, zu gestatten, daß man am Hofe Komödien aufführt, in denen das heilige Conclave und besonders einige Eurer Erlauchten Hofleute der Lächerlichkeit preisgegeben werden." Dieser letzte sehr empfindliche Schlag war indessen nicht mehr nöthig. Die Prälaten konnten sich vor Aerger nicht mehr halten, der rebellische Fürst mußte bestraft werden. Von zweiundzwanzig Kardinälen sprachen sich neunzehn gegen Heinrich VIII. aus, die drei andern verlangten nur eine weitere Untersuchung. Clemens konnte seine Ueberraschung und seine Angst nicht verbergen. Aber umsonst forderte er, dem Herkommen gemäß, nach welchem zwei, ja selbst drei Debatten erforderlich waren, eine abermalige Versammlung, nur von der großen und unerwarteten Majorität überwältigt fügte er sich.[2])

Da überreichte Simonetta ihm den Urtheilsspruch; der unglückliche Papst nahm das Papier in die Hand und sagte mehr in dem Tone eines Verbrechers, als in dem eines Richters: „Nachdem Wir den Namen Jesu Christi angerufen haben, verfügen Wir von dem Throne der Gerechtigkeit herab,[3]) daß die zwischen Katharina von Aragonien und Heinrich, dem

[1]) »If the king of England had six years together been patient, they might attend six days.« (Herbert, p. 396; Burnet, I, p. 131.)

[2]) »What could not be done in less than three consistories, was now dispatched in one.« (Herbert, p, 397.)

[3]) »Christi nomine invocato, in thronojustitiae pro tribunali sedentes.« (Fox, Acts, V, p. 657,)

Könige von England geschlossene Ehe gültig und kanonisch gewesen ist, und noch ist, daß der König gehalten ist, mit der Königin zusammen zu leben, ihr alle königlichen Ehren zu erweisen, und daß er dazu gezwungen werden muß." Als der arme Papst diese Worte vollendet hatte, wandte er sich ganz erschöpft und erschrocken über den Muth, den er eben bewiesen, an die Gesandten Carl's V. und sagte zu ihnen: „Ich habe meine Pflicht erfüllt, jetzt ist es Sache des Kaisers, die seinige zu thun und das Urtheil zur Ausführung zu bringen." — „Der Kaiser wird nicht zurückbleiben," erwiederten die Gesandten. Indessen war die Sache nicht so leicht.

Demnach hatte die große Angelegenheit ihren Abschluß erhalten. Der König von England war verurtheilt. Es war Nacht, als der Papst das Consistorium verließ; aber die so lange erwartete Nachricht verbreitete sich sogleich durch die ganze Stadt; die Anhänger des Kaisers zündeten in ihrer Begeisterung auf allen Plätzen Freudenfeuer an und lösten die Kanonen. Scharen von Gibellinen eilten durch die Straßen und riefen: „Imperio e Espagna." Ganz Rom war in Bewegung. Aber diese Demonstrationen steigerten nur die Niedergeschlagenheit des Papstes. „Er wird gemartert," schrieb Du Bellay an seinen Gebieter. Und wirklich verbrachte Clemens die ganze Nacht im Gespräche mit seinen Theologen und rief aus: „Was soll ich anfangen? England ist für uns verloren! O, wie soll ich den Zorn des Königs abwenden?" Clemens VII. erholte sich niemals von diesem Schlage. Der Gedanke, daß England unter seiner Regierung für Rom verloren ging, erfüllte ihn mit Entsetzen. Das geringste Wort vermehrte seine Angst, und der Kummer führte ihn bald dem Grabe zu.

Und doch wußte er noch nicht alles. Das Unheil, welches Rom drohte, war noch viel größer, als er glaubte. Hätte es sich in dieser Angelegenheit nur um die Entscheidung eines mit dem römischen Hofe unzufriedenen Fürsten gehandelt, so konnte die entgegengesetzte Entscheidung eines Nachfolgers jenes Mannes England wieder unter die Herrschaft der Päpste stellen, und diese sparten natürlich nichts, um die Gunst jener Könige wieder zu gewinnen. Aber Heinrich VIII. zum Trotz fand in den verschiedenen Theilen der Nation eine reine Lehre Eingang, wie sie zu den Zeiten der Apostel gepredigt worden war, und diese sollte England nicht blos dem Papste entreißen, sondern das wahre Christenthum in dem ganzen Lande verbreiten, und eine große evangelische Gemeinde gründen,

welche das Panier des Wortes Gottes bis an das Ende der Welt zu tragen berufen ward. Die Herrschaft in der Christenheit sollte einer Kirche genommen werden, welche durch Hochmuth irre geleitet, von den Menschen Unterwerfung unter ihre Satzungen fordert, um die Seligkeit zu erlangen; sie sollte statt dessen den Händen derer anvertraut werden, welche dem heiligen Worte Gottes folgen und erklären, daß niemand selig werden könne, der sich nicht an Jesum Christum hält.

Siebentes Buch.

Reformationsbewegungen in England, Genf, Frankreich, Deutschland und Italien.

Erstes Kapitel.

Der Bischof entflieht aus Genf, um nicht wieder zurückzukehren.

(Juli 1533.)

Wir haben gesehen, wie sich die Reformation im Schooße einer großen Nation verbreitete, und wollen jetzt ihre Fortschritte unter einem der kleinsten Völker betrachten. Wolsey's Sturz in England und die Flucht des Fürstbischofs aus Genf sind zwei historische Ereignisse, die einige Aehnlichkeit mit einander haben; nach dem Verschwinden dieser beiden Prälaten zeigte sich ein geistiger Aufschwung, so daß die Reformation mit entschiedenerem Schritte vorwärts ging. Die beiden Länder nehmen jetzt, was ihre Bedeutung anlangt, in der Reihe der Völker einen sehr verschiedenen Rang ein, aber im 16. Jahrhundert spielte die bescheidene Stadt am Genfersee in der Kirche Christi eine wichtigere Rolle als das mächtige Albion. Calvin und seine Schule thaten mehr als die Tudors, die Stuarts und ihre Gelehrten, um die Rückkehr zum Papstthum zu verhindern, und den Triumph des wahren Christenthums sicher zu stellen. Im 16. und 17. Jahrhundert war Genf zum Widersacher Rom's ausersehen und wirklich bot die kleine Schar, welche unter seinen Fahnen focht, fast zwei Jahrhunderte lang dem mächtigen, wohlgeschulten Heere der römischen Priester die Spitze. Haben wir Wittenberg nicht vergessen, so wollen wir auch Genf's gedenken. Es ist dem Geschichtsschreiber nicht erlaubt, die Kleinen zu übergehen, welche an der Entwickelung des menschlichen Geistes ihren Antheil gehabt haben. Denen, welche im heilbringenden Schatten des großen evangelischen Eichbaumes und unter seinen grünen Zweigen ruhen, muß die Geschichte der kleinen

Eichel erzählt werden, aus welcher jener emporgewachsen ist. Wer die geringen Ursachen nicht achtet, wird die großen Wirkungen nicht verstehen. „Der Herr,“ sagt Calvin, „will gerade, daß sein Reich geringe unscheinbare Anfänge habe, damit seine göttliche Macht um so mehr erkannt werde, wenn man Fortschritte wahrnimmt, welche man nimmer erwartet hätte.“

Am 1. Juli (1533) war der Bischof von Genf unter dem Schutze der Priester, der Katholischen, der Freiburger und Mameluckẽn wieder in seine Stadt eingezogen, mit der Absicht jene Sekte, wie er die Reformation nannte, auszurotten. Mehrere der eifrigsten Anhänger des Evangeliums befanden sich auf der Flucht, oder schmachteten im bischöflichen Kerker; feindliche Truppen zeigten sich in der Umgebung der Stadt, und allgemein machte man sich auf einen Sieg der römischen Partei gefaßt. Das Bäumchen war in Gefahr, gewaltsam aus dem Boden gerissen zu werden, ehe es Schatten gegeben hatte. Allein, wenn Gott einen Keim religiösen oder selbst politischen Lebens in ein Volk gelegt hat, so triumphirt dies Leben trotz des Widerstandes der Menschen. Es giebt Felsen und Berge, von welchen man glauben sollte, daß sie den Lauf der großen Ströme aufhalten müßten, und doch vollenden die Flüsse ihren Lauf. Peter de la Baume war auf's höchste erbittert und gedachte mit einem Fußtritte die Reform und die Freiheit zu vernichten, aber dadurch öffnete er einen Abgrund, in welchem seine Fürstenrechte, seine bischöflichen Privilegien, Zehnten, Einkünfte, Priester, Mönche, Mitra, Heiligenbilder, Altäre und die ganze Religion der römischen Päpste untergingen.

Rührte sich aber der Bischof, so war das Volk nicht minder thätig. Nicht nur die kräftigen Männer traten gegen die Mißbräuche des Papstthums auf, auch die Frauen priesen die Vorzüge des evangelischen Glaubens. Eines Tages (es war im Juni oder Juli 1533), fand bei einer derselben große Versammlung statt, und zwei vornehme Herren aus der benachbarten Gegend, der Herr von Simieux und Herr von Flacien mit sieben oder acht ihrer Diener, waren zugegen. Vor ihnen pries die Frau des Baudichon de la Maisonneuve den evangelischen Glauben. Als Simieux die Genfer Dame zu widerlegen suchte, sagte diese: „O, man merkt wohl, daß Ihr gut päpstlich seid.“ — „Und ihr gut lutherisch,“ erwiederte Simieux sogleich. Da rief Baudichon's Gattin: „Wollte Gott, daß wir es alle wären, es ist eine gute Sache und ein guter

Glaube!"[1]) Die beiden Edelleute hatten genug daran, sie empfahlen sich den Damen und ihre acht Diener folgten ihnen. Ein anderer Vorfall zeugt noch mehr von dem Geiste der Zeit.

Ein Evangelischer, Namens Curtet, war ermordet worden. Da fanden mehrere Hugenotten es seltsam, daß ihre Gegner einen Menschen, ein Ebenbild Gottes, erschlugen, während man von ihnen verlangte, Bilder aus Holz, Stein, oder auf Leinwand zu respektiren. Es giebt in Genf einen Platz, der mit Recht berühmt ist, denn es stand dort ehemals das Schloß Gondebaud's des Königs von Burgund. Aus diesem entfloh eines Tages dessen Nichte Clotilde, um Chlodwig zu heirathen und zu bekehren; ein sehr alterthümlicher Bogengang, der erst vor einigen Jahren niedergerissen ist,[2]) hieß damals das Schloßthor. Neben diesem Thore stand ein Madonnenbild, ein Gegenstand der höchsten Verehrung.[3]) Nun begaben sich einige Lutherische, welche meinten, es sei eine Lästerung gegen den Sohn Gottes, in der Jungfrau das Heil der Welt zu suchen, nach jenem Schloßthore, nahmen das Bild herunter (es war am 12. Juli 1533) und zertrümmerten und verbrannten es.

Der Bischof sah wohl ein, daß diese Menschen zu allem fähig seien, und beschloß die Häupter der Hugenotten, welche er in's Gefängniß geworfen hatte, aus ihrem Bereich zu entfernen. Es verbreitete sich das Gerücht, daß er heimlich Boote zurüsten ließe, um die Gefangenen bei Nacht nach Freiburg oder nach dem Schlosse Chillon zu senden und dort nach seinem Belieben mit ihnen zu verfahren. Da gerieth die ganze hugenottische Bevölkerung in Bewegung; jeder nahm die Büchse auf die Schulter; die Compagnieen traten zusammen, und der Generalkapitain Philipp befahl, die Ufer des See's zu bewachen, und sich dem Transport der gefangenen Bürger an einen andern Ort zu widersetzen.

Die edle Begeisterung, welche die Reformation in den Seelen entflammte, erhob den Menschen wieder, während die philosophische Gleichgültigkeit der Gelehrten und Priester nur dazu beigetragen hatte, ihn zu erniedrigen. Von Liebe zur Freiheit und Gerechtigkeit erfüllt, waren die Genfer bereit, das Kostbarste, was sie hatten, auf's Spiel zu setzen, um zu verhindern,

---

1) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon (Archives de Berne), p. 200—202.
2) Gegen 1836.
3) Rathsprotokoll, ad locum.

daß unschuldige Bürger ungerechterweise verurtheilt würden, und daß ein vom Papste gesandter Prälat sich die Rechte anmaßte, welche den vom Volke erwählten Behörden zustanden. Eine ungewöhnliche Aufregung gährte in allen Gemüthern, und viele Hugenotten schlugen den Weg nach den Ufern des See's ein. Peter Verne benutzte die Dunkelheit, warf sich in eines der Boote, welche man am Ufer befestigt hatte, und schnitt die Ankertaue und die andern Seile los, mit denen die Ruder angebunden waren, so daß man sie nicht gebrauchen konnte. Zahlreiche Patrouillen durchzogen die Straßen, den Bewaffneten hatten sich junge und alte Bürger angeschlossen, welche „montres de feu“ trugen, d. h. mit Eisen beschlagene Stöcke mit mehreren brennenden Lunten an der Spitze, deren man sich zum Abfeuern der Musketen bediente. Die furchtbare Stunde, in welcher der Mißbrauch der Gewalt den Sturz der Fürsten beschleunigt, war endlich für den Bischof von Genf gekommen. De la Baume und seine Anhänger sahen die aufgeregten Scharen an ihren Fenstern vorüberziehen und wunderten sich über die Menge von Scharfschützen, mit denen die Stadt auf einmal überschwemmt war. „Es däuchte ihnen, als ob für einen Scharfschützen drei oder vier vorhanden wären, was großen Schrecken unter denen im Schlosse verbreitete.“ Ein anderes Feuer aber erschreckte sie noch weit mehr; es erschien nämlich während des Monats Juli ein Komet am Himmel.[1]) Den Hugenotten fehlte indessen noch ein Führer; doch sollten sie ihn bald in Baudichon de la Maisonneuve erhalten.

Das Lutherthum dieses Bürgers schrieb sich schon von langer Zeit her; er war ein großer Freund von Johann Lullin. Nun besaß dieser, wie man sich erinnern wird, den „Gasthof zum Bären“, der damals von deutschen, meist lutherischen Kaufleuten stark besucht ward. Während der Fastenzeit des Jahres 1526 2) waren dort Kaufleute aus Nürnberg Namens Toquer eingekehrt. De la Maisonneuve, der viele Geschäfte nach Deutschland machte, besuchte sie oft und aß und trank mit ihnen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und drehte sich gewöhnlich um die Religion. Schon vor 1523 hatten die Nürnberger Kaufleute

---

[1]) Msc. de Berne, Hist. helv., V, p. 125.

[2]) Vor ungefähr acht Jahren, sagt ein Zeugniß aus dem Jahre 1534. (Msc. du procès inquisitionnel de Lyon. — Das Msc. schreibt Toquer, aber die Orthographie dieses deutschen Namens ist ohne Zweifel ungenau.)

das Evangelium aus dem Munde Osiander's gehört, und seitdem suchten sie dasselbe überall, wohin sie kamen, zu verbreiten. Ihre Erzählungen fielen de la Maisonneuve um so mehr auf, als um die erwähnte Zeit vom Lutherthum noch keine Kunde nach Genf gedrungen war, oder es war wenigstens so viel als nichts. Ein junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann aus Lyon, Johann Demai, der der römischen Kirche sehr ergeben war, und damals bei Lullin im Dienste stand, horchte aufmerksam auf die Unterhaltung der Deutschen mit Baudichon, während er bei Tische aufwartete, und behielt sie im Gedächtniß. Der kühne Genfer genirte sich durchaus nicht und sagte, ohne auf Ort oder Stunde Rücksicht zu nehmen, beim Mittag- oder Abendessen: „Gott hat die Fasten nicht geboten, es ist überflüssig den Priestern zu beichten, denn sie können nicht lossprechen; es ist ein Mißbrauch in die Messe zu gehen. Alle geistlichen Orden, Bettelorden und alle andern, sind eine Thorheit." — „Was wollt ihr denn mit den Mönchen anfangen?" fragte ein Tischgenosse. — „Man muß sie alle zur Feldarbeit verwenden." — „Wenn Ihr solche Reden führt," sagte ein Katholik, „so wird die Kirche Euch das Begräbniß verweigern." — „Wenn ich sterbe," antwortete er, „so will ich keine Predigt bei meinem Begräbnisse, auch sollen die Glocken nicht geläutet werden. Ich will mich begraben lassen, wo es mir gefällt."[1]) — Die Reden des Baudichon de la Maisonneuve blieben natürlich nicht im Gasthof zum Bären; bald wiederholte man sie in der Stadt und in der Umgegend. Dieser Mann, hieß es überall, ist einer der hauptsächlichsten Lutheraner, er steht in der vordersten Reihe derer, welche sie stützen und fördern.[2]) Und das war es gerade, was er jetzt wirklich übernehmen sollte.

Am 12. Juli 1533 hatte Baudichon sich den ganzen Tag auf dem Lande aufgehalten, um alles für die Ernte vorzubereiten. Als er am Abend von den Feldern heimkehrte, war er sehr erstaunt, am Thore der Stadt eine außergewöhnliche Wache zu finden. Er erkundigte sich, was denn vorgegangen sei und erfuhr, daß die Bischöflichen die Gefangenen in feste Schlösser bringen wollten. Sogleich beschloß er, den Bischof allein durch die Furcht zu nöthigen, dem von den Gesetzen vorgeschriebenen

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 294—297.
[2]) *Ibid.*, p. 185.

Wege zu folgen. Er gebot fünfzig seiner entschlossensten Freunde mit Eisen beschlagene Stöcke zu nehmen und an jedem fünf Lunten zu befestigen; dann versteckte er diese Genossen alle in einem Hause, das nicht weit vom bischöflichen Palaste entfernt lag. Bald brach die Dunkelheit über die Stadt herein. Niemand zeigte sich mehr auf den Straßen mit Ausnahme einzelner Patrouillen. Da befiehlt de la Maisonneuve den Männern seiner Schar ihre Lunten anzuzünden, er stellt sich an ihre Spitze; den Stock in der Linken, in der Rechten das Schwert dringen sie durch die Pforten des Palastes, gelangen in die Gemächer des Fürsten und umringen ihn mit ihren zweihundertundfünfzig Lichtern, worauf Baudichon das Wort nimmt und ihn auffordert, die Gefangenen an ihre rechtmäßigen Richter auszuliefern. Bestürzt blickt der Bischof auf diese Männerschar mit ihren Schwertern und den seltsamen Feuern; die nächtliche Stunde vermehrt seinen Schrecken, und er fürchtet man werde ihn tödten, wenn er nicht nachgebe. Baudichon dachte nicht daran, aber Peter de la Baume, welcher glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen,[1]) ertheilte den verlangten Befehl; darauf zieht die Schar mit den brennenden Lunten an ihm vorüber, verläßt den bischöflichen Palast, und die gefangenen Hugenotten werden an die Syndici ausgeliefert. Diese vertrauten sie dem Gefangenwärter desselben Gefängnisses an, mit dem Befehl, „sie bei Todesstrafe sicher zu bewachen". Sie waren von der willkürlichen Gewalt des Bischofs in die rechtmäßige Macht des Rathes übergegangen. Alles war somit zur gesetzlichen Ordnung zurückgekehrt.[2])

Der Bischof hatte eine sehr unruhige Nacht. Jene Hugenotten, ihre Fackeln und Schwerter ließen ihn nicht schlafen, und als der Tag anbrach, fühlte er und mit ihm alle seine Höflinge sich völlig gebrochen. Es war Sonntag den 13. Juli, welch' ein Sonntag! „Ich will abreisen", sagte der Prälat zu seinen Dienern. Als sich das Gerücht von dieser nahen Abreise verbreitet hatte, eilten die Domherren herbei, um den Bischof davon abzubringen; aber dieser wiederholte: „Ich will abreisen!" Umsonst stellten ihm seine Anhänger vor, daß der katholische Glaube, das Bisthum, die fürstliche Gewalt, seine Einkünfte, kurz alles verloren

[1]) Soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 68.

[2]) Rathsprotokoll vom 10., 11., 12. Juli. — Froment, Gestes de Genève, p. 62, 63. — Msc. de Roset.

wäre, wenn er fortginge, nichts konnte ihn bewegen: er wollte abreisen Ein Thomas Becket war auf dem Platze gestorben, aber Peter de la Baume, „der für seine eigene Person viel Feuer zeigte" (fort échauffé), wie ein gleichzeitiges Document sagt, „zeigte mehr als Kälte (plus que froid) für die Kirche." [1])

Ein Gedanke beunruhigte indessen den ängstlichen Bischof, und als die Syndici du Crest und Coquet zu ihm kamen und ihn baten, seine Stadt und seine Heerde nicht zu verlassen, da steigerte das nur seine Angst. Er fragte sich, ob die Hugenotten, welche von seiner Abreise Kenntniß hatten, ihn nicht etwa anhalten und in das Schloß zurückführen würden.

Er träumte von nichts als von Verfolgung, er sah nur Kerker, Schwerter und Leichen vor sich. Endlich beschloß er, die Syndici zu täuschen, und versprach ihnen, unfehlbar in sechs Wochen zurückzukehren; aber er nahm sich fest vor, daß Genf ihn nicht wiedersehen sollte. Dann erbat er sich von den Magistratspersonen hundertundzwanzig Scharfschützen, damit dieselben am folgenden Tage seinen Auszug beschützten.

Die Syndici hielten es für nöthig, den Rath zusammenzuberufen; die Gerichtsdiener klopften daher an die Thüren, und die Rathsmitglieder verließen ihre Betten. Genf wollte seinen Bischof behalten, während der Bischof Genf zu verlassen gedachte. Der Rath beschloß, daß die Syndici am folgenden Tage mit Tagesanbruch (denn es stand zu besorgen, daß der Bischof ganz früh abreisen möchte) zu ihm gehen und ihm vorstellen sollten, er müßte da bleiben. [2])

Kaum hatten die Syndici den Bischof verlassen, so befiel ihn neuer Schrecken. Er sagte sich, daß die Zusammenberufung von hundertundzwanzig Scharfschützen die Kunde von seiner Abreise verbreiten würde, die Hugenotten, meinte er, würden zu den Waffen greifen, und dann befände er sich zwischen zwei mit Piken und Musketen bewaffneten Parteien. Deshalb galt es zu eilen, ganz allein fortzuziehen, bei Nacht oder mit Tagesanbruch, ohne Trommel- und Trompetenklang, ehe die Syndici Zeit hätten, den Rath zu berufen, was, wie man glaubte, erst am andern Morgen geschehen würde. Niemand schlief im Schlosse; jeder war mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, und man nahm

---

[1]) Rathsprotokoll vom 13. Juli. — Froment, Gestes de Genève, p. 63. — Msc. de Berne.

[2]) Rathsprotokoll vom 13. Juli 1533.

sich sehr in Acht, damit nichts nach Außen hin die Aufregung im Innern verriethe. Es war eine furchtbare Nacht, zwei Schreckbilder standen dem Bischof stets vor Augen und erfüllten ihn mit Entsetzen, das Evangelium und die Freiheit. Er sah nur Rettung in der Flucht, gleichviel was der Herzog, was der Papst dazu sagen würde! ... Um sein Gewissen zu beschwichtigen, schrieb er im letzten Augenblicke einen Brief an den Rath, in welchem er denselben dringend bat, sich den Versammlungen der Evangelischen zu widersetzen und mordicus (dies war sein Ausdruck) die römische Religion aufrecht zu erhalten.

Als der Morgen zu dämmern begann, war man im bischöflichen Palaste ganz erschöpft, aber alles war zur Flucht bereit. In diesem Augenblicke ertönte ein Klopfen an der Thür.... O unerwartetes Mißgeschick, es sind die vier Syndici; der Bischof hat sich um einige Minuten verspätet.... Die Syndici treten ein und beschwören Peter de la Baume im Namen des Friedens, des Vaterlandes, der Religion zu bleiben. Sie zeigen ihm alle Folgen seiner Abreise, den Zusammensturz der monarchischen Gewalt, auf den Trümmern derselben die Errichtung der Republik, die Vernichtung der römischen Kirche und die Ausbreitung der neuen Lehre.

Aber nichts vermochte den Bischof zum Wanken zu bringen, er blieb fühllos wie eine Bildsäule. Da baten sie ihn, er möge doch wenigstens die Staatsangelegenheiten ordnen, und für die Zeit seiner Abwesenheit einen Vicar, einen Official und einen Appellationsrichter ernennen; aber Peter de la Baume verweigerte alles; ein einziger Gedanke beschäftigte ihn: er wollte entfliehen. „Ach!" sagten die gemäßigten Katholiken, „er schafft nicht Ordnung im Staate, und was die Kirche betrifft, deren Hirte er ist, ... so verläßt er seine Schafe."[1]) Als die Syndici sich zurückgezogen hatten, gab der Prälat das Zeichen zur Abreise. „Es ist kein Augenblick zu verlieren," dachte er, „denn es ist bald heller Tag, und wer weiß, ob die Magistratspersonen, welche so sehr auf meiner Anwesenheit bestehen, nicht Befehl ertheilen werden mich zurückzuhalten. Jeder thue daher seine Pflicht, ohne Zögerung muß der Abzug vor sich gehen!" Der Bischof hütete sich wohl, den Haupteingang des

[1]) Le curé Besson, Mémoires pour l'histoire ecclésiastique du diocèse de Genève, p. 63.

bischöflichen Palastes oder die gewöhnlichen Stadtthore zu benutzen, er mußte heimliche, verborgene Wege einschlagen. In den unterirdischen Räumen des Palastes befand sich ein gewölbter Gang, welcher in die wenig besuchte, jetzt de la Fontaine genannte, du Boule=Straße führte. Durch diese Straße konnte der Bischof an eine in der Stadtmauer befindliche heimliche Pforte gelangen, welche Froment die verbotene Salzpforte nennt (la fausse porte du sel). Dieselbe bot Peter de la Baume einen Weg in's Freie, und dann war er gerettet. Der Bischof verließ demnach seine Gemächer, stieg in den untersten Theil des Palastes hinab und entwich aus dem Gebäude (welches jetzt ein Gefängniß ist) wie ein Uebelthäter, der aus seinem Kerker entflieht. Seine Beamten waren untröstlich; sie hätten die stolzen Hugenotten gern vernichtet, und nun mußten sie denselben freien Spielraum lassen. Auch der Bischof selbst, der sich genöthigt sah, seinen Palast und seine Macht aufzugeben, that es in großem Unmuthe.[1]) Er blickte unruhig umher und zitterte bei jeder Straßenecke voll Besorgniß die Hugenotten erscheinen zu sehen. Seine eignen Angriffe auf die Freiheit der Bürger waren nicht geeignet ihn zu beruhigen, und in seiner Angst beschleunigte er seine Schritte.

Die Schar der Flüchtlinge erreichte indessen die „verbotene Salzpforte", der Prälat hatte den Schlüssel, ging hindurch und gelangte an das Ufer des See's. Da kein Feind sich zeigte, bestieg er das Boot, welches er hatte bereit halten lassen, und kam glücklich an's linke Ufer. Hier schwang er sich sogleich auf das Pferd, welches ihn erwartete, und ritt im Galopp davon. Er fühlte, wie die Last, welche ihm auf der Seele lag, in dem Maße leichter wurde, als er sich von der Stadt entfernte. Jetzt konnten die wilden Hugenotten ihm nichts mehr anhaben und er konnte in Ruhe eine „gute Tafel führen". „Er zog sich nach dem May=Thurm zurück und ist seitdem nicht wiedergekommen," sagt die Chronik.[2])

Baudichon de la Maisonneuve war alles über Erwarten gelungen, denn die Gefangenen waren der ungesetzliche Macht des Bischofs entrissen worden, und der Bischof selbst war verschwunden. Einige Hugenotten, welche ihre Lunten schwangen, hatten genügt, um Genf zu befreien;

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 63.

[2]) Msc. de Roset.

es hatte keines Schwertstreiches bedurft. Die Evangelischen sagten: „Wie die Amalekiter und Midianiter bei dem Schall der Trompeten und beim Anblick der Fackeln des Gideon während der Nacht die Flucht ergriffen, so sind diese (der Bischof und die Seinigen) gleichfalls beim Klirren der Waffen und beim Anblick des Feuers entwichen.“ [1])

Früh am Morgen des 14. Juli verbreitete sich die Nachricht von der Abreise des Bischof's in der ganzen Stadt. Die katholischen Mitglieder des Rathes fühlten sich im Stiche gelassen von dem treulosen Fürsten und waren nicht im Stande, fortan der Strömung der Wasser Widerstand zu leisten, welche mit unaufhaltsamer Gewalt daherbrausten. „Alle Katholiken“, sagt Schwester Johanna, „waren sehr niedergeschlagen.“ Der Papst tadelte den Bischof, seine Kirche verlassen zu haben, und machte ihm Vorwürfe wegen seiner Feigheit. [2]) In ganz Italien sagte man: „Diese elende Stadt wird nun, da sie ihren Fürsten und Hirten verloren hat, die Zufluchtsstätte aller Bösewichter und der Sitz der Ketzerei werden.“ [3]) Aber was den Katholiken so viel Leid verursachte, erregte unter den Evangelischen unendlich viel Freude. Durch seine Flucht verzichtete der Fürst nach ihrer Ansicht auf eine angemaßte Gewalt, und die Bürger traten wieder in ihre Rechte ein. [4]) Der trügerische Schein, welchen das Papstthum bisher in Genf verbreitet hatte, erlosch, und ein neuer Morgen brach an. Die Sonne des Evangeliums erleuchtete die Stadt, und von hier aus ergoß sich das göttliche Licht auch über andere Gegenden. Der 14. Juli sah in dieser Stadt die zwitterhafte Macht fallen, [5]) welche behauptet, zwei Schwerter in der Hand zu halten. Seit der Zeit sind auch andere Bischofskönige selbst aus erzkatholischen Ländern verschwunden, und der letzte, der zu Rom, wankt auf seinem Sitze. Seit das Genfer Volk seinen Prälaten, der sich aller Charakterfestigkeit und jeder Frömmigkeit bar gezeigt hatte, nicht mehr in seinen

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 62, 63.

[2]) Le curé Besson, Mémoires pour l'histoire ecclésiastique du diocèse de Genève, p. 63.

[3]) Briève relation de la révolte de la ville de Genève. (Msc. des Archives générales du royaume d'Italie, paquet 14.)

[4]) Lettre à lord Townshend, par le secrétaire d'Etat Chouet. (Msc. de Berne, VI, 57.)

[5]) Es war gleichfalls ein 14. Juli, der zwei und ein halbes Jahrhundert später (1789) der Herrschaft des Feudalsystems ein Ende machte.

Mauern sah, bekümmerte es sich nicht mehr um ihn und fragte nie, wie es ihm ginge. Man erfand sogar eine Redensart, die noch heutzutage gebräuchlich ist. Wenn man von einem Menschen redete, der einem vollkommen gleichgültig war, sagte man: „Ich kümmere mich nicht mehr um ihn als um Baume.“ [1])

Zweites Kapitel.

Zwei Reformatoren und ein Dominikaner in Genf.

(Juli bis December 1533.)

Der Bischof war von seinem Throne gestürzt und mit ihm ein Despotismus, der mit kecker Hand die Freiheiten des Volkes angriff; die rechtmäßigen Magistratspersonen nahmen ihre curulischen Stühle wieder ein, und damit kehrten Freiheit und Gerechtigkeit zurück. Sie untersuchten nun die Sache der Bürger, deren Peter de la Baume sich ohne Prozeß zu entledigen getrachtet hatte. Der einzige, den man wegen des Todes von Wernly hätte verklagen können, Peter L'Hoste, hatte Zuflucht im Dominikanerkloster gesucht, und der Bischof hütete sich wohl, ihn hier zu verfolgen. Die Syndici aber begaben sich dorthin. Umsonst umfaßte der Unglückliche, an allen Gliedern zitternd, den Altar und rief: „Ich beschwöre Euch, nehmt Rücksicht auf die Ehrfurcht, welche diesem Heiligthum gebührt!“ Er wurde jedoch ergriffen, und die Untersuchung begann. Diese ergab die Unschuld der gefangenen Hugenotten und zeigte deutlich, daß die Heftigkeit des Stiftsherrn, der von Kopf bis zu Fuße bewaffnet, seine Gegner mit lautem Geschrei herausgefordert hatte, an dem Tumulte Schuld gewesen und Ursache seines Todes geworden war. Indessen hielten die Syndici dafür, daß das Blut des Stiftsherrn das Blut des Mannes forderte, welcher es vergossen hatte. Zwar leugnete Peter L'Hoste, welcher Karrenführer in der Stadt war, den tödtlichen Streich gegen Wernly geführt zu haben, und gestand nur zu, daß er ihn geschlagen; er wurde aber dennoch verurtheilt und enthauptet, während alle anderen Gefangenen ihre Freiheit wieder erhielten.

---

[1]) D. h. gar nicht. Diese Redensart hat ihren Ursprung von dem Namen des letzten Bischofs von Genf, de la Baume. (Glossaires genevois de Gaudy et de J. Humbert.)

Nur Claudina Levet sollte aus ihrem Kummer noch nicht erlöst werden, denn ihr Gatte war immer noch Gefangener im Schlosse Gaillard, und der Kastellan weigerte sich ihn herauszugeben. Da ersuchte der Rath die Herren von Bern, welche als Deputirte in Genf waren, sich für den Gefangenen zu verwenden, und am 4. September begab sich einer derselben in Begleitung des J. Lullin und C. Savoye nach Ville-la-Grand, eine Stunde von der Stadt, wo ihnen Aimé Levet denn auch ausgeliefert wurde. [1])

Während der Zeit, welche dieser fromme Mann im Kerker von Gaillard verlebt hatte, war sein Glaube durch die Schmähungen, mit denen man ihn überhäufte, durch die Härte der Gefangenschaft und die sichere Aussicht auf den Tod zu neuem Leben erweckt worden, und daher hatte er sich denn auch vorgenommen, als ihm nun der Kastellan seine Fesseln abnahm, seine Freilassung dazu zu benutzen, den Sieg des Evangeliums zu beschleunigen. Kaum war Aimé Levet seinem Hause zurückgegeben, als er an Anton Froment, jenen Evangelisten, schrieb, dem der Markt als Kirche und die Bank einer Fischhändlerin als Kanzel gedient hatte, und ihn beschwor, wiederzukommen. Dieser zögerte nicht, und da er wußte, daß die Arbeiten, welche seiner warteten, die Kräfte eines einzigen Mannes übersteigen würden, so forderte er einen Bruder aus Paris, der damals im Waadtlande verweilte, auf, ihn zu begleiten. Dies war Alexander Canus, auch Dumoulin genannt. So sahen Aimé und Claudina Levet eines Tages die beiden Evangelisten in Genf anlangen, der eine blieb bei ihnen in St. Gervais am rechten Ufer und der andere ging zu Claude Salomon neben dem Molard auf dem linken Ufer, und da sie sich demnach in den beiden Theilen befanden, aus denen die Stadt besteht, so konnte jeder seine Arbeit in seinem Quartier beginnen.

Salomon, welcher ebenso wie Levet trotz der damit verbundenen Gefahr sich die Ehre nicht rauben ließ, die Evangelisten zu beherbergen, war in demselben Grade milde, wie sein Freund de la Maisonneuve lebhaft, ja bisweilen heftig sein konnte. Eines Tages kurz nach der Flucht des Bischof's, sah Baudichon zwei Anhänger des Prälaten auf

---

[1]) Rathsprotokoll vom 6., 7., 8., 12., 17. August und 4. September 1533. — Froment, Gestes de Genève, p. 60. — Msc. de Roset, liv. III, chap. XVI.

der Straße, welche er in Verdacht hatte, daß sie auf Verrath sännen. Ihr Anblick brachte sein Blut in Wallung, und er rief aus: „Es giebt so viele Verräther hier; . . . . mir zuckt es in der Hand, auf die Verräther loszufahren!“ Aber das Pflichtgefühl hielt ihn zurück, und er that ihnen nichts. Der ruhige, duldsame, barmherzige Salomon hatte selbst solche vorübergehende Wallungen nicht und war nur darauf bedacht, Kranke und Arme zu besuchen und Fremde bei sich aufzunehmen, welche die Verfolgungen der Katholiken nach Genf trieben. „Ach,“ sagte er, „diese armen Flüchtlinge sind hülfsbedürftiger als alle andern!“ Seine Frau, die weder verzärtelt noch zimperlich war, ließ ihnen die sorgsamste Pflege angedeihen. Sie waren wie Cajus und Dorcas in der Schrift. [1])

Froment und Alexander, welche sich, wie gesagt, an den beiden Ufern der Rhone niedergelassen hatten, predigten nun „in den Häusern“ das Wort des Evangeliums gewaltig, so daß der Glaube sich „nach Art der Ableger des Weinstocks“ nach allen Seiten hin verbreitete; die alten Reben trieben neue Schüsse, welche Wurzel schlugen, und aus diesen sproßten andere Reben. Die Priester wurden sehr beunruhigt und riefen, falls man fortführe, die neue Lehre so zu predigen, würde bald das ganze Land von dieser Sekte angesteckt sein. Sie wandten sich an den Bischof, der in großer Sorge und Aufregung auf seinem Schlosse May verweilte und sich selbst wegen seiner schimpflichen Flucht Vorwürfe machte. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, antwortete er am 24. October, man solle in Genf nicht anders predigen als nach alter Sitte. Hocherfreut legten die Priester diese Briefe im Rathe vor. Aber das feige Benehmen des Bischofs hatte den Magistrat verstimmt, und der Rath antwortete: „Predigt das Evangelium und saget nichts, was sich nicht aus der Schrift beweisen läßt.“ Diese bedeutsamen Worte, welche der Reformation gewonnenes Spiel gaben, stehen genau so in den amtlichen Protokollen.

Groß war die Freude unter den Reformirten. Sie sahen in diesen Worten ein Dekret, welches das evangelische Christenthum in Genf (wie im dritten und vierten Jahrhundert in Rom) zu einer erlaubten

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 68. — Rathsprotokoll vom 12. October 1535.

Religion[1]) machte und ihnen das Recht gab, eine Kirche zu bilden, welche frei sein sollte, ohne daß sie die herrschende war. Dieselbe Thatsache hat sich zu andern Zeiten in andern Ländern gezeigt. Von nun an begaben sich alle, welche sich von dem Evangelium angezogen fühlten, zu de la Maisonneuve und andern Hugenotten und versammelten sich in dem größten Zimmer. Bald erschien dann der Evangelist, stellte sich vor einen Tisch, und zwar gewöhnlich, wie es scheint, unter das in den Saal vorspringende Kamingesims, und verkündigte das Wort Gottes. Diese Evangelisten plagten sich nicht sehr ab (ne se travaillaient pas beaucoup); sie sprachen nicht mit Bitterkeit wie andere, und machten keinen großen Lärm, sondern sie luden die Seelen ein, ohne Furcht zu Christo zu kommen, weil der sanftmüthig und demüthig ist, und die einfache und herzliche Predigt zog alle an, welche sie hörten. Der Bischof erklärte, es seien nur verstellte Reden, eine falsche Freundlichkeit; aber die Zahl der Zuhörer wurde so beträchtlich, daß die beiden Evangelisten auf den Straßen und an den Straßenecken, auf dem Molard und an noch andern Orten predigen mußten. Kaum zeigten sie sich auf einem öffentlichen Platze, so sammelte sich ein zahlreicher Haufe um sie, bald standen die Zuhörer dicht gedrängt. Und die lebendigen Worte, welche zu ihnen gesprochen wurden, trugen mehr Frucht, als die scholastischen oder trivialen Reden, welche in schönen Kirchen an die schläfrigen, in ihren bequemen Stühlen sitzenden Gemeindeglieder gerichtet wurden. „Diese Predigten in den Häusern, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt," sagt Froment selbst, „sind nicht ohne Lebensgefahr, aber sie dienen dem Worte Gottes zu großem Vortheil, und dem Papstthum zum Schaden.[2])

Die katholische Partei wurde indessen sehr besorgt; ihre Häupter kamen zusammen, und der Fiscalprokurator, die Beamten des Bischof's und die Priester, „voll Gift und Galle (fort envenimés) gegen die beiden Reformatoren", beschlossen, diese festzunehmen. Sobald eine Versammlung sich bildete, eilten die Schergen unvermuthet herbei. „Aber kaum sah man die Spitzen der Hellebarden blinken, so thaten die Gläubigen, deren Zahl sehr zugenommen hatte, ihre Pflicht, umringten ihre Prediger und ließen sie entweichen." Deshalb fing die bischöfliche Polizei

[1]) Religio licita.
[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 66.

die Sache listiger an; sie lauerte den Predigern auf und machte Jagd auf sie, wenn sie allein waren, denn sie trachteten nach nichts Geringerem als nach ihrem Leben. Aber diese Anstrengungen der Priester erhöhten nur die Achtung, welche man für die Evangelisten hegte. „Ach," hieß es in den Häusern der Hugenotten, „diese Verfolgungen sind das Zeichen, an dem man erkennen kann, daß sie ausgezeichnete Diener Christi sind." [1])

Der Bischof, der doch mit sich selbst sehr unzufrieden war, weil er seine Stadt verlassen hatte, konnte nirgends Ruhe finden; man sah ihn bald im Schlosse May, bald in Lons-le-Saulnier, bald in Arbois, bald anderswo. Der Gedanke, daß zwei Reformatoren seinen Platz in Genf eingenommen hatten, beunruhigte ihn, und als er erkannte, daß man sich um das ausdrückliche Verbot der Predigt, welches er am 24. October geschickt hatte, nicht kümmerte, erreichte seine Aufregung ihren Höhepunkt. „Man muß bei dieser Krankheit ein heroisches Mittel anwenden," sagte er. Und am 20. November erließ er einen offenen Brief an den Fiscalprokurator.

Am 30. November versammelte sich der große Rath, um denselben zu hören. Der Bischof sagte darin: „Wir befehlen, daß niemand in Unserer Stadt Genf die heiligen Lehren, das heilige Evangelium,[2]) sei es heimlich oder öffentlich, oder sonst auf irgend eine Weise predige, auslege, oder predigen und auslegen lasse, wenn er nicht Unsere ausdrückliche Erlaubniß erhalten hat, bei Strafe ewigen Bannes und bei 100 Livres Geldbuße." Die Zweihundert waren erstaunt; die Evangelischen wurden unwillig, die bessern Katholiken ließen das Haupt sinken. Ein Bischof verbot die heiligen Lehren und das heilige Evangelium zu predigen . . . verbot es gerade in der Zeit (im Advent), wo man es laut zu verkündigen pflegte. Ein Bischof bedrohte die mit dem Banne, die es predigten, verbot, es zu lehren, auf welche Art es auch sei! Kann er uns untersagen, daß wir uns mit demselben in unsern Höfen, in unsern Gärten oder anderswo beschäftigen?! — Nicht-Zimmer, nicht Keller, Küche, oder Kämmerlein soll ausgenommen sein! Und doch erklärt der Apostel Paulus, daß man dem Evangelium Christi kein Hinderniß in den Weg legen dürfe! Die Aufregung der

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 66.
[2]) Gaberel, lettres patentes de l'évêque. Pièces justificatives, I. p. 42.

Zweihundert war derartig, daß jede Berathung ihnen unmöglich wurde; der ganze Rath erhob sich und ging hinaus. So lauten die Worte des Protokolls. Das war die stumme, aber kräftige Antwort, welche Genf seinem Bischof gab.

Noch größer war die Aufregung in der Stadt. Da hörte man Murren und Seufzen, aber auch ironische Bemerkungen: „Wißt Ihr das Neueste?" sagten einige Hugenotten, „der Bischof will mit Trompetenschall verkünden lassen, daß er uns allen verbietet, von Gott und Christo zu reden, sei es Gutes oder Böses." Dies einfältige Verbot wirkte wie Oel, das man in's Feuer gießt; die Predigten wurden nur häufiger, und selbst die Gleichgültigen fingen an, die Schrift zu lesen. Froment und seine Freunde verbreiteten evangelische Bücher in Menge, zuerst das neue Testament, dann verschiedene andere kürzlich verfaßte Schriften, „die verborgene Wahrheit," die „Brüderschaft des heiligen Geistes," „die Art der Taufe," das „Abendmahl Jesu Christi," das „Buch der Kaufleute". Der Buchdrucker de Wingle und einer seiner Gehülfen, Namens Grosne, unterstützte sie dabei. Aber die Papisten antworteten den Colporteuren oft sehr derb und unfreundlich; ein Edelmann der Umgegend ließ Grosne auf der Landstraße aufgreifen und ihm die Ohren abschneiden.[1]) Gleichviel, das Volk dürstete nach Wahrheit, jeder wollte das Wort Gottes hören.

Als die Häupter der bischöflichen Partei sahen, daß nichts die „Kaminprediger" und ihre Zuhörer in ihrem Werke aufhalten konnte, fingen sie an, einen Prediger zu suchen, dessen feurige Beredsamkeit die fast erlöschende römische Inbrunst wieder anfachen könnte, eine jener guten Klingen, welche im harten Kampfe mit gewaltigen Hieben dreinschlagen sollte. Seit zwei oder drei Jahrhunderten spielten die Dominikaner als Inquisitoren die Hauptrolle im Papstthume; sie waren gewandt, beredt und in Staatsgeschäften erfahren, beharrlich in ihren Plänen, unerschütterlich im Dogma, verschwenderisch mit Drohungen, Todesurtheilen und Scheiterhaufen. Nun wurde damals in Savoyen, ja selbst in Genf viel von einem Gelehrten der Sorbonne, Namens Guy Furbity gesprochen, der ein „großer Theologe, ein begeisterter Anhänger des Papstes, ein abgeschworener Feind der Reformation, der

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 6 et 7.

kühn aber auch äußerst heftig sein sollte.[1]) Er predigte damals in Chambéry und Montmeillan und entzückte seine Zuhörer. Die Genfer Katholiken wandten sich deshalb an die Sorbonne und erbaten sich diesen großen Prediger; sie dachten, wenn dieser Fels in das Thal des Genfersee's versetzt würde, vermöchte derselbe vielleicht dem verheerenden Strome der Reformation einen Damm entgegen zu stellen. Die Bitte wurde erfüllt, und Furbity redete sich selbst ein, daß er eine viel herrlichere Krone als alle seine Vorgänger erringen würde. Stolz auf seinen Orden, seinen Ruf und seine Kirche, kam er mit hoch erhobenem Haupte, funkelnden Augen und drohenden Geberden nach Genf, man hätte meinen sollen, daß er alle seine Feinde in Staub verwandeln wollte. „Ach, die armen Lutheraner," rief er verächtlich, „die armen Kaminprediger!" „Er war Feuer und Flammen" (enflambé), sagt Froment. Die Hugenotten aber zeigten spöttisch auf ihn, und setzten hinzu: „Seht den Atlas, welcher die wankende römische Kirche des römischen Priesters auf seinen Schultern zu tragen vermeint."[2])

Es war ein Complott im Werke, dessen Seele Furbity sein sollte. Die Syndici Du Crest, Baud, Malbuisson und noch einige andere gute Genfer waren von den Priestern für die Sache des Papstes gewonnen worden, und auf diese Weise hielten dieselben den Rath, den Schatz, die Artillerie, die Güter der Stadt, mit einem Worte alles und auch das unwissende Volk in ihren Händen.[3]) Kaum war der Gelehrte der Sorbonne im Kloster seines Ordens angekommen, als eine Deputation der Stiftsherren erschien und ihn bat, in der Hauptkirche und nicht in der Kirche der Dominikaner zu predigen. „Die in der St. Peterskirche gehaltenen Predigten werden ein weit größeres Aufsehen machen," sagten die Mönche zu ihm. — „Gut," antwortete Furbity, „ich verspreche Euch, recht kräftig und laut gegen die modernen Ketzer zu donnern." Man wandte ein, daß es gegen die hergebrachte Ordnung sei, solche Predigten in der Kathedrale zu halten, aber die Priester erklärten: „Wir werden ihn mit Gewalt und Waffen hinbringen, und dann kann er sagen, was er will."

[1]) Mcs. de Berne, Hist. Helv., V, 12.

[2]) „Velut alter Atlas qui instanti causae catholicae succollaret." (Geneva Constituta, p. 63.)

[3]) Froment, Gestes de Genève, p. 66—68. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 70.

Wirklich bewaffneten sich am Sonntag den 30. November Morgens eine Anzahl Priester und Laien, und inmitten dieser Schar begab sich der Doctor der Sorbonne nach der St. Peterskirche. „Wahrhaftig,“ sagten einige Genfer erstaunt, „er wird mit bewaffneter Hand predigen!“ Aber an jenem Tage mäßigte er sich, und ihm wurde kein Hinderniß in den Weg gelegt. Am folgenden Tage jedoch, am Montag, gerieth er in Eifer, er erging sich in unausgesetztem Schelten gegen die Prediger, und dazwischen ertönten pomphafte Phrasen zum Preise des Papstthums. „Er benimmt sich auf der Kanzel wie ein Unsinniger,“ sagte Froment, der zugegen war, „und schreit ohne Sinn und Verstand.“ Aber die bigotten Katholiken waren entzückt. „Habt Ihr den Doctor Furbity gehört?“ hieß es in der Stadt. Am Dienstag war die Menge, welche sich in der Kathedrale zusammenfand, unermeßlich groß. Der Dominikaner bestieg die Kanzel mit dem festen Entschlusse, die Ketzer zu vernichten, wie es ehemals der heilige Dominikus, sein Schutzpatron, gethan hatte.

Er meinte, es komme besonders darauf an, die Bibel herabzusetzen und den Papst zu erheben; er machte sich also an's Werk: „Alle, welche die Schrift in der Muttersprache lesen, sind Leckermäuler, Trunkenbolde, Hurer, Gotteslästerer, Diebe und Mörder; die, welche sie unterstützen, sind eben so böse wie sie, und Gott wird sie alle strafen! Alle, welche dem Papste, den Kardinälen, Bischöfen, Pfarrern, Vikaren, und Priestern nicht gehorchen wollen, sind Schafe des Teufels. Sie sind von ihm gezeichnet, sind schlimmer als die Juden, Verräther, Mörder, Räuber und müssen an den Galgen gehängt werden. Alle, welche am Freitag und Sonnabend Fleisch essen, sind schlimmer als die Türken und tolle Hunde! Hütet Euch vor den Ketzern, vor den Deutschen, welche schlimmer sind als Aussatz und Moder. Habt keinen Verkehr mit ihnen, weder in Handel noch Wandel, und gebt ihnen nicht Eure Töchter; es wäre besser, Ihr gäbet sie den Hunden.“ [1])

Unter den Evangelischen, welche diese Reihe von Schmähungen mit anhörten, befand sich ein Mann von kleiner Statur, Namens Janin, welcher Piken, Hellebarden, Wurfspieße und Pfeile verfertigte, weshalb man ihn gewöhnlich den Collonier d. h. Waffenschmied nannte. Er

[1]) Auszug der Aktenstücke des Prozesses in den Rathprotokollen vom 27. Januar 1534.

war unermüdlich thätig; man traf ihn überall; er discutirte privatim und predigte vor Versammlungen, indem er seine Zuhörer mit aller Macht, welche ihm zu Gebote stand, zu bereden suchte, den Glauben anzunehmen, welchen Luther in der heiligen Schrift gefunden hatte.[1]) So war er auch in die Peterskirche gekommen und hatte sich neben gut Katholische gesetzt, unter andern saß Peter Pennet, dessen Brüder bald in Genf durch ihren Eifer für den römischen Glauben berühmt wurden, neben ihm. Da Janin nun die Schmähreden, die er vernahm, nicht ertragen konnte, rückte er auf seinem Platze hin und her und rief endlich aus, der Prediger wisse nicht, was er sage. Die Katholiken aber, welche sich ärgerten, in ihrer Andacht gestört zu werden, sprachen zu ihm: „Macht, daß Ihr fort kommt, wir haben hier an einem Prediger genug.“[2]) Es kostete Mühe, ihn zum Schweigen zu bringen. Doch bald sollte den Redner ein noch bedeutenderer Widerspruch unterbrechen.

Der Domikaner erkannte, daß Schmähungen nicht genügten, um das Papstthum wieder zu heben, daß er vielmehr vor allem die Grundlehren desselben feststellen müsse, und das unternahm er nun in andern Reden. Indem er fortfuhr auf die Reformatoren zu schimpfen, sagte er: „Statt ein priesterliches Gewand zu tragen, sind diese Elenden gekleidet wie Räuber;“ er behauptete, Priester allein könnten kraft der sacramentalen Einsegnung den Seelen die Gemeinschaft mit Gott verschaffen. Er begann sogar Sätze hinzustellen, welche in den Ohren der Anbeter der Maria seltsam klingen mußten. Er sagte: „Ein Priester, welcher die Elemente des Abendmahles weiht, steht über der heiligen Jungfrau, denn sie hat Jesu Christo nur einmal das Leben gegeben, während der Priester ihn alle Tage schafft, so oft er will. Wenn ein Priester die Einweihungsworte über einen mit Brot gefüllten Sack ausspricht, oder über einen Keller mit Wein, so verwandelt sich all das Brot in den kostbaren Leib Jesu Christi, und aller Wein wird zu Blut, und das hat die Jungfrau niemals bewirkt. . . . Ach, der Priester! Man sollte ihn nicht blos grüßen, sondern vor ihm knieen, sich vor ihm niederwerfen.“

Aber das war nicht genug; der Dominikaner glaubte auch die Lehre von der Transsubstantiation vortragen zu müssen, auf welcher die

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 29.
[2]) *Ibid.* p. 37.

Würde des Priesters ruht. Er rief also: „Man muß glauben, daß der Leib Jesu Christi mit Fleisch und Bein in der Hostie vorhanden ist; man muß glauben, daß er sich darin befindet, wie in dem Leibe der gottseligen Jungfrau, oder an dem Stamme des wahren Kreuzes. Man muß das glauben bei Strafe ewiger Verdammniß, denn unsere heilige Theologie zu Paris in der Sorbonne und unsere Mutter, die heilige Kirche, glauben es. Ja, Jesus Christus ist in der Hostie, wie er im Leibe der Jungfrau war, eben so klein .... wie eine Ameise..... Man darf nicht weiter darüber streiten."

Ueberzeugt, daß er nun einen glänzenden Sieg davon getragen habe, erging sich der Dominikaner darauf in den hochtönendsten Phrasen wie sie ihm sein priesterlicher Stolz eingab, und indem er seinen Vorrath von Schmähreden vollends ausschüttete, rief er: „Wo sind diese elenden Lutheraner, welche das Gegentheil predigen? Wo sind sie, diese Ketzer, diese Bösewichte, die schlimmer sind als Juden, Türken und Heiden?... Wo sind sie, diese herrlichen Kaminprediger? Mögen sie vortreten und ich werde ihnen antworten ... ha! ha! sie werden sich wohl hüten sich zu zeigen außer am Kamin, denn sie sind nur im Stande die armen Frauen und die Unwissenden zu betrügen." [1])

Nachdem er so gesprochen hatte, setzte sich der Mönch, im stolzen Bewußtsein, seine Beredsamkeit gezeigt zu haben. In der Versammlung aber herrschte eine große Aufregung, weil er die Reformatoren zum Kampfe herausgefordert hatte. Man fragte sich, ob sie auf diese Herausforderung antworten würden, und wartete. Da stand Froment auf; mitten in der Kirche stehend, machte er mit der Hand ein Zeichen, daß man schweigen solle, und begann: „Um der Liebe Gottes willen, hört, was ich Euch zu sagen habe." Alle Blicke richteten sich auf den, der diese Wort sprach, und mit laut tönender Stimme rief der Evangelist: „Ihr Männer, ich biete mein Leben zum Pfande, ja ich bin bereit, mich dem Feuer auszusetzen, wenn ich nicht aus der heiligen Schrift beweise, daß alles, was der Doctor Furbity eben gesagt hat, falsch und das Wort des Antichrists ist." Dann stellte er den Behauptungen des Dominikaners die Autorität der Bibel entgegen. Die Evangelischen riefen: „Er redet gut," und einige sagten, indem sie auf den Mönch blickten: „Er soll ihm antworten!" Aber Furbity, welcher sehr verwundert war,

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 69—71. — Msc. de Gautier.

als er sich von diesem Manne (die Schwester Johanna nennt ihn einen bösen jungen Knaben) mit so kräftigen Stellen widerlegen hörte, wagte nicht aufzustehen und blieb wie angenagelt auf seinem Stuhle sitzen, indem er den Kopf hinter der Kanzel verbarg. „Er soll antworten!“ riefen die Hugenotten von allen Seiten, aber ihr Rufen war vergeblich.

Als die Stiftsherren und ihre Freunde sahen, wie ihr Orakel zum Stillschweigen gebracht war, unternahmen sie eine Beweisführung, die ihren Gewohnheiten besser entsprach. Sie entblößten ihre Schwerter (wie die Priester sie dazumal häufig trugen), näherten sich Froment und riefen: „Tödtet, tödtet diesen Luther! . . . O der Elende, der es wagt, unsern guten Pater zu tadeln!“ Der Tod konnte allein das Vergehen eines Laien sühnen, der sich unterstand, einem Priester zu widersprechen; nur über einen Punkt waren die Geistlichen nicht einig: sollte man den Evangelisten verbrennen oder ertränken? Die einen riefen: „In's Feuer!“ und die andern: „In die Rhone!“ „Die Aufregung war nicht gering!“ sagt Froment. Aber in demselben Augenblicke, wo die Priester ihn fortschleppen wollten, scharten Baudichon de la Maisonneuve, Ami Perrin, Janin der Collonier und andere sich um ihn wie eine Leibwache und suchten ihn aus der Kirche herauszubringen. Das beschwichtigte indessen den Tumult keineswegs; man eilte ihm nach, die Magistratspersonen wollten ihn ergreifen. Sie drängten sich alle heran, erzählt Froment selbst, sei es um ihn zu sehen, sei es um ihn zu schlagen, oder endlich um ihn fortzuschleppen. Die tobende Menge machte darauf noch eine letzte Anstrengung, um den Evangelisten in ihre Gewalt zu bekommen. Nun war man gerade bei der großen Pforte des Tempels, und als Baudichon dies bemerkte, blieb er stehen, zog sein Schwert, und indem er sich gegen die Menge kehrte, rief er laut: „Wenn einer ihn anrührt, so ist er des Todes! Laßt der Gerechtigkeit freien Lauf, und wer Unrecht hat, leide seine Strafe!“ Durch den Blick Maisonneuve's eingeschüchtert, wichen die Katholiken zurück, und Froment's Freunde benutzten in aller Eile diesen günstigen Augenblick und entzogen den Reformator dem Bereich seiner Feinde. Da aber stürzten die Weiber in großer Wuth wie wahnsinnig ihm nach und warfen eine Menge Steine auf ihn.[1]) Der kühne Perrin, der mehr ein Politiker

[1]) Froment, Gestes merveilleux de Genève, p. 71—74. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 70. — Msc. de Gautier.

als ein gut Evangelischer war, sagte voll Schrecken über diesen Aufstand zu Froment: „Wir haben die Sache verdorben; alles ging vortrefflich, und nun ist alles verloren!“ Der andere (damit meint Froment sich selbst) war aber seiner Sache gewiß und antwortete einfach: „Alles ist gewonnen!“ Und die Zukunft sollte zeigen, daß er Recht hatte. Als Froment im Hause Baudichon's, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte der Freunde des Evangeliums, angekommen war, ließ der Collonier ihn auf den Heuboden steigen und versteckte ihn sorgsam unter dem Heu. De la Maisonneuve und Janin mußten diese guten Dienste später theuer bezahlen. Kaum hatte der letztere den Heuboden verlassen, als Claude Baud mit dem Zeichen seiner Würde und von seinen Beamten begleitet anlangte. Sie durchsuchten das ganze Haus und stießen selbst mit den Hellebarden in das Heu, aber sie fanden ihn nicht und zogen sich endlich zurück.[1])

Alexander, welcher in der Kirche nicht gesprochen hatte, war seinem Freunde bis zur großen Pforte des Tempels gefolgt. Als er sah, daß Froment durch Janin fortgeführt wurde und er dessen Rettung für gewiß hielt, blieb er „hoch oben auf den Stufen mitten in dem Volkshaufen stehen“, und ohne sich durch die Wuth der Menge einschüchtern zu lassen, rief er: „Er hat ihn trefflich widerlegt. Der Doctor Furbity hat gegen die heiligen Bücher gepredigt; er ist ein falscher Prophet!“ Da ließen die Syndici, welche froh waren, wenigstens einen fassen zu können, Alexander in das Stadthaus bringen, und man verlangte laut, daß er zum Tode verurtheilt werde. Aber der weise Balthasar widersetzte sich dem und sagte: „Nicht dieser Mann hat den Aufstand veranlaßt; zudem ist er ein Franzose, und der König von Frankreich möchte leicht Ursache zu Feindseligkeiten wider unsere Stadt finden, wenn wir seine Unterthanen tödten ließen.“ Die beiden „Muhamedaner“ wurden für ewige Zeiten bei Todesstrafe aus der Stadt verbannt. Zugleich wurde beschlossen, den Adventspredigern zu gebieten, „daß sie nur das Evangelium predigen sollten, um Unruhen zu vermeiden.“

Alexander wurde nun durch die Wächter aus der Stadt an einen Ort geführt, welcher die Münze hieß, und als er sah, daß eine große Menge ihm folgte, wendete er sich an dieselbe und sagte: „Wir wollen

---

[1]) Rathsprotokoll vom 2. December 1533.

nicht ruhen, den Kriegern gleich, die ihre Waffen niedergelegt haben, sondern muthig fortkämpfen.“ Dann redete er zwei Stunden lang zum Volke, und manche wurden für das Evangelium gewonnen. De la Maisonneuve, welcher unterdessen in sein Haus zurückgekehrt war, holte Froment von dem Heuboden, und als die Nacht hereinbrach, verließen beide heimlich Genf, nahmen Alexander von der Münze mit sich, und reisten alle drei nach Bern.

Drittes Kapitel.

Farel, de la Maisonneuve und Furbity in Genf.

(December 1533 bis Januar 1534.)

De la Maisonneuve war fest entschlossen, die Freiheit der evangelischen Predigt aufrecht zu erhalten. „Man nennt uns Lutheraner,“ sagt Froment; „nun heißt aber Luther in deutscher Sprache „hell“; und es giebt nichts helleres als das Evangelium Jesu Christi. Die lutherische Sache ist die Sache des Lichts.“[1]) Und deshalb wollte de la Maisonneuve dasselbe verbreiten.

Kaum in Bern angekommen, verlor der eifrige Hugenotte keinen Augenblick und ging sogleich an's Werk. Er erzählte allen seinen Freunden (und er hatte dort eine große Menge), was in Genf geschah; Froment und Alexander, welche ihn begleiteten, bekräftigten seine Beschwerden und wiederholten die Reden des Dominikaners. Die Berner wurden durch die Schmähungen, die der Mönch gegen die Protestanten ausgestoßen hatte, auf's höchste erbittert, aber es trieb sie noch ein edlerer Beweggrund zum Handeln. Sie hatten geglaubt, da ihnen der energische Charakter der Bewohner Genf's bekannt war, die Stadt würde der Reformation großen Gewinn bringen. Nun begann man aber in Savoyen, im Waadtlande, in Freiburg und in Frankreich zu sagen, die reformatorische Bewegung wäre in der Hugenotten-Stadt unterdrückt. „Es verbreitete sich in der ganzen Gegend um Genf herum ein starkes Gerücht, wie der Meister Furbity in seinen Streitigkeiten mit den

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 70, 71.

Lutheranern triumphirte," sagt Farel.[1]) Die Berner beschlossen daher, der bedrohten Reformation zu Hülfe zu kommen, aber nicht etwa durch starke Bataillons, sondern sie schickten einen bescheidenen Prediger des Evangeliums nach Genf und gaben de la Maisonneuve Wilhelm Farel zum Gefährten.

Am Sonntag den 21. December, am Feste des heiligen Thomas von Canterbury, schien sich Furbity's Kraft zu verdoppeln, vielleicht weil er stolz darauf war, einen so heldenmüthigen Heiligen zu feiern. „Alle, welche der verfluchten Sekte anhangen," rief er, „sind nichts als unzüchtige Leute, Fresser und Säufer, Ehebrecher, Ehrgeizige, Mörder und Diebe, welche thierisch leben und nur den Sinnen fröhnen; ohne sich an Gott und ihre Oberen zu kehren." Diese Worte erregten wahre Begeisterung unter den Katholiken, und die Angesehensten unter ihnen beschlossen in corpore in den bischöflichen Palast zu ziehen, um dem ehrwürdigen Vater zu danken. Der edle Perceval de Pesmes, „der Kapitain der Guten" wie die Nonnen ihn nannten, stand an ihrer Spitze. „Hochwürdiger Vater," sagte der stolze Sproß der Kreuzfahrer, „wir danken Euch, daß Ihr so gute Reden haltet, und bitten Euch, habt keine Furcht." — „Herr Kapitän," antwortete der Mönch, „führet Ihr das Schwert, ich werde den Geist und die Zunge gebrauchen." So war der Vertrag geschlossen, und die Deputation zog sich zurück.

Aber kaum war dieselbe aus dem bischöflichen Palaste heimgekehrt, als sich eine seltsame Nachricht in Genf verbreitete. „De la Maisonneuve kommt aus Bern zurück und bringt — den berüchtigten Wilhelm Farel mit!" Und einmal wieder in Genf angelangt, sollte Farel die Stadt nicht eher wieder verlassen, als bis das Werk der Reformation daselbst vollendet war. „Wie!" riefen die Katholiken, „dieser Bösewicht, dieser Teufel, den wir fortgejagt haben, ist wieder da?" Sie waren so aufgebracht, daß de Pesmes, Malbuisson und andere, als sie an demselben Tage Farel und de la Maisonneuve auf der Straße begegneten, ihre Schwerter zogen und auf sie losstürzten; aber Hugenotten befreiten sie. Die Bischöflichen hielten einen Rath und beschlossen die Waffen zu ergreifen, um den Reformator aus Genf zu vertreiben.

---

[1]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles et tumulte advenus à Genève, avec la disputation faite l'an 1534. Diese Schrift ist vom 1. April 1534 datirt. Sie ist von Farel verfaßt, aber der Verleger schreibt sie einem Genfer Notar zu.

Uebrigens waren die Katholiken nicht umsonst erschrocken: Farel war ein Held. Ein solches Werk, wie es jetzt gegründet werden sollte, bedarf eines jener gewaltigen Männer, welche durch ihre Energie und ihren festen Willen alle Hindernisse besiegen, und alle Kräfte ihres Zeitalters in Bewegung setzen, um den einmal gefaßten Plan auszuführen. Calvin und Luther sind die großen Männer der Reformation im 16. Jahrhundert. Calvin vertheidigte dieselbe gegen gefährliche Feinde; er gab der erneuerten Kirche Einheit der Lehre und eine einfache und kräftige Verfassung. Der schriftgemäße Glaube, welchen er hingestellt hat, macht und wird in der Welt die Runde machen. Allein als er nach Genf kam, war die Reform daselbst äußerlich schon vollendet.

Im Grunde ist Farel der Reformator dieser Stadt, sowie mehrerer anderer Ortschaften in der Schweiz und in Frankreich. Er war ein edler und einfacher Evangelist, der sich zwar weder in Bezug auf Geistesgröße noch auf die Berühmtheit seines Namens mit seinem Nachfolger messen konnte, aber er hörte nicht auf, sein Leben in heftigen Kämpfen um des Heilands willen zu wagen, und im Reiche der Gnade war er in diesen herrlichen Gegenden, welche von den Alpen und dem Jura eingeschlossen werden, was das Feuer im Reiche der Natur: das mächtigste Werkzeug Gottes. Er war nicht, wie man bisweilen glaubt, ein hitziger Kopf, ein Mann, der oft durch seinen leidenschaftlichen Eifer sich hinreißen ließ. Mit der Energie war bei ihm Klugheit gepaart, und Eifer und Unparteilichkeit fanden sich in ihm vereinigt. „Wollte Gott," sagte er bei Gelegenheit des Streites, welchen er mit Furbity auszukämpfen hatte, „daß jeder ehrlich stritte, ohne sich zu sehr auf diese oder jene Seite zu neigen."[1]) Aber man muß zugeben, daß er noch mehr Kraft als Umsicht besaß, und eine Thätigkeit ohne Gleichen war der Hauptzug seines Charakters. Ueberall Hand anlegen, bei jeder Gelegenheit handeln, an jedem Orte predigen und allen Gefahren Trotz bieten, das war seine höchste Freude, das war sein Leben. Sein gewaltiger Geist liebte die Abenteuer, wie man das von einem berühmten Eroberer gesagt hat, und nur das war ein Fest für ihn, wenn er im Felde stand. Farel sollte das Werk beginnen, Calvin sollte es krönen.

---

[1]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles et tumulte advenus à Genève, avec la disputation faite l'an 1534. Avant-propos.

Ein anderer Mann, ein Laie, war berufen, eine nicht minder wichtige Rolle in der Genfer Reformation zu spielen. In den großen Revolutionen der Völker läßt Gott, wie ein Geschichtsschreiber bemerkt hat,[1] bisweilen nicht einen Lenker und Rathgeber erstehen, sondern er schafft eine Strömung im Volke, der man nur zu folgen braucht. In Genf gab es wirklich eine solche mächtige Strömung, welche der Reformation zuführte, und der Mann, in dem diese Volkskraft sich personificirte, war Baudichon de la Maisonneuve. Von edlem Geschlecht und adliger Gesinnung war er anfangs nur ein nach Unabhängigkeit strebender Politiker und ein Gegner des Papstthums; als er aber Haus und Herz dem Evangelium öffnete, nahm seine Liebe für dasselbe immer mehr zu. Zwar besaß er nicht alle evangelischen Tugenden, er war hin und wieder ein Spötter und verhöhnte den Aberglauben seiner Zeit, auch zeigte er sich in seinen Worten und Handlungen bisweilen heftig und leidenschaftlich; aber diese republikanische Energie, welche ihn charakterisirte, machte ihn so recht dafür geeignet, Rom, dem Herzog und der Inquisition die Spitze zu bieten. Fest und unerschütterlich, wie er war, wurde er auf dem kleinen Schauplatz, was auf jenem größeren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen gewesen sind: der Schirmvogt der evangelischen Lehre. Obwohl von Adel, trieb er doch Handel und machte bedeutende Geschäfte. Er war reich und freigebig und sorgte für alles, was der neue Cultus erforderte. Die höchsten Behörden der Stadt, mit denen er in Verbindung stand, bewiesen ihm große Achtung, und so geschah es, daß nicht nur die mächtige Republik Bern, sondern sogar König Franz I. sich zu seinen Gunsten verwandte. De la Maisonneuve zweifelte durchaus nicht an dem Siege der Reformation. Als eines Tages ein Kaufmann aus Lausanne ihm eines von seinen Pferden abkaufte, sagte der zuversichtliche Genfer: „Ihr könnt es mir bezahlen, wenn man in Lausanne keine Messe mehr hält.“ Und als er zwei oder drei Monate später in Lyon seine Rechnungen in Ordnung brachte, sprach er zu einem seiner Correspondenten: „Ihr sollt bezahlen, wenn die Priester in dieser Stadt sein werden, was sie jetzt in Bern sind.“ Daher sagten auch die eifrigen Katholiken von ihm: „Er ist die Ursache des Unheils in Genf, wollte Gott, er wäre

[1]) M. Thiers, sur l'insurrection en Espagne.

zehn Jahre früher gestorben! [1]) Vielleicht war es Berthelier, mit dem de la Maisonneuve am meisten Aehnlichkeit hatte; ersterer begann den Kampf für die Unabhängigkeit, letzterer hielt die Reformation aufrecht. Sie sind zwei Pioniere, wenn aber Berthelier vielleicht auch heldenmüthiger war, so war nach meinem Dafürhalten Baudichon moralischer.

De la Maisonneuve wußte, wenn es Noth that, Klugheit und Energie mit einander zu vereinigen. Als der Dominikaner am 21. December mit großem Aufsehen in der Kathedrale gepredigt hatte, sagten einige Reformirte laut: „Warum sollte unser Geistlicher (Farel) nicht eben so gut in der Kirche predigen, wie der papistische Doctor?" worauf sie den Reformator aufforderten, in das Gotteshaus zu kommen. In höchstem Unwillen riefen die Katholiken: „Lieber wollen wir unser Leben lassen!" Und de la Maisonneuve ermahnte seine Freunde, sich stille zu zu verhalten, er wollte den gesetzlichen Weg versuchen und vom Magistrat eine Kirche erbitten.

Wirklich erschien er am folgenden Tage vor dem Rathe und übergab demselben ein Schreiben von den Häuptern der mächtigen Berner Republik, in welchem es unter anderm hieß: „Wie! Ihr jagt unsere Diener aus Eurer Stadt, Leute, die dem heiligen Worte ergeben sind, die wir Euch empfohlen haben, und duldet dagegen Männer bei Euch, welche Gott lästern? Euer Prediger hat uns angegriffen; wir werden ihn vor Gericht belangen und ersuchen Euch ihn festzunehmen. Ferner fordern wir von Euch einen Platz, wo Farel öffentlich das Evangelium predigen kann." Die Mehrzahl der Rathsmitglieder wurde über diese beiden Forderungen bestürzt. Man war gerade im Begriff, dieselben in Erwägung zu ziehen, als man eine Bewegung auf der Straße vernahm: die Verschwörung kam zum Ausbruch.

Es war fast Mittag. Acht- oder neunhundert Laien und Priester begaben sich nach dem bischöflichen Palaste, wo sie hatten zusammen kommen wollen. Hier war alles in Bewegung, die Keller standen offen, die Diener liefen mit Flaschen in der Hand umher: „man gab allen reichlich zu trinken, und jeder versprach seine Pflicht bestens zu erfüllen, es waren stattlich aussehende und trefflich ausgerüstete Leute. Zweihundert

---

[1]) Manuscrit du procès inquisitionnel de Lyon (Archives de Berne, p. 38, 198, 229, 285.)

von ihnen sollten in St. Peter bleiben, um die Ketzer von hinten anzugreifen, allen andern wurde befohlen nach dem Molard hinabzuziehen, und „um der Liebe Gottes willen, mit Muth und Eifer" die Wohnung Baudichon de la Maisonneuve's zu stürmen, wo Farel sich, wie man sagte, aufhielt. [1])

Als de la Maisonneuve merkte, was man vorhatte, eilte er hastig aus der Rathssitzung' nach seinem Hause um dasselbe zu schützen. [2]) Seine erste Sorge war, Farel, so gut er konnte, zu verstecken, und dann traf er, als er sah, daß alles zur Erstürmung seines Hauses vorbereitet wurde, seine Vertheidigungsmaßregeln. Aber der Rath, welcher wohl erkannte, um was es sich handle, verließ das Rathhaus und ertheilte den Bischöflichen den Befehl, die Waffen niederzulegen. Nach so vielen Betheuerungen und solchen Anstrengungen schien es freilich seltsam, diesem Befehle Folge zu leisten, allein sie gehorchten doch, und die Hugenotten sagten: „Die Gottlosen träumten von Siegen, aber all' der Lärm verflog schließlich wie Rauch." [3])

Nun kam Farel aus seinem Versteck hervor und begann in den Häusern zu predigen; aber die Zuhörerschaft hatte ein seltsames Aussehen; vor dem Prediger standen die stolzen Hugenotten mit dem Helme auf dem Haupte und dem Schwert an der Seite; einige waren sogar im Panzer und trugen Büchsen oder Hellebarden, denn seitdem die Katholiken die Waffen ergriffen hatten, fürchtete man einen Angriff; Baudichon leitete die Versammlung. Mit einem Allecret (einem leichten Panzer) bedeckt und einem Stocke in der Hand hielt er die Leute in Ordnung, wies ihnen ihre Plätze an, und wenn er hörte, daß man sich unterhielt, gebot er Stillschweigen. Endlich ergriff Farel das Wort und predigte das Evangelium mit Kraft und Kühnheit. [4])

Die Syndici, welche zwischen den Reformatoren und den Katholiken

---

[1]) Rathsprotokoll vom 22. December 1533. — Froment, Gestes merveilleux de Genève, p. 78. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 71. Lettres certaines d'aucuns grands troubles, etc.

[2]) Neuere Nachforschungen haben ergeben, daß dies Haus in der rue Basse du Marché gelegen war, dem Terraillet gegenüber.

[3]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles, etc. — Froment, Gestes de Genève, p. 79. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 73.

[4]) Froment, Gestes de Genève, p. 79. — Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 226.

in der Mitte standen, wußten nicht, was sie anfangen sollten. Legten sie Hand an Furbity, so erzürnten sie die Katholiken und die Savoyarden; gestatteten sie ihm, in seinen Philippicis gegen die Reformirten fortzufahren, so beleidigten sie die Hugenotten und die Berner. Um beide Parteien zufrieden zu stellen, beschlossen die Zweihundert, dem Dominikaner seine Freiheit zu lassen und ihn doch zugleich in einer Art von Gefangenschaft zu halten. Er sollte hingehen dürfen, wohin es ihm beliebte, aber nur in Begleitung von sechs Wächtern, die ihm überall folgten, selbst bis an den Aufgang zur Kanzel. „Ach!" sagten seine Freunde, „der hochwürdige Vater wird von Häschern bewacht!" Aber der Mönch erhob das Haupt und sagte: „Ich werde auf das Anstiften von Leuten, die wenig taugen, gefangen gehalten." Als der Weihnachtstag kam, sah der Dominikaner eine ansehnliche Menge von Zuhörern und unter diesen besonders Frauen sich versammeln. Weihrauch duftete auf den Altären, Gesänge erschallten auf dem Chore, und nie waren die Gläubigen andächtiger gewesen; der Mönch predigte mit so viel Feuer, daß „seit Menschengedenken kein schönerer Gottesdienst gehalten worden war." [1]) Um dieselbe Zeit predigte Farel in einfachem Gewande in einem großen Zimmer; dort gab es weder Weihrauch, noch Kerzen oder Gesang; aber das Wort Gottes bewegte die Gemüther. Das erbitterte Furbity immer mehr, und er rief am letzten Tage des Jahres von der Kanzel herab: „Alle, welche dem neuen Glauben folgen, sind Ketzer und die lasterhaftesten Menschen." [2]) So schloß das Jahr 1533.

Im neuen Jahre sollte die Wage sich auf die Seite der Reformation neigen, und als ob die römische Geistlichkeit vor der Zukunft in Angst wäre, beschloß sie den Baum an der Wurzel abzuhauen und weihte den ersten Tag des neuen Jahres 1534 durch eine seltsame Verordnung ein. Von allen Kanzeln herab verkündigten die Priester: „Es ist von Seiten Seiner Hochwürden von Genf und seines Großvikars befohlen worden, daß niemand das Wort Gottes weder öffentlich noch im Geheimen predigen, und daß man alle Bücher der heiligen Schrift, sowohl

---

[1]) Rathsprotokoll vom 23. und 24. December 1533 und vom 27. Januar 1534. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 74.

[2]) Rathsprotokoll vom 27. und 28. December. — Msc. de Gautier. — Ruchat III, p. 245.

die in französischer Sprache, als auch die deutschen verbrennen solle." [1]) Die Reformirten, die sich in großer Anzahl in der Kirche befanden, waren über das schöne Neujahrsgeschenk, welches der Bischof seinem Volke machte, ganz betroffen. Der Dominikaner aber, welcher an jenem Tage zuletzt predigte, verschärfte die Verordnung noch, indem er von seinen Zuhörern mit einem boshaften Epigramme Abschied nahm:

Zum neuen Jahre will ich dies Euch schenken:
Gott mög' die Ketzer zur Bekehrung lenken!
Und wenn sie wollen nicht ihr Heil bedenken,
So send' die Pest er über sie herein!
Wer aber Ja sagt, richte bald sich ein.

Obwohl er den Lutheranern die Pest anwünschte, sagten die Katholiken doch: „Wie fromm nimmt er von uns Abschied!" und waren bis zu Thränen gerührt. Indessen schien die Wirkung nicht bei allen gleich; in dem Augenblicke, als der Mönch sich zur Heimkehr anschickte, nahmen seine Wächter ihn in Empfang; er hatte vergessen, daß er ein Gefangener war.

Mittlerweile rief die bischöfliche Verordnung in der Stadt große Unruhe hervor. „Die Predigt des Evangeliums untersagen, die heiligen Bücher verbrennen!" hieß es, „was für ein schrecklicher Gedanke!" Die Muhamedaner haben nie etwas derartiges mit dem Koran gethan, noch die Guebern mit den Büchern des Zoroaster!" Und die, welchen es obliegt, das Wort Gottes zu predigen, verurtheilen es zu den Flammen!" So griffen denn Katholiken und Evangelische zu den Waffen, die einen, um die Bibel zu vernichten, die andern, um dieselbe zu vertheidigen.

Und sie blieben nicht allein während der Nacht des Neujahrstages, sondern auch den 2., 3. und einen Theil des 4. Januar gerüstet, indem sie auf den Plätzen bivuakirten und große Feuer anzündeten. Man hatte in Genf wegen anderer Ursachen die Waffen ergriffen. Wenn man jetzt zu den Katholiken gegangen wäre und sie gefragt hätte: „Weshalb

[1]) Msc. de Roset, liv. III, ch. XVII. — Rathsprotokoll vom 1. Januar 1534. — Spon, I, p. 50. — Ruchat, III, p. 244. — Roset und Farel, welche als Zeitgenossen alle Vorgänge gründlich erfahren konnten, berichten beide das Faktum, daß die heilige Schrift verbrannt werden sollte. Das Rathsprotokoll erwähnt es nicht; aber der Sekretär milderte bisweilen, was einem Rathe, welcher der Mehrzahl seiner Mitglieder nach ein katholischer war, zu stark erschien.

thut Ihr das?" so würden sie geantwortet haben: „Weil wir die Bibel wegnehmen wollen," und hätte man dieselbe Frage an die Reformirten gerichtet, so wäre die Antwort gewesen: „Weil wir sie beschützen wollen." Oft hatten diese armen Leute nichts zu essen und zu trinken, und wenn einer von ihnen aus den Häusern Speise holte, so nahm die feindliche Partei ihm dieselbe weg. Man sah sich deshalb genöthigt, denen, welche die Lebensmittel besorgten, ein starkes Geleite mitzugeben. [1])

Es ist in der That ein seltsames Schauspiel, eine Stadt für das Wort des Friedens in Waffen zu sehen. So offenbarten sich nun einmal zu jener Zeit die großen Bewegungen, und es wäre lächerlich, die Männer des 16. Jahrhunderts nach der Mode des 19. zu kleiden. Die evangelischen Christen glaubten, man raube ihnen Christum, wenn man ihnen die Bibel raubte, sie meinten, wenn es keine Schrift mehr gäbe, so gäbe es auch keinen Christum, kein Heil mehr. Ohne sich mit dieser Frage eingehender zu beschäftigen, hielten die Hugenotten, welche nur negirten, die Bibel für das beste Mittel, sich des Bischofs zu entledigen. Demgemäß brachten beide Parteien Tag und Nacht bei ihren Wachtfeuern unter den Waffen zu. Die Reformirten, welche sich indessen friedfertig zeigen wollten, glaubten in etwas nachgeben zu müssen und forderten Alexander auf, sich zurückzuziehen, weil er auf gesetzliche Weise verbannt war; und dieser wandte sich nun nach Frankreich, wo er den Märtyrertod finden sollte. Aber die Evangelisation verlor dadurch nichts in Genf; denn während Alexander abreiste, kam Froment wieder, und fast zu gleicher Zeit mit ihm erschien eine Gesandtschaft aus Bern mit Sebastian von Diesbach an der Spitze vor den Thoren der Stadt. Als diese ehrenwerthen Herren hörten, was vorging und die Bivuaks und die Soldaten mit ihren Piken und Musketen sahen, hielten sie ihre Pferde an, betrachteten mit erstaunten Blicken die Gruppen, erkundigten sich, was das alles zu bedeuten habe, und ermahnten endlich die feindlichen Parteien, zur Ordnung zurückzukehren. Da begannen die Genfer das Seltsame ihrer Lage einzusehen; die Hugenotten fühlten, daß eine andere Macht als die ihrer Flinten die Bibel vertheidigen müsse, und so gaben die Männer beider Parteien den verständigen Vorstellungen der Berner Gehör, und alle zogen sich in ihre Häuser zurück. [2])

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 80.

[2]) *Ibid.*

Diesbach und seine Collegen kamen, um den Prozeß gegen den Dominikaner einzuleiten; aber während sie dem Mönch die Thüre schließen wollten, gedachten sie dieselbe für die Reformation weit aufzuthun. Farel war schon seit einiger Zeit in Genf, Froment langte eben an, allein das war noch nicht alles. Eine unscheinbare Persönlichkeit, welche sich in dem Berner Zuge befand, sollte dem römischen Katholicismus viel furchtbarer werden, als die berühmten Gesandten selbst. Mit ihnen kam nämlich der sanfte junge Viret. Er war nur schwach und hinfällig und litt an einer Wunde, welche ein Priester in Payerne ihm beigebracht hatte, aber die Herren von Bern bestanden darauf, daß er sie begleiten sollte. So konnten denn Farel, Viret und Froment, die drei Männer, welche ein lebendiger Glaube und unermüdlicher Eifer beseelte, zu gleicher Zeit in Genf arbeiten. Alles schien darauf hinzudeuten, daß die Scharen der Reformirten in der Schweiz ihre Geschütze spielen lassen würden, um die des Papstes unschädlich zu machen. Man wollte alle Minen springen lassen.

Viret fragte sogleich nach seinem Freunde Farel und Froment. Diese hatten sich verbergen müssen, als man zu den Waffen griff; aber nun gingen einige Hugenotten hin, um sie zu holen, und brachten sie in den Gasthof „zum schwarzen Kopfe", wo sich die Gesandtschaft befand. „Ihr müßt bei uns bleiben," sagten die Berner zu ihnen, „wir wollen Euch schützen, und Ihr könnt das Evangelium verkündigen." Sogleich begannen die drei Reformatoren überall in den Sälen zu predigen [1]) und verkündeten den göttlichen Ursprung und die Lehren der heiligen Schrift, welche der Klerus verdammt hatte. Seltsamer Widerspruch! Um dieselbe Zeit, da der Bischof die Bibel verbot, predigten die drei mächtigsten Prediger in französischer Zunge ihre göttlichen Lehren! . . . Nie hatten sich in Genf zu gleicher Zeit so viele und so gute Arbeiter zusammengefunden. Und die Papisten wagten nichts gegen sie zu unternehmen." [2])

Aber die Berner wollten mehr. „Ihr beschützt jenen Dominikaner, der unsern guten Ruf schmäht," sagten sie zu dem Rathe; „Ihr verachtet

---

[1]) »Farellus, Fromentius, Viretus, intra privatos parietes in praedicando Dei verbo, etc.« (Geneva restituta p. 65.)

[2]) Msc. de Roset, Chron., lib. III, chap. XVIII. — Froment, Gestes de Genève, p. 80, 81. — Rathsprotokoll vom 5. Januar.

unsere Art zu leben; Ihr verdammt das heilige Evangelium Gottes; Ihr mißhandelt die, welche es gern hören möchten, und jagt die Prediger desselben davon. Heißt das sich so verhalten, wie der geschlossene Vertrag es vorschreibt? Laßt den Mönch vertheidigen, was er gelehrt hat; wir haben Prediger mitgebracht, die ihm beweisen werden, daß seine Lehren falsch sind. Wenn Ihr uns diese Forderungen verweigert, so wird Bern andere Mittel zu finden wissen, um seine Ehre zu wahren." Die Syndici antworteten den Bernern: „Nicht uns kommt es zu, über die Angelegenheiten der Priester zu entscheiden, wendet Euch an den Fürstbischof!" — „Ihr sucht nur Ausflüchte," erwiederten die Berner . . . „wir geben Euch die Urkunden des Bündnisses zurück." Bei diesen Worten erschrak der erste Syndicus und machte das Anerbieten, den Dominikaner vorfordern zu lassen. Damit waren die Berner zufrieden, aber „nur unter der Bedingung, daß der Mönch gezwungen werden sollte, den Predigern vor allem Volke zu antworten." [1]) Darauf kam es hauptsächlich an.

Viertes Kapitel.

Das Turnier.

(Januar und Februar 1534.)

Der 9. Januar war ein wichtiger Tag in der Geschichte der Genfer Reformation, und vielleicht kann man hinzufügen in der Geschichte der modernen Civilisation. Die Gemeindeglieder sollten ihre Rechte wieder erlangen; ein Priester, ein Dominikaner sollte sich vor den Genfer Laien und den Berner Herren verantworten. Als der Rath der Zweihundert sich versammelt hatte, traten die Gesandten in Begleitung der drei Männer ein, welche besonders die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zogen. Das Feuerauge, der stolze Gang, das ungebeugte Haupt des einen ließ errathen, daß man Farel vor sich habe; der zweite, welcher vielleicht weniger bekannt war, besaß trotz seiner Jugend die Weisheit eines Greises und die Milde eines heiligen Johannes, das war Viret; in dem dritten, der zwar nur ein kleiner, unscheinbarer Mann

---

[1]) Rathsprotokoll vom 7. und 8. Januar 1534. — Froment, Gestes de Genève, p. 80, 81. — Ruchat, III, p. 245.

aber fest im Auftreten, lebhaft, gesprächig und ein herrlicher Prediger war, erkannte man Froment. Diese ganze Gesellschaft nahm zur Rechten des ersten Syndicus Platz. Als darauf der Bruder vom Orden des heiligen Dominikus eingetreten war, setzte dieser sich zur Linken auf eine erhöhte Bank. Es galt also das Papstthum zu vertheidigen und anzugreifen. Das Turnier, dem eine große Menge von Edelleuten und Bürgern beiwohnten, glich einem jener Gottesgerichte, zu denen man seit einigen Jahrhunderten seine Zuflucht nahm, um Streitfragen zu entscheiden. Der Gegenstand der Disputation aber war von ungewöhnlicher Wichtigkeit. Wahrheit und Legende, Mittelalter und neue Zeit, Unabhängigkeit und Knechtschaft standen in Frage. Demnach warteten alle, welche sich für göttliche und menschliche Dinge interessirten, mit großer Ungeduld auf den Anfang. Allein sie wurden in ihrer Erwartung getäuscht.

In dem Augenblick, als der Kampf beginnen sollte, zog sich einer der Kämpfer zurück. Der Dominikaner stand auf und sagte: „Ihr Herren, ich bin Mönch und ein Pariser Doctor; vor Laien kann ich mich nicht stellen, wenn ich nicht von meinem Prälaten die Erlaubniß dazu erhalte.“ Darauf setzte er sich wieder. Sebastian von Diesbach aber erwiederte: „Ihr habt Euch vor allem Volke erboten, Eure Sache durch die heilige Schrift zu vertheidigen, und jetzt bedürft Ihr auf einmal der Erlaubniß?“ Dann erhob sich Farel und bemerkte, der Mönch und der große Apostel seien entgegengesetzter Ansicht, „denn,“ sagte er, „St. Paulus hat sich gerade geweigert, vor den Hohepriestern von Jerusalem zu erscheinen, und hat an den Kaiser appellirt.[1]) Der Kaiser aber war doch sicherlich ein Laie, er war sogar ein Heide.“ Der Mönch hütete sich wohl, auf diesen unwiderleglichen Beweis zu antworten, aber er sagte mit einer verächtlichen Geberde, indem er einen mitleidigen Blick auf das Individuum warf, welches gewagt hatte, das Wort zu ergreifen, er habe mit diesem Manne nichts zu schaffen. Er gedachte daran, wie der Wippgalgen und die Scheiterhaufen von Paris solche Beweisführer zur Vernunft brachten, und fügte hinzu: „Laßt ihn eine solche Rede in Frankreich halten.“ . . . „Lieber Vater,“ versetzte nun der erste Syndicus, „da Ihr Euch nicht gegen die Anklage der Herren von Bern

---

[1]) Apostelgeschichte XXV, 11, 12, 21, 25.

verantworten wollt, so kommt von da oben herab und setzt Euch unten auf jene Bank, wo man Euch das Weitere kund thun wird." Der Geistliche des heiligen Dominikus mußte seinen erhöhten Platz verlassen und sich auf eine Anklagebank setzen, aber trotz dieser Demüthigung weigerte er sich abermals zu sprechen. Da ließen die Syndici den Großvikar auffordern, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, daß er antworten dürfe. „Ich bin krank," ließ der Prälat wieder sagen. Die Deputirten richteten nun dieselbe Forderung an den Official, Herrn von Veigy, aber dieser erwiederte: „Das hat der Bischof mir verboten." „Welche Schande!" hieß es da allenthalben, „alle diese Priester weigern sich, von ihrem Glauben Rechenschaft zu geben!" Der Dominikaner aber sagte zu dem Rathe: „Laßt die Herren Gesandten zwei deutsche Doctoren zu Richtern wählen und wir wollen zwei Pariser bestimmen, dann will ich mich nicht bloß gegen Farel, Viret und Froment verantworten, sondern gegen hundert oder zweihundert ähnliche Prediger; ganz allein will ich mit allen disputiren." Die Berner erklärten jedoch, sie könnten diese Angelegenheit nur denen übergeben, die durch das Gesetz dazu berechtigt wären; und sie wollten noch mehr. Die Weigerung des Dominikaners erhöhte nur ihren Wunsch, die Reformation in Genf frei verkündigen zu lassen. Nicht zufrieden mit einer theologischen Disputation, sagten sie zu dem Syndicus: „Das einzige Mittel, dieser Stadt Frieden zu verschaffen, ist: gegen alle Gerechtigkeit zu üben, eine der Pfarrkirchen zu bestimmen und an derselben einen Prediger des Evangeliums einzusetzen. Dann können die, welche die Predigt hören wollen, in die Predigt gehen, und wer der Messe beiwohnen will, mag die Messe besuchen. So erhält jeder Gewissensfreiheit; keiner wird gezwungen und alle werden zufriedengestellt." „Wir sind nur Laien," erwiederten die erstaunten Syndici, „es kommt uns nicht zu, Prediger zu erwählen und ihnen Kirchen anzuweisen." Darauf sandte der Rath einen Deputirten nach Bern, um die strengen Staatsoberhäupter zur Milde zu bewegen. Vergebens; je mehr Geschmeidigkeit (souplesse, das ist der Ausdruck eines Manuscripts) die Genfer zeigten, desto mehr Unbeugsamkeit bewiesen die Berner. Schwache und Starke standen sich in diesem Kampfe gegenüber, und wie immer mußten die Schwachen nachgeben.[1])

---

[1]) Rathsprotokoll vom 10., 11., 12. Januar 1534. — Ruchat, III, p. 251, 252. — Msc. de Gautier.

Wirklich verfolgten die Berner Gesandten ihre Pläne mit großer Energie und forderten für die Beleidigungen des Dominikaners Genugthuung und eine Kirche für die Prediger des Evangeliums. „Wenn Ihr Euch weigert,“ setzte Diesbach hinzu, „so lösen wir das Bündniß mit Euch und verfolgen den Mönch, und wen wir sonst noch verfolgen wollen.“ Da wurden die Zweihundert bestürzt, einigen traten unwillkürlich die Thränen in die Augen, und selbst draußen wurde das Volk sehr unruhig, wie das Protokoll sagt. Sebastian von Diesbach aber fügte zu seinen Worten die That hinzu und legte die Urkunden des Bündnisses auf den Tisch. Nun erhob sich fast die ganze Versammlung in unbeschreiblicher Aufregung, und alle Anwesenden flehten die Gesandten unter Thränen an, ihre Urkunden wieder an sich zu nehmen. — „Wir werden so verfahren, daß ihr zufrieden sein sollt,“ rief der erste Syndicus, so sehr er auch guter Katholik war. Da wurde der schreckliche Berner gerührt und sagte endlich: „Wir nehmen sie zurück, aber mit der Versicherung, daß Ihr sie wiederbekommt, wenn Ihr unsere Forderungen nicht erfüllt.“[1]) Von da an bereitete sich alles auf die Untersuchung vor. Genf unternahm es, die Axt an das dichte Gestrüpp der kirchlichen Mißbräuche zu legen; ein von Laien angeklagter Priester sollte von Laien gerichtet werden: das war eine vollständige Umwälzung.

Am 27. Januar traten die Zweihundert als Gerichtshof zusammen, und Furbity wurde vorgeführt. Er hatte Muth gefaßt; das stolz erhobene Haupt und die sichern Blicke bewiesen, daß er des Sieges gewiß zu sein glaubte. Er forderte die Berner auf, ihre Beschwerden vorzubringen, protestirte aber wegen der geistlichen Würde, die er bekleidete, gegen die Rechtmäßigkeit der Untersuchung. Dann entspann sich folgende Unterredung:

Der Gesandte: — „Ihr habt öffentlich gepredigt, vier Arten von Henkern hätten sich am Fuße des Kreuzes in das Gewand unseres Herrn Jesu Christi getheilt und die ersten wären die Deutschen. Dies Wort ist gegen uns gerichtet.“

Der Mönch: — „Nie habe ich solche Reden geführt, und ich weiß nichts darüber, aus welchem Lande die besagten Henker waren.“

Der Gesandte: — „Wir werden diesen Artikel später beweisen.

[1]) Rathsprotokoll vom 25. und 26. Januar 1534. — Msc. de Roset, liv. II, ch. XVIII. etc.

Ihr habt ferner gesagt, daß alle, welche am Freitag und Sonnabend Fleisch äßen, schlimmer wären als Juden, Türken und tolle Hunde."

Der Mönch: — „Ich wollte damit ihre Excellenzen von Bern nicht beleidigen, ich predige nur vor den Einwohnern dieser Stadt. . . ."

Der Gesandte: — „Ihr habt gesagt, alle, welche die heilige Schrift in der Muttersprache läsen, wären Ehebrecher, Fresser, Säufer, Gotteslästerer, Mörder und Diebe."

Der Mönch: — „Ich erkläre, daß ich die Herren von Bern keineswegs geschmäht habe."

Der Gesandte: — „Ihr habt ganz im Allgemeinen gesprochen und habt sie folglich in Eure Beschuldigung mit einbegriffen."

Der Mönch: — „Ich sprach nur zu den Genfern."

Der Gesandte: — „Ihr habt gesagt: Hütet Euch vor diesen bösen neuen Ketzern, vor diesen Deutschen, wie vor Aussätzigen und Pestkranken. Gebt ihnen nicht Eure Töchter, Ihr könntet sie lieber den Hunden geben. . . ."

Der Mönch: — „Ich leugne, das gepredigt zu haben."

Der Gesandte: — „Ihr habt gesagt, die neuen Ketzer, welche weder dem Papste noch den Kardinälen, Bischöfen oder Pfarrern gehorchen wollen, seien Schafe des Teufels, schlimmer als tolle Hunde . . . und müßten deshalb an den Galgen gehängt werden."

„Der Mönch: — Dieser Punkt berührt den Glauben, und ich darf Euch deshalb nicht darauf antworten."

Der erste Syndicus: — „Es wird Euch hiemit befohlen zu antworten."

Der Mönch: — „Ich werde nicht antworten."

Der erste Syndicus: — „Der Punkt ist also eingestanden."

Der Gesandte: — „Sehr ehrenwerthe Herren, wir gehören zu denen, welche die Schrift in der Muttersprache lesen; wir gehören zu denen, welche unsern Herrn für das alleinige Haupt der Kirche, für ihren ewigen und vornehmsten Hirten halten, und überdies sind wir Deutsche; deshalb glauben wir, daß die genannten Schmähungen gegen uns gerichtet gewesen sind. Wären wir, was da behauptet wird, so verdienten wir Leibesstrafe, deshalb fordern wir kraft des Wiedervergeltungsrechtes, daß jener Prediger mit einer ähnlichen Strafe belegt werde, wie wir sie verwirkt hätten."

Die Schlußfolgerung der Gesandten war nicht ganz zu billigen. Gesandte aus Zürich, Basel und anderen evangelischen Kantonen, selbst solche des Landgrafen von Hessen oder des Kurfürsten von Sachsen hätten eben so gut gegen den Mönch als Beleidigte auftreten können. Aber dies erklärt gerade das Benehmen der Berner Herren: es war der Protestantismus, den der Mönch geschmäht, es waren die Grundlehren des Evangeliums, die er mit Füßen getreten hatte. Nicht um persönliche Beleidigungen zu rächen, verfolgten die Berner den Mönch; alles, was sie wollten, war die Einsetzung des Wortes Gottes an Stelle des Papstthums und die Einführung der Reformation in Genf; es handelte sich um das Evangelium, nicht um die Herren von Bern, aber diese sahen sich als Vorkämpfer der Reformation in der Schweiz an, und wenn die Gegner dieselben angriffen, so hielten sie es für ihre Pflicht, als Vertheidiger aufzutreten. Den Kampf nicht annehmen, hätte geheißen, dem obersten Richter des Kampfes den Gehorsam versagen. Die Gesandten führten vierzehn Zeugen vor, die zu bekräftigen bereit waren, daß der Mönch wirklich alles gesagt hätte, wessen man ihn beschuldigte. [1])

Als Furbity nun kein Mittel mehr sah zu entrinnen, entschloß er sich, für Rom zu kämpfen. Am Donnerstag den 29. Januar verbreitete sich das Gerücht in der ganzen Stadt, der Mönch würde mit den Reformatoren disputiren. Demnach versammelten sich die Zweihundert und eine Anzahl anderer Bürger im Rathhause, um diesem wichtigen Kampfe beizuwohnen.

Eines der großen Turniere der Reformation sollte beginnen, beide Kämpfer standen gerüstet einander gegenüber; auf der einen Seite trat der Dominikaner, der Kämpfer Rom's, mit einer nicht zu verachtenden scholastischen Wissenschaft hervor, und eine eiserne Stirn, eine starke Lunge, durch die er im Stande war, alle seine Nebenbuhler zum Schweigen zu bringen, sowie ein unversiegbarer Redefluß, [2]) unterstützten ihn trefflich. Eben so heftig als gewandt, brauchte er alles als Waffe, und besaß, wie es heißt, eine besondere Kunst, seinen Irrthümern einen

[1]) Rathsprotokoll vom 27. Januar 1534. — Lettres certaines d'ancuns grands troubles etc.

[2]) »Furbito, homine sinuoso, cui firma latera, frons ferrea.« (Geneva restituta, p. 68.)

glänzenden Anstrich zu geben [1]) und sie weniger abscheulich darzustellen. Auf der andern Seite stand Farel; freilich weniger bewandert in der Feinheit der Dialektik als sein Gegner, aber voll Liebe zur Wahrheit und unerschütterlich wie ein Held, wo es galt, sie zu vertheidigen, war er bereit, die scholastischen Beweise des Mönches durch die unwiderleglichen Aussprüche der Schriften Gottes zu vernichten. Mit kräftiger Beredsamkeit und lauttönender Stimme ausgerüstet, wußte er durch seine klaren, eindringlichen und bisweilen ironischen Worte mit den Sophismen seines Gegners kurzen Prozeß zu machen. [2])

Der Reformator erhob sich zuerst und sagte: „Die Sache ist ernst; laßt uns also ohne Leidenschaft darüber reden; keiner suche nur über den andern zu triumphiren, wir können keinen schöneren Triumph erringen, als wenn die Wahrheit endlich die Oberhand gewinnt; ich bin bereit, mein Leben hinzugeben, wenn sie nur von allen erkannt wird." Und in großer Bewegung rief die ganze Versammlung: „Ja, ja, so soll es sein!"

Furbity suchte zuerst die Autorität des Papstes festzustellen. Er behauptete, das Haupt der Kirche könnte Dinge gebieten, welche nicht in der h. Schrift stehen, und um es zu beweisen, führte er das Deuteronomium an, in welchem es heißt: „Wenn ein Prozeß zu verwickelt ist, so soll man sich an die Priester wenden und thun, was sie gebieten. [3])

Farel hielt dagegen die Autorität der heiligen Schrift aufrecht und erklärte, daß auf sie allein das Dogma gegründet werden könne. Er erinnerte daran, daß Gott in eben demselben Buche des Moses gesagt habe: „Ihr sollt zu diesem Worte, das ich Euch befohlen habe, nichts hinzusetzen und nichts davon thun. [4]) Was von dem Priester des alten Testamentes gesagt wird, fügte er hinzu, darf nicht auf die römischen Priester bezogen werden, sondern auf Jesum Christum, welcher der ewige Hohepriester ist; er ist's, an den man sich wenden, dem man gehorchen muß, nicht der Priester." [5]) — „Christus,"

[1]) »Pictae tectoria linguae.« (Persius.)

[2]) Farello pro veritate strenue stante, etc. (Geneva restituta).

[3]) Deuteronomium, XVII, 8, 9.

[4]) Deuteronomium, IV, 2.

[5]) Farel deutete Stellen an, die folgenden Kapiteln entnommen sind: Hebr. 5 bis 10; Röm. 14; Matth. 5; Luk. 24; Joh. 5, 8, 12, 14; Röm. 15; Gal. 1; Deuteron. 18.

rief Furbity, „hat dem heiligen Petrus den Schlüssel des Himmelreiches anvertraut, und der heilige Petrus hat denselben den Priestern, seinen Nachfolgern, übergeben.“ „Der Schlüssel des Himmelreiches,“ erwiederte Farel, „ist das Wort Gottes; wenn jemand von ganzem Herzen an die Zusicherungen der Gnade glaubt, so öffnet sich der Himmel vor ihm; verwirft er dieselben aber, so schließt sich der Himmel.“ Unterdessen war es spät geworden, und die Disputation wurde auf den folgenden Tag verschoben. Als nun Furbity stolz erklärte, er sei bereit, da erhob sich eine Stimme mitten in der Versammlung und rief: „Sucht Euch nur mehr an das Wort Gottes und weniger an die Lehren der Sorbonne zu halten.“ — „Ich werde mich als Mann zeigen,“ antwortete er. — Der unhöfliche Redner aber versetzte: „Wenn die Stärke eines Mannes in dem Mangel an Verstande besteht, so bist du ein rechter Mann.“

Am folgenden Tage trat die Disputation in eine neue Phase.

Farel hob das Recht und die Pflicht des christlichen Volkes hervor, die heilige Schrift zu lesen, zu erforschen und sich ihr allein zu unterwerfen. Furbity behauptete dagegen, die Schrift dürfe nur von der Geistlichkeit gelesen und nur so verstanden werden, wie sie durch die Concilien ausgelegt sei. Er bewies diesen Satz durch Gründe, welche in den Augen seiner Freunde einiges Gewicht haben konnten, für Farel aber galten sie nichts. Dieser zeigte die Nothwendigkeit des unmittelbaren Verkehrs einer jeden christlichen Seele mit der Schrift Gottes. Nach seiner Ansicht mußte jeder Christ die erlösende Wahrheit nicht von den Concilien oder von den Päpsten empfangen, sondern durch das Wort Gottes. Bestand denn die erste Versammlung in Jerusalem (welche gewöhnlich das erste Concil genannt wird), nach der Apostelgeschichte nicht aus den Aposteln, den Aeltesten und der ganzen Kirche, und hatte sie nicht an den Eingang ihres Briefes gleich die Worte gesetzt: Die Apostel, die Aeltesten und die Brüder? Indem er so die Rechte der Laienmitglieder der Heerde wahrte, erklärte er sich mit Nachdruck gegen die Einführung aller jener Würdenträger, welche in der römischen Kirche über das Erbe Gottes herrschen: „Ihr erfindet allerlei,“ sagte er zu dem Dominikaner,[1] „Ihr führt verschiedene Aemter ein, eine große Menge von Eminenzen, Bischöfen, Prälaten, Erzbischöfen, Primaten,

[1]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles. (Farel.)

Kardinälen, Päpsten und anderen hohen Würden, deren die Schrift durchaus nicht erwähnt. Ihr ordnet alles nach Eurem Kopfe und nehmt weder Rücksicht auf Gott, noch auf das Recht. Die Apostel haben die ganze Gemeine der Gläubigen zu Rathe gezogen, aber Ihr, Ihr thut alles allein, Ihr seid alles.... Ihr schaltet und waltet, wie es Euch gefällt. Das christliche Volk zieht Ihr nicht mehr zu Rathe, denn es besteht nach Eurer Ansicht nur aus Hunden und dummem Vieh. Eure Verordnungen sollen mit Ehrerbietung aufgenommen werden, aber die Gebote Gottes darf man mit Füßen treten. Eure päpstliche Monarchie übertrifft alle anderen an Stolz, Pracht und Herrlichkeit. Ihr wollt daß die, welche das Volk unterweisen sollen, Fürsten seien, welche Herrschaften, Ländereien besitzen und Gerichtsbarkeit und Regiment in Händen halten. Ihr wollt einen reichen triumphirenden Jesus haben, der alle tödtet, die ihm widersprechen. Ach, Ihr Herren, so war der Heiland auf Erden nicht, er war arm, verachtet und wurde getödtet, und seine Jünger wurden verbannt, in Ketten gelegt, gesteinigt und hingerichtet..... Was für eine Aehnlichkeit besteht zwischen der apostolischen Kirche und der Eurigen? Das höchste Argument der Eurigen ist der Henker; die Apostel haben nicht wie Ihr mit schrecklichen Bannflüchen um sich geschleudert, sie haben niemand eingekerkert oder verbannt. Nein, Jesus ist nicht in Eurer Mitte. Er ist in der Mitte derer, welche um des Evangeliums willen vertrieben, geschlagen, verbrannt werden, wie er zur Zeit der ersten Kirche mit den Märtyrern war."

Wie Donnerschläge hallten diese Worte des Reformators durch den Saal; Furbity war wie vom Blitz getroffen. Niedergeschmettert und wie betäubt, fühlte er seine Gedanken sich verwirren und er verlor die Fassung. In der Absicht, die Lehre von dem Bischofsamte aufrecht zu erhalten, wie man dasselbe in Rom versteht, führte er die Stelle an, wo gesagt wird: Der Bischof sei eines Weibes Mann, und das erheiterte die Versammlung natürlich sehr. Er that noch mehr; um zu beweisen, daß es auch zur apostolischen Zeit Bischöfe nach römischer Weise gegeben hätte, führte er Judas Ischariot an. „Es steht von Judas geschrieben," sagte er, „ein anderer solle sein Bischofsamt empfangen..... Episcopatum suum accipiat alter. Da Judas ein Bisthum besaß, so muß er wohl Bischof gewesen sein." Und er schloß mit der Behauptung, daß es außerhalb des römischen Bisthums kein Heil gebe. Der

Doctor hielt sein Wort, sich als Mann zeigen zu wollen, nur schlecht. Farel lächelte über den Beweis durch Judas Ischariot und begann den Dominikaner mit der Geißel des Spottes zu züchtigen. „Da ihr unsern guten Bischof Judas angeführt habt," sagte er, „den Judas, der den Heiland der Welt selbst verkauft hat; da Ihr behauptet, daß er ein Bisthum besessen, so sagt mir doch, bitte, in welchem Theile des römischen Reiches befand sich sein Bisthum und wie viel war es wohl werth nach römischen Begriffen? Jener Bischof, auf den Ihr Euch beruft, gleicht wirklich auffallend manchen Prälaten, welche sich statt mit dem Worte Gottes mit dem Beutel tragen und welche statt Jesu Christo die Ehre zu geben, ihn verkaufen, indem sie seine Glieder verkaufen; denn sie überliefern die Seelen derselben dem Teufel und erhalten dafür Geld von ihm." [1])

Erstaunt über diese Kühnheit, rief der Mönch abermals mit drohendem Tone: „Geht doch und wiederholt das in Paris oder in einer andern Stadt Frankreichs." Er war so sicher, daß sein Widersacher dort verbrannt werden würde, daß er nicht umhin konnte, diesen peremptorischen Beweis zu wiederholen. Aber gerade das war es ja, was Farel wünschte, und er antwortete daher: „Wollte Gott, daß man mir gestattete, dort meinen Glauben öffentlich zu verkündigen; ich würde ihn durch die h. Schrift beweisen, und wenn ich das nicht könnte, so wäre ich bereit, mich zum Tode führen zu lassen."

Je mehr die Disputation fortschritt, desto leidenschaftlicher wurden die Gemüther erregt, jedoch wurde natürlich für und wider Partei genommen; die einen vertheidigten Furbity, die andern unterstützten Farel.

Niemand war eifriger bei dem Turniere als Baudichon de la Maisonneuve; er war dem evangelischen Gelehrten stets zur Seite, mochte dieser sich an den Versammlungsort begeben, oder denselben wieder verlassen, denn er wollte niemand anders das Amt anvertrauen, für die Sicherheit des Reformators zu sorgen. Die Katholiken bemerkten das Gehen und Kommen des angesehenen Bürgers nur zu wohl und sie ärgerten sich darüber, sein inniges Verhältniß zu dem Ketzer schien ihnen eine große Schande. Ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, Namens Delorme, der in Fontenay anderthalb Stunden von der Stadt

[1]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles (Farel).

geboren war, und seit ungefähr einem Jahre in Genf in seinem Berufe bei einem Verwandten arbeitete, beobachtete Baudichon unaufhörlich und wunderte sich sehr, einen so großen Herrn bei dem armen Prediger Farellus zum Besuche kommen zu sehen. [1]) Er merkte sich das und erhielt später Gelegenheit davon Gebrauch zu machen.

Die Disputation hatte den ganzen Freitag gedauert, der Markt am Sonnabend, die Feier des Sonntags und das Fest der Reinigung, welches auf den Montag fiel, bewirkten eine Unterbrechung. Alle drei Prediger benutzten die freie Zeit, welche ihnen dadurch blieb, dazu, mit vollem Eifer vor dem Volke das Wort Gottes zu verkünden. Jeden Tag predigten sie das Evangelium in dem großen Saale, der sich in dem Hause ihres Freundes befand, und Baudichon wachte darüber, daß alles in gehöriger Ordnung herging. Das war aber um so wichtiger, als das Aufsehen, welches die Disputation in Genf hervorrief, eine große Menge Menschen herbeilockte. Abends versammelten sich die Evangelischen in verschiedenen Häusern und führten lebhafte Unterredungen, welche bis tief in die Nacht hinein dauerten; am Tage bemühten sie sich, diejenigen in die Versammlungen zu führen, welche noch zwischen dem Papstthum und der Reformation schwankten. „Ach!" rief der junge Delorme aus, „seht nur, wie sie sich abmühen, ihre Partei, so viel sie nur können, zu verstärken." [2]) Genf war in voller Gährung.

Aber die Aufregung beschränkte sich nicht auf die Stadt allein, der Zorn, welcher durch die Debatten hervorgerufen wurde, machte sich auch in den umliegenden Gegenden in heftigen Reden Luft. Ueberall hielten die Leute ohne Beschäftigung, die Neugierigen und Frommen die Reisenden an und fragten sie aus, „um jene großen Neuigkeiten aus Genf zu erfahren, die man so sehnlichst zu wissen wünschte." [3]) Einige Priester und Mönche predigten in den Dörfern in der Umgebung der Stadt gegen die Ketzer und die Ketzerei; und sowohl in Genf als auch in anderen Ortschaften, durch welche Farel gekommen war, erzählte hier ein

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 80.

[2]) *Ibid.* p. 12.

[3]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles, etc. Diese Schrift, welche aus Genf vom 1. April 1534 datirt ist und also zwei Monate nach der Disputation erschien, ist die Hauptquelle, aus der wir die Erzählung dieser Vorfälle geschöpft haben.

Mönch, dort ein altes Weib die wunderbarsten Geschichten von dem Reformator. „Diesem Manne,“ sagten sie unter anderm, „fehlt das Weiße im Auge, er hat einen rothen, struppigen Bart und in jedem seiner Haare sitzt ein Teufel. Auf dem Haupte hat er Hörner und seine Füße sind gespalten.... endlich (und das schien das Schrecklichste) ist er der Sohn eines Juden aus Carpentras.“ [1])

Alle diese Fabeln, welche in der Stadt umgingen, gelangten auch in die Herberge „zum schwarzen Kopfe“, wo die Berner und die drei Reformatoren wohnten. Das Innere dieses Gasthofes war nicht sehr erbaulich. Der Wirth hatte nach dem Berichte der Chronik zwei Frauen, von denen die eine seine Gattin, die andere eine Magd war, die jedoch die Herrin spielte. Die rechtmäßige Frau, eine rechtschaffene Person, betrug sich anständig gegen die Prediger des Evangeliums, ohne sie gerade zu lieben; die andere aber verabscheute dieselben, und jedesmal, wenn sie in ihre Wohnung zurückkehrten, empfingen der Herr und die Dienerin sie mit unfreundlichen Mienen. Den Herren von Bern gegenüber thaten sie sich Gewalt an und zeigten ein Gastwirths-Lächeln (rire d'hôte, — jenes gezwungene Lächeln, welches nicht recht über die Lippen will), aber wenn sie mit den Predigern allein waren, hielten sie sich schadlos. Die drei Reformatoren speisten gewöhnlich allein mit einander, und der Wirth und die Magd hörten, während sie bei Tische aufwarteten, Reden aus dem Munde der Evangelisten, welche sie mit Unwillen erfüllten. Statt Witzreden und Possen zu erzählen, wie man sie oft in den Speisesälen zu hören bekommt, tauschten die drei Evangelisten Worte voll Ernst und Wahrheit aus, und diese Unterredungen, welche jenen beiden Leuten ganz neu waren, entlockten ihnen, wie Froment bemerkt und erzählt hat, schreckliche Grimassen. Kaum hatten die drei Gäste das Zimmer verlassen, als die Magd, die sich bis dahin bezwungen hatte, ihnen nachrief: „Ketzer! Verräther! Räuber! Hugenotten! Deutsche!..“ Und der Wirth erklärte: „Ich wäre es zufrieden, daß sie gar nichts zahlten (und das hieß viel sagen), wenn sie nur so weit, so weit sich entfernten ... daß sie niemals wiederkommen könnten.“ Diese beiden Elenden fühlten wohl, daß die Lehre der heiligen Schrift ihr verbrecherisches Leben verdammte, und der Haß, den sie gegen die Heiligkeit

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 86.

des Wortes Gottes im Herzen trugen, kehrte sich nun gegen die, welche dasselbe verkündeten.

„Da die ehebrecherische Magd gegen die Prediger nicht vollführen konnte, was Herodias gegen Johannes den Täufer gelang," sagt Froment, „nämlich ihnen das Haupt abschlagen zu lassen," so rächte sie sich auf eine andere Weise. Sie wandte sich an ein Weib, das, wie so viele ihres Gleichen, unbesonnen in den Tag hinein schwatzte, und sagte: „Denkt Euch, was ich gesehen habe. Eines Abends, als die Prediger schlafen gehen wollten, bin ich ihnen leise nachgeschlichen, und mich der Thüre nähernd, sah ich durch's Schlüsselloch, aber was erblickte ich? Sie gaben Teufeln zu essen!" Das Entsetzen der Nachbarin hinderte die Magd nicht fortzufahren: „Diese Teufel sahen aus wie schwarze Katzen mit funkelnden Augen und scharfen, krummen Klauen .... sie saßen unter dem Tische... liefen ab und zu... ja... ich habe sie durch das Schlüsselloch gesehen." Bald wußten es alle Basen dieses Stadtviertels, woraus „überall ein großer Lärm entstand." [1])

Zu diesem Märchen der Magd fügten die Priester andere ähnlichen Inhalts und sagten: „Es sind in Genf drei Teufel in Menschengestalt, Farel, Viret und Froment und viele Besessene. Sobald Ihr diese drei bösen Geister anhört, so springen sie auf Euch zu, nehmen Besitz von Eurem Körper und dann seid Ihr gefangen." [2])... Aber die Priester begnügten sich nicht damit, diesen Unsinn in ihren Unterhaltungen vorzubringen, sie begannen vor dem Volke von diesen drei Teufeln zu predigen. Dann machte man Verse auf sie, und bald wiederholte der katholische Pöbel überall diese plumpen Reime:

Farel's Fahrt mag bald sich enden,
Viret wird sich drehn und wenden,
Froment soll das Rädern frommen,
Gott wird uns zu Hülfe kommen,
Und die drei zum Teufel senden! [3])

Dieses im Volke sehr verbreitete Epigramm war jedoch im Irrthum.

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 85.

[2]) Froment, Actes, p. 85.

[3]) Froment, Gestes de Genève, p. 84—86. — Es war unmöglich, den Volkston und die Wortspiele dieses Epigrammes im Deutschen wiederzugeben, wir mußten uns darauf beschränken, indem wir den Sinn beibehielten, etwas Aehnliches an die Stelle zu setzen. A. d. U.

In demselben Augenblicke, wo die Katholiken es überall sangen, bereiteten sich tragische Scenen vor, die alles in Genf verändern sollten. Die Kirche sollte wanken und das Papstthum dahin fahren.

Fünftes Kapitel.

Das Complott.

(Januar und Februar 1534.)

Das Bewußtsein für Recht, Wahrheit und Freiheit erwachte im 16. Jahrhundert in der Christenheit, und überall, besonders aber in Genf, that man Einspruch gegen die traurigen Mißbräuche, welche durch das Papstthum in den früheren Jahrhunderten im socialen und religiösen Leben eingeführt waren. Aber das scheidende Mittelalter erhob sich mit ganzer Kraft gegen dies Erwachen, welches ihm den Tod bringen sollte. Der Kampf, welcher damals stattfand, wurde unternommen, um der Reformation, oder wie andere sich ausdrücken, dem Fortschritte und der Civilisation den Sieg zu sichern; und dieser Kampf nimmt das Hauptinteresse der Geschichte in Anspruch. Die Intriguen, welche die Höfe spinnen und selbst die Schlachten, welche von schlagfertigen Heeren geliefert werden, haben freilich für gewisse Geister mehr Anziehungskraft, allein sie sind von geringer Bedeutung im Vergleich mit diesen gewaltigen Bewegungen, von denen die Menschheit damals erfüllt war. Wie großartig und nothwendig dieselben aber auf der einen Seite waren, so brachten sie auch andrerseits ihre Gefahren mit sich. Gott mußte das Schiff lenken, welches auf das weite Meer hinausgesteuert war, wenn es nicht an den Verderben drohenden Klippen der Zügellosigkeit und Freigeisterei scheitern sollte. In dem Augenblicke, wo die Menschen jene hundertjährigen Ketten des Papstthums und die verjährten Institutionen des Feudalwesens brachen, mußten sie sich an jenen obersten Herrn und Gebieter anklammern, der allein den Individuen und den Völkern den Lebensodem einhaucht. Wenn England sich seit langer Zeit der köstlichen Früchte der Freiheit erfreut, Frankreich dagegen noch immer nach Freiheit ringt, so kommt das daher, weil jenes die Reformation angenommen, dieses sie verworfen hat. Eines der Hauptübel, welche von dem Papstthum ausgegangen sind, ist die Einschläferung des

moralischen Gefühls, und daher mußte das Erwachen im 16. Jahrhundert auch ein moralisches Erwachen sein. In der katholischen Welt gab es auch aufrichtige Männer, aber ihnen schien alles gut, wenn es nur zu einem Ziele führte, das sie für ruhmvoll hielten. Und so wurden seltsamer Weise Leute, die vergeblich die Ordnung aufrecht halten wollten, ohne viel Bedenken zu ... Mördern.

Der Bischof von Genf beobachtete unterdessen von seiner stillen Priorei aus mit großer Aufmerksamkeit, was sich in seiner Stadt zutrug, die in so großer Aufregung war. Er wünschte lebhaft, seinen zwiefachen Thron wieder zu besteigen und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, es werde ihm gelingen, in der Stadt die fürstliche und die päpstliche Autorität wieder herzustellen. Und in der That sahen viele Katholiken, besonders jedoch die am Hofe des Bischofs und des Herzogs, „in dieser Reformation der Lehre" nur einen Volksaufstand, der nicht lange dauern könne. — „Bald," sagten sie, „wird das Ansehen der Dinge sich ändern;" [1]) und vielleicht hätte diese Prophezeiung Recht behalten, wenn Calvin nicht gekommen wäre. Andere sahen die Sache ernster an. Nach ihrer Meinung mußte der von Luther erregte Sturm alles umstürzen; dieselbe Fluth, welche damals die Macht der Päpste bedrohte, mußte auch bald die Macht der Fürsten mit sich fortreißen. Alle aber gingen mit einander zu Rathe, was man thun könne, um ein solches Unglück zu verhüten, und die Entschlossensten erklärten laut, das einzige Rettungsmittel für Genf bestände darin, daß man einen unumschränkten Herrn und Gebieter für die Stadt erwähle; hatten doch die Römer in der äußersten Noth und Bedrängniß Diktatoren ernannt. Alle jene Beschlüsse der Fünfundzwanzig, der Sechzig, der Zweihundert, besonders aber der allgemeine Rath des Volkes waren nach der Ansicht der Bischöflichen unnütz und verderblich; man mußte die Leitung in die Hände eines Einzigen legen und dieselbe wo möglich einem der Freiburger Herren übertragen, deren eifriger Katholicismus und heftiger Groll wegen Wernli's Ermordung für die gewissenhafte Erfüllung ihrer Mission die beste Bürgschaft zu bieten schien. In Betreff der Wahl ist freilich wohl nichts bestimmt gewesen, aber der Bischof entschloß sich, einen kühnen Staatsstreich zu wagen. Nachdem er sich mit dem Herzog

---

[1]) Crespin, Actes des Martyrs, p. 114.

von Savoyen verständigt hatte, [1]) fertigte er in Arbois Urkunden aus, durch welche in Genf ein Statthalter des Fürsten in weltlichen Dingen eingesetzt wurde, mit unumschränkter Vollmacht, die Schuldigen zu bestrafen; diese Verordnung wurde alsbald an den bischöflichen Sekretär, Portier, abgesandt, welcher des Bischofs ganzes Vertrauen besaß und dessen rechte Hand war, damit derselbe im Einvernehmen mit den Führern der bischöflichen Partei den günstigsten Zeitpunkt und die besten Mittel zur Ausführung ersähe. Der Herzog seinerseits säumte nicht, ihm Unterstützung zukommen zu lassen. Portier erhielt Blanketts, die das herzogliche Wappen trugen, und die Autorisation, sich derselben nach Gutdünken zu bedienen, damit der Plan zu einem sichern Resultate führe. Das Complott war geschickt angelegt, denn der Turiner Hof, die Herren von Freiburg und die Mameluken leisteten dem Bischof kräftigen Beistand. Aber, um uns des überlieferten Ausdrucks zu bedienen: „Gott war da und die Berner Republik.“ [2])

Anfangs schien es wirklich, als sollte die Verordnung nur auf dem Papiere bleiben. Die Verschwörung war in allen Theilen verabredet; die Verordnung war durch den Fürstbischof am 12. Januar unterzeichnet worden; aber noch am 1. Februar war sie ein todter Buchstabe. Denn Portier, welcher wohl wußte, welch' ein Geist die Bürger beseelte, scheute sich, den Willen des Bischofs sowohl den Magistratspersonen als auch dem Volke gegenüber kund zu thun, doch berieth er sich insgeheim mit einigen seiner Vertrauten über die Mittel zur Ausführung der Verordnung, und unter diesen befanden sich zwei Brüder, Namens Pennet, von denen der eine bischöflicher Kerkermeister war. Die Anhänger des Bischofs dachten zu Genf nicht anders, als zu Arbois und Turin, die theologischen Disputationen brächten nur Unheil, es müsse zu kräftigeren Mitteln gegriffen werden, nur die Gewalt könne die Genfer zwingen, ihr Haupt unter das Joch zu beugen, kurz, ein Aufstand, welcher die öffentliche Ruhe störe, sei, selbst wenn er nicht gelingen sollte, das beste Mittel, die Ernennung eines Statthalters mit unumschränkter Vollmacht zu rechtfertigen. So beschlossen denn einige Hitzköpfe unter den Bischöflichen, und besonders die beiden Pennet's,

---

[1]) Msc. de Roset, liv. III, ch. XXI. Chron. — Msc. de Gautier.

[2]) Rathsprotokoll vom 8. und 10. Februar 1534.

wahre Seïden ihrer Partei, unverzüglich zu handeln. „Sie unternahmen es mit mehreren anderen ein großes Blutvergießen hervorzurufen,“ sagt ein Aktenstück, welches wenige Tage nachher verfaßt worden ist. [1])

Am Dienstag den 3. Februar fanden sich die leidenschaftlichsten Männer der bischöflichen Partei, Pennet, der Kerkermeister, sein Bruder Claude, Jakob Desel und mehrere andere, in dem bischöflichen Palaste zusammen; dies war am Nachmittage. Brennend vor Verlangen, die Autorität des Fürsten und des Papstes zu retten, in heftiger Aufregung über die Verordnung, welche sie bis dahin geheim gehalten hatten und die ihnen in den Händen brannte, voll Unwillen über den Widerspruch, den der Dominikaner Furbity durch Farel erfuhr, und über die Verfolgung desselben durch die Berner; vielleicht auch, wie man annehmen zu müssen geglaubt hat, auf ausdrücklichen Befehl des Bischof's ergreifen diese Männer die Waffen und verlassen den Palast, „in der Absicht, andere zu treffen und zu tödten,“ wie das oben erwähnte Document sagt. Gern wollen wir glauben, daß sie es aufrichtig meinten, aber leider waren diese Fanatiker überzeugt, daß ein Dolchstoß gegen einen Ketzer eins der verdienstlichsten Werke sei, um den Himmel zu erwerben, und in diesem Glauben dringen sie in den Hof von St. Peter. In dem Augenblicke, als sie an der Treppe und der breiten Plattform anlangen, auf welcher sich das marmorne Portal der Kathedrale erhebt, stoßen sie auf zwei Hugenotten, den Notar Nikolaus Porral und Stephan d'Adda. [2]) Beim Anblick der beiden Ketzer geräth ihr Blut in Wallung; der Kerkermeister Pennet zieht sein Schwert, stürzt sich auf Porral, führt einen Hieb nach ihm, und als er ihn fallen sieht, setzt er frech mit seiner Bande seinen Weg fort, um sich durch die Straße du Perron nach dem Molard, dem Sammelplatz für alle Aufrührer, zu begeben. D'Adda und einige andere schnell herbeieilende Hugenotten umringen den verwundeten Porral, heben ihn auf, und um so schnell wie möglich den beginnenden Aufruhr zu ersticken, schaffen sie den Unglücklichen in das Rathhaus und legen ihn dort blutig und bleich vor den Syndicis und dem Rathe nieder.

---

[1]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles 1534.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 245. — Chron. Msc. de Roset. — Hist. Msc. de Gautier. — Rathsprotokoll.

Dieser Anblick entsetzte den Magistrat ebenso, wie ehemals der von Wunden zerrissene Leichnam Cäsar's auf dem Forum zu Rom den Unwillen und das Rachegeschrei des empörten Volkes erregte, wenn man anders die großen Ereignisse des Alterthums mit diesen kleinen Vorgängen, welche sich an der Schwelle der neueren Zeit zugetragen haben, vergleichen darf. D'Adda aber that noch mehr; er berichtete den Syndicis den wüthenden Angriff Pennet's und forderte die Bestrafung des Mörders. Aber kaum hatte er zu reden aufgehört, als man einen schrecklichen Lärm vernahm: der Hof des Rathhauses füllte sich mit Bürgern, die in der größten Aufregung waren; lautes Geschrei ertönte, die Thüren des Saales wurden heftig aufgerissen, und „sogleich stürmen," sagt das Protokoll, „einige in großer Wuth herein und rufen: Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!" — Ein geachteter und ehrenwerther Handwerksmann, Nikolaus Berger, ein eifriger Hugenott, welcher in der Straße du Perron wohnte, so lautete ihre Erzählung, befand sich gerade in dem Augenblicke, als die Bande, welche Porral verwundet hatte, vorübereilte, in dem Laden, wo er seine Waare feil bot. Durch den Lärm herbeigelockt, ging er etwas näher an die Thür, da erblickte ihn Claude Pennet, blieb stehen, und als wenn er auf die Heldenthat seines Bruders eifersüchtig wäre, stürzte er sich auf den unbewaffneten Bürger, und streckte ihn mit einem Dolchstoße todt zu Boden. Alle Wohlgesinnten, fügten die Bürger hinzu, sind von Schrecken erfüllt und fordern, daß der Schuldige nach den Gesetzen bestraft werde.

Dies Ereigniß war nicht ohne Bedeutung; es war eine neue Scene aus jenem hartnäckigen Kampfe, welcher im Anfange des 16. Jahrhunderts ohne Unterbrechung in der kleinen Stadt an den Ufern des Genfersee's stattfand und in ähnlicher Form sich in anderen Gegenden wiederholte. Krieger pflegen selten die feindliche Grenze zu überschreiten, ohne ihre Kühnheit mit ihrem Blute zu bezahlen, und diejenigen, welche damals die letzten Kämpfe jenes Zeitalters lieferten, das man das eiserne nennen kann, glaubten einer gerechten Sache zu dienen. Es widerstrebt dem unparteiischen Geschichtsschreiber, ein zu abschreckendes Bild von diesen stolzen Kämpfern Rom's und des Feudalrechtes zu entwerfen, auch waren, selbst in Genf, wo sie vielleicht mehr Leidenschaftlichkeit besaßen als anderswo, nicht alle jedes edleren Gefühles bar. Der Parteigeist beseelte freilich die meisten; aber es gab auch solche,

welche das Beste ihrer Vaterstadt wollten. In ihren Augen waren Religion und Recht und Ordnung durch das Bündniß mit der Schweiz und der Reformation bedroht, und ihre so geheiligte Sache konnte nach ihrer Ansicht nur durch ein energisches Auftreten der bischöflichen Partei geschützt werden. Sie täuschten sich, allein nicht darin bestand eigentlich ihr Fehler. Leider war ihr moralisches Gefühl durch die Prinzipien einer fanatischen Bigotterie erstickt worden, und daher schienen ihnen alle Mittel gut, um zum Ziele zu gelangen, selbst der Mord.

Während die Bürger für den doppelten Mord Gerechtigkeit verlangten, herrschte großer Aufruhr in der Stadt; die Trommel wurde gerührt, und alles eilte zu den Waffen. Die Bürger, welche für die Unabhängigkeit und die Reformation waren, riefen laut, da die Diener des Bischofs sie durch das Wort nicht besiegen könnten, so wollten sie durch den Dolch einen Triumph zu erlangen suchen. „Dies ist der fünfte Aufstand, den die Priester zur Rettung der Messe erregen,“ sagten sie, und sie stellten sich unter die Waffen, jedoch nicht um anzugreifen, sondern um der rechtmäßigen Gewalt ihren Schutz zu leihen.

Als der Rath die Ermordung Berger's erfuhr, gerieth er in Bestürzung; alle Mitglieder schauderten vor solchen Verbrechen zurück, aber von den vier Syndicis waren drei katholisch, nämlich: du Crest, Malbuisson und Claude Baud, und die Räthe theilten sich in ihren Sympathieen meistens nach demselben Verhältniß wie die Syndici. Zudem war Portier, der die Bande führte, der beglaubigte Geschäftsführer des Fürstbischof's, dessen Autorität der Rath aufrecht erhalten wollte. Noch waren die Syndici über die zu ergreifenden Maßregeln nicht einig, als ein Diener ihnen meldete, daß die Gesandten von Bern vor dem Rathe zu sprechen wünschten. Diese edlen Herren, welche gewöhnlich eine so reservirte Haltung zeigten, waren in großer Aufregung und sagten: „Auf unserm Wege zum Rathhause sind wir nur Leuten begegnet, die zu den Waffen eilten, es steht zu befürchten, daß ein großes Morden entstehe, wir beschwören Euch daher, das zu verhüten und bieten selbst unsere Hülfe an, um den Aufruhr zu dämpfen.“ Der erste Syndicus bat sie inständigst, dies Vorhaben auszuführen, und als die Berner den Saal verlassen hatten, setzte der Rath seine Berathung fort.

Unterdessen hielten die angesehensten Hugenotten unter sich gleichfalls eine Besprechung. Zwei von ihren Freunden waren unter den

Streichen ihrer Gegner gefallen, der eine von ihnen war sogar todt; die Ihrigen hatten die Waffen ergriffen, Portier und die Pennet's waren voll Schrecken entflohen, die katholische Partei schien entmuthigt. Bei dieser Lage der Dinge wäre es für sie ein Leichtes gewesen, ihre Gegner anzugreifen und einen entscheidenden Sieg davon zu tragen; aber der Sinn für Recht und Ordnung behielt bei ihnen die Oberhand. Sie wollten nicht das Gesetz übertreten, sondern dasselbe für sich in Anspruch nehmen, es gab noch Richter in Genf, und nicht der Aufruhr sollte das vergossene Blut rächen, sondern die Gerechtigkeit. „Wir wollen keine Unordnung, keine Rache, weder Angriff noch Kampf," sagten die Führer der Hugenotten, „wir wollen nur die rechtmäßige Gewalt bei der Ausübung ihrer Pflicht kräftig unterstützen." So langten denn fünfhundert bewaffnete Bürger, die tapfersten Männer von Genf, in guter Ordnung vor dem Rathhause an, stellten sich dort auf, und ihre Führer, de la Maisonneuve, Salomon, Perrin und Aimé Levet, begaben sich in die Rathsversammlung und sagten: „Geehrte Herren! Wir sind aus keinem anderen Grunde als nur zur Aufrechthaltung der Ordnung zusammengetreten. Wir fürchten, daß die Priester einen vierten oder fünften Aufruhr vorbereitet haben, und sind deshalb insgesammt erschienen, um uns vor ihrer Wuth zu schützen und den Herrn Syndicis kräftigen Beistand zu leisten. Wir bitten um Bestrafung der Mörder und der Anstifter des Tumults."[1]) Nun zögerte man keinen Augenblick; Katholiken sowie Protestanten waren einstimmig der Ansicht, daß die Schuldigen bestraft werden müßten, und man suchte ihrer habhaft zu werden.

Man glaubte allgemein, daß sie sich im bischöflichen Palaste verborgen hielten, und es war in der That auch wahrscheinlich, daß der Sekretär Portier, welcher dort seine Wohnung hatte, dahin geflüchtet war und seinen Mitschuldigen daselbst als an dem sichersten Orte der Stadt ein Freistatt gewährte. „Wir wollen sie dort verhaften," sagte der Syndicus du Crest, der freilich katholisch, aber doch loyal gesinnt war; alsbald erhoben sich die andern Syndici, und alle verließen in Begleitung ihrer Beamten das Rathhaus. Bei dem Achtung gebietenden Anblick der ersten Magistratspersonen der Stadt, welche sich dem Palaste

[1]) Rathsprotokoll vom 3. Februar 1534. — Msc. de Roset, Chron. liv. III, ch. XIX. — Msc. de Gautier.

naheten und Eintritt begehrten, öffneten die Diener des Bischofs die Thore, und nun begann eine genaue Nachforschung. Alle Zimmer, das Souterrain und der Boden wurden von den Magistratspersonen und ihren Leuten durchsucht, „aber welchen Eifer sie auch zeigten," sagt das Rathsprotokoll, „sie fanden keinen der Schuldigen." Manche glaubten sie gerettet, nur Perronnette, die Frau des bischöflichen Sekretärs Portier, fühlte ihre Angst und Sorge um das Schicksal ihres Gatten sich verdoppeln, als sie den Ernst bemerkte, mit welchem man nach den Mördern spähete. Da die Syndici neuen Intriguen vorzubeugen wünschten, so beschlossen sie einige von ihren Leuten im bischöflichen Palaste zu lassen und ertheilten denselben den Auftrag, während der Nacht dort Wache zu halten. Diese Leute richteten sich in der Hausflur ein, und erwarteten hier den Morgen; in der Stadt aber wußte niemand, daß sie da waren.

Sie unterhielten sich eifrig über die Vorgänge in Genf, als kurz vor acht Uhr des Abends (dunkel war es schon lange, denn man stand im Anfang des Februar) eine leise und flüsternde Stimme auf der Straße sich hören ließ, wie wenn jemand durch ein Schlüsselloch spräche. Sogleich horchten die Wächter auf. Die Stimme wurde auf's neue laut und wiederholte nochmals etwas deutlicher den Namen der Pförtnerin. „Es war ein Priester," sagt das Rathsprotokoll, „welcher leise die Magd rief." Die Hugenotten erkannten sofort, welchen Vortheil sie aus diesem unerwarteten Umstande ziehen könnten, sie ließen einen jungen Mann, der zu ihrer Schar gehörte, die Stimme einer Frau nachahmen und antworten. Mit verstellter Stimme sagte dieser: „Was wollt Ihr?" Der Priester, der die List nicht ahnte, versetzte (stets in flüsterndem Tone), er wünsche einige Schlüssel, deren der Sekretär Portier und Claude Pennet bedürften. Wahrscheinlich wollten sie dieselben benutzen, um sich an einem sichern Orte zu verstecken und dann durch irgend eine heimliche Pforte aus der Stadt zu entkommen. Der junge Mann fuhr mit seiner Flötenstimme fort: „Was wollt Ihr damit?" — „Ich will sie ihnen in die Peterskirche bringen, wo sie sich verborgen halten," antwortete der Priester. Das war es gerade, was die Wächter wissen wollten, einer von ihnen steht auf und öffnet die Thür des Palastes, als aber der Priester statt einer Frau einen bewaffneten Mann erblickt, entflieht er voll Schrecken. Der Wächter eilt indessen, ohne sich mit der Verfolgung

aufzuhalten, in das Rathhaus, wo der Rath sich permanent erklärt hatte, erzählt den Syndicis den ganzen Hergang und berichtet, daß die Mörder in St. Peter versteckt seien. Sogleich beschlossen die Magistratspersonen, sich dahin zu begeben.

Es war jedoch keine leichte Aufgabe, die Mörder in der großen Kathedrale, welche eine Menge von Kapellen, Altären und andern Oertlichkeiten enthielt, die sich zu einem Verstecke trefflich eigneten, zu suchen. Als die Syndici zwischen acht und neun Uhr Abends mit einer Anzahl ihrer Beamten, welche Fackeln trugen, eingetreten waren, wurden die Thüren sogleich geschlossen, damit niemand die Kirche verlassen könnte, und es herrschte tiefe Stille in dem Gewölbe. Bei dem Scheine der Fackeln, welche ein mattes Licht verbreiteten, zeigte sich das Gebäude, eins der schönsten Denkmäler aus dem 12. Jahrhundert, in seiner ganzen ehrwürdigen Majestät. Aber die Pracht der romanischen Architektur, die schönen Proportionen, diese bewundernswürdige Harmonie, welche durch ihre Erhabenheit so geeignet war, einen tiefen Eindruck auf den Beschauer zu machen, rührten die Herren von Genf in diesem Augenblicke durchaus nicht, da sie an etwas ganz anderes dachten. Nicht architektonische Schönheiten und die Menge der Heiligenbilder beschäftigten du Crest und seine Collegen: sie suchten die Mörder.

Die Nachforschung begann; die Syndici und ihre Beamten durcheilen die Kapellen des heiligen Kreuzes, der Jungfrau, des heil. Martin, des heil. Moritz, des heil. Antonius und noch neun andere im Innern der Kirche; sie durchsuchen genau die achtzehn Altäre, die mit allem, was der katholische Gottesdienst erfordert, reich geschmückt waren; die Diener leuchten in alle Ecken, heben den Teppich auf und bücken sich nieder, um nach den Schuldigen zu spähen. Sie kommen zur Abside, in den Querbau, zum Sanktuarium; sie durchstöbern die Sakristei, die Chorstühle, Arkaden, Gallerien, Zwischenräume zwischen den Balken, aber umsonst: sie finden niemand. Darauf begeben sie sich in die sog. Makkabäerkapelle, die an die Kathedrale stößt und von dem Kardinalbischof Johann von Brogny ein Jahrhundert früher erbaut und mit prächtigen Sculpturen, reichen Malereien und vergoldeten Bogen geschmückt war. Sie gehen an den Chorstühlen vorüber, an denen ein junger Mann, unter einer Eiche die Schweine hütend, abgebildet war (dadurch hatte der Kardinal in Demuth die Erinnerung an seine bescheidene

Herkunft wach halten wollen); aber weder Portier noch die Pennet's oder irgend einer von ihren Mitschuldigen waren da. Schon dauerte das Suchen fast drei Stunden lang, und die Syndici sowohl wie ihre Beamten begannen die Hoffnung aufzugeben, als einem von ihnen der Gedanke kam, die Mörder könnten in einem der drei Thürme versteckt sein. Die Syndici machten sich daher mit ihrer Begleitung auf, auch dort nachzusehen, und fingen mit dem südlichen Thurme an, der hundertundfünfzig Fuß hoch war. Sie stiegen die vielen Stufen hinauf, überzeugt, daß die Schuldigen dort sein müßten, wenn die Aussage des Priesters sich als wahr erweisen sollte, doch war es immerhin möglich, daß dann nicht nur Portier und die beiden Pennet's sich dort befänden, sondern auch noch eine wohlbewaffnete Schar ihrer Freunde. Da die Treppe sehr schmal war, so wäre es für die Bischöflichen ein Leichtes gewesen, den Zugang zu versperren und sogar einige von ihren Verfolgern zu tödten. Die Männer, welche die Befehle der Syndici ausführten, stiegen indessen mit langsamen, sichern Schritten weiter und näherten sich nun dem großen Glockenthurme, welcher ringsum von Oeffnungen in hohen Bogen durchbrochen war. Die Schritte der zahlreichen Schar hallten auf der langen Treppe wieder. Als der Beamte, welcher voran ging, oben im Thurme ankam, hielt er vorsichtig seine Fackel vor und sah im Hintergrunde blitzende Waffen und funkelnde Augen. Er tritt näher, seine Freunde stehen dicht hinter ihm, und sie entdecken den schlauen Portier und den gefährlichen Pennet neben einander kauernd, „bewaffnet", wie das Protokoll sagt, „mit Schwertern, eisernen Gabeln, Aexten, Dolchen und durch Panzerhemden geschützt." Obgleich so bis an die Zähne bewaffnet, dachten die beiden Schuldigen doch nicht daran, sich zu vertheidigen, sie waren mehr todt als lebendig. Die Beamten ergriffen sie und führten sie in das Gefängniß des Rathhauses. [1])

Während dieser Vorgänge in St. Peter hatten die in dem bischöflichen Palaste zurückgelassenen Wächter, ermuthigt durch den Erfolg ihrer List, beschlossen, die Gelegenheit zu benutzen und auf geschickte Weise die Geheimnisse des Hauses auszukundschaften. Sie hatten daher in freundschaftlichstem Tone mit den Leuten eine Unterhaltung angeknüpft und dieselben so schlau auszuforschen gewußt, daß sie bald alles von ihnen

---

[1]) Rathsprotokoll vom 3. Februar 1534. — Spon. I, p. 516. — Ruchat, III, p. 276. — Blavignac, Mém. d'Archéologie, IV, p. 101—102.

erfuhren, was sie wissen wollten. „Der Sekretär des Bischofs ist doch allein, ohne Rückhalt, zu schwach," sagten sie, „um dem Willen des Rathes und des Volkes Widerstand leisten zu können?" — „Er ist nicht so allein, wie ihr denkt," war die Antwort, „hinter ihm stehen Seine Hochwürden der Bischof, Seine Hoheit der Herzog von Savoyen," und, fügte man stolz hinzu: „Er hat sogar Briefe von ihnen bekommen." Da nahmen die Bürger eine ungläubige Miene an und riefen: „Wie! Portier sollte vertrauliche Aufträge und Botschaften von diesen großen Herren erhalten!" — Einer von den Bischöflichen, den diese geringschätzende Art verdroß, erklärte laut: „Die Briefe existiren wirklich und befinden sich in buffeto," wie das Rathsprotokoll in seinem klassischen Latein sich ausdrückt, „in dem Schenktisch des Herrn Sekretärs." Bei diesen Worten springen die listigen Hugenotten voll Freuden plötzlich auf, gehen in das Zimmer Portier's, sprengen den Schrank, und bringen die dort aufbewahrten Papiere an die Syndici. Dieser Erfolg war noch wichtiger als der erste.

Die Magistratspersonen beeilten sich den Fund zu untersuchen und entdeckten ein zusammen gebundenes Packet von Schriftstücken, welche sich alle auf jenes Complott bezogen, das der Bischof zur Unterjochung Genf's angestiftet hatte. Sie rissen den Umschlag ab und erschraken. Da fiel ihnen eine vom Bischof am vergangenen 12. Januar, also vor zwanzig Tagen unterzeichnete Akte in die Hände, welche die Erwählung eines Statthalters in weltlichen Dingen und den Auftrag für denselben enthielt, die Rebellen zu züchtigen; die Willkür des Fürsten setzte einen unkonstitutionellen Agenten ein, der keine andere Richtschnur zu befolgen hatte, als sein eigenes Gutdünken! Hier gab es mit dem Wappen des Herzogs von Savoyen versehene Blanketts. Das war eine wirkliche Verschwörung, geradezu Hochverrath. Das Datum der bischöflichen Urkunde that zur Genüge dar, daß Peter de la Baume der Anstifter jener Unruhen war, welche die Stadt in die größte Aufregung versetzt hatten. Man beschloß daher, daß der Prozeß Portier's, der als das Werkzeug dieser revolutionären Intrigue erkannt wurde, durch einen zu diesem Zwecke erwählten Generalprokurator vor den Syndicis eingeleitet werden sollte. Zu diesem Amte wurde ein guter Hugenott, Johann Lambert ernannt.[1])

[1]) Rathsprotokoll vom 3. und 8. Februar 1534. Ruchat, III, p. 277. Mém. de Gautier.

Bevor man jedoch das Verfahren begann, brachte man den weniger verwickelten Fall Pennet's zu einem Abschlusse. Die Sache lag klar vor, und das Gesetz sprach sich deutlich darüber aus, wenn auch nicht zu seinen Gunsten. Claude Pennet trat mit erhobenem Haupte auf, als sei er ein Mann, der für die christliche Religion Verfolgung leiden müsse. Er wurde überführt, Nicolaus Berger in seinem Laden in der Straße du Perron ermordet zu haben, und der Syndicus du Crest selbst, obgleich Katholik, sprach als verständiger Mann das Todesurtheil aus. Das änderte aber nichts in dem Benehmen Pennet's; er bereuete die That, die er begangen, keineswegs, der Fanatismus erstickte in ihm die Stimme des Gewissens. Und dasselbe finden wir bei allen seinen Freunden, die insgesammt wahre Zeloten für die katholische Sache waren; bei ihnen trat die Leidenschaft an die Stelle der Vernunft, und sie rühmten sich eines scheußlichen Mordes, als wäre er eine ehrenwerthe, heilige, heroische That. Da Pennet den Dominikaner Furbity zu sehen wünschte, der gleich ihm im Gefängnisse saß, weil er die Gegner Rom's mit seinen Schmähreden verfolgt hatte, führte man den Mönch in den Kerker des Mörders, und „als sie einander erblickten, konnten sie sich des Weinens nicht enthalten," sagt die Nonne von Sancta Clara. Pennet wollte als frommer Christ sterben, „weshalb der gute Katholik seine Beichte ablegte." „Ich bin um der Liebe zu Jesu Christo willen zur Hinrichtung verurtheilt," sagte er zu dem Dominikaner, „und ich empfehle meine Seele Euren heiligen Gebeten." Der ehrwürdige Vater war von der Frömmigkeit und dem unseligen Schicksal dieses theuern Sohnes der Kirche bis zu Thränen gerührt, küßte ihn und sagte: „Herr Claude, geht voll Freuden in Euren Märtyrertod und zweifelt nicht, das Himmelreich steht offen und die Engel erwarten Euch!" [1])

Der Mord, dessen Pennet sich schuldig gemacht hatte, war in den Augen des Dominikaners das Werk eines Heiligen. Die meisten Bischöflichen dachten ebenso, und es stand zu fürchten, daß diese Partei, welche den Pöbel für sich hatte, sich der Ausführung des Urtheilsspruches widersetzen würde. Deshalb versammelte de la Maisonneuve, der fest entschlossen war, dem Gesetze kräftigen Beistand zu leihen, in seinem

---

[1]) La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme; p. 82 et 83.

Hause eine Anzahl Bewaffneter. [1]) Aber es bedurfte ihres Einschreitens nicht, nichts störte den freien Lauf der Gerechtigkeit, und der Henker vollzog die Strafe an dem Mörder. Bald aber gerieth die ganze abergläubische Bevölkerung in Bewegung. „Wißt Ihr schon," hieß es, „an dem Orte, wo der Körper hängt, geschehen Wunder! Er zeigt ein so gesundes Antlitz, einen so frischen, rothen Mund, als ob er noch am Leben wäre, und eine weiße Taube schwebt unaufhörlich über seinem Haupte." Die frommen Katholiken unternahmen sogar Wallfahrten nach der Richtstätte des Mörders.

Der andere Pennet, der Kerkermeister, welcher Porral verwundet hatte und, wie Schwester Johanna sagt, „nicht weniger als sein Bruder von Eifer brannte, die heilige katholische Kirche zu schützen," war während dieser ganzen Zeit bei einer armen Bettlerin versteckt, wohin die Nonnen von Sancta Clara, welche allein das Geheimniß kannten, ihm verstohlen Lebensmittel brachten. Die Hinrichtung seines Bruders erfüllte ihn mit Schrecken. In einer Nacht als es heftig fror, verließ er ganz barfuß sein Versteck und langte unbemerkt im Kloster Sancta Clara an. Hier wußten ihm die Nonnen eine Verkleidung zu verschaffen, und er rettete sich nach Savoyen.

So blieb der dritte Schuldige nur noch übrig, der Staatsverbrecher Portier. Die Sache schien dem Generalprokurator so wichtig, daß er Mittheilung an das Volk verlangte. Nachdem sich daher am 8. Februar der allgemeine Rath versammelt hatte, forderte Lambert, daß die in dem bischöflichen Palaste gefundenen Schriftstücke nebst den Blanketts des Herzogs verlesen würden, und die Genfer wollten ihren Ohren nicht trauen. „Wie! Ein Statthalter in Genf, welcher in weltlichen Dingen mit der souveränen Gewalt bekleidet sein und die Vollmacht haben sollte, die Bürger zu bestrafen, welche ihre politischen und religiösen Rechte zu wahren suchen; — die Constitution des Staates sollte von dem Bischof mit Füßen getreten werden, und der Herzog von Savoyen, der stete Feind der Genfer Unabhängigkeit, wollte dieser Anmaßung und Willkür seinen Beistand leihen!" Alles dies konstatirte, selbst in den Augen der Katholiken von gesundem und unparteiischem Urtheil, ein strafwürdiges Complott. Die Stimme des Volks war mit der Gerechtigkeit vollkommen

---

[1]) Msc. du Procès inquisitionnel de Lyon, p. 32.

im Einklange, und der Generalprokurator ließ Portier vor seine Richter führen. Der Prozeß nahm jedoch einen langsameren Verlauf als der gegen die beiden Pennet's, denn manche Katholiken setzten alles in Bewegung, und boten selbst große Summen, um den Angeklagten zu retten. Aber der Generalprokurator und alle Hugenotten ließen nicht nach, immer von Neuem zu erklären, es sei eine Verschwörung gegen alle Freiheiten der Stadt." So schien denn der bischöfliche Sekretär unmöglich der gerechten Verurtheilung entgehen zu können.

Portier und seine Agenten hatten indessen doch nur die ihnen ertheilten Befehle auszuführen begonnen, der Bischof war der eigentliche Schuldige. Seine fürstliche Würde schützte zwar seine Person, und selbst wenn er in Genf gewesen wäre, würde ihm doch kein Haar auf seinem Haupte gekrümmt sein, aber Peter de la Baume sollte die Züchtigung zu Theil werden, welche nach dem Willen Gottes die ungerechten Fürsten trifft. Er hatte sich seiner Macht zur Unterdrückung bedienen wollen: Gott brach diese Macht. Als die von dem Bischof selbst gesiegelten Briefe, welche Genf einen Diktator octroyirten, in der Volksversammlung verlesen waren, geriethen die Bürger in große Aufregung; es war, als hörte man das Todtengeläute einer dahin gesunkenen Größe. Die Genfer beschlossen mit den bischöflichen Ueberlieferungen zu brechen und in die Regierung nur Männer zu berufen, welche durch ihr Streben für die Einigung Genf's mit der Schweiz und für die Sache der Reformation bekannt waren. Während sich unter den Syndicis, die von ihrem Amte abtraten, nur einer befand, welcher dieser Richtung angehört hatte, wurden nun vier Freunde der Unabhängigkeit durch das Volk zu dem höchsten Amte im Staate berufen: Michael Sept, einer der Hugenotten, welche im Jahre 1526 nach Bern geflüchtet waren und von dort das Bündniß der Schweizer mitgebracht hatten, Ami de Chapeaurouge, Aimé Curtet und J. Duvillard. Der ausübende Rath bestand demnach seiner Majorität nach aus Hugenotten. Die bischöfliche Verschwörung hatte diesen entscheidenden Schlag zur Folge, sie öffnete weit die bis dahin nur angelehnte Pforte und ließ die Reformation siegreich in die Stadt einziehen. [1])

---

[1]) Rathsprotokoll vom 8. und 10. Februar 1534.

Sechstes Kapitel.

Eine letzte Anstrengung des römischen Katholicismus.

(Vom 10. Februar bis zum 1. März 1534.)

Die nächsten Vorgänge ließen alsbald die Umwandlung, welche stattgefunden hatte, klar erkennen. Jedermann begriff, daß der Augenblick der Krisis eingetreten war, wenn sie aber heilsame Folgen haben sollte, mußte das Volk aufgeklärt und das Ziel deutlich bezeichnet werden, welches man erstrebte. Wenn es sich um religiöse Fragen handelt, ist der Hauptpunkt die richtige Erkenntniß derselben, denn jede Unklarheit schadet stets der wahren Religion. Es wurde daher beschlossen, vor allen Dingen die Punkte, um welche sich der Streit drehte, in's Klare zu setzen, und demnach ließen die neuen Syndici Furbity im Rath vorführen. Die Versammlung, welche sich die Berner Deputirten und die drei Reformatoren adjungirt hatte, forderte den Mönch auf, die von ihm vorgebrachten Lehren, wie er versprochen hätte, durch die heilige Schrift zu beweisen. „Zunächst,“ sagten sie, „habt Ihr diejenigen, welche Fleisch essen, das doch für die Gläubigen geschaffen ist,[1] beschuldigt, sie wären schlimmer als Türken.“ — „Ihr Herren,“ antwortete der Mönch, „unser Heiland hat es zwar nicht verboten, ich gebe das zu, aber ich werde meinen Ausspruch durch die Dekrete des heiligen Thomas beweisen.“ — „O, o!“ sagte da Farel, „Ihr wolltet alles durch Gottes Wort beweisen, Ihr waret sogar einverstanden, wenn Ihr das nicht könntet, Euch den Flammen überliefern zu lassen, und jetzt heißt's schon . . . keine Schrift mehr!“

Man blieb indessen bei dieser Frage nicht stehen, die Berner Herren erhärteten durch vierzehn Zeugen die übrigen von Furbity gepredigten Irrthümer, z. B. daß Gott alle bestrafen würde, welche die Schrift in der Muttersprache läsen; daß Christus St. Petrus das Papstthum verliehen habe. Außerdem bewiesen sie in gleicher Weise die von dem Dominikaner gegen die reformirten Christen gehaltenen Schmähreden, jedoch mit Ausnahme jener Behauptung, daß er gesagt haben sollte, ein Deutscher (aus der deutschen Schweiz) habe sich unter den Henkern des Herrn befunden; irgend ein Spaßvogel scheint diese Albernheit erfunden zu haben, um den Mönch zu verhöhnen. Die Berner erklärten endlich,

---

[1]) 1. Tim. 4, 3.

es müsse der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werden, da der Mönch nach seinem eigenen Geständnisse nur ein Prediger der Dekrete des heiligen Thomas und ein Lügenprophet sei.

Da gerieth der Dominikaner in Besorgniß, und erbot sich, in der St. Peterskirche zu Ehren Gottes und der Herren von Bern Abbitte zu leisten. „Gut,“ sagte der erste Syndicus, „und dann müßt Ihr Genf verlassen und dürft bei Todesstrafe niemals wiederkehren.“ Damit war der Dominikaner völlig einverstanden, denn er wünschte nichts sehnlicher als sich so bald wie möglich zu entfernen. [1])

Dieser Entscheidung zufolge wurde der Mönch, von Wachen umgeben, am Sonntag den 15. Febr. langsam nach der St. Peterskirche geführt. Er war sehr aufgeregt und machte große Schritte, denn in seinem Geiste stritten sich die widersprechendsten Gedanken. Als er am Fuße der Kanzel angekommen war, stieg er schnell hinauf, und da er nun seine Blicke über die Menge hingleiten ließ, welche das Gotteshaus erfüllte, stieg seine Unruhe und Verwirrung. Er sah sich zwischen zwei Gewalten, — zwischen den schrecklichen Bernern und den furchtbaren Dominikanern — und fühlte sich außer Stande, die einen zufrieden zu stellen, ohne die andern herauszufordern. Indessen suchte er sich doch zu fassen, machte das Zeichen des Kreuzes, sprach das Ave Maria und rief die Jungfrau an . . . Schon begannen die Berner sich zu wundern; aber es wurde noch weit schlimmer. Denn statt den Widerruf, den ihm die Syndici übergeben hatten, zu verlesen, begann er denselben nur oberflächlich zu berühren, dann schweifte er ab und brachte endlich ganz andere Dinge vor. Da rief ein Berner ihm zu: „Herr Doctor, Ihr seid nur hier, um zu widerrufen,“ und dieser Zuruf fand alsbald den allgemeinen Beifall. Aber der Mönch entfernte sich immer mehr von der Frage, stockte und verwirrte sich. [2]) Jetzt verließen mehrere Hugenotten ihre Plätze, es entstand eine große Aufregung in der Kirche, denn die Geduld der Zuhörer war zu Ende. „Ihr wollt uns zum Besten haben,“ rief man dem Mönch zu, „verschont unsere Ohren mit Euren gewöhnlichen Albernheiten. Schnell,

---

[1]) Lettres certaines d'aucuns grands troubles. — Rathsprotokoll vom 11. 12., 13., 15. Februar 1534. -- Froment, Gestes de Genève, p. 87.

[2]) »Vagans et vacillans, sententiae satisfacere neglexit.« (Rathsprotokoll vom 15. Februar 1534.)

ein ehrliches peccavi.[1]) Aber kein Widerruf erfolgte. Da brach ein gewaltiger Sturm los, einige leidenschaftliche Männer stiegen auf die Kanzel, packten den Jünger des heiligen Dominikus und zerrten ihn mit Gewalt herab.[2]) „Sie warfen ihm den Stuhl nach," sagt Schwester Johanna, „und wenig fehlte, so wäre er todt auf dem Platze geblieben." (Die gute Schwester malt zuweilen mit etwas zu lebhaften Farben.) Alle Katholiken verließen voll Schrecken die Kirche, und da der Doctor der Sorbonne sein Versprechen nicht erfüllt hatte, so wurde er in's Gefängniß zurückgeführt.[3])

Nun erschienen die Gesandten von Bern vor dem Rathe und forderten, daß das Evangelium öffentlich in der Kirche gepredigt würde. Die Syndici erklärten sich völlig damit einverstanden und fügten hinzu, sie würden von dem Fastenprediger verlangen, daß er seine Predigt im Sinne und Geiste des Evangeliums halte.

Da der fanatische Dominikaner seinen Auftrag so schlecht ausgeführt und in den Adventspredigten den Katholicismus so stark compromittirt hatte, und da der Rath von jedem Prediger forderte, daß er einfach und lauter das Wort Gottes verkündigen sollte, so beschloß die Genfer Geistlichkeit, eine letzte Anstrengung zu machen. Sie erkannte wohl, daß für die Fastenpredigt ein Mönch von anderer Richtung gewählt werden müßte, und wandte sich demnach den Franciskanern zu, welche oft von einer Umwandlung der religiösen Gemeinden geredet hatten. Unter diesen beiden Bettelorden herrschten große Verschiedenheiten. Die Dominikaner waren reich, die Franciskaner arm; jene suchten die Herrschaft, diese die Niedrigkeit; jene waren in ihren Lehren und Gebräuchen wie versteinert, diese waren geschmeidig und den Neuerungen nicht abhold. Sie wußten die Menge durch ihre Begeisterung, ihre Kasteiungen, ihr einschmeichelndes Wesen und ihre wunderbaren Visionen für sich einzunehmen. Einen Mann aus dieser Schule, sagten die Einsichtsvollsten unter den Katholiken, bedürfe man nach dem Dominikaner; hatte Genf der Schroffheit des einen sich widersetzt, so mußte es durch die Schmeichelreden des andern ge-

---

[1]) »Nugis solitis plebis aures suspendere satageret.« (Geneva restituta, p. 6, 9.)

[2]) »Impostor suggestu deturbatus.« (Geneva restituta p. 6, 9.)

[3]) Rathsprotokoll vom 15., 16., 20. Februar. — Froment, Gestes de Genève p. 88. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 78.

wonnen werden, und auf diese Weise hoffte die Geistlichkeit Genf unvermerkt wieder in die Bahn der römischen Kirche zurückzuleiten.

Demnach wurde der Guardian der Franciskaner von Chambéry, Pater Coutelier, dessen Beredsamkeit und Geist man rühmte, eingeladen, die Fastenpredigten zu halten. Er ging sogleich darauf ein, langte am Sonnabend den 14. Februar in Genf an, und am folgenden Tage (dem Sonntage vor Fastnacht) erschien er vor dem Rathe. Der erste Syndicus, der sich einige von den Funktionen des Bischofs beilegte, sagte zu ihm: „Ehrwürdiger Vater, Ihr dürft nichts anderes predigen, als das reine Evangelium Gottes.“ „Ich verpflichte mich dazu,“ antwortete der Mönch, dem man seine Lektion wohl einstudirt hatte, „Ihr werdet zufrieden sein.“ Dann überreichte er neun Artikel, um sein Entgegenkommen zu zeigen, und fügte, als wenn er vor dem Collegium der Kardinäle stünde, hinzu: „Streicht davon, was Ihr nicht gut findet.“ Der zum größten Theile lutherische Rath, der sich auf diese Weise von einem Priester als Tribunal über Dogmen eingesetzt sah, ließ sich das Blatt vorlesen. *Anrufung der Jungfrau Maria*; — das war einer von den Artikeln; *Fegefeuer*, so hieß ein anderer; *Gebet für die Todten*; *Anrufung der Heiligen*.... Die Hugenotten thaten Einspruch, und diese vier Artikel wurden von der Liste des Paters gestrichen; dagegen gestattete man ihm, von der Kanzel herab das Zeichen des Kreuzes zu machen, den Gruß des Engels an die Jungfrau, wie es im Evangelium Lucä steht, zu verlesen und die Messe zu halten. Dann kehrte der Priester mit seinen verbesserten Glaubensartikeln in sein Kloster zurück. [1])

Am folgenden Aschermittwoch bestieg der ehrwürdige Guardian die Kanzel, um das Werk geschickt zu beginnen, und Genf in der Bahn des Papstthums zu erhalten. Die beiden Häupter der Reformation, der Laie Baudichon de la Maisonneuve und der Reformator Farel, sowie manche andere ihrer *Mitschuldigen*, wie sie der Pater Coutelier nennt,[2]) waren begierig zu hören, wie der Mönch den Papst und Luther in Uebereinstimmung zu bringen gedächte, und hatten sich deshalb in die Franciskanerkirche im Rive-Quartier begeben (man hatte Coutelier nicht die Ehre angethan, ihm die Kathedrale zu überlassen). Der Mönch begann, indem

---

[1]) Rathsprotokoll vom 15. und 16. Februar 1534.

[2]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 331.

er mit klangvoller Stimme den Gruß an die Jungfrau Maria verlas: Ave Maria ... Alsbald aber sagten Farel und die Hugenotten mit lauter Stimme, so daß alles Volk es hörte: „Die Jungfrau Maria grüßen, ist eine Thorheit!" — „Ich thue es mit Erlaubniß des Rathes," versetzte der Mönch naiv, und alle Katholiken, welche sich unter den Zuhörern befanden, begannen laut zu schreien, um ihren Kämpen zu unterstützen: „Ave Maria, gratia plena!" Es war ein allgemeines lautes Geplapper, und Farel, de la Maisonneuve und ihre Freunde mußten schweigen. [1])

Darauf fuhr Coutelier fort und bemühte sich, zu gleicher Zeit dem Evangelium und dem Papste gerecht zu werden. Ein Satz hob den andern auf; er kam vom Hundertsten in's Tausendste, und es war ein buntes Durcheinander von Gedanken, aus denen niemand herausfinden konnte, eine Musik ohne Harmonie. Farel und dessen Freunde durchschauten indessen bald die Taktik des Mönches. „Er treibt verdecktes Spiel, um uns zu fangen," sagten sie, „und hütet sich wohl, beim ersten Gange gleich seine Hörner zu zeigen. Er schenkt zu trinken ein, aber es ist wie zu Babylon Gift in einem goldenen Becher!" ... Unwillig über diese Umschweife, erhob sich Farel und sagte zu dem Mönche: „Ihr könnt die Wahrheit nicht lehren, denn Ihr versteht sie nicht." Da stockte der arme Pater; doch allmählich faßte er wieder Muth, und um die Evangelischen zu gewinnen, begann er sogar von den Priestern und Päpsten schlecht zu sprechen. Nun kam die Reihe an die Katholiken, und als der Franciskaner ihren Zorn bemerkte, fing er, um ihre Gunst wieder zu erlangen, von Neuem an, die Reformatoren zu tadeln. Ohne feste Lehre, ohne Charakter, schwankte er zwischen Rom und Wittenberg hin und her: und statt allen zu gefallen, ärgerte er alle Parteien. „Man kann nicht Gott und dem Teufel dienen;" sagte Farel voll Unwillen.

Jetzt änderte der ehrwürdige Guardian seine Taktik, und da er, wie alle Franciskaner, wußte, daß man mit Speck Mäuse fängt, begann er die Genfer mit übertriebenen Lobsprüchen zu preisen. „Ihr Männer und Frauen," sagte er von der Kanzel herab, „hütet Euch, Euch von jenen Leuten (Farel und seinen beiden Freunden) verführen zu lassen, die Euch vorpredigen, daß Ihr und Eure Väter Götzendiener gewesen seid und Euch

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 331, 332.

habet in die Hölle führen lassen. Nein! Ihr seid Bewohner einer edlen und mächtigen Stadt. Ihr habt einen so großen Namen ... und seid so treffliche Leute, ... bewahret Euch diesen schönen Ruf und macht Euch des glorreichen Namens, den Eure edle Stadt trägt, würdig. Heißt sie nicht Geneva, Gebenna,[1]) d. h. gens bona, gens benigna, gens sancta, gens praeclara, gens devota? Ihr seid ein gutes Volk, ein gütiges Volk, ein heiliges Volk, ein herrliches Volk, ein frommes Volk ... Euer Name sagt das." So war der Mönch unerschöpflich in übertriebenen Lobsprüchen, ob er gleich recht gut wußte, was von der „Heiligkeit" der Genfer und besonders der Mönche und Priester zu halten war.

Auch diese letzte Anstrengung des römischen Katholicismus hatte keinen Erfolg. Im Gegentheil, die Hugenotten sagten voll Unwillen über diese Spiegelfechtereien: „Wir wollen weder diesem noch jenem gefallen,"[2]) und gingen mit festem Schritte in der Reformation weiter. So gedachte Farel die vielfachen Ceremonien, mit denen Rom den Gottesdienst überladen hatte, bei Seite zu schaffen und die Taufe, der evangelischen Einsetzung gemäß, als Zeichen der Wiedergeburt herzustellen. Als die Kunde davon sich verbreitete, wurde dadurch selbst unter den Fremden, welche sich damals in Genf aufhielten, große Neugier erregt. Am 22. Februar, dem ersten Sonntag in der Fastenzeit, befanden sich zwei Savoyarden, Claude Thévenon, aus den Bergen du Grand-Bornand, und Heinrich Advreillon, aus der Gemeinde de Thonon, auf dem Molard, wo auch viele Genfer, sowohl Katholiken als Lutheraner, anwesend waren. „Wißt Ihr schon," sagte einer derselben, „in dem Hause Baudichon de la Maisoneuve's wird eine Taufe gehalten." — „Das laßt uns sehen, sagten die beiden Savoyarden; sie folgten einigen Hugenotten und gelangten in einen weiten Saal, den man durch Niederreißen der Wände vergrößert hatte.[3]) Manche saßen schon da, und auch die beiden Fremden fanden noch Platz, aber die letzten Ankömmlinge mußten an der Thüre stehen bleiben. — „Es sind wohl dreihundert und darüber,"[4]) sagte Advreillon zu seinem Freunde. Auf einem erhöhten Sitze befand sich ein junger Mann mit sanftem Ausdruck und lebhaftem Blick; man sagte ihnen, das sei Viret aus Orbe;

---

[1]) Das Wort Gebenna findet sich häufig in den alten Urkunden.
[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 83, 84.
[3]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 231, 232, 236.
[4]) *Ibid.*, p. 233, 234.

rechts und links neben ihm saßen Farel und Froment. Ein Herr aus der Stadt, von stattlichem Aussehen, dem Ansehen nach zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt, wies den Zuhörern ihre Plätze an und wachte darüber, daß alles anständig und ordentlich herging. „Das ist Baudichon de la Maisonneuve," erklärte man den beiden Savoyarden, „der Herr des Hauses und der größte Lutheraner in Genf." [1])

Die Predigt nahm ihren Anfang. Die sanfte Beredsamkeit Viret's übte auf die Zuhörer großen Reiz; indessen hätten die beiden Fremden doch gern die Versammlung wieder verlassen, in welche sie sich unvorsichtiger Weise gemischt hatten, alle Zugänge waren jedoch so dicht mit Leuten besetzt, daß Abvreillon sagte: „Wir können durch die große Menge Volks nicht durchdringen." Sie ergaben sich also in ihr Schicksal, bis zum Schlusse bleiben zu müssen. Als die Predigt beendigt war, versuchten die beiden Savoyarden sich zu entfernen, allein de la Maisonneuve sagte mit lauter Stimme: „Jeder bleibe auf seinem Platze, Ihr werdet hier eine Taufe vollziehen sehen." Und wirklich fand die Taufe statt; Viret fügte hinzu: „Mit reinem unverfälschten Wasser hat St. Johann der Täufer Jesus Christus getauft; mit Wasser und Oel, Salz und Speichel taufen, wie die Heuchler, ist vom Uebel." Diese Worte mißfielen den beiden Fremden sehr, und sie eilten davon, sobald sie konnten.

Da aber sehr viele Leute dem Gottesdienste nicht hatten beiwohnen können, so beschlossen die Hugenotten, die mit ihrer Geduld zu Ende waren, sich nicht länger mit jenen engen Räumen zu begnügen, welche so viele verhinderte, das Wort Gottes zu hören, wie sie es wünschten. „Jesus Christus," sagte Farel, „gebietet, daß das Evangelium in der ganzen Welt gepredigt werde, also auch in Genf, und demnach forderte er ein Gotteshaus. Die Berner Gesandten übernahmen es, das Gesuch zu überreichen und sagten zu dem Rathe: „Sehr geehrte Herren, wenn wir und unsere Geistlichen durch die Straßen gehen, so ruft man uns nach: Holla! Ketzer! Ihr wagt Euch nicht öffentlich zu zeigen; Ihr predigt Eure Ketzereien an einem abgelegenen Orte, wie in einem Schweinestalle. [1]) Das haben wir nun lange genug geduldet und bitten deshalb um eine Kirche. Niemand wird ja gezwungen sein, unsere Prediger zu hören,

---

[1]) Msc. du procès iquisitionnel de Lyon, p. 233, 234.

[2]) *Ibid.*, p. 335, 336.

jeder mag dem Gottesdienste beiwohnen, den er vorzieht, und so werden alle zufriedengestellt." Die Syndici geriethen sehr in Verlegenheit und erklärten, sie bedauerten die Schmähreden sehr, welche man gegen die Berner führe, indessen seien sie nicht befugt, dem lutherischen Prediger eine Kanzel anzuweisen; das stehe nur dem Fürstbischof und dessen Vicaren zu. „Jedoch," fügten sie hinzu, „wenn Ihr selbst irgend ein Gebäude in Besitz nehmen wollt, um Eure Lehren daselbst verkünden zu lassen . . . so thut das, Ihr habt die Macht . . . wir können Euch nicht hindern, wir wagen es nicht." Ja es schien sogar nach ihrer ganzen Haltung, als würden sie dann wohl ihren Entschluß fassen.

Indessen erfüllte die Weigerung der Syndici die Evangelischen mit Unwillen, und Farel beschloß mit dem Pater Guardian eine Besprechung zu halten. Wollte er Coutelier, der ja bisweilen so fügsam war, überzeugen, daß die evangelische Lehre in den Kirchen gepredigt werden müsse, oder wollte er vielmehr, da er wie Luther der Ansicht war, daß das Papstthum eine Macht des Antichrist sei, welche sich dem Reiche Gottes widersetze, dem Franciskaner derb die Wahrheit sagen? Wir wissen es nicht, vielleicht das eine wie das andere. In Begleitung des unerschrockenen Maisonneuve und des weisen Rathsherrn Balthasar begab sich Farel in das Franciskanerkloster. Coutelier empfing sie in seiner Zelle, aber als der Reformator sich darüber beklagte, daß die evangelische Wahrheit nicht gepredigt werden könne, verschanzte sich der Mönch, weit entfernt, auch nur die geringste Concession zu machen, hinter der Autorität des Papstes und pries dessen Heiligkeit, Unfehlbarkeit und Macht. Hatte nicht Alvarus Pelagius, der ein Franciskanermönch war wie er, gesagt: Die Gerichtsbarkeit des Papstes ist allgemein gültig; sie umfaßt die ganze Welt nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen?" [1]) Und hatte nicht ein anderer Mönch gelehrt: „Der Papst steht an Gottes Statt?" [2]) Aber Farel schöpfte seine Gedanken über Rom, statt aus den Schriften einiger Mönche des Mittelalters, aus der heiligen Schrift und vorzüglich aus der Offenbarung St. Johannis. „Euer gegenwärtiger heiliger Vater," sagte er zu dem

---

[1]) »Jurisdictionem habet universalem in toto mundo papa, nedum in spiritualibus sed temporalibus.« (De planctu Ecclesiae, lib. I, c. XIII.)

[2]) »Papa, vice Dei, est omnium regnorum provisor.« (Aug. Triumphus Summa de potestate ecclesiastica, Qu. XLVI, art. 3.)

Guardian, „ist das Thier, welches die Unwissenden anbeten. Der Evangelist St. Johannis spricht zu uns von einem Thiere mit sieben Häuptern, [1]) welches die ganze Welt verwirret und wider die Heiligen streitet: Diese sieben Häupter sind sieben Hügel, auf denen es sitzt. Sieben Hügel, höret Ihr das? Jedermann weiß, daß Rom auf sieben Hügeln erbaut ist. So ist also der heilige Stuhl nicht apostolisch, sondern diabolisch!" Coutelier war ergriffen, er suchte Farel zu widerlegen, so gut er irgend konnte, wie er sagte; aber der Reformator blieb die Antwort nicht schuldig; die Unterredung wurde lebhaft, und da die Evangelischen am Ende sahen, daß sie den Mönch nicht überzeugen würden, so verabschiedeten sie sich. De la Maisonneuve schied voll Unwillen über die Verblendung Coutelier's, und alle zusammen verließen das Kloster.

Dies kräftige Argument, welches die Prophezeiungen der Bibel über den Antichrist auf den Papst anwandte, war schon von Luther gebraucht worden, und kein Beweis war mehr dazu angethan, bei den Römlingen Zorn zu erregen, den Evangelischen aber Festigkeit und Ausdauer zu verleihen.

Siebentes Kapitel.

Farel predigt in dem großen Auditorium des Rive-Klosters.

(Vom 1. März bis zum 25. April 1534.)

Da nun der bei dem Pater Guardian von Chambéry versuchte Schritt vergeblich gewesen war und die Gotteshäuser geschlossen blieben, so gedachten die Evangelischen nicht länger zu warten; war doch die Mehrzahl der Einwohner dem Worte Gottes ergeben, und nicht eine einzige Kirche sollte ihnen offen stehen? Die Mauern von St. Peter, St. Gervais, St. Germain und St. Magdalena enthielten nur noch die äußern todten Formen des römischen Cultus; Leben und Bewegung fehlte, das war in die Herzen jener entschlossenen Männer, jener frommen Frauen übergegangen, welche Farel umringten. Weder der Saal B. de la

---

[1]) Offenbarung St. Johannis, Kap. 12—20.

Maisonneuve's, noch alle andern Räume genügten für die Anhänger des Wortes, und jeden Tag mußte eine große Anzahl von Zuhörern auf der Straße bleiben. „Ach!" hieß es allgemein, „das Evangelium hat in Genf nur Kamine, und dort kann man von der Gnade Christi nur ganz leise und fast flüsternd sprechen. Und doch soll die Gnade in der ganzen Stadt verkündigt und selbst bis an die Enden der Welt ausgebreitet werden." Darum mußte man an's Werk gehen.

Am zweiten Sonntage in den Fasten, am 1. März 1534, als die Evangelischen in einem der gewöhnlichen Säle Farel's Predigt gehört hatten, blieben neunundzwanzig der angesehensten Hugenotten zurück und begannen zu überlegen, was sich dabei thun ließe. „Der Rath," berichtete einer von ihnen, „hat den Herren von Bern erklärt, sie möchten für ihren Prediger den Platz nehmen, der ihnen gut dünkte . . . wohlan! nehmen wir ihn. Gott will die Verkündigung des Evangeliums, der Papst aber und seine ganze Sippschaft (mesgnie) kümmern sich nicht mehr darum, als ehemals die Priester des Bachus, der Venus und des Jupiter. Laßt uns daher ohne weiteres Bedenken thun, was Gott befiehlt!" Nun begaben sich de la Maisonneuve und die andern Hugenotten in das Rive-Kloster, wo der Pater Coutelier predigte. Die Predigt war gerade zu Ende und die Menge verließ die Kirche; da verkündigte der kühne Baudichon den Mönchen, Farel würde bei ihnen predigen und man werde daher die Glocken läuten. Geriethen sie zuerst in Erstaunen, so versetzte sie das letztere in die größte Aufregung. In der That bestiegen zwei oder drei Hugenotten den Glockenthurm und läuteten zu dreien Malen innerhalb einer Stunde mit allen Glocken. Unterdessen traf de la Maisonneuve seine Maßregeln; statt die Kirche zu besetzen, wählte er einen andern Raum des Klosters, das sogenannte große Auditorium oder den Kreuzgang; dieser Theil des Gebäudes war in Gestalt einer Galerie gebaut, hatte einen Hof in der Mitte, und weit geräumiger als die Kirche, konnte er vier- bis fünftausend Personen fassen. [1])

---

[1]) Froment sagt (Gestes de Genève, p. 82) Farel habe im Rive-Kloster, im großen Auditorium gepredigt, ohne in die Kirche einzutreten. Pater Coutelier erklärt dagegen in seinem Zeugniß zu Lyon: (Procès inquisitionnel, p. 322.) Farel habe gepredigt in derselben Kirche und auf derselben Kanzel wie er. Aber zu dem Zeugnisse des Augenzeugen Froment kommt

Mittlerweile hallte der zu dieser Stunde ungewöhnliche Klang der Glocken in der ganzen Stadt wieder. Jeder Ton, der an das Ohr der Genfer drang, sagte ihnen, daß jenes Evangelium, welches die ganze Christenheit damals in Aufregung versetzte, endlich öffentlich in ihrer Stadt verkündigt werden sollte. „Meister Farel," hieß es, „will in dem Rive-Kloster predigen" und von allen Seiten strömte die Menge herbei. Leute jedes Schlages fanden sich ein, Evangelische, politische Hugenotten, Gleichgültige, Bigotte. Manche Priester knirschten mit den Zähnen und machten selbst Versuche, die Ankömmlinge zur Umkehr zu bewegen, doch das war vergebene Mühe, der Andrang wuchs von Minute zu Minute. Einige Franciskanermönche, welche bei dem Anblick einer so ungeheuren Menge große Augen machten, konnten dem Verlangen nicht widerstehen, sich auch in das Auditorium zu begeben und dort der Predigt zuzuhören.

De la Maisonneuve gab die nöthigen Befehle, um den Leuten einen Platz zu verschaffen. Die Versammlung war in andächtiger Stimmung, aber doch in großer Aufregung; der Ort der Zusammenkunft, die verschiedenen Parteien, deren Anhänger hier dicht neben einander standen, die Spannung, mit der man eine Predigt des berühmten Farel erwartete, die Folgen, die diese Versammlung haben müßte, nämlich eine Umwandlung der Religion in Genf, — alles dies beschäftigte lebhaft die Gemüther. Sobald sich jedoch irgend eine störende Unruhe bemerkbar machte, stellte de la Maisonneuve, der einen erhöhten Platz eingenommen hatte, durch ein Zeichen mit der Hand die Ruhe wieder her. Endlich erschien der Reformator. Als die Katholiken ihn erblickten, erstaunten sie sehr. „Wie," sagten sie, „kein priesterliches Gewand? Er ist gekleidet wie ein Laie und trägt einen spanischen Mantel und einen aufgeklappten Hut." [1]) Aber unter diesem Mantel und unter diesem Hute verbarg sich, was man unter den Gewändern der Priester vergebens suchte, ein feuriger Geist, ein von Liebe überfließendes Herz und eine solche Beredsamkeit, daß die Zuhörer erfuhren, was einst Calvin

dasjenige des Genfer Rathsprotokolls hinzu, welches angiebt, daß die Versammlung in dem Kreuzgange oder Auditorium stattgefunden habe. Pater Coutelier hat ohne Zweifel sagen wollen, Farel habe in demselben Gebäude wie er gepredigt, ohne genau den Platz anzugeben.

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p, 323.

aussprach: „Deine Blitze haben in meinem Herzen eine unsägliche Unruhe hervorgerufen.“ [1]) Farel begann zu reden, und indem er seine Flammenworte den Schriften unserer Propheten und Apostel entnahm, sagt einer seiner Biographen, erleuchtete und entzündete er die Herzen. [2]) In vielen rief er ein lebhaftes Gefühl von der Liebe Jesu Christi wach. Nach Calvin's Ausdruck arbeitete (besognait) Gott in den Seinen durch den Dienst des Reformators. Einige erkannten und schmeckten nun erst die Gnade, welche sie bisher hingenommen hatten, ohne sich derselben bewußt zu sein. Die Versammlung war ergriffen und entzückt, und die Seelen vieler wurden von dem Feuer des heiligen Geistes entzündet.

Unter den Franciskanern, welche Farel anhörten, befand sich auch einer, Namens Jakob Bernard, der aus einer der angesehensten Familien Genf's stammte und einen lebhaften kühnen Geist und große Gelehrsamkeit besaß. Lange Zeit war er der aufrichtigste Verehrer der heiligen Jungfrau gewesen, hatte oft leidenschaftlich gegen die Reformatoren gesprochen, und noch einige Tage zuvor, als er Farel und Viret begegnete, mit einem wüthenden Blicke zu ihnen gesagt: „Es hat schon in der früheren Zeit genug Schismatiker gegeben, welche verboten haben, die Jungfrau zu grüßen und das Zeichen des Kreuzes zu machen!“ Damit hatte er ihnen ohne weiteres den Rücken gekehrt. Aber am heutigen Tage war niemand aufmerksamer als Jakob. Gott gab ihm neue Augen und neue Ohren, und man hat gesagt, das Rive-Kloster sei für ihn der Weg nach Damaskus gewesen, dort sei dieser neue Saulus ein neuer Paulus geworden. [3]) Jedenfalls trug diese erste Predigt Farel's viel dazu bei, Bernard zu bekehren, welcher bald darauf muthig die Wahrheiten vertheidigte, die er früher so heftig angegriffen hatte.

Aber dieses Licht, welches einige erleuchtete, blendete andere. Der Zorn der dem Papstthum ergebenen Männer kannte keine Grenzen mehr, sie überließen sich den heftigsten Ausbrüchen ihrer Leidenschaft, und ihre Anhänger fachten das glimmende Feuer in der ganzen Stadt an, so daß es

---

[1]) »Sane me tam vehementer conturbarunt tua illa fulgura.« (Calv. Epp.)
[2]) Ancillon, vie de Farel.
[3]) M. Archinard, Edifices religieux de l'ancienne Genève, p. 108.

am folgenden Tage in hellen Flammen ausbrach. Kaum waren die Zweihundert versammelt, als Nikolaus du Crest, die drei Malbuissons, Girardin und Philipp de la Rive mit einigen andern eintraten und sagten: „Ein Prediger hat gestern im Rive-Kloster die neue Lehre verkündigt, wir wünschen zu wissen, ob das mit Eurer Zustimmung geschehen ist?" In demselben Augenblick aber langten die Gesandten von Bern an und führten eine ganz andere Sprache: „Was wir so lange gefordert haben, das ist jetzt durch die Eingebung Gottes erfüllt worden, ohne daß wir auch nur eine Ahnung davon hatten. Der Raum, den Ihr uns verweigert habt, ist nun durch Gott selbst gegeben worden. Ja, Gott hat einzig und allein durch die Eingebung des heiligen Geistes die Herzen Eurer Mitbürger bewegt, das Evangelium in dem großen Auditorium predigen zu lassen. Erlaubt, daß der Geistliche seine Predigten an diesem Orte fortsetzen darf, und legt denen, die ihn zu hören wünschen, kein Hinderniß in den Weg."

Und wirklich fuhr Farel fort, täglich vor großen Versammlungen zu predigen, obgleich der Rath den Katholiken zu Gefallen anfangs den Bernern hatte zu verstehen gegeben, es sei ja natürlich, daß sie bei ihrer bevorstehenden Heimkehr auch ihre Geistlichen wieder mitnähmen. Farel's Zuhörer wurden mehr und mehr von den Irrthümern Rom's und von der Wahrheit der evangelischen Lehre überzeugt; es schien ihnen am Ende alles klar wie der Tag. Manche erwachten aus ihrer Sorglosigkeit, ihr zerschlagenes Herz nahm mit Freuden die Vergebung des Heilandes an, und sie weihten sich ganz den Werken wahrer Unschuld und Liebe, indem sie für immer den nichtigen Dingen, auf welche die Papisten so viel Werth legten, Lebewohl sagten. In Genf herrschte große Freude. Jubelnde Scharen durchzogen die Stadt, auf dem Molard bildeten sich Gruppen und unterhielten sich über die außerordentlichen Ereignisse der letzten Tage; die Evangelischen zweifelten nicht mehr an dem Siege. Als eines Tages ein junger Savoyarde, Namens Heinrich Percyn, sich einer dieser Gruppen näherte, erkannte er Baudichon de la Maisonneuve, der von Lutheranern umgeben, mit einigen Katholiken sprach, die auch dort standen. Diese vertheidigten ihre Kirche und sagten: „Jene drei Kaminprediger sollten mehr gelten, als der Papst, der Bischof, die Domherren, Priester und Mönche?" — De la Maisonneuve antwortete: „Ich wette hundert Thaler gegen fünfzig, daß

am nächsten Ostertage in der Stadt Genf keine Messe mehr wird gefeiert werden." Keiner von den Katholiken wollte die Wette annehmen, aber Baudichon verrechnete sich doch, wenn auch freilich nur um einige Monate. [1])

Am Sonnabend den 7. März wohnten die Berner Gesandten zum letzten Male der evangelischen Versammlung bei. Sie sollten also Farel, Viret und Froment mitten unter ihren Todfeinden ohne Schutz und außer Stande, sich derselben zu erwehren, zurücklassen. Als daher der Gottesdienst zu Ende war, erhoben sie sich und sagten: „Lebt wohl, Ihr Herren von Genf, wir empfehlen Euch unsere Prediger." [2]) „O," antwortete ein Genfer, „Ihr habt nicht nöthig, sie uns zu empfehlen; wir wissen wohl, welchen Gefahren sie sich aussetzen, um dies Volk von der Knechtschaft zu befreien, in die es gerathen ist." Und beim Hinausgehen aus dem Saal nahm Claude Bernard die drei Evangelisten mit und führte sie in sein Haus, wo sie seitdem wohnten.

Fast um dieselbe Zeit mit den Bernern reiste de la Maisonneuve in Geschäften nach Frankfurt. An einem Tage, den wir nicht genau kennen, führte er Farel und Viret nach Lausanne, um aller Wahrscheinlichkeit nach die Einwohner dieser Stadt zu „verführen;" aber die Priester von Lausanne und ihre Freunde (denn die Bürger waren der Reformation geneigt) verjagten die Prediger. Es ist freilich wenig glaublich, daß die beiden Reformatoren diese wichtigen Tage, von denen wir reden, gewählt haben sollten, um sich zu entfernen, indessen könnte uns eine Urkunde aus jener Zeit doch bestimmen, es für möglich zu halten. Während seines Aufenthalts in Frankfurt unterhielt de la Maisonneuve sich eifrig mit den Lutheranern und scheint selbst nach lutherischer Weise communicirt zu haben. [3])

Kurz darauf wurde Portier, überführt sich mit dem Bischof gegen die Freiheit der Stadt verschworen zu haben, zur Enthauptung verurtheilt, und als das Gesetz die Schuldigen gestraft hatte, war die Stimme des öffentlichen Gewissens zum Schweigen gebracht. Gerechtigkeit muß unter den Völkern herrschen, denn wo sie mit Füßen getreten, wo der

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 226, 227.

[2]) Rathsprotokoll vom 6. März 1534. — Froment, Gestes de Genève, p. 91. — Msc. de Gautier.

[3]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 199, 200, 204.

Schuldige dem Unschuldigen gleich geachtet wird, da entringt sich ein Schrei dem Herzen des Gerechten — aber ein Schrei des Schmerzes, nicht ein Schrei nach Rache. Diese Verurtheilung hatte für Genf wichtige Folgen, sie diente, wie ein Chronist sagt, „zum Schrecken für die Helfershelfer des Bischofs." Da Portier nur die Befehle seines Fürsten ausgeführt hatte, so lag in seiner Verurtheilung zugleich die seines Herrn, und die bischöflichen Agenten begannen einzusehen, daß man den Gesetzen gehorchen müsse und das weltliche Gericht nicht unbeachtet lassen dürfe. Damals wurde demnach die Macht der bischöflichen Partei gebrochen. [1])

Farel verdoppelte unterdessen seinen Eifer, während der Franciskanerprediger seinerseits alles that, was er konnte, um das wankende Papstthum zu stützen. Jedoch kämpften die feindlichen Systeme damals nicht nur in demselben Lande, sondern in derselben Stadt, ja in demselben Gebäude, dem Franciskanerkloster nämlich. Während eines Tages der Mönch in der Kirche lehrte, „die Hostie höre auf, Brod zu sein, und der Mund empfange den Leib Jesu Christi," sagte Farel in dem Auditorium: „Zwar ist das Leben in dem Leibe Christi eingeschlossen, aber wir haben nur durch einen wahren Glauben Gemeinschaft mit ihm. Der Glaube ist der Mund der Seele, welcher bestimmt ist, den Heiland zu empfangen." Während der Mönch in der Kirche zum Ablaßkaufe, zu Bußübungen und zur Genugthuung für die Sünden ermahnte, rief Farel in dem großen Auditorium: „Alle unsere Schulden sind uns umsonst erlassen. Welche Frechheit also, wenn die Mönche ihre genugthuenden Werke aufrecht halten, die das Wort Gottes verdammt hat?" [2]) Nach und nach aber wurde der Ton des Franciskaners weniger zuversichtlich, die mächtige Stimme Farel's ließ ihn verstummen; und Frau de la Maisonneuve schrieb an ihren Gatten, der sich damals in Frankfurt aufhielt: „Wißt, daß Meister Wilhelm seine Pflicht der Verkündigung des Wortes Gottes trefflich erfüllt." Und sie fügte hinzu: „Man hat uns keine Verbote zugehen lassen; keiner widerspricht. Unsere Sache wächst und gedeiht." [3])

[1]) Rathsprotokoll vom 10. März 1534.

[2]) Msc. de Gautier. — Rathsprotokoll vom 18. März 1534.

[3]) Sie datirte ihren Brief: „Genf, drei Wochen vor Ostern" und unterzeichnete: la toute votre femme chérie Baudichone. — Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 23, 24.

Der römische Katholicismus brach zusammen; da eilte Freiburg herbei, um ihn zu stützen. „Ach!“ antworteten jedoch die Syndici den Gesandten, „nicht wir lassen Farel predigen, sondern das Volk. Man könnte eher einen Strom aufhalten, als die Leute hindern, ihn zu hören. Haben wir an unserem Theile irgend eine Ceremonie abgeschafft, haben wir ein Gotteshaus zerstört?“ Es war also in Genf, wie in dem mächtigen England, die Nation, welche weit mehr nach der Reformation Verlangen trug, als ihre Führer, und so war es überall. Da traten die Freiburger ruhig und gemessen in die Mitte der Volksversammlung, legten kalt die Urkunden der Allianz vor dem ersten Syndicus nieder und forderten dafür die der Genfer zurück. „Behaltet sie,“ rief man von allen Seiten; aber vergebens eilten die Bürger auf sie zu und überhäuften sie mit Zeichen ihrer Zuneigung, bestürmten sie mit Bitten: die Herren von Freiburg entzogen sich allen jenen Freundschaftsbeweisen, ließen die Allianzakten auf dem Tische, und gingen stolz hinaus.

Bestürzt beschloß der Rath alles zu thun, um die Katholiken und die Freiburger zu besänftigen. Um Ostern fand alljährlich eine große Prozession statt, bei welcher alle Heiligenbilder und Reliquien durch die Stadt getragen wurden; der Rath befahl nun, daß diesen die gewohnten Ehrenbezeugungen erwiesen würden. Als Aimé Levet erklärte, er würde wegen dieser Menge kleiner Götter nicht von dem lebendigen Gott weichen, da schickten ihm die Syndici durch die Wache einen Specialbefehl. Aber die Levet's unterließen, ohne Lärm oder Aufsehen davon zu machen, jede Ausschmückung ihres Hauses und ihrer Apotheke, und letztere war wie an einem gewöhnlichen Tage geöffnet. Wegen dieses Vergehens wurde Aimé drei Tage bei Wasser und Brot in's Gefängniß gesetzt.

Zu diesem Akt der Strenge war der Magistrat durch die Rücksichten, welche man Freiburg schuldete, bestimmt worden; aber die evangelische Bewegung wurde dadurch keineswegs aufgehalten. Die christlichen Versammlungen nahmen nach Ostern noch mehr zu. Farel betrieb mit größter Energie das Reformationswerk weiter, und seine Stimme schreckte und tröstete abwechselnd, wie die Donner des Sinai oder wie die Verheißungen des Evangeliums. Und doch sah man ihn inmitten dieser rastlosen Thätigkeit bisweilen von Trauer erfüllt inne halten.

Die Verfolgung in Frankreich dauerte fort, in Paris schmachteten

dreihundert Lutheraner im Kerker. „O, wie viel stetige Pferde!“ rief Farel aus, „welche zurückweichen statt vorwärts zu eilen! Wie viel Gegner stehen wider den Erlöser auf, der in seiner Herrlichkeit im Himmel regiert! Aber Gott wird sein Werk nicht verlassen.“ [1])

Und Wilhelm hatte noch mehr Ursache zur Betrübniß, seine eigenen Brüder, Daniel, Gauthier und Claude waren von den Feinden ergriffen worden, welche sich an ihnen für das Unheil zu rächen wünschten, das der Reformator anrichtete. Einer von ihnen, der jünger als er, war zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt worden, und seine Mutter, die ihren Gatten schon verloren hatte, vergoß bittere Thränen. „Ach!“ sagte Wilhelm, „schon lange schmachtet der im Gefängnisse, der nach mir geboren, schon lange muß er mehr Qualen dulden als ich.“ Der Reformator hatte sich an hochgestellte Freunde gewandt, um von dem Könige die Freilassung seiner Brüder zu erlangen, aber statt dessen war ihre Haft noch verschärft worden. „Ich weiß nicht,“ sagte er am 25. April 1534, „wer das Feuer so geschürt hat. — Wollte Gott nur, daß der arme Gefangene noch weiter ginge und ohne Furcht erklärte, was von dem guten Heilande gesagt werden muß!“ — Farel besaß jene kindliche Liebe, die ernst und ehrfurchtsvoll dem Vater gegenüber, nur Zärtlichkeit und Milde gegen die Mutter zeigt. So rief er in seinem Schmerze aus: „Ach arme Wittwe, ach kummervolle Mutter!“[2]) Die Liebe, welche er für Christus hegte, hatte in ihm die natürlichen Regungen noch verstärkt.

Kaum war de la Maisonneuve nach Ostern wieder in Genf angelangt, als er sich anschickte, nach Lyon abzureisen. Farel, welcher wußte, daß sein Freund, der Kaufmann de la Forge aus Paris, sich auch zu dieser Zeit des Jahres in jene Stadt zu begeben pflegte, übergab de la Maisonneuve einen Brief für seine Brüder in Paris, welche dazumal so tief gebeugt waren. Er adressirte ihn an das heilige auserwählte Gefäß Gottes. „Jesus,“ sagte er zu jener kleinen Heerde in der Hauptstadt, „ist der Stein des Anstoßes, wider den die Welt von Anfang her gestritten hat und immer streiten wird, aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich. Kein Anschlag gegen Gott kann gelingen, und wenn die Gottlosen ihr Haupt erheben, so werden sie zerschmettert werden.“ Dann bat

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 11 et 12.

[2]) Lettre aux fidèles de Paris. (Msc. du procès inquisitionnel de Lyon.)

er die Glieder der Kirche um ihre Verwendung zu Gunsten seines Bruders und sagte: „Ich bitte Euch, wegen meines Bruders mit denen zu reden, bei denen es von Nutzen sein kann, was Ihr ja besser wißt, als ich. Wie? Ist denn eine so lange Kerkerhaft, die Confiskation seiner Güter, sechshundert Thaler, welche der Bischof von ihm erpreßt hat, nicht genug? O, wenn doch der arme Mensch in Freiheit gesetzt würde! Alle die unsern Herrn fürchten, bitten Euch, daß Ihr Euch dafür verwendet.“ [1]) Alle Evangelischen von Genf nahmen Antheil an dem Schicksal der Brüder ihres Reformators. Zu gleicher Zeit schrieb Farel auch an de la Forge selbst, um ihm seinen Bruder zu empfehlen, und da er die Gefahren kannte, von denen der Pariser Freund bedroht war, so fügte er hinzu: „Wer Jesum hat, dem kann dieser himmlische Schatz nicht geraubt werden, darum muthig vorwärts, selbst wenn alles gegen uns aufstände!“

Wenn wir die Geschichte unserer Reformatoren erzählen, so beschäftigen uns natürlicher Weise hauptsächlich ihre Arbeiten, Kämpfe, Schriften und Prüfungen, indessen ist es zuweilen doch auch gut, einmal in das innerste Heiligthum ihres Herzens und ihres häuslichen Lebens einzudringen. Da erfüllt uns Freude, ja Rührung, wenn wir bei ihnen die zartesten und natürlichsten menschlichen Regungen in Fülle wiederfinden. Sie waren zugleich Christen und Menschen. Und diese Thatsache ist ein Zeugniß für die Aufrichtigkeit ihrer Frömmigkeit; sie ist aber außerdem gleichsam eine Quelle lebendigen Wassers, welche auf einem Schlachtfelde hervorsprudelt und diejenigen erfrischt und stärkt, welche in den zahlreichen Kämpfen ermatten könnten.

Achtes Kapitel.

Ein kühner Protestant in Lyon.

(1530 bis 1534.)

Farel, den die lange Gefangenschaft eines Gliedes seiner Familie so tief bekümmerte, ahnte damals wenig, daß ein Freund, den er wie

---

[1]) Genf, 25. April 1534. (Msc. du Procès inquisitionnel de Lyon, p. 16, 17, 21, 23.)

einen Bruder lieb hatte, bald selbst im Kerker sitzen sollte." De la Maisonneuve, der mit Waaren aller Art, besonders aber mit Seidenstoffen, Juwelen und Pelzwerk handelte, besuchte seit zwanzig Jahren die Messen zu Lyon, und reiste oft sogar drei- bis viermal im Jahre dahin. Während der letzten Zeit hatte freilich die Freimüthigkeit, mit der er sich zu der evangelischen Lehre bekannte, bei Manchem Anstoß erregt und endlich eine Katastrophe vorbereitet, welche jetzt unvermeidlich schien. Von den Kaufleuten gesucht, von den Behörden geachtet, war er von den Priestern längst im schwarzen Buche verzeichnet, und diese waren dort sehr mächtig.

Als er sich eines Tages (es war im Jahre 1530) in Geschäftsangelegenheiten in Nürnberg aufhielt, hatte ihm ein reicher Kaufmann dieser Stadt, der als guter Protestant nichts von Reliquien wissen wollte, als Bezahlung für gewisse Summen ein kostbares Reliquienkästchen gegeben. [1]) Da nun Lyon wegen seiner Frömmigkeit berühmt war, so hatte Baudichon, der auf diesen Gegenstand wenig Werth legte und denselben nur als eine Waare ansah, gedacht, er könne ihn dort zu einem guten Preise verkaufen, und als er bald nachher nach Lyon reiste, bot er das Kästchen einem Wechsler an. Es wäre klüger von ihm gewesen, wenn er es in Nürnberg zurückgewiesen hätte, aber die christliche Klugheit war bei ihm nur in geringem Maße vorhanden. Der Wechsler nahm das Kästchen in die Hand und prüfte es gewissenhaft. Auf dem Deckel befand sich ein Bild des heiligen Jacobus aus Silber verfertigt, von kostbarer Arbeit und ungefähr vier Mark schwer. Darunter war das gleichfalls silberne Kästchen selbst, oben mit einem Glase versehen, durch welches man den Inhalt und kleine Pergamentblätter erblicken konnte, auf denen der Name der Heiligen stand, dessen Reliquien der Kasten enthielt. Der Wechsler von Lyon betrachtete mit großer Andacht die kostbaren Ueberreste des heiligen Christophorus, des heiligen Cyriacus und eines andern. Er nahm die Mütze vom Kopfe, verbeugte sich tief vor diesen Reliquien und küßte sie ehrfurchtsvoll, dann ließ er auch Frau und Kinder, welche mit einer heiligen Neugier ihn umringt hatten, nacheinander die geheiligten Ueberreste küssen. Er wandte sich darauf an Maisonneuve und sagte: „Ich wundere mich sehr, daß Ihr mir diese Reliquien also überbringt." Dieser aber erwiederte: „Wenn dies nun zufällig die Gebeine eines

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 147.

ganz gewöhnlichen Leichnams wären, welche die Priester den Leuten zu küssen geben, um sie zu höhnen?" Bei diesen Worten verließ ein Lehrbursche von 18 Jahren, der sehr fromm war, voll Unwillen den Laden und setzte sich auf die Bank vor der Hausthüre. Der Wechsler bezahlte Baudichon für seine Waare siebenzig Livres, und der Hugenott entfernte sich, aber als er an der Bank vorüberkam, konnte der Bursche seinen Zorn nicht länger unterdrücken und stellte Baudichon zur Rede. Dieser begnügte sich mit der Antwort, wenn er in Genf wäre, würde er ihm Reliquien umsonst geben. Diese Geschichte erregte zuerst Verdacht gegen Baudichon.[1])

Im folgenden Jahre (1531) speisete de la Maisonneuve, als er wieder in Lyon war, an der Table d'hôte im „goldenen Becher" und traf dort mit Kaufleuten aus den benachbarten Ländern und namentlich aus der Auvergne zusammen, deren Einwohner zwar rechtschaffen und mildthätig, aber unwissend und leidenschaftlich waren, starr am Alten festhielten und sich damals durch eine leichtgläubige, übertriebene und abergläubische Frömmigkeit auszeichneten. Der Genfer scheute sich nicht, vor ihnen laut seine religiösen Ueberzeugungen zu bekennen, und die bigotten Auvergnaten erstaunten sehr, ihn während der ganzen Mahlzeit auf seine Weise von dem Evangelium und dem Glauben reden zu hören. „Schweigt!" sagten sie voll Zorn zu ihm, „wäret Ihr in unserm Lande, so würde man Euch verbrennen!"[2])

Wieder ein Jahr später (1532) zur Meßzeit speiseten de la Maisonneuve, ein Wechsler Herr Bournet, dem er ein Juwel zum Verkauf anvertraut hatte, Humbert des Oches und andere Kaufleute an der Table d'hôte im „goldenen Becher" zu Nacht. Es war einer jener Tage, an denen die Kirche Fleisch zu essen verbietet, man bekam Fastenspeisen. Bournet hatte Fische aufgesetzt, denen alle zusprachen, Baudichon nicht ausgenommen. Das griff einer der Gäste auf und fragte ihn, ob man in Genf an Fasttagen Fleisch äße. „Gewiß," antwortete er „und wenn ich mich an einem Orte befände, wo man das thäte, so würde ich mich gleich dazu verstehen, denn Gott verbietet es nicht." — „Aber der Papst

[1]) Alle diese, sowie die folgenden Einzelheiten sind wörtlich den eidlich vor dem Gerichtshofe zu Lyon gemachten Aussagen der Zeugen entnommen und finden sich auf den Seiten 132—147 in dem officiellen Manuscript.

[2]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, déposition de Pécoud, p. 159—163

und die Kirche verbieten es" rief Bournet heftig. Da erklärte Baudichon, daß er dem Papste nicht das Recht zugestehe, etwas zu verbieten, was Gott erlaubt. „Gott hat zum heil. Petrus gesagt," versetzte Bournet, „alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein (Matth. 17, 19.); der Papst steht jetzt an Stelle des heil. Petrus, also —". „Der Papst und die Priester sind nicht nur keine heiligen Petrus," erwiederte Baudichon, „sondern es giebt sogar manche unter ihnen, welche ein schlechtes Leben führen und deren Wandel dringend der Aenderung und Besserung bedarf. Das Wort Gottes allein verschafft dem Sünder die Gnade." Dann begann er „einige Evangelien ganz oder stückweise in französischer Sprache herzusagen," indem er die Stellen auswählte, welche die Verheißung von der Geburt Christi und von der völligen Vergebung, die wir durch ihn erlangen sollen, enthalten. Jeder Christ konnte nach seiner Meinung das Werkzeug Gottes sein, um die Seele von der Sünde und der Verdammniß zu entbinden. Und mit noch größerer Kühnheit rief er aus: „Ich bin Petrus! Ihr (er wandte sich an Bournet) seid Petrus! Jedermann ist Petrus, wenn er nur fest ist im Glauben an Jesum Christum." Die Anwesenden waren sehr erstaunt über diese Reden, und der fremde Mann wurde immer schwärzer in ihren Augen.[1])

Zur Zeit des heiligen Dreikönigsfestes im Jahre 1533 langte bei der Wirthin des „goldenen Bechers" der Bruder Lyonnel Raynaud, Priester vom Orden des heiligen Johannes von Jerusalem, Messire Johann Barbier von dem Dom zu Vienne, nebst einem Schreiber, dem Diener des letzteren an. Diese setzten sich mit der Gesellschaft zu Tische. Alle sprachen durch einander, nur einer der Gäste, und noch dazu der, welcher sonst gewöhnlich sprach, schien in Gedanken vertieft. Dies war de la Maisonneuve, der seine Blicke fest auf die Priester aus Vienne richtete, endlich sagte er zu ihnen: „Könnt Ihr mir erklären, warum vor einigen Jahren in Vienne ein gewisser Franciskaner hingerichtet worden ist?" Er meinte Stephan Rénier, von dem wir anderswo erzählt haben.[2]) „Das war ein Ketzer, der sowohl in Anonnay als auch anderswo unzählige Irrthümer gepredigt hatte," sagte Barbier. De la Maisonneuve

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon, p. 20, 211, 217, 218.

[2]) Theil I, Buch 2, Kap. 12. p. 625.

vertheidigte ihn kühn und versetzte: „Ihr habt übel dran gethan, den zum Tode führen zu lassen, denn er war wahrlich ein vortrefflicher Mann, er besaß ausgezeichnete Kenntnisse und hätte wohl großen Segen geschaffen.“ Sogleich entspann sich der Kampf. Baudichon behauptete, nicht die Gebote der Kirche müsse man befolgen, sondern Gottes Gebote, während der Priester mit Aufwand aller seiner Kräfte zu beweisen suchte, daß Baudichon's Behauptungen falsch seien. Der Genfer wurde immer heftiger und schleuderte mit großer Kühnheit seine Ansichten dem Gegner in's Antlitz. Diese neue Art eines Turniers fesselte die Anwesenden dergestalt, daß die Gäste weder an's Essen noch an's Trinken dachten und alle mit gespannter Aufmerksamkeit den beiden Kämpfern zuhörten. Ein Kaufmann aus Vienne, Meister Simon de Montverban, ein Bekannter Baudichon's, den dieser zu wiederholten Malen völlig zum Schweigen gebracht hatte, sagte zu ihm: „Jetzt habt Ihr einen Mann gefunden, der Euch gut bedient.“ Aber der Genfer widerlegte den Geistlichen aus Vienne mit großer Festigkeit. Der Kampf wurde so heftig, daß die drei Priester sich plötzlich vom Tische erhoben, in großem Aerger schleunigst das Zimmer verließen und sich in ein anderes Zimmer zurückzogen. „O!“ sagte Barbier, „wenn dieser Mensch in Vienne wäre, so würde ich ihn in den Kerker werfen lassen.“ Der Kerker und in seinem Gefolge der Scheiterhaufen waren eine sicherere Waffe als die Discussion.[1])

Als de la Maisonneuve zur Oster- und zur August-Messe wieder nach Lyon kam, fand er in dem „goldenen Becher“ eine große Anzahl von Kaufleuten und begann sogleich dieselben zu belehren, denn er dachte, dazu sei ihm die Sprache ja verliehen. Da er aber fürchtete, daß nur hin und wieder vorgebrachte und gewöhnliche Reden nicht genügten, um gewisse Menschen aus ihrer Trägheit aufzurütteln, so war er fest entschlossen, alle möglichen Mittel zu gebrauchen. Und er scheute weder Mühe noch Verdrießlichkeiten. Simon de Montverban, der ebenfalls wieder da war, erstaunte über seinen Eifer und klagte darüber. „Sobald nur die Kaufleute ihre Mahlzeit einnehmen,“ sagte er, „spricht und disputirt Baudichon über das Evangelium, wo er sie auch treffen mag, im gemeinsamen Saale, beim Eingang oder Ausgang, überall und

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon. Es finden sich drei Aussagen über diese Thatsachen: die des Priesters Barbier, p. 227—67, des Kürschners Simon de Montverban, p. 274—278 und des Bruders Lyonnel, p. 305—312.

fortwährend.“ Und er blieb nicht etwa bei der Frage über die Fasten und die Heiligenbilder stehen, er ging auch auf das Wesentliche ein; er wies auf die heilige Schrift als auf die Quelle der Wahrheit hin und erklärte, jeder Sünder, auch der größte, sei gerettet, wenn er durch den Glauben an Jesu Christo Theil habe. Umsonst äußerten viele rings um ihn her ihre Empörung; vergebens wiederholten zwei Kaufleute, Namens Arcon und Hugues, gegen jedermann und Baudichon selbst gegenüber, man würde ihn verbrennen, wenn er in ihrem Lande wäre, er fuhr in seinen Reden fort, obgleich er nicht an der Wahrheit ihrer Worte zweifelte. Lyon war während der Messe eine freie Stadt, und er benutzte dies, um das reine Evangelium dort bekannt zu machen. Simon de Montverban klagte darüber auch gegen einen Schwager des Hugenottenführers, und dieser antwortete: „Ach, ich wollte, dieser Baudichon wäre schon vor zehn Jahren gestorben, er ist die Ursache alles Unheils in Genf.“ [1])

De la Maisonneuve war auf's neue in Lyon am Allerheiligen (November 1533) und am heiligen Dreikönigsfeste 1534. Als eines Abends eine zahlreiche Gesellschaft im Gasthofe speiste, und sich die Unterhaltung um die religiösen Fragen drehte, rief er mit großer Kühnheit: „Eine Thorheit ist es, zu den Heiligen zu beten, die Messe zu hören und den Priestern zu beichten!“ Und um seine Behauptung zu beweisen, wagte er das Evangelium und die Apostel anzuführen..... „In unserm Lande,“ riefen da abermals alle Anwesenden, „in Avignon, Clermont und überall würdet Ihr verbrannt werden!“ Es war immer das alte Lied, und man wunderte sich nur darüber, daß er zu Lyon nicht verbrannt wurde. De la Maisonneuve, der wohl einsah, daß man ihn aus frommem Eifer für das Papstthum tödten wollte, begnügte sich damit zu lächeln. Aber diese Ruhe steigerte den Zorn der Gäste. Die Kaufleute aus der Auvergne standen in leidenschaftlicher Bewegung vom Tische auf und wandten sich mit dem Verlangen an die Wirthin, sie solle in Zukunft de la Maisonneuve nicht wieder bei sich aufnehmen. „Wenn wir ihn jemals wieder hier treffen,“ sagten sie, „so wollen wir lieber gehen um uns bei einem Andern

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 282—285.

einzuquartieren." Die Wirthin versprach den Auvergnaten auch wirklich, ihm keine Wohnung wieder zu geben. [1])

Die Ostermesse des Jahres 1534 rückte heran, und da dies die bedeutendste im Jahre war, so wollte de la Maisonneuve nicht fehlen. Aber die Lage der Dinge war ernster geworden und machte die Reise schwierig. Es hielten sich, wie wir gesehen haben, im Schlosse von Peney, auf der Straße nach Lyon und an andern festen Punkten „Verräther" auf, die aus Genf geflohen waren und auf der Landstraße alle Genfer aufhoben, deren sie habhaft werden konnten. Die Freunde Baudichon's suchten denselben daher von der Reise abzubringen, aber er antwortete: „Die Messe ist für jeden frei." „Ach," versetzte Froment, „unter dem Papstthum giebt es wohl viele Freiheiten für die Diebe, Räuber und Mörder, aber für die Evangelischen werden alle Freiheiten, Rechte und Versprechungen der Fürsten gebrochen." [2]) Das wußte de la Maisonneuve sehr wohl, er war jedoch nicht der Mann, der sich so leicht schrecken ließ. Da sich das Gerücht von seinem Reiseplan verbreitet hatte, so beeilten sich einige „Verräther" (so nennt Froment die fanatischen Anhänger des Bischof's und des Papstes) ihre Freunde in Lyon von der bevorstehenden Ankunft Baudichon's zu benachrichtigen und beschworen sie, ihn dort umbringen zu lassen. „Er wurde ausspionirt und überantwortet," sagt Froment.[3])

Mit den Briefen Farel's versehen, reiste de la Maisonneuve am 25. April Morgens aus Genf und kam am 26. in Lyon an, ohne zu ahnen, daß seine Feinde dort seiner harrten und ihm einen Scheiterhaufen zurüsteten. Er hatte Janin le Collonier (den Waffenschmied) bei sich, seinen Adjutanten in religiösen Angelegenheiten, und dieser hatte sich mit einer Menge evangelischer, in Neuchâtel gedruckter Schriften versehen, um dieselben in Lyon zu verbreiten. Als Baudichon wie gewöhnlich im Wirthshause „zum goldenen Becher" nahe bei Saint-Pierre-les-Nonnains abstieg, wurde er von der Wirthin trotz des Versprechens welches sie vor vier Monaten den Auvergnaten gegeben hatte, sehr zuvorkommend empfangen. Auch Janin le Collonier wohnte dort und legte seine Bücher in dem Zimmer ab, welches ihm angewiesen wurde.

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 298—300, 413, 414.
[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 241.
[3]) *Ibid.*

Aber am folgenden Tage erhob sich ein großer Lärm in dem Wirthshause. Die Kaufleute aus der Auvergne langten an, und eine der ersten Personen, die ihnen entgegentraten, war der berüchtigte Ketzer! . . . Der Zorn übermannte sie und sie machten der Wirthin heftige Vorwürfe, daß sie ihr Versprechen nicht gehalten habe. Allein damit war es noch nicht genug, wie der Verlauf der Erzählung zeigen wird. Die Bigotten in Frankreich wollten mit den Gesinnungsgenossen in Genf die Ehre theilen, den Führer der Lutheraner dem Tode zu überliefern.

De la Maisonneuve machte sich sogleich auf, Stephan de la Forge zu suchen, um ihm die Briefe des Reformators zu übergeben, aber zu seinem lebhaften Bedauern erfuhr er auf dem Platze de l'Herberie in dem Hause des Parisers zu Lyon, daß der Kaufherr noch nicht angekommen sei.

Unterdessen verloren die Feinde der Reformation keine Zeit; de la Maisonneuve ward gleich am 27. April, am Tage nach seiner Ankunft, vor dem Gerichte angeklagt, und am darauf folgenden Tage, dem 28., verhafteten die Wachen ihn und seinen Freund Janin auf Befehl des Gerichtshofes und der Landvogtei von Lyon, worauf beide in die königlichen Gefängnisse gebracht wurden. Aber das wollten die Priester keineswegs. „Diese Männer," sagten sie, „sind wegen Vergehen gegen unsern heiligen Glauben, gegen das Interesse des Königs, unsers Herrn, und gegen die öffentliche Ordnung verklagt, deshalb verlangen wir, daß sie in die Gefängnisse des erzbischöflichen Palastes gebracht und ihr Prozeß von geistlichen Richtern entschieden werde." [2]) Wirklich wurden die beiden Gefangenen in die erzbischöflichen Gefängnisse transportirt. Da sah der große Hugenott ein, daß er in einen Hinterhalt gefallen sei, und bereitete sich vor, seinen Feinden die Spitze zu bieten.

In dem Palaste des Erzbischofs herrschte große Aufregung. Die Kirche von Lyon, an deren Spitze der Primas der Gallier gestanden, die dreißig ihrer Bischöfe hatte zu Heiligen erheben sehen, die so viele Kardinäle, Legaten, Staatsminister, Gesandte hervorgebracht, deren aus ungefähr siebenzig Domherren bestehendes Kapitel Söhne von Kaisern, Königen und Herzögen unter seinen Mitgliedern gezählt hatte, und deren

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 424.

[2]) *Ibid.* p. 1.

Ehrenkanonikus der König von Frankreich war; diese Kirche sollte den Ruhm haben, einen Laien zu richten und zum Tode führen zu lassen, welcher die rechte Hand Farel's war, wie Hieronymus von Prag Johann Hußen's rechte Hand gewesen. Alle ihre Würdenträger, Dekane, Kämmerer, Kustoden, Vorsteher, Ritter, Theologen, Scholastiker sprachen nur von diesem wunderbaren Ereignisse. Die Geistlichkeit der Metropolitankirche von St. Johannes dem Täufer nahm besonders an dieser Angelegenheit großen Antheil, und in den Mauern dieses gewaltigen gothischen Gebäudes wurde oft der Name des Führers der Lutheraner genannt. Am 29. April versammelten sich die Mitglieder des Inquisitionsgerichtshofes [1]) in dem Gerichtssaale des bischöflichen Gefängnisses und nahmen in ihren Amtsgewändern auf ihren Richterstühlen Platz. Es waren Stephan Faye, Official des Primas und Benedikt Buatier, ordentlicher Official von Lyon, beide Generalvikare des Primas von Frankreich, außerdem Johann Gauteret, Inquisitor für das Verbrechen der Ketzerei; der öffentliche Notar Ami Ponchon sollte die Stelle eines Aktuars [2]) versehen und Claude Bellièvre, Advokat des Königs, ihn mit seiner Gegenwart unterstützen. Als der Gerichtshof sich auf diese Weise constituirt hatte, ließ er Baudichon de la Maisonneuve vorführen, welcher seinen Namen, seinen Stand und sein Alter (46 Jahre) angab, und der Prozeß begann. [3])

Neuntes Kapitel.

Baudichon de la Maisonneuve vor dem Inquisitionsgerichtshofe in Lyon.

(Vom 29. April bis zum 21. Mai 1534.)

Gleich von vorn herein wollte das Gericht der Priester deutlich seinen Standpunkt zeigen, daß es sich nämlich um die römische Lehre handele; es sollte von Neuem ausgesprochen werden, daß in instanti, in

---

[1]) Diesen Namen führt derselbe in den Sitzungsprotokollen.

[2]) Alle Protokolle tragen seine Unterschrift mit einem prächtigen Schnörkel, welcher stets genau derselbe ist.

[3]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 5 et 6.

demselben Augenblicke, wenn das Wort des Priesters gesprochen, in der Hostie kein Brot, kein Wein mehr sei, sondern einzig und allein der Leib und das Blut des Heilandes. „Was haltet Ihr von dem Sakramente des Altars?“ war daher die erste Frage, welche der Gerichtshof an de la Maisonneuve richtete. Dieser verwarf zwar die römische Irrlehre, aber sein Protestantismus stammte aus Deutschland, wie wir gesehen haben, und die Lutheraner lehrten ja, daß „in dem Sakramente des Altars, in dem Brot und Wein, der wahre Leib, das wahre Blut Christi enthalten sei,[1]) wobei es sich freilich nur um eine geistige, übernatürliche und himmlische Gegenwart handelte.[2]) Demnach antwortete de la Maisonneuve, welcher sich damals zu diesem Glauben bekannte und in Frankfurt in der lutherischen Kirche das Abendmahl genommen hatte: „Ich glaube, daß in der heiligen Hostie der wahre Leib Gottes enthalten ist,“[3]) und da er wußte, daß kein Angeklagter nach einem bekannten Rechtssatz in der Jurisprudenz gehalten ist, vor Gericht gegen sich selbst auszusagen, so präcisirte er seinen Glauben nicht weiter.

Wie aber zunächst diese Lehre den Gerichtshof interessirte, so hatten in ihren Augen die Beziehungen des Angeklagten zu den Häuptern der sogenannten Ketzerei nicht weniger Bedeutung, und sein Verkehr mit einem in Frankreich sehr bekannten Doctor erregte namentlich Mißtrauen, man fragte de la Maisonneuve daher: „Ist Euch Pharellus bekannt?“ „Der ist aus der Dauphiné,“ war seine ruhige Antwort, „er wurde durch die Herren von Bern mit nach Genf gebracht; und wenn ich ihn reden höre, so glaube ich, was mir gut scheint, und weiter nichts.“ Diese beiden Antworten konnten in den unparteiischen Männern die Hoffnung erregen, daß man mit Milde gegen den Angeklagten verfahren würde, indessen war das keineswegs die Absicht der Domherren von St. Johannes, das Gericht erklärte, am anderen Tage würden die Zeugen verhört werden; diese aber sollten lauter Belastungszeugen sein, ja man durfte erwarten, daß sie erfinden, hinzusetzen, übertreiben würden,

---

[1]) »Panem et vinum in coena esse verum corpus et sanguinem Christi.« (Ant. Smalcal. Catech. major. etc.)

[2]) »Intelligimus spiritualem, supernaturalem, coelestem modum.« (Formula Concordiae.)

[3]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 6 et 9.

ohne daß der Angeklagte auch nur einen Entlastungszeugen ihnen gegenüber stellen konnte. [1]

Der erste, der erschien, war ein junger Arbeiter von 22 Jahren, Philipp Martin, der sich einen Weber nannte. Dieser sagte: „Ich habe drei Jahre in der Stadt Genf gelebt, und während dieser Zeit hat die lutherische Sekte dort stark um sich gegriffen (pullulé). Ich bin daselbst Zeuge mancher Versammlung gewesen und habe mehrmals Papisten und Lutheraner sowohl bei Tage als bei Nacht zu den Waffen greifen sehen. Als die Hervorragendsten der lutherischen Partei habe ich Baudichon, dann Johann Philipp, Johann Golaz und Ami Perrin kennen gelernt, welche gewöhnlich bewaffnet den Versammlungen beiwohnten, alles leiteten und anordneten. Vor ungefähr einem Jahre, als ein Domherr Namens Wernli von einem Lanzenstich durchbohrt wurde, war Baudichon mit einem Stocke bewaffnet und mit einem Panzer bekleidet an Ort und Stelle. . . . ." Hier unterbrach de la Maisonneuve ihn kalt und sagte: „Ich erkläre, daß diese Aussage nicht mit der Wahrheit übereinstimmt. Als der Domherr verwundet wurde, war ich hier in Lyon; ich klage daher den Zeugen wegen gesetzwidrigen Verfahrens an und fordere, daß er in Haft gehalten werde." [2]) Martin hatte ein falsches Zeugniß abgelegt, alle Leute in Genf und Lyon, welche de la Maisonneuve kannten, konnten das bestätigen. Das war ein schlechter Anfang.

Auf diesen falschen Zeugen folgte am 1. Mai ein junger fanatischer Mensch, Peter, der Bruder jener beiden Pennet's, welche in Genf wegen der Ermordung eines Bürgers und wegen einer Verschwörung gegen die Freiheiten der Stadt verurtheilt worden waren. „Baudichon schützt und stützt die genannte lutherische Sekte, er ist ihr Hauptmann," sagte er. An einem Tage im verflossenen Jahre ließ er alle Lutheraner zusammenkommen und bewaffnete sie mit Stöcken, um die Kirchen zu verwüsten, was den Tod von vier Personen und die Verwundung mancher anderer zur Folge hatte." [3]) Das war wiederum falsch; ein Hugenott, Vandel, war in einem von den Priestern erregten Aufruhr

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 6, 8 et 9.

[2]) *Ibid.*, p. 25—32.

[3]) *Ibid.*, p. 34—41.

verwundet worden; den Tod hatte niemand erlitten. De la Maisonneuve erwiederte: „Der Zeuge haßt mich, weil einer seiner Brüder nach Recht und Gesetz hingerichtet worden ist." — „Baudichon," rief Pennet immer leidenschaftlicher, „zwingt die Syndici, daß sie sich vor ihm beugen, statt ihnen die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen." — „Ich will gern mein Haupt dahingeben," erklärte de la Maisonneuve, „wenn die Syndici sagen, daß ich ihnen je Verdruß bereitet habe." [1]) Die Sitzung wurde nun aufgehoben.

Während dieser Zeit war Genf in großer Aufregung; die Kunde von Baudichon's Verhaftung hatte dort unter seinen Freunden lebhafte Unruhe hervorgerufen. In der Stadt und auf dem Lande, kurz überall sprach man davon. „Wißt Ihr schon," hieß es bei jeder Begegnung, „Baudichon erscheint vor dem erzbischöflichen Gerichtshofe von Lyon, weil er ein Lutheraner ist." Die frommen Katholiken „wünschten ihn zum Teufel (um die Worte des Manuscriptes zu gebrauchen), da er ja die Hauptursache der Ketzerei in Genf war." [2]) Aber die Hugenotten fragten sich, voll Besorgniß wegen der Gefahren, die ihrem Freunde drohten, was zu thun sei. Sie beschlossen unverzüglich und zu gleicher Zeit in Lyon, Bern, ja in Paris selbst zu handeln, wenn es möglich wäre. Baudichon's Bruder, Thomas, reiste sofort nach Lyon, und forderte eine Audienz bei dem Landvogt des Königs, Herrn du Peyrat. „Aus welchem Grunde," fragte Thomas, „und kraft welcher Vollmacht ist mein Bruder Baudichon de la Maisonneuve gefangen gesetzt?" „Ich halte ihn nicht gefangen," antwortete derselbe, „wendet Euch an die Herren Generalvikare." Thomas sah ein, daß die Gefahr weit größer sei, da Baudichon sich in den Händen der Priester befand, er beschloß jedoch alles daran zu setzen, um ihn zu retten.

Indessen waren Thomas und die Genfer nicht allein bei dieser Angelegenheit interessirt, die Gefangennahme Baudichon's verletzte die Rechte des Handelsstandes und war für die Messe von Lyon von Nachtheil, denn welcher lutherische Deutsche konnte es in Zukunft noch wagen, dahin zu kommen? Die Einwohner, hauptsächlich die Gastwirthe, die Gewerbtreibenden und Kaufleute sahen große Verluste voraus und

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 34—46.

[2]) *Ibid.*, p. 87, 88.

die angesehensten Mitglieder der Kaufmannschaft fühlten lebhaften Unwillen über die einem der Ihrigen zugefügte Beleidigung. So herrschte denn in der Stadt eine heftige Aufregung, und mehrere Kaufleute, sowohl aus dem Königreiche als aus der Fremde, begaben sich mit der entschiedenen Absicht, Klage zu führen, nach dem Consulat der Stadt (so nannte man den Gemeinderath), und dort erklärten diese Herren höchst niedergeschlagen (dolosés), die Gefangenschaft B. de la Maisonneuve's vernichte die Privilegien der Messen, manche Kaufleute hätten von ihm gewisse Summen zu fordern, welche er nun unmöglich bezahlen könne, da er selbst diejenigen nicht einzutreiben vermöge, die andere ihm schuldeten. „Wir ersuchen Euch daher," sagten sie zum Schlusse, „nicht zu gestatten, daß unsere Privilegien verletzt werden." [1]) Befreit meinen Bruder vollständig (à pur et à plein), fügte Thomas de la Maisonneuve hinzu. Vier von den Consuln unterstützten diese Vorstellung. [2]) Der Gemeinderath entschied dahin, daß der Generalprokurator von Lyon, Johann de la Bessie und ein Rathsmitglied, bei dem Inquisitionshofe die Freilassung Baudichon's nachsuchen sollten. „Mein Bruder," sagte Thomas, „ist Bürger von Bern und Freiburg und kraft der Verträge des Königs mit den Herren des Schweizerbundes kann er in diesem Königreiche nicht gefangen gehalten werden." [3]) Schon waren die Priester entschlossen, das Gesuch des Magistrats ruhig bei Seite zu legen, als ein ernster Zwischenfall sie aus ihrer Ruhe aufschreckte.

Eine Depesche war angekommen, welche die Herren von Bern an den königlichen Landvogt abgeschickt hatten. Dieser wußte wohl, von welcher Bedeutung die Verwendung der Schweizer war. Hatten nicht 400 von den Ihrigen in der Schlacht an der Sesia nach dem Tode Bayard's durch ihren Ungestüm und ihre Aufopferung das Heer der Verbündeten aufgehalten? Der Herr du Peyrat beschloß daher die Forderung der Berner zu unterstützen und ordnete zu dem Zwecke den Stadtsekretär ab. Die Wirkung dieser Depesche auf Thomas de la Maisonneuve war jedoch noch größer. Jetzt hieß es keine Zögerung

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 52, 53.

[2]) Dies waren Heinrich Guyot, Benedikt Rochefort, Peter Manicier und Simon Penet. (*Ibid.*)

[3]) *Ibid.*, p. 47—50.

dulden. Voll Ungeduld, seinen Bruder frei zu sehen, und in dem Glauben, daß man schneller zum Ziele kommen werde, wenn man den Feind plötzlich überfalle, wollte er keinen Tag, keine Stunde mehr warten. Er hätte sich sagen müssen, daß alles, was übereilt wird, stets mißlingt, und daß ein Mensch in seiner Ungeduld zu gleicher Zeit seinen Charakter und seine Sache in ein schlechtes Licht bringt; aber er hatte nur die Leiden Baudichon's, den Schlag, der durch seine Gefangenschaft der Sache der Genfer Reformation versetzt war, vor Augen, er kannte sich selbst nicht mehr und wollte augenblicklich seinen Bruder aus dem Rachen des Löwen befreien. — „Gebt ihn unverzüglich frei," sagte er, „damit wir den Herren von Bern mit umgehender Post antworten können." Die Generalvikare begnügten sich indessen, trocken zu antworten: „Wir sind dabei, darüber zu entscheiden, wie es recht ist." [1]) Dieser kühle Lakonismus schien Thomas von übler Vorbedeutung, und seine Besorgnisse vermehrten sich.

Baudichon hingegen, der von den Vorgängen unterrichtet war, faßte Muth, und da die Richter wohl einsahen, daß ein Angeklagter, welcher so mächtige Advocaten habe, nicht auf verdächtige Zeugnisse hin verurtheilt werden könne, so beschlossen sie, de la Maisonneuve geschickt dahin zu bringen, daß er eine ketzerische Aeußerung thäte.

Als daher am 5. Mai die Wachen den Gefangenen vorgeführt hatten, fragte ihn der Gerichtshof: „Zu welcher Partei haltet Ihr Euch in Glaubenssachen?" De la Maisonneuve antwortete: „Ich bin ein guter Christ; wenn Ihr nicht der Ansicht seid, so übergebt mich meinen Oberen (dem Genfer Magistrat), um mich kennen zu lernen." Die Generalvikare bemühten sich jetzt noch mehr, ihn zu einer Erklärung über die Transsubstantiation zu bringen, einige hofften, ihn auf frischer That zu ertappen. Aber de la Maisonneuve sagte einfach: „Ich bin nicht verpflichtet, Euch eine Antwort zu geben." Vergebens strengten sich die Generalvikare auf's äußerste an, ihn aus seinem Stillschweigen zu reißen. Umsonst! „Ich antworte nicht," sagte er, „und ich werde nicht antworten." Sie lasen ihm die Aussage Janin's über dies Sakrament vor, welches, wie es scheint, etwas Verletzendes für römische Ohren hatte, und fragten ihn, was er davon hielte, aber Baudichon ging nicht in

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 59—61.

die Falle und sagte: „Ich bin kein Richter und habe nicht zu entscheiden, ob die Antwort des Genannten gut oder schlecht ist.“ [1]) Dann aber ging er zum Angriff über und fügte hinzu: „Wenn in Genf Franzosen wegen eines ähnlichen Falles, wie der meinige, in's Gefängniß geworfen würden, wäret Ihr damit einverstanden?“ — „Ihr habt dort Pharellus und andere aus Frankreich und habt sie nicht an den König ausgeliefert,“ war die Antwort der Richter. Diese Priester in Lyon beschwerten sich bei dem, welchen sie gefangen hielten, darüber, daß man in Genf die Leute frei umher gehen ließe. Baudichon antwortete nur: „Unsere Stadt ist frei“ [2]) und zog sich zurück. „Mögen sie noch so viel Schlingen legen,“ sagte ein Reformator, als er von den Angriffen des Papstthums sprach, „Gott hat zahlreiche Mittel zum Siege in seiner Hand, um über sie und ihr Oberhaupt zu triumphiren.“ [3])

Die Richter waren sehr in Verlegenheit; sie hatten große Lust, de la Maisonneuve nicht frei zu lassen, sondern ihn zu verbrennen, wie man ihm das oft gesagt hatte, und doch mußten sie wenigstens durch einige höfliche Redensarten so hohen und mächtigen Herren, wie die Herren von Bern es waren, antworten; deshalb gaben sie ihre Antwort mit einer gewissen Feierlichkeit. Am Mittwoch, den 6. Mai, sah man vor der großen Pforte des erzbischöflichen Palastes die geistlichen Richter, die bischöflichen Vikare, Inquisitoren und andere geistliche Würdenträger, anlangen und daselbst Platz nehmen. Oeffentlich und unter freiem Himmel wollten sie die Forderung der Schweizer, die der königliche Landvogt unterstützte, anhören. Der von dem Rathe von Lyon abgeordnete Stadtsekretär theilte den Inhalt der aus Bern gesandten Briefe mit, und zu gleicher Zeit führte Thomas de la Maisonneuve zwei angesehene Handelsherren der Stadt [4]) als Bürgen für seinen Bruder vor. Die Sache der Genfer Gefangenen nahm an Wichtigkeit zu; ein souveräner Staat, den zu schonen der König alle Ursache hatte, übernahm seine Vertheidigung. Der Prozeß wurde dadurch zu einer internationalen Angelegenheit. Der Gerichtshof wußte, daß Franz I. reizbar und daß

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 62—65.

[2]) *Ibid.*, p. 66, 67.

[3]) Calvin.

[4]) Thomas Javellot und Loys de la Croix. (Msc. du procès inquisitionnel p. 72.)

es gefährlich sei, ihn zu verletzen, er hatte das Veda gegenüber gezeigt. Deshalb beschloß man, alles wohl erwogen, man wolle den König von der ganzen Angelegenheit benachrichtigen, damit er selbst darüber seine Befehle zu ertheilen geruhe, man wolle seine Antwort abwarten und bis dahin noch nicht zur Freilassung des genannten Baudichon schreiten; doch sollte es diesem gestattet sein in Geschäftssachen mit denen, die mit ihm zu thun hätten, zu sprechen, jedoch in Gegenwart der Kerkermeister des erzbischöflichen Gefängnisses, denen man einschärfen werde, ihn seinem Stande gemäß gut und anständig zu behandeln. [1])

Zweierlei war demnach gewonnen. Baudichon sollte wie ein Gefangener von Rang gehalten und seine Sache vor den König gebracht werden. Zwar war die Erinnerung an die Wippgalgen in Paris noch zu frisch, als daß die Evangelischen sich allzu lebhafter Freude hätten hingeben können; doch zeigte sich wenigstens ein Schimmer von Hoffnung. Da nun die Richter selbst einsahen, daß die Angelegenheit für sie schwierig und der Erfolg zweifelhaft sei, so versuchten sie es, von Baudichon einen Widerruf zu erlangen, was nach ihrer Meinung für Rom ruhmvoller war als ein Todesurtheil. Nachdem sich der Gerichtshof daher noch durch zwei in Disputationen gewandte Inquisitoren, Nikolaus Morini und Johann Rapinati, verstärkt hatte, ließ er am 21. Mai de la Maisonneuve wieder vorführen, und der Pater Morini bemühte sich, ihm aus der heiligen Schrift die materielle Gegenwart Christi im Sakramente zu beweisen. Baudichon verstand die angeführten Stellen ganz anders als die Doctoren. Er verwarf es, wie sie und die im Evangelium getadelten Einwohner von Capernaum bei dem materiellen Stoffe, dem Fleische, stehen zu bleiben; er hielt sich an das Wort des Heilandes: „Es ist der Geist, der lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze, die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.“ [2]) „Ich verstehe diese Worte eben so gut und besser als Ihr,“ sagte er, „aber ich lasse mich darüber nicht in einen Streit ein, ich bin nicht verpflichtet, den Inquisitoren zu antworten.“ [3]) Der Gerichtshof, dem bei dieser fortgesetzten Weigerung die Geduld

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 69—76.
[2]) Ev. St. Joh. 6. 63.
[3]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 91—94.

ausging, beschloß endlich ihm die Hauptfrage vorzulegen und sagte: „Leistet Ihr unserm heiligen Vater dem Papste in Rom Gehorsam?“ Aber zur größten Enttäuschung der Generalvikare und der Inquisitoren beschränkte sich der Gefangene auf die Erwiederung: „Ich bin nicht verpflichtet, Euch zu antworten.“ — „Wir sind Eure Richter in dieser Sache,“ riefen sie voll Zorn, „und fordern Euch auf, uns Rede zu stehen.“ [1]) — Er antwortete jedoch nicht, und nun suchten sie, indem sie ihre Aufregung so gut es ging, unterdrückten, ihn durch eine hinterlistige Frage zu fangen.

Alexander, der zu Lyon mit solcher Kraft das Evangelium gepredigt hatte, war dort kurz zuvor in Haft gebracht worden; wenn de la Maisonneuve seine Freundschaft mit dem eingestand, so konnte man gegen beide in gleicher Weise verfahren. Die Richter richteten also die hinterlistige Frage an ihn, „ob Jakob de la Croix, mit anderm Namen Alexander, nicht früher in seinem Hause gegessen und getrunken habe?“ — „Wenn er bei mir gegessen und getrunken hat,“ antwortete Baudichon, „so möge es ihm gut bekommen!“ Das war alles. Es schien unmöglich, diesen Mann in eine Falle zu locken. Seine Schlauheit zerriß alle Netze seiner Gegner. [2])

So suchten Richter einen unschuldig Angeklagten durch alle möglichen Listen zu fangen, wie Jäger das Wild umstellen, damit es endlich ihren Schüssen und dem sichern Tode entgegeneile. Menschen traten zwischen Gott und die Seele des Menschen. Das war nicht nur ein Attentat auf die menschliche Freiheit, es war ein Verbrechen gegen die göttliche Majestät. Diese ernste Betrachtung verleiht diesem Prozesse ein tragisches Interesse und bestimmt uns, die traurigen Einzelheiten mit gewissenhafter Treue vor den Blicken unserer Leser zu enthüllen. Der Richter darf sich nicht in die Beziehung mischen, die zwischen der Seele und ihrem Schöpfer besteht. Die Herrschaft des Menschen hört da auf, wo Gottes Herrschaft beginnt.“ [3]) Gott tritt sein Recht an keinen andern ab. Wer vor dem Richterstuhle des Gewissens eine Autorität ausüben will, ist ein Thor — — ja noch mehr, er ist ein Gottloser.

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 95, 96.

[2]) *Ibid.*, p. 96, 97.

[3]) Worte Napoleon's an die Deputation des Genfer Consistoriums.

Er vermißt sich, Gott von seinem Throne zu stoßen und sich an dessen Stelle zu setzen.

Zehntes Kapitel.

Die beiden Gottesdienste in Genf.

(Mai bis Juli 1534.)

Zu der Zeit als man de la Maisonneuve an den Ufern der Rhône und Saône verfolgte, wurde der Kampf zwischen dem Katholicismus und der Reformation immer heftiger, aber während in Lyon einem Evangelischen der Tod drohte, war in Genf der römische Katholicismus seinem Ende nahe. Er brach unter seinem eignen Gewicht zusammen und vor allem waren es die religiösen Orden (besonders die Franciskaner), die seine Grundfesten erschütterten, obgleich man diese gerade zu seiner Stütze eingesetzt hatte. Notorische Mißbräuche und skandalöse Ausschweifungen machten das Einschreiten gegen das Mönchwesen und das Papstthum immer nothwendiger und die Opposition immer heftiger. Um dieselbe Zeit, als der Prozeß in Lyon seinen Anfang nahm, am 3. Mai, sah Frau Jaquemette Matonnier, eine achtbare Genferin, als sie an dem Franciskanerkloster vorüberging, eine wegen ihres schlechten Lebenswandels bekannte Frau verstohlen in das Kloster schleichen. Da sagte Frau Matonnier zu ihr: „Du thätest besser, wenn du bei deinem Mann bliebest." Bei diesen Worten stürzten zwei Mönche, welche vor der Thür gestanden hatten, auf Frau Matonnier los und schlugen sie „bis auf's Blut." Dieser Vorfall wurde bald bekannt und brachte die ganze Stadt in Aufregung. Die Syndici begaben sich in das Kloster, ließen die beiden Mönche in's Gefängniß setzen und nahmen den Schlüssel zu sich. „Männer, die ihr Leben Gott geweiht haben," hieß es, „sollten sich nicht mit solchen Schändlichkeiten beflecken, und doch ließe sich unter zehn Klöstern wohl kaum eins finden, das nicht weit eher eine Stätte der Ausschweifung als ein Sitz der Keuschheit ist."

Die Sünde gebar den Tod. Der römische Klerus versetzte sich durch die abscheuliche Sittenlosigkeit eines großen Theils seiner Mitglieder selbst den Todesstoß. Jetzt brach eine bessere Zeit an: mit dem

Glauben ging die Sittenreinheit aus dem Grabe hervor, in welchem beide so lange geruht hatten, und sie waren es, die in der Christenheit den Keim zu einem neuen Leben legten. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts bot die Kirche einen traurigen Anblick dar. Wohl gab es herrliche Dome, reiche Priester, prächtige Gottesdienste, bewundernswürdige Gemälde, harmonische Gesänge, aber mitten in all dieser Herrlichkeit machte sich eine unendliche Leere fühlbar: denn der Glaube und das Leben fehlten. Die Religion glich damals den Bäumen zur Winterszeit, welche mit ihren vielen bereiften Zweigen im Sonnenschein glitzern und zwar durch ihren Glanz das Auge blenden, aber doch todt und kalt vom Froste starrend dastehen. Nun begann eine neue Zeit, welche frischen Saft in die todten Zweige trieb, so daß sie sich mit üppigem Laube bedeckten und saftige Früchte tragen konnten. Heißt das aber, daß die Reaktion der Moral gegen den Ritus, wie ein ausgezeichneter Christ gesagt hat, die wahre That der Reformation, der wahre Ruhm und das Verdienst sei, welches sie sich erworben? Bei dieser Behauptung ist ein wesentliches Element außer Acht gelassen. Darin besteht das große Verdienst der Reformation, daß sie der Christenheit die Religion ganz und ungetheilt zurückgegeben hat, Wahrheit und Leben, Lehre und Sittlichkeit. Hätte eine dieser Bedingungen gefehlt, so wäre das Werk unzureichend gewesen: es hätte überhaupt keine Reformation existirt.

Während der Katholicismus durch die Ausschweifungen der Mönche immer tiefer sank, stieg das evangelische Christenthum durch den Eifer der Reformatoren höher und höher. Farel, Viret und Froment predigten täglich theils öffentlich theils in den Häusern „zum großen Gedeihen des Wortes Gottes, welches mehr und mehr zunahm". Die Reformation war nicht mehr blos eine einfache Unterweisung, sie durchdrang die Sitte und den Gottesdienst und schuf ein neues Leben. Am Sonntag nach Ostern segnete Farel den ersten Ehebund ein.

Als die aufrichtigen Katholiken und selbst solche, die es nicht waren, diese seltsamen Contraste wahrnahmen, fragten sie sich, ob wirklich die letzte Stunde für das Papstthum in Genf geschlagen habe? Ein äußerster Versuch mußte gewagt werden; aber unglücklicher Weise taugten die Hülfsmitel nicht mehr als das Uebel selbst. Eines Tages verbreitete sich mit Windeseile in der ganzen Stadt das Gerücht, die heilige Jungfrau sei in weißen Gewändern dem Pfarrer der Kirche von Saint-Léger erschienen

und habe ihm befohlen, eine große Prozession aus allen umliegenden Gegenden zu veranstalten, sie habe hinzugesetzt, „dadurch würden die Lutheraner von Grund aus vertilgt werden, gehorche man aber ihrem Befehle nicht, so würde die ganze Stadt untergehen." Die Hugenotten lächelten, erkundigten sich nach der Sache, und durch genaue Nachforschungen entdeckten sie, daß diese schöne Dame die Stubenmagd des Pfarrers sei. [1]) Aber viele Katholiken in Genf und fast die ganze katholische Bevölkerung in Savoyen war von der wirklichen Erscheinung der Jungfrau überzeugt. Der Klerus rührte die Trommel. „Von Euch hängt es ab," sagten die Pfarrer an mehreren Orten, „alle Ketzer in Genf zu verderben." Die eifrigsten der benachbarten Pfarrgemeinden übernahmen dies fromme Werk, und am 15. Mai langte eine große Prozession von Männern, Frauen und Kindern vor der Stadt an. Man hörte sie mit lauter Stimme in der savoyischen Mundart singen: „Mare de Dy, pryy pou nous! Mutter Gottes, bitte für uns!" Der Rath, welcher einen Aufruhr befürchtete, verbot ihnen in die Stadt zu kommen; demnach mußte die Prozession sich damit begnügen, nach Notre-Dame de Grâce, nahe bei der Arvebrücke, zu ziehen. Da die armen Leute auf dem Wege weder gegessen noch getrunken hatten und ganz erschöpft waren, so schickten die Syndici ihnen Brot, und nachdem die Scharen sich erquickt hatten, traten sie den Rückweg nach Hause wieder an. Mehrere neugierige Genfer, welche sie gern in der Nähe sehen wollten, gingen zur Stadt hinaus, stellten sich an einem Orte auf, an dem sie vorüberzogen, und als die Savoyarden kamen und ihr: „Mare de Dy, pryy pou nous!" sangen, antworteten die boshaften Hugenotten in derselben Melodie: „Frare Farel, pregy toujours! Bruder Farel, predige immer!" [2])

Aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Bald nachdem die Geschichte von der Erscheinung der heil. Jungfrau und von ihrem Gebote bis in die Hauptstadt von Chablais gedrungen war, sah man auf den Höhen von Cologny eine zahlreiche Prozession erscheinen, die weit gefährlicher aussah als die erste; es waren die Männer von Thonon und aus den umliegenden Ortschaften, welche in geschlossenen Reihen mit

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 92, 93.

[2]) Rathsprotokoll vom 15. Mai 1534. Froment, Gestes de Genève.

Bannern, Kreuzen und Reliquien festen Schrittes den Hügel herunterkamen. Kühn zogen sie durch die Thore in die Stadt ein, da die Hugenotten, welche den „Bruder Farel“ hörten, nicht da waren, um ihnen den Eingang zu verwehren. Als die handfesten Pilger den Bourg-de-Four erreicht hatten, machten sie vor der Kirche von Sancta-Clara Halt. Sogleich verbreitete sich großer Schrecken, einige Bürger eilten in das Auditorium, wo Farel predigte, und verkündeten den römischen Ueberfall; der Reformator ließ sich dadurch nicht stören, aber einige seiner Zuhörer, der aufbrausende Perrin, der energische Goulaz und andere gingen hinaus, eilten der Prozession entgegen und trieben die Savoyarden, welche in Genf eingezogen waren, als wäre es ein Dorf in Chablais, ungestüm mit dem Schwerte auseinander. Bestürzt warfen die Pilger ihre Banner fort und flohen aus der Stadt. Froment meint, der Streich sei fehlgeschlagen, weil die innern Feinde nicht Zeit gehabt hätten, sich mit den äußeren zu verbinden; aber wir glauben vielmehr, daß die frommen Pilger fest darauf vertrauten, daß ihre Litaneien hinreichen würden, um die Lutheraner zu besiegen. Diese Prozessionen, diese Banner der Jungfrau, diese kleinen Reliquien erfüllten die Reformirten immer mit größerem Abscheu gegen den Katholicismus, der Pomp zu St. Peter machte auf sie keinen größeren Eindruck mehr als der Fetischdienst der Savoyarden. Sie gewannen endlich die Einsicht, daß der Gottesdienst kein Schauspiel sein darf, und daß man die Kirche der Gegenwart Christi beraubt, wenn man ihr eine Masse äußerer Ceremonien und Gebräuche aufbürdet.

Die Verwegenheit, welche jene katholischen Scharen gezeigt hatten, ermuthigte einige Hugenotten. Wenn die Savoyarden so frei und offen ihren Glauben in Genf bekannt hatten, sollten sie da zögern, mit dem ihrigen hervorzutreten? Entartete Kinder der Reformation ließen sich zu verwerflichen Handlungen hinreißen. Wenn sie sich in das Kloster der Franciskaner begaben, war der erste Gegenstand, der sich ihren Blicken darbot, das Bild des heiligen Antonius von Padua, eines Wunderthäters aus dem 13. Jahrhundert, mit acht andern Heiligen zu seiner Rechten und Linken. Diese Gestalten, welche über dem Eingang des Klosters angebracht waren, ärgerten die Hugenotten. Umsonst sagte man ihnen, die Heiligenbilder seien die B ü c h e r d e r D u m m e n, die Reformirten antworteten, wenn die katholischen Prälaten

Götzenbildern den Volksunterricht übertrügen, so geschähe das, weil sie lieber in ihren Lehnsesseln sitzen bleiben wollten. „Hättet Ihr die Bibel nicht aus der Kirche fortgenommen," sagten sie, „so hättet Ihr nicht nöthig gehabt, Eure Gemälde darin aufzuhängen." An einem Sonnabend, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, näherten sich nun neun Männer dem Kloster mit einer Leiter, legten sie leise vor dem Portal an und begannen dann mit Hammer und Meißel die Heiligenbilder zu zertrümmern. Sie schlugen Kopf und Glieder des Heiligen herunter und ließen nur den Leib stehen, dann thaten sie ein Gleiches mit den andern Figuren und warfen die Trümmer in den Brunnen von Sancta-Clara. Die Nacht verging ohne weitere Störung, aber am Morgen entstand gewaltiger Lärm in der Stadt. „O, welch' trauriger Anblick!" sagten die frommen Katholiken, welche sich vor dem Portal des Klosters versammelt hatten. Als die Bilderstürmer später entdeckt wurden, erhielten sie zwar ihre Strafe, aber die Heiligenbilder wurden nicht wieder hergestellt.

„Ach!" sagten die Freiburger, „Genf will die Altäre des römischen Glaubens umstoßen!" — „Nun," antworteten die Berner, „das geschieht, weil der Bischof auf diesen Altären die ehrwürdigen Freiheitsbriefe des Volkes hat in Asche verwandeln wollen, und weil er sie mit dem Blute der angesehensten Bürger bespritzt hat!" [1]) .... Der sinnliche Gottesdienst sagte den Genfern nicht länger zu. Die Gemälde in ihren prächtigen Rahmen, die Engel, welche die Wände zierten, die glänzenden Zierrathe, dieser umstrickende Zauber von kirchlichen Ceremonien und Formen, die Säulen und Giebel, die unverständlichen Gesänge, die betäubenden Düfte, das mechanische Treiben und Gebahren der Priester, ihre mit Gold und Spitzen besetzten Gewänder, — das alles war ihnen gründlich zuwider. Da Gott ein Geist ist, sagten sie, müssen die, so ihn anbeten, ihn im Geiste anbeten, mit dem Glauben, der aus dem innersten Herzen dringt, mit völliger Reinheit des Gewissens, indem sie sich selbst Gott zum Opfer bringen und seinen Willen thun.

Und die Stunde kam, wo dieser geistige Gottesdienst wirklich in

---

[1]) Rathsprotokoll vom 4., 11., 13., 30. April; 5., 14., 15., 17., 24., 26. Mai und 12. Juni. — Soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 89. — Msc. de Berne, Hist. Helv., V, p. 12. — Froment, Gestes de Genève, p. 119, 120.

Genf gefeiert werden sollte; das Pfingstfest war da. An diesem Tage strömte eine zahlreiche Menge in das große Auditorium. Nicht nur ein Vandel, Chautemps, Roset, Levet mit ihren Frauen und Freunden eilten dahin, auch neue Zuhörer schlossen sich den alten an. Farel predigte gewaltig. Er pflegte zu sagen: „Gott sendet, wenn es ihm gefällt, Regen über eine Stadt, während eine andere nicht einen Tropfen erhält," und so beschwor er alle Herzen, die Hunger und Durst nach der Predigt des Evangeliums [1]) hätten, sie möchten beten, daß der Geist ihnen verliehen würde. Wir besitzen seine Pfingstpredigt nicht, er predigte aus der Fülle des Herzens, aber wir wissen, daß er schloß, wie immer, indem er Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist, dem einzigen und wahrhaftigen Gott die Ehre gab, und daß diese Predigt gute Früchte trug. Verschiedene Umstände hatten seine Zuhörer vorbereitet. Die Verschwörung des Bischofs und des Herzogs, welche Gott zu Schanden gemacht, die Ernennung der hugenottischen Syndici, der Bruch mit Freiburg, die Gefangenschaft de la Maisonneuve's, alle diese Ereignisse hatten die Herzen erschüttert und erweicht, wie der Pflug die Erde lockert, und sie für die Saat des Himmels empfänglich macht. Was jetzt in den Augen derer wiederstrahlte, die das große Auditorium erfüllten, „das waren nicht die kleinen Flammen der menschlichen Lichter, sondern Christus, die große Sonne der Gerechtigkeit leuchtete darin, wie der helle Tag." [2]) Während die Stimmen der Priester kaum verständliche Worte murmelten, und nur die Luft erschütterten, war die des Reformators bis in die Tiefen der Seele eingedrungen. Dafür erhielt man bald den Beweis.

Als die Predigt zu Ende war, rüstete sich Farel, öffentlich nach Anleitung des Evangeliums das Mahl des Herrn zu feiern, und indem er sich mit seinen Brüdern Viret und Froment vor einen Tisch stellte, dankte er, nahm das Brot, brach es und sprach: „Nehmet hin und esset; dann nahm er auch den Kelch und sagte: „Das ist das Blut des neuen Testaments, vergossen zur Vergebung der Sünden." Nun begannen die Gläubigen heranzutreten, um die Gemeinschaft

---

[1]) Farel's eigener Ausdruck. S. 242 des zur Feier des dreihundertsten Jahrestages seines Todes neu herausgegebenen Bandes. (Du vrai usage de la croix de Jésus-Christ. Neuchâtel 1865.)

[2]) Farel, Du vrai usage de la croix, p. 157.

des Herrn zu empfangen,[1]) als ein unerwarteter Umstand ihre Aufmerksamkeit fesselte. Ein Priester von edler Gestalt in seinen priesterlichen Gewändern, der sich in der Versammlung befand, erhob sich und näherte sich dem Tische. Es war Messire Louis Bernard, einer von den zwölf Habilitirten der Kathedrale, der eine reiche Pfründe besaß. Gedachte der ehrwürdige Louis Bernard, der Bruder dessen, der bei der ersten Predigt Farel's bekehrt worden war, die Messe zu lesen? Wollte er mit Farel disputiren? Oder war auch er bekehrt worden? Jeder erwartete voll Spannung, was geschehen würde. Als der Priester vor dem Tische angekommen war, blieb er stehen und zu aller Erstaunen legte er seine Priestergewänder ab, warf Meßgewand, Chorhemd und Stola weit von sich und sagte mit lauter Stimme: „Ich ziehe den alten Menschen aus und gebe mich dem Evangelium des Herrn gefangen.[2]) Dann wandte er sich zu den Reformatoren und ihren Freunden und sagte: „Brüder, ich will mit Euch für Jesus Christus leben und sterben." Alle glaubten ein Wunder zu sehen.[3]) Die Herzen waren bewegt, Farel nahm Bernard wie einen Bruder auf, er brach ihm das Brod, gab ihm den Kelch, und indem die beiden ehemaligen Gegner so von einem Brote aßen, deuteten sie an, daß sie einander lieben wollten „mit aufrichtiger, reiner Liebe". Und dieser Priester war es nicht allein, der das befleckte Kleid seines früheren Lebens von sich warf, um das reine Kleid des Herrn anzulegen. Von der Zeit an begannen viele Genfer anders zu denken und zu leben als ihre Väter; aber Louis Bernard war ein schlagender Beweis für jene Umwandlung, und als die Menge die Kirche verließ, konnte sie die Blicke kaum von ihm wenden. Man sah, wie er in Frieden und voll Freudigkeit in sein väterliches Haus zurückkehrte, ob er gleich statt des Priestergewandes „einen spanischen Mantel" trug. Und alle Evangelischen, „Männer, Frauen und Kinder gingen zu ihm, um ihn freudig willkommen zu heißen und ihn zu begrüßen."[4])

---

[1]) »Gebennis hac Pentacoste cum innumeri coenam peragerent dominicam.« (Haller an Bullinger, 4. Juni 1534. Msc. Arch. Eccl. Tignr.)

[2]) »Veterem hominem exuens et se Evangelii Domini captivum exhibens. (Haller, *Ibid.)*

[3]) »Est in miraculum.« *(Ibid.)*

[4]) Der spanische Mantel war damals ein sehr gebräuchlicher Mantel mit einer Kapuze. (La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 89.)

Noch ein anderer eben so merkwürdiger Vorgang verherrlichte die Feier dieses schönen Festes. Als man sich gerade so recht der Freude über das erste evangelische Pfingstfest überließ, kam ein Rhodenser Ritter nach Genf, der dort die Glaubensfreiheit suchte. Ein Johanniterritter aber war in Genf eine seltene Erscheinung. Zwar wußte man so oben hin, daß diese kriegerischen Mönche, welche sich ursprünglich verpflichtet hatten, die Pilger im heiligen Lande zu schützen, durch Soliman aus Jerusalem vertrieben und schließlich nach Malta gekommen waren; aber weshalb kam dieser nach Genf? Der alte Ritter, Namens Peter Gaudet, erzählte nun, er sei in der Nähe von Saint-Cloud-lez-Paris geboren, habe vom Evangelium gehört, und da er zur Verherrlichung des Sohnes Gottes das Kreuz erwählt habe, sei er der Welt überdrüssig geworden. Durch das Aufsehen, welches er dadurch erregt, sei er genöthigt worden, die Flucht zu ergreifen, und da ein Onkel von ihm, der Comthur von Compesières, eine Stunde von Genf lebte, sei er zu diesem geflohen. Nun aber fühle er das Bedürfniß nach christlicher Gemeinschaft, und so komme er zu seinen Glaubensbrüdern, um sich derselben zu erfreuen. Die Hugenotten nahmen ihn wie einen Freund auf, und die Stadt, welche an Berthelier und Levrier Märtyrer der Freiheit besessen hatte, sollte an Gaudet den ersten Märtyrer des Evangeliums erhalten. [1])

Während das Wort Gottes neue Sitten in's Leben rief, gab sich der Gegensatz der alten Sitten noch auf schlagende Weise kund. Leute der untern Classe, Männer, Frauen, junge Burschen und junge Mädchen tanzten, wie es gebräuchlich war, am Abende des Pfingsttages auf dem öffentlichen Platze. Die Hanswurste (tabarins) begannen auf den Straßen ihre Instrumente ertönen zu lassen und die Possenreißer unterhielten das Volk. Verkleidete Weiber aus St. Gervais, welche Buchsbaumzweige trugen, brachten in andern Quartieren den Tanz in Gang, junge Leute schlossen sich ihnen an und diese munteren Scharen durchzogen in langen Reihen die Straßen, sangen, sprangen und griffen zuweilen sogar die Vorübergehenden an. Georg Marchand, ohne Zweifel ein Hugenott, der eine rasche Hand hatte, gab einer Frau, die ihn anfaßte und ihn zwingen wollte, mit ihr zu tanzen, eine Ohrfeige. Da

---

[1]) Rathsprotokoll vom 29. Juni 1535. — Crespin, Martyrologue, p. 114.

entstanden heftige Streitigkeiten, und in Folge davon verbot der Rath diese balletartigen Umzüge und befahl, jeder solle sich damit begnügen, vor seinem eigenen Hause zu tanzen, das war vollständig genug. Seitdem kamen diese närrischen Prozessionen nicht weiter vor. Während das geringe katholische Volk sich diesen ausgelassenen Spielen überließ, ohne inne zu werden, daß es mit dem Tamburin um das offene Grab des römischen Katholicismus herum tanzte, verdoppelten die Evangelischen ihren Eifer und ihren Glauben, um die Lehre des Wortes Gottes immer mehr auszubreiten, und ein christlicheres, menschenfreundlicheres Leben entstand in der kleinen, aber wichtigen Stadt. Die Pfingstprozession im Jahre 1534 mit ihren plumpen Possen war in Genf der Leichenzug des Papstthums. [1])

Freilich lernten die Laien nun auch etwas Besseres, als die Mönche ihnen gelehrt hatten. Es waren nicht nur die Diener Gottes, welche arbeiteten, sondern auch die einfachen Gläubigen übten das Amt christlicher Liebe. Fand sich in einem Hause einer, der sehr rebellisch war, und sich der Lehre der Schrift widersetzte, so gingen seine Freunde, Nachbaren und Verwandten, welche die Vortrefflichkeit dieser Lehre erkannt hatten, zu ihm, und ohne ihn zu schelten, ohne ihm Böses mit Bösem zu vergelten, ermahnten sie ihn mit großer Sanftmuth. Die Evangelischen luden diese und jene unter ihren Freunden, ja sogar Fremde oder auch Gegner zu sich in ihre Häuser, um bei Speise und Trank noch vertraulicher mit ihnen zu reden. Ihr ganzes Streben ging dahin, neue Seelen für das Wort zu gewinnen. [2])

In den umliegenden Gegenden, in Savoyen, im Waadtlande, im Lande Gex und in Chablais stießen indessen die Feinde nicht allein Drohungen aus, sondern man bereitete sich auch auf einen Angriff vor. In der Stadt war viel die Rede von den Sturmangriffen, welche die von Draußen (forains) machen würden, auch blieben manche Bürger beständig unter den Waffen. Farel, Viret und Froment gesellten sich während der Nachtwachen zu den Soldaten der Republik, und während sie so dicht bei den Stadtthoren, auf den Wällen oder Mauern, beim Scheine der Fackeln oder der Wachtfeuer durcheinander saßen, redeten sie

---

[1]) Rathsprotokoll vom 31. Mai und 2. Juni 1534.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 127.

mit einander von der Wahrheit und tauschten Frage und Antwort aus. Ein jeder äußerte freimüthig und zutraulich seine Einwendungen und Bedenken über das, was der Prediger sagte, und bisweilen hatten die Bürger, ehe sie ihren Posten verließen, die Lösung der Zweifel erhalten, die sie bis dahin im Herzen getragen. Nicht ohne Grund wird auf diese Gespräche während des Bivuaks hier hingedeutet. „O," rief später einer der Genfer Evangelisten, indem er jener nächtlichen Unterredungen gedachte, die er auf dem militärischen Posten gepflogen hatte, „bei diesen Versammlungen und Wachen sind mehr Leute für das Evangelium gewonnen worden, als durch die öffentlichen Predigten. [1]) . . .

Elftes Kapitel.

Kühnheit der beiden Hugenotten im Gefängnisse und vor dem Gerichtshofe in Lyon.

(Mai bis Juni 1534.)

Trotz aller dieser Gefahren und Kämpfe konnten die Hugenotten sich nicht über die Gefangenschaft de la Maisonneuve's beruhigen. So lange der unerschrockene Führer der Lutheraner mit dem Tode bedroht wurde, konnte der Triumph der Evangelischen kein vollkommener sein. Allgemein fürchtete man einen unglücklichen Ausgang, denn weit entfernt, ihren Gegnern irgendwie nachzugeben, verbreiteten Baudichon und Janin die Erkenntniß des Evangeliums in ihrem Kerker mit ungebeugtem Muthe. Janin war eben so unbefangen, als wenn er sich in den Straßen Genf's befunden hätte; und am Tische des Gefangenwärters, in den Sälen, den Corridors, im Garten und überall im „besagten Gefängnisse" disputirte der Waffenschmied „über Glaubenssachen". Da Janin täglich mit Jakob Desvaux, einem 28jährigen Priester aus der Diöcese du Mans, zusammentraf, so hatte er sich zur Aufgabe gemacht, ihn zum Evangelium zu bekehren. Er redete mit ihm von den Aposteln und den anderen Heiligen und bewies ihm, daß alle Lehren derselben den römischen geradezu widersprächen. Er that noch mehr. An das

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 126, 127.

Gefängniß stieß ein Garten, in welchem die Gefangenen täglich zu gewissen Stunden spazieren gingen. Eines Tages, kurz vor dem Himmelfahrtsfeste, nahm Janin sein neues Testament in französischer Sprache mit in den Garten und begann darin zu lesen. Als er mit seiner Lektüre fertig war, legte er das Buch nicht ohne Absicht auf eine kleine Mauer und ging seiner Wege. Ein Priester, Namens Delay, (es fehlte nicht an Priestern in dem erzbischöflichen Gefängnisse) bemerkte das Buch als er vorüberging, nahm es an sich, öffnete und las: Das neue Testament. Und nun gar in französischer Sprache! Delay fing an es zu betrachten, eine Anzahl Gefangener, Priester oder andere sammelten sich um ihn; er blätterte in dem Buche und suchte den ersten Brief Johannis, „da die Kirche an jenem Tage seiner erwähnte," aber es gelang ihm nicht, denselben aufzufinden.[1])

Janin sah von dem Platze im Garten, wohin er sich zurückgezogen hatte, daß Delay etwas suchte, er näherte sich also und fragte ihn, was er wünschte. Als der Priester ihm das mitgetheilt hatte, nahm Janin das Buch, fand den Brief sogleich (denn jene Genfer Laien kannten ihre Bibel weit besser als die Priester), und begann mit lauter Stimme das erste Kapitel zu lesen, indem er besonders die Worte hervorhob: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde." Dann hielt er inne, wandte sich an die Gefangenen, und erklärte ihnen die Stelle, indem er sie auf zwei Lehren aufmerksam machte, welche man, wie er sagte, nie in Uebereinstimmung bringen könnte, nämlich die der Bibel, nach welcher wir rein werden durch das Blut Jesu Christi, und die Rom's, nach welcher es durch unsere verdienstlichen Werke geschieht. Da riefen einige der Umstehenden: „Ihr erklärt diese Stelle falsch, man muß nicht auf den Buchstaben, sondern auf die geistige Bedeutung sehen." Das ist eine Behauptung, die in neuerer Zeit wieder aufgetaucht ist; diese Gefangenen, die um verschiedener Verbrechen willen verurtheilt waren, beriefen sich auf die geistige Bedeutung. „Ihr könnt diesen Brief ja gar nicht verstehen," sagte ein Priester, „da Ihr ihn sogar französisch lesen müßt." — „Freilich muß ich ihn in meiner Sprache lesen," antwortete Janin,

[1]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon. Déposition Desvaux, p. 99, 100. Déposition Delay, p. 112, 113.

„weil ich kein Latein verstehe; Gott hat den Aposteln befohlen, sein Evangelium zu predigen allen Creaturen — folglich in allen Sprachen.“ — „Das ist wahr,“ antworteten die Priester, „praedicate Evangelium omni creaturae; aber es ist auch wahr, daß alle guten Christen in den Schooß der heiligen Kirche, unserer Mutter, fliehen, um durch den Mund der Priester und Doctoren, die in dieser Welt an die Stelle der Apostel getreten sind, die Auslegung der Schrift zu hören. Janin, welcher bei aller Ehrfurcht für das Amt des Wortes, doch fest an das von St. Petrus gepredigte [1]) allgemeine Priesterthum glaubte, rief kühn: „Ich selbst bin auch Priester eben so gut wie ein anderer und kann Absolution ertheilen; Gott hat uns alle zu Priestern gemacht. Ich kann die Worte des Sakraments aussprechen wie die andern Priester.“ Und wie seine Ankläger behaupten, setzte er hinzu: „Man kann sie im Hause und in der Küche aussprechen.“ Dann begann er mit lauter Stimme im Garten zu rufen: „Hoc est corpus meum.“ [2]) Janin gehörte zu jenen abenteuerlichen Naturen, welche meinen, desto mehr Gutes zu wirken, je mehr sie ihre Zuhörer erschüttern. Uebrigens hatten die Diener Gottes Farel, Viret und andere keinen bessern Freund. Die Gefangenen, welche ihm zuhörten und vielleicht einen Streit zu verlängern wünschten, der sie angenehm unterhielt, griffen den Hugenotten abermals an, und einer sagte: „Die Jungfrau Maria“.... „Maria,“ fiel Janin ihm sogleich in's Wort, „war das edelste Weib, daß je auf Erden gelebt hat, da sie den im Schooße getragen, der uns mit seinem Blute rein gewaschen hat. Aber man darf weder sie noch die heiligen Männer und Frauen im Paradiese anrufen.“ — „Und die Gebete für die Verstorbenen?“ sagte ein anderer, „Deren bedarf es nicht,“ versetzte der Colonnier, „denn sobald sie gestorben, sind sie entweder selig oder in Ewigkeit verdammt: es giebt kein Fegefeuer.“ [3])

Am Montag den 11. Mai, dem Himmelfahrtsfeste, bot sich den Gefangenen ein Anblick dar, der wohl dazu dienen konnte, die Einförmigkeit ihres Lebens zu unterbrechen. Als sie sich in den Garten

[1]) 1. Petri 2, 9.

[2]) Msc. du procès inquisitionnel de Lyon. Déposition Desvaux, p. 100—103 Déposition Delay, p. 114, 115, 124.

[3]) *Ibid.*, Déposition Desvaux, p. 104, 105; Déposition Delay, p. 116, 117.

begaben, verkündigte alsbald das laute Geräusch und die Menschenmenge eine großartige Prozession, welche von der an das erzbischöfliche Gefängniß anstoßenden St. Johanniskirche ausgegangen war und nun dahin zurückkehrte. Voran schritten mit Kreuzen und Bannern die Priester, welche Gebete hersagten oder geistliche Lieder sangen, und ihnen folgte das Volk. De la Maisonneuve und Janin erklärten, ein solcher Gottesdienst sei ein Mißbrauch und es wäre besser gewesen, das Geld, das man für die schönen Banner ausgegeben hätte, den Armen zukommen zu lassen. Als die Prozession in der St. Johanniskirche wieder angelangt war, wurde das Singen, das Schreien und der Lärm selbst im Garten unerträglich. Baudichon zog sich (nach dem Zeugnisse seiner Ankläger) zurück und sagte: „Sind diese Leute toll und rasend, oder glauben sie, daß Gott taub ist?“ [1])

Am folgenden Tage dauerte das Fest fort, und um die Mittagszeit, als man bei Tische saß, hörte man Psalmen singen; es war eine neue Prozession. „Woher kommen sie?“ fragte de la Maisonneuve, und die Frau des Gefangenwärters antwortete: „Aus der Kirche von Saint-Cler.“ — „Und was haben sie da zu thun?“ fing Baudichon wieder an, „haben sie Saint-Cler dort gesucht? Sie werden ihn nicht finden und Gott auch nicht, denn beide sind im Paradiese, und es ist große Thorheit, sie dort zu suchen.“ [2])

Am 28. Mai wurden die Aussagen verlesen, welche die Gefangenen über die am Himmelfahrtstage geführten Reden gemacht hatten. „Ich wollte mich lieber in Stücke zerreißen lassen,“ sagte de la Maisonneuve, „als daß ich die Worte gesprochen hätte, welche in dieser Aussage enthalten sind.“ [3]) Und als der Gerichtshof den Priester Delay vortreten ließ, erklärte derselbe, daß er die Hauptsache bestätigen könne, mit Ausnahme der dem Baudichon zugeschriebenen Worte. „Er hat nur gesagt,“ fuhr er fort, „es wäre besser gewesen, den Armen das Geld zukommen zu lassen, welches man für die Banner ausgegeben hat. Die andern Reden habe ich nicht von ihm gehört.“ [4])

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel. Déposition Desvaux, p. 106, 107; Déposition Delay, p. 118, 119.

[2]) *Ibid.*, Déposition Galla, p. 148—151. Déposition de Gynieux dit Nego, p. 154—156.

[3]) *Ibid.*, p. 121.

[4]) *Ibid.*, p. 124.

Janin, der bis dahin der eifrigste der beiden Gefangenen gewesen war, fing nun an, den Muth sinken zu lassen, wie es bei Leuten von ähnlichem Temperament wohl vorkommt. Es schien ihm sicher, daß man ihn zum Tode verurtheilen würde, nud der Gedanke, Genf nie wiedersehen zu sollen, überwältigte ihn. Als am Pfingsttage ein Gefangenwärter in seine Zelle kam, um ihn zu einer Messe abzuholen, welche die anderen Gefangenen halten ließen, weigerte Janin sich durchaus nicht, ihm zu folgen, und gab auch während des Gottesdienstes nicht das geringste Zeichen von Mißfallen; er fand sich gutwillig darein, „was er ehemals nicht zu thun pflegte," wie einer der Theilnehmer sagte, und dann ging er stumm und schweigend von dannen. Als man ihn eben wieder in „sein kleines Kämmerchen" zurückgebracht hatte, sah de la Maisonneuve ihn zufällig; er kannte den Seelenzustand seines Freundes und wünschte ihn wieder aufzurichten. Er lehnte sich an die Thür der Zelle und sagte zu Janin, der schon drinnen war: „Gräme dich nicht, halte dich tapfer und antworte nichts. Und wenn es mir 500 Thaler und den Herren von Bern noch viel mehr kostet, dir oder mir wird kein Leid geschehen. Diese Herren werden nicht zugeben, daß man uns etwas Böses zufügt." [1])

Indessen waren Janin's Befürchtungen nicht unbegründet; die falschen Zeugnisse mehrten sich. Louis Joffrillet klagte de la Maisonneuve an, er habe vor der Thüre seines Herrn, Manicier, gesagt: „Ach, wenn du bei uns wärest, wollte ich dir ein mit Reliquien beladenes Pferd für ein Dutzend Schnürbänder geben. . . . . In Genf werden die Reliquien auf der Fleischerbank verkauft." [2]) Als de la Maisonneuve diese ihm untergelegten unziemlichen Worte hörte, rief er aus: „Dieser Zeuge ist nichts weiter als ein kleiner Spitzbube, ein kleiner Schuft, der gelogen hat. Ich trage darauf an, daß man ihn deshalb festnimmt und (fügte er sehr zornig hinzu) ich werde ihn hängen lassen." Manicier, der Patron des Joffrillet, erklärte auch, er könne diese Worte und Reden Baudichon de la Maisonneuve's nicht bezeugen." [3])

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel. Déposition de Billiet, p. 127—129; Déposition de Mochon, p. 130,131.

[2]) *Ibid.*, Déposition de Joffrillet, p. 136, 137.

[3]) *Ibid.*, p. 138, 139, 140. Déposition de Manicier, p. 144.

Alle diese Anklagen, der Muth de la Maisonneuve's und der Antheil, den man höchsten Orts an seiner Sache nahm, regten die Gemüther in der zweiten Stadt Frankreich's immer mehr auf. „Es war großer Lärm in Lyon über diese beiden Lutheraner aus Genf." [1]) Einige nahmen lebhaft für sie Partei; andere, die sie verabscheuten, warteten von Tage zu Tage darauf, daß sie verbrannt würden. Aber da die beiden Protestanten mächtige Beschützer hatten, so wagte man ohne genügende Beweise nicht, ihnen den Prozeß zu machen. Die Domherren von St. Johannes schickten einen Edelmann aus der Dauphiné, Herrn von Simieux, der mit einem von ihnen verwandt war, nach Genf, damit er ein Capitalverbrechen Baudichon's ausfindig machen möchte. Von Simieux stieg an der Nebenpforte des Hotel's „zum Raben" ab und ließ sich sogleich mit dem Wirthe in ein Gespräch ein. Dieser versprach, er wolle ihn mit wohlgesinnten Leuten bekannt machen, von denen er genaue Auskunft über den elenden Baudichon erhalten würde. [2])

Unterdessen ging der Edelmann vor seiner Wohnung auf und ab. Bald sah er fünfzehn „der ansehnlichsten Leute der Stadt erscheinen," welche ihn begrüßten und zu ihm sagten: „Wir haben erfahren, daß Ihr aus Lyon kommt, ist es wahr, daß man nahe daran ist, Baudichon freizulassen?" Nun fragte de Simieux jene Herren, wie sie denn über den Gefangenen dächten? „Ach," erwiederte einer von ihnen, „wenn er freigelassen wird, so bin ich, so sind alle Katholiken in Genf „total" verloren und zu Grunde gerichtet. Die Lutheraner in dieser Stadt, seine Genossen, haben ihr Unternehmen vorbereitet, und das Einzige, worauf sie noch warten, ist die Freilassung Baudichon's." „Ja, ja," bestätigten alle fünfzehn Männer, „das wissen wir wohl." [3])

Nun forschte de Simieux nach bestimmten gravirenden Thatsachen. „O," sagte einer von den fünfzehn, „als am Frohnleichnamsfeste die Prozession vor Baudichon's Hause vorüberkam, saß seine Frau mit ihrem Mädchen am Fenster und beide spannen, und als Frau de la Maisonneuve alle die weißgekleideten Priester vorüberziehen sah, rief sie: „Was

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 241.

[2]) *Ibid.* Das Hotel zum Raben war, wie es scheint, das Haus, welches, wenn man links von der Rhone kommt, eine vorspringende Ecke bildet, vor dem Museum.

[3]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 194—196.

für schöne Ziegen!" ... als wären es Ziegen gewesen, die zwei und zwei vorüberzogen." [1]) Aber diese Rede der Frau genügte nicht, um ihren Gatten zum Feuertode verurtheilen zu können, und de Simieux forderte mehr. „Es ist ganz notorisch," hieß es nun, „daß dieser Baudichon es sich am meisten hat angelegen sein lassen, die Stadt Genf zu den lutherischen Ketzereien zu verführen, daß er es gewesen, der die Prediger herbeigerufen hat, und daß alle zu seinem Glauben übergehen werden, wenn er wieder freikommt." [2])

Während dies Gespräch in einer einsamen Straße geführt wurde, fand eine officielle Zusammenkunft von ganz anderer Wichtigkeit statt. Zwei Gesandte des Königs von Frankreich waren eben in Genf angelangt, und die Syndici begaben sich zu ihnen [3]) und erklärten, sie fänden es höchst seltsam, daß die Herren zu Lyon sich anmaßten, ihnen Gesetze vorschreiben zu wollen. Die Gesandten aber versprachen, darüber mit dem Könige zu reden. [4])

Unterdessen nahm die Angelegenheit in Lyon eine schlimmere Wendung. Am Donnerstag Morgen den 18. Juni würzte der Kaufmann Florimond Pécoud seine Aussage mit pikanten Worten, die er fälschlich dem Baudichon in den Mund legte. „Als ich ihm einst erzählte, ich käme aus der Messe," sagte Pécoud, „hat mir Baudichon geantwortet: Und was habt Ihr da gesehen? ... Eine Rübenschnitte .... das ist alles!" [5]) Bei diesen Worten stand de la Maisonneuve unwillig auf und sagte zu den Richtern: „Ich will nichts weiter antworten; ich habe schon zu viel geantwortet;" und er wandte ihnen den Rücken um den Saal zu verlassen. „Wir ersuchen Euch zu bleiben," sagten die Richter, aber de la Maisonneuve ging hinaus. Da sahen die Richter einander an und riefen: „Wahrlich, er flieht unser Angesicht." Als man ihm den Gefangenwärter

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 197, 198.

[2]) *Ibid.*, p. 198—200.

[3]) Man hat die Frage aufgeworfen, ob diese beiden Gesandten, von denen die Staatsprotokolle vom 10. Juni reden, nicht dieselben seien, welche die Protokolle vom 17. September auch mit Bezug auf de la Maisonneuve's Gefangenschaft erwähnen. Aber das officielle Aktenstück nennt die ersten Gesandte des Königs von Frankreich und die andern Gesandte von Bern.

[4]) Genfer Rathsprotokoll vom 10. Juni 1534.

[5]) De la Maisonneuve sollte die Hostie mit einem Rübenstückchen verglichen haben, dem gewöhnlichsten, was es giebt. (Msc. du procès inquisitionnel, p. 162.)

nachschickte, der ihn auffordern mußte, zurückzukommen, antwortete er stolz: „Jetzt bin ich nicht dazu aufgelegt, man warte bis nach Tische.“ Am Nachmittag erschien Baudichon wieder, aber sein Zorn hatte sich noch nicht gelegt und er sprach: „Ich kenne diesen Pécoud, er hat die Kaufleute betrogen, er hat Bankerott gemacht, und seine Frau und er leben von den Ausschweifungen anderer. Ich erbiete mich das zu beweisen.“

Am folgenden Tage gab es eine nicht minder heftige Scene. Als de la Maisonneuve einem Zeugen widersprochen hatte, sagte der Präsident: „Ich befehle Euch, Euch auf jene Anklagebank zu setzen.“ Da erwiederte der Genfer Bürger: „Ich werde mich nicht dorthin setzen, ich habe es schon zu oft gethan.“ Das wurde den Richtern denn doch zu arg. Der Fiscalprokurator gebot, Baudichon abzuführen und in Einzelhaft zu bringen; keiner sollte mit ihm sprechen dürfen. So wurde denn der Gefangene fortgeführt und abgesperrt.[1])

Das Gericht aber fand noch immer mehr Belastungszeugen; es ist überflüssig, sie zu nennen. Immer entrüsteter aber begnügte sich de la Maisonneuve zu wiederholen: „Es sind falsche Zeugen, die man aufgerufen hat, um mich zu verderben.“[2])

Das war denn freilich die Absicht des Gerichtshofes, und wenn man bedenkt, welche Macht die geistlichen Gerichte besaßen, so schien es unmöglich, daß man diesen Zweck nicht erreichen sollte. Aber de la Maisonneuve war noch nicht zum Tode bereit. Zwar hatte die Kenntniß des Evangeliums in seinen Augen dem Tode den Schrecken genommen, allein seine Lebensaufgabe war noch nicht erfüllt; die Reformation in Genf war noch nicht vollendet, noch standen harte Kämpfe für die Freiheit bevor. Genf bedurfte eines entschlossenen Mannes, der mit starker Hand das Schiff den glücklichen Gestaden entgegensteuerte, welche es erreichen mußte. Und dieser Mann war de la Maisonneuve.

Da er sah, wie heftig erbittert seine Feinde waren, verlangte er am 1. Juli, daß ihm von dem Gerichte ein Advokat zugestanden werde. Die Richter gingen nicht darauf ein, der Prozeß war ohnehin schwierig genug. „Die Sachlage leidet das nicht,“ sagte der Fiscalprokurator,

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 189—191.

[2]) *Ibid.*, p. 222—238.

„der Gefangene soll mit eigenem Munde antworten. Dieser Baudichon ist kein unwissender Mann, er ist sogar klug und schlau in seinen Angelegenheiten.“[1])

Wirklich konnte de la Maisonneuve bei der Rechtlichkeit und Geradheit seiner Gesinnung frei reden, aber der Gedanke an eine Rede vor Gericht erschreckte ihn. Indessen hatte er die unbillige Weigerung seiner Richter vorausgesehen und war darauf gerüstet, Protest zu erheben. Er zog daher einige Blätter hervor und sagte: „Diese Schrift habe ich mit eigener Hand aufgesetzt, ich wünsche, daß sie zu den Akten dieses gegenwärtigen Prozesses genommen werde, und erbiete mich, sie Wort für Wort vorzulesen.“ Dies gestattete man ihm. Da trat Baudichon mit dem Papier in der Hand vor seine Richter, erinnerte an seine ungerechte Gefangenschaft, die schon etwa drei Monate dauerte, hob nachdrücklich hervor, daß es den Richtern nicht zustände, von dem Act zu nehmen, was er außerhalb des Königreiches gethan hätte und fügte hinzu: „Ich ersuche Euch, mir schleunigst zu meinem Rechte zu verhelfen; weigert Ihr Euch aber, so belange ich Euch meinerseits wegen gesetzwidrigen Verfahrens, ich beanspruche vollständigen Schadenersatz und Genugthuung für alle Beleidigungen. Ich appellire an Seine Majestät.“[2])

Die Generalvikare wollten ihren Ohren nicht trauen. Welche Frechheit! Der Angeklagte maßt sich an, die Mitglieder des Gerichtshofes belangen zu wollen, seine Richter sollen gezwungen werden, sich zu vertheidigen?.. Waren sie denn nicht die Vertreter der Kirche? „Ihr habt keine Ursache, Euch über Eure lange Haft zu beklagen,“ sagten sie, „das rührt nur daher, daß Ihr Euch geweigert habt, Euch zu verantworten. Wir können Euch nicht zu den Genfer Syndicis zurückschicken, weil sie Laien sind, und folglich von solchen Angelegenheiten nichts verstehen. Uebrigens ist es des Königs Wille, daß Ihr Euch von der Anklage wegen derjenigen Vergehen reiniget, die Ihr im Königreiche Frankreich begangen habt. Dann zählten sie die Fragen her und sprachen: „Seid Ihr ein Christ? Was habt Ihr für einen Glauben? Glaubt Ihr an die heilige katholische Kirche? Gehorcht Ihr unserm

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 246.

[2]) *Ibid.*, p. 247—250.

heiligen Vater, dem Papste? Wir sind die Richter über Euren Glauben und fordern Euch auf, zu antworten, bei Strafe des Kirchenbannes und anderer Strafen, die Rechtens sind." — „Ich will es nicht," erklärte de la Maisonneuve ebenso entschieden wie sie, „und ich appellire gegen Eure Gewalt an wen ich kann und muß im Königreiche Frankreich." Nach dieser Antwort war Baudichon in den Augen des Gerichtshofes nichts als ein hartnäckiger Ketzer. Der Inquisitor Morini nahm demnach das Wort und beschwor ihn, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Allein alles war vergeblich.[1])

Ein Mann, der mit solchem Muthe gegen unsinnige Richter kämpfte, deren Herrschsucht ihm verbieten wollte, in der Weise an Gott zu glauben, ihn zu verehren und ihm gehorchen, wie sein Gewissen es ihm vorschrieb; ein Mann, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Inquisitionsrichtern Angesichts des Scheiterhaufens kühn gegenübertrat, als ob seine Stirne dem Diamant ähnlich und noch härter wäre als ein Kieselstein, ein solcher Mann verdient wohl die Achtung eines Jahrhunderts, in dem es sich leichter lebt, wo solche Kämpfe nicht gefordert werden und wo man vielleicht nicht im Stande wäre, sie zu bestehen.

Zwölftes Kapitel.

Verurtheilung zum Tode.

(Juli 1534.)

Die Richter und Priester waren immer fester entschlossen, die Kirche von einem so gefährlichen Manne zu befreien und die Todesstrafe über ihn zu verhängen. Sie machten daher einen letzten Versuch, um genügende Geständnisse von Baudichon zu erhalten. Der Fiscalprokurator ergriff demnach das Wort und sagte: „In Anbetracht der Anmaßung und Frechheit des Angeklagten befehlen wir, zumal er durch die Zeugen nicht genügend überführt worden ist, daß er sich hinsichtlich seines Glaubens zu verantworten gezwungen und zu dem Ende auf die Folter gespannt werde." Der edle Bürger sollte also die schrecklichen Qualen

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 251—259.

erdulden, welche die Inquisitionsrichter anzuordnen pflegten; über die Art der Tortur aber, welcher de la Maisonneuve unterworfen werden sollte, wurde nichts ausgemacht.[1]) Wurde der Befehl des Gerichtshofes wirklich zur Ausführung gebracht? Wir können nichts darüber sagen, denn es findet sich nichts über eine solche Strafe vor, man sieht nur, daß er auf's härteste und grausamste behandelt worden ist. Als er am 13. Juli vor dem Gerichte erschien, beklagte er sich auf's nachdrücklichste über die unwürdige Behandlung, die man ihm zu Theil werden ließe. „Man verfährt mit Tyrannei gegen mich," sagte er, „man ist ungerecht und hart." Die Richter antworteten, er habe keinen Grund sich zu beklagen, begehre er irgend eine Gunst, so brauche er nur in Betreff seines Glaubens zu antworten." — „Und wenn ich mein Lebenlang gefangen bleiben sollte, so würde ich mich nie vor Euch verantworten," versetzte Baudichon, „denn Ihr seid nicht meine Richter."[2])

Da gedachte der Gerichtshof irgend einen nur einigermaßen katholischen Ausspruch zu erlangen, der seine Richter berechtigen könnte, seinen Widerruf bekannt zu machen oder in Ermangelung eines solchen eine recht ketzerische Erklärung, die sie in den Stand setzte, ihn zu verbrennen. Einige wenige Worte genügten solchen Richtern, um über Leben und Tod zu entscheiden. Das evangelische Christenthum schreibt freilich einen entgegengesetzten Weg vor; Worte genügen ihm nicht, die Wahrheit soll in die tiefsten Tiefen des Herzens eindringen und durch die innigste Verschmelzung, wodurch das Ebenbild Gottes im Menschen wiederhergestellt wird, dort Wohnung machen. Besonders aber ist ihm jeder Zwang zuwider, er ruft seinen Dienern und Richtern, welche die Sache der Wahrheit führen wollen, die Worte zu: „Ueberlaßt Gott, was Gottes ist!" So dachte auch de la Maisonneuve, wenn er sprach: „Und wenn ich mein Lebenlang gefangen bleiben sollte, so würde ich mich vor Euch nicht verantworten, denn Ihr seid nicht meine Richter!"

Da nun der Gerichtshof und die Domherren von St. Johannes kein Geständniß von Baudichon erlangen konnten, beschlossen sie einen Zeugen aufzurufen, der ihn nach ihrer Meinung vernichten mußte. Auf ihr Verlangen forderte der Bischof de la Baume, der sich damals

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 260—262.

[2]) *Ibid.*, p. 303, 304.

in Chambéry befand, den Pater Coutelier, den Guardian des Franciskanerklosters, auf, sich nach Lyon zu begeben und wider den Gefangenen Zeugniß abzulegen. Am 18. Juli erschien der Mönch vor dem Gerichte und erklärte, er habe während der ganzen Fastenzeit jeden Tag in Genf nach besten Kräften gepredigt; daselbst habe er den Baudichon als berüchtigten Verfechter der lutherischen Sekte gekannt, sammt einem sehr bösen Menschen Namens Farel, der diese und noch andere abscheuliche, selbst erfundene Ketzereien predigte: eines Tages, als Baudichon nicht die Erlaubniß habe erhalten können, Farel predigen zu lassen, sei er mit seinen Genossen gekommen, habe in Anwesenheit einer großen Volksmenge erklärt, er wolle, daß Farel predigen solle, und alsbald hätten einige der Seinigen zu dreien Malen die Glocken geläutet, und in demselben Kloster, wo Coutelier am Morgen gepredigt, hätte jener Farel öffentlich im Geiste seiner verfluchten Lehre seine Predigt gehalten und das hätte er dann alle folgenden Tage in der Fastenzeit fortgesetzt und zwar im weltlichen Kleide." Dann ging er zu dem Besuche über, welchen de la Maisonneuve und Farel ihm einst gemacht hatten und sagte: „Sie behaupteten, der Papst sei das Thier der Apokalypse, der heilige Stuhl sei nicht apostolisch, sondern „diabolisch" .... ja Baudichon war so außer sich vor Zorn und Grimm, daß er das Kloster gern in Brand gesteckt hätte."[1])

Nun führte man de la Maisonneuve herein, und die beiden großen Gegner standen sich gegenüber und hefteten die Blicke fest auf einander. Der energische Hugenott sagte ruhig, ja fast verächtlich: „Ich kenne diesen Zeugen, er ist ein schlechter Mensch; er hat in Genf viele Ketzereien gepredigt und mehrfach Aufruhr unter dem Volke gestiftet." — „Ketzereien!" riefen die Richter erstaunt, „was für Ketzereien?" Ein ketzerischer Pater Guardian; das schien seltsam! „Wäre ich in Genf, so würde ich es sagen," antwortete der Angeklagte, „aber hier sage ich nichts weiter."[2])

Indessen führte der verschmitzte Mönch eine Waffe bei sich, die, wie er meinte, dem Baudichon unfehlbar den Tod geben mußte. Peter de la Baume hatte ihm in seiner Eigenschaft als Fürst und

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 324—327.
[2]) *Ibid.*, p. 335—338.

Bischof einen versiegelten Brief an die Richter mitgegeben, in welchem er sie aufforderte, ihm den Angeklagten zu schicken oder wenigstens mit aller Strenge der Justiz gegen ihn zu verfahren. Diesen Brief händigte Coutelier dem Gerichte ein. Der Bischof theilte seinen lieben Brüdern und Freunden mit, de la Maisonneuve sei schon früher der lutherischen Ketzerei für schuldig befunden (vor fünf oder sechs Jahren), er habe damals Buße gethan, und ihm, seinem Bischof, versprochen, nicht wieder rückfällig zu werden. „Cum nemini gremium ecclesia claudat,“ fuhr er fort, „da die Kirche niemandem ihren Schooß verschließt, so war ich gern bereit, ihm zu verzeihen, aber ich bedrohte ihn im Wiederbetretungsfalle mit dem Feuertode.“ Möglich ist es, daß de la Maisonneuve ehemals eine derartige Unterredung mit dem Bischof gehabt hatte; das mußte nun benutzt werden. Das Gesetz verhängte sehr schwere Strafen über die Rückfälligen; jedes Gehör wurde ihnen verweigert, und sie wurden unverzüglich dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit zur Hinrichtung übergeben. „Ich bitte Euch, ihn an mich auszuliefern,“ fuhr der Bischof fort, „um ihn zur Freude Gottes und der Welt und zur Aufrechthaltung unseres heiligen Glaubens sein Vergehen büßen zu lassen.“ Aber nun entstand zwischen dem Bischof von Genf und dem Primas von Frankreich eine Nebenbuhlerschaft, die der römischen Kirche würdig war; jeder wollte die Ehre haben, den Genfer zu verbrennen. [1])

Dieser Wettstreit war ganz natürlich. Die Sache hatte in den Augen der Bischöfe und Prälaten um so mehr Wichtigkeit, als de la Maisonneuve nach ihrer Meinung eines noch weit schwärzeren Verbrechens schuldig war, als Luther und Farel. Er war ein Laie und hatte doch die Anmaßung, die Kirche reformiren zu wollen. In den Augen des Klerus aber war die Einmischung der Laien das Gefährlichste für die Priester und die Päpste. Es fand damals eine große Umwandlung statt; die Meinung änderte sich, der Geist wurde aufgeklärt und man begann die Mißbräuche zu tadeln, die Irrthümer zu berichtigen. Es war einer von jenen durch den Katholicismus eingeführten und durch das Papstthum verschlimmerten Fehlern gewesen, die Gläubigen in Religionssachen für null und nichtig zu erklären. Ein Bischof mochte in den Krieg ziehen, das war recht; aber daß ein Laie ein Wort in der

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 345—349.

Kirche mitsprechen sollte, das war durchaus unzulässig. Diese Umkehrung der ursprünglichen Ordnung wurde von den Reformatoren scharf getadelt, in ihren Augen war der Despotismus der Priester noch viel empörender, als der der Könige. Sie meinten, man könne wohl einmal sein Haus, seine Felder, seine irdische Wohlfahrt einem andern Menschen überlassen, aber seine Seele, sein ewiges Heil... das wäre unmöglich! Eine der Hauptkräfte des Protestantismus lag in dem Einflusse der Laien; eine der schwachen Seiten des Katholicismus dagegen bestand darin, daß die Laien durchaus von der Leitung der religiösen Interessen ferngehalten wurden.

Der Bischof de la Baume glaubte, wenn er den mächtigen Laien de la Maisonneuve hinrichten ließe, einen gewaltigen Streich gegen das gefährlichste Princip der Reformation zu führen. Und ebenso dachten auch die Beamten des Erzbischof-Primas von Frankreich. Es waltete kein Zweifel mehr über das Schicksal des stolzen Baudichon, die einzige Frage war nur die, ob die Flammen seines Scheiterhaufens in Chambéry oder in Lyon emporlodern sollten. Die Richter fragten ihn daher, ob er nach Chambéry geschickt werden wolle, um dort durch den Bischof von Genf gerichtet zu werden. Der Angeklagte erwiederte, er zöge es vor, in Frankreich zu bleiben. De la Baume gab nach, drang aber darauf, daß das Gericht sich beeilen möge, den aufrührerischen Menschen zu bestrafen. „Straft ihn," sagte er, „nach dem Willen des Königs, der sich in seinen Briefen sehr eifrig dafür ausgesprochen hat. Ueberdies werdet Ihr in Gottes Augen ein sehr verdienstvolles Werk thun." In Folge dessen traf der Gerichtshof seine Maßregeln, um selbst dies Brandopfer darzubringen.[1])

Die Genfer Rathsherren waren indessen nicht stumm geblieben. Schon am 23. Juni hatten die Syndici und der Rath von Genf drei Briefe abgefaßt, einen an den Landvogt des Königs, einen zweiten an die Bürgerschaft von Lyon und einen dritten an die Herren von Diesbach und Schöner, die Gesandten Bern's am Hofe Franz I., in welchen sie erklärten, „sie fänden es höchst seltsam, daß die Herren von Lyon Genf Gesetze vorschreiben wollten."[2]) Die Generalvikare wurden dadurch

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 338

[2]) Rathsprotokoll vom 10. und 23. Juni und vom 7. Juli 1534.

nicht eben sehr beunruhigt; sie hofften, Franz' I. Einschreiten würde sich auf das Verbot beschränken, daß Baudichon de la Maisonneuve wegen der Handlungen, die er in seiner Heimat begangen hatte, zur Verantwortung gezogen würde. Indessen hielten sie es doch für gerathen, sich zu beeilen.

Der Gerichtshof schritt also zu der letzten, feierlichen, dreifachen Mahnung. „Baudichon de la Maisonneuve," sagte der Präsident,[1] „wir ertheilen Euch den Rath, Euch bei Strafe der Excommunication wegen Eures Glaubens zu verantworten." Der Genfer schwieg. Dreimal erging dieselbe Aufforderung an ihn, dreimal erfolgte dasselbe Stillschweigen. Endlich als der Präsident hinzugesetzt hatte: „Seid Ihr ein Christ?" antwortete er: „Ihr seid nicht meine Richter und werdet es nie sein; wenn ich vor den Syndicis in Genf stehe, will ich in einer Weise antworten, daß jeder zufrieden sein soll." Indessen erklärte er sich bereit, sich unverzüglich über das zu erklären, was ihm als sein Vergehen in Frankreich zur Last gelegt wäre, und zeigte dadurch, daß er einfach die Rechte seines Volkes und seiner Obrigkeit aufrecht erhalten wollte. Der Gerichtshof ging darauf nicht ein; denn er wußte sehr wohl, daß am Wirthstische geführte Reden nicht der Art waren, um einen Menschen deshalb zum Feuertode verurtheilen zu können. Dann verweigerte man ihm nochmals einen Advokaten und sagte zu ihm: „Wenn Ihr schreiben könnt, so gestatten wir Euch, mit eigener Hand zu schreiben, was Ihr wollt, und morgen werden wir Euch anhören." Aber er erklärte, er könne das ohne Mittheilung der Prozeßacten nicht thun, worauf man ihm antwortete, der Prozeß müsse ihm „mehr als bekannt sein."[2])

Die Untersuchung war geschlossen; de la Maisonneuve wurde den Händen des erzbischöflichen Fiscalprokurators übergeben und am folgenden Tage, den 18. Juli, wurde er vor denselben geführt. Dieser Herr stand auf und sagte: „Da Baudichon de la Maisonneuve der im Prozeß erwähnten Vergehen und Verbrechen genügend überführt ist, so erklären wir ihn für einen Ketzer, für einen großen Verfechter, Vertheidiger und Beschützer der Ketzer und

[1]) Freitag den 17. Juli 1534.

[2]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 339—343.

Ketzereien, die jetzt im Schwange sind, und überliefern ihn als solchen dem weltlichen Arme."[1])

Man beeilte sich, die Sache zum Schluß zu bringen. Es war ein Gerücht im Umlauf, der König wolle den Gefangenen in Freiheit setzen, man müsse demnach den Richterspruch und die Ausführung desselben beschleunigen. Am 28. Juli hielt der Gerichtshof seine letzte Sitzung. Zwei Inquisitionsrichter waren zugegen, und das definitive Urtheil wurde durch den Gerichtshof folgendermaßen abgegeben:

„Baudichon de la Maisonneuve, du bist genügend überführt, in Genf und anderswo manche ketzerische Lehrsätze der lutherischen oder ökolampadischen Partei behauptet zu haben;"

„der hauptsächlichste Vertheidiger und Beförderer dieser Sekte gewesen zu sein;"

„den unlautern Farel und andere abtrünnige Herolde jener Sekte beschützt;"

„in unserer Gegenwart jede Verantwortung wegen Deines Glaubens verweigert zu haben;"

„wir erklären dich also für einen Ketzer und den größten Verfechter und Vertheidiger der Ketzerei und der Ketzer;"[2])

„und demzufolge überliefern wir dich als solchen dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit."

Dies war die Formel, welche von den geistlichen Gerichten gebraucht wurde, um die Todesstrafe zu verhängen. De la Maisonneuve appellirte an den König, an den Legaten und an alle gesetzmäßigen Instanzen und wurde dann in's Gefängniß zurückgeführt.

Da die Kirche einen Abscheu vor dem Blute hatte, so übergab sie Baudichon dem Arme der bürgerlichen Obrigkeit, damit durch diesen das Blut des edlen Mannes vergossen würde; das Haupt der Lutheraner wurde zum Tode verurtheilt.[3]) Lange schon wartete man in Genf und an andern Orten darauf, daß man ihn verbrennen sollte.[4]) Jetzt waltete kein Zweifel mehr über sein Schicksal; das Todesurtheil war in

---

[1]) Msc. du procès inquisitionnel, p. 350—354.

[2]) »Haereticae pravilatis et haereticorum maximum defensorem et factorem.« (Das Urtheil steht lateinisch im Msc. du procès inquisitionnel, p. 431—435.)

[3]) S. den Brief Franz' I. an den Rath von Genf. (Archives de Genève.)

[4]) Froment, Gestes de Genève, p. 242.

aller Form gesprochen. Die Priester triumphirten, und die Evangelischen machten sich auf ein betrübendes Ereigniß gefaßt.

Schon viele Scheiterhaufen waren freilich in Frankreich, England und in andern Ländern errichtet worden, und selbst frömmere, wenn auch nicht freisinnigere und muthigere Christen als de la Maisonneuve waren auf solche Weise für ihren Glauben gestorben. Ließen sich die Verfolger denn noch immer durch Haß und Grausamkeit hinreißen, dürsteten die Generalvikare, die Domherren von St. Johannes und der Erzbischof-Primas von Frankreich alle nach unschuldigem Blute? Ohne Zweifel gab es unter ihnen von Haß erfüllte Fanatiker, aber es wäre ungerecht, über alle ein so hartes Urtheil zu fällen. Es waren gerechte, vielleicht wohlgesinnte Männer darunter, auf die man das am Kreuze gesprochene Wort anwenden konnte: Vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Im 16. Jahrhundert zeigte sich eine wilde Verfolgungswuth, aber sie läßt sich nur zu leicht erklären. Eine Religion, die von der Wahrheit ihrer Glaubenslehren überzeugt ist, hält es für ihr Recht und ihre Pflicht, den Irrthum zu bekämpfen, der in ihren Augen die Seelen in's Verderben stürzt, und ist sie einig mit der bürgerlichen Gewalt, so macht sie sich leider ein Verdienst und ein Gesetz daraus, von ihr das Schwert zu leihen, um die Kirche vor der Ansteckung zu bewahren. Der Fehler jener Richter (und jedenfalls ein großer) besteht darin, daß sie sich an Gottes Stelle setzen, dem allein die Herrschaft über das Gewissen gebührt, daß sie vergessen, wie die Religion, da sie geistiger Natur ist, nichts mit dem Zwange zu schaffen hat und nur durch sittliche Ueberzeugung mitgetheilt und aufgenommen werden kann. Läßt die Religion es sich einfallen, das Schwert zu ergreifen, so wird es in ihren Händen leicht eine grausame und wahnsinnige Waffe. „Stecke dein Schwert in die Scheide," sprach Jesus zu Petrus, und die, welche sich Petri Nachfolger nennen, haben das Schwert unaufhörlich gezogen. Der Pfad ist so glatt und der Abgrund so nahe, daß man neben tausend und aber tausend Fällen, in denen die römische Kirche den tiefen Sturz gethan hat, doch auch zwei bis drei Beispiele anführen kann, daß selbst Protestanten gestrauchelt sind.

Drei Jahrhunderte haben so beklagenswerthe Verwirrungen gebessert, heutzutage errichtet man keine Schaffotte mehr, aber noch giebt es

Gerichtshöfe, Kerker und Verbannungen für religiöse Ueberzeugungen. Was kann geschehen, um auf immer solche Uebel in allen ihren Abstufungen zu beseitigen? Das wirksamste Mittel scheint die Trennung von Geistlichem und Weltlichem, das Zerreißen aller Bande, welche noch immer kirchliche und staatliche Gewalt verknüpfen. Lange schon hat die Lehre, welche solche fanatische Mordthaten verdammt, in der evangelischen Christenheit den Sieg davon getragen; auch in Rom ist das Verfahren freilich gemildert, doch besteht das Princip fort. Die moderne Civilisation wartet auf den Augenblick, wo heilsame Veränderungen in den Beziehungen des Staates zur Kirche der letzteren überall und für immer die Möglichkeit rauben, abermals das gottlose Schwert zu ergreifen, durch welche Ströme des edelsten Blutes geflossen sind.

Dreizehntes Kapitel.

Die Nacht des 31. Juli in Genf.

(Juli 1534.)

Durch die Gefangennahme de la Maisonneuve's hatten die Priester die Fortschritte des Evangeliums hemmen wollen, allein dieses Ereigniß beschleunigte sie gerade. Der Muth des Angeklagten und die Ungerechtigkeit der Ankläger steigerten die Entschiedenheit der Genfer. Das Werk der Reformation war nicht ohne Vorbedacht unternommen, es ward von fern her vorbereitet, war in stetem Fortschreiten begriffen und ging Schritt für Schritt dem Ziele entgegen, welches die Hand Gottes ihm vorgezeichnet hatte. Der reiche Erntesegen, welcher die Hügel des Genfersee's zu bedecken und viele hungrige Seelen zu speisen bestimmt war, sollte nicht in einem Tage aus der Erde hervorsprießen, der Boden war lange bearbeitet, gedüngt, besäet, und deshalb war der Ertrag so bedeutend. Die Reformation war die Frucht langer Arbeit, bald waren es die verborgenen Wirkungen des göttlichen Einflusses, bald die am hellen Tage vollführten Handlungen der Menschen, welche stufenweise die etwas bewegliche, aber thatkräftige und edle Bevölkerung umwandelten.

Das Frohnleichnamsfest sollte gefeiert werden, und die Katholiken hofften durch diese imposante Ceremonie einige, die sich von ihnen entfernt hatten, wieder an sich zu ziehen, aber sie wurden in ihren Erwartungen

getäuscht. Die aufgeklärtesten und rechtschaffensten Männer Genf's fanden keinen Geschmack mehr an diesen Festlichkeiten. Und das nicht weil sie veraltet waren, sondern weil sie nach ihrer Ansicht auf bedeutenden Irrthümern beruhten und ihren aufgeklärten Sinn verletzten. Der Gedanke, ein kleines, vom Priester geweihtes Stück Brot umherzutragen, damit demselben göttliche Verehrung erwiesen würde, empörte die evangelischen Christen. Sie beschlossen, sich nicht an der Prozession zu betheiligen, ihre Häuser nicht zu schließen und wie an den gewöhnlichen Werktagen zu arbeiten. Als die Priester und ihre Anhänger das hörten, meinten sie, die Lutheraner würden sie auf ihrem Zuge angreifen; aber man beruhigte sie darüber, sie „faßten Muth" und die frommen Katholiken begannen ihren Zug. Es fiel nicht die geringste Gewaltthätigkeit vor, nur ein stummer Protest war bemerkbar; mehrere Häuser, an denen die Prozession vorüberkam, waren ohne den Schmuck von Teppichen und durch die offenen Fenster sah man im Innern der Zimmer die lutherischen Frauen „mit der Sammetkappe an ihrem Spinnrocken oder mit Näharbeit beschäftigt . . . ." Mochten die Priester noch so viel singen, mochten alle Herrlichkeiten des Papstthums vorübergetragen werden, die Frauen in den Sammethauben blieben unbeweglich. Grobe Schmähreden hätten die Katholiken nicht so ärgern können. Als einer derselben eine protestantische Frau am offenen Fenster des Erdgeschosses ihren Rocken zurechtmachen sah, verließ er den Zug, sprang auf sie zu, ergriff den Stock, an dem sie die Seide befestigen wollte, und versetzte ihr damit einen heftigen Schlag auf den Kopf; dann warf er den Stock in den Koth, trat darauf und verlor sich unter dem Volke. Die Lutheranerin war heftig erschrocken und stieß einen Schrei aus, die Schwester Johanna sagt, „sie wäre fast vor Schmerz gestorben." — Aber trotz dieser Gewaltthat verhielten sich die Reformirten ruhig. Alles diente der Sache der Reformation; weder die unziemlichen und grotesken Tänze des Volkes, noch die frommen Prozessionen der Geistlichkeit konnten die Macht der vom Himmel stammenden Lehre lähmen. [1])

Eine Handlung eines Neubekehrten vermehrte das Murren der Katholiken. Nachdem Louis Bernard sein Priestergewand abgelegt hatte,

[1]) Rathsprotokoll vom 2. Juni 1534. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 89, 90.

war er in das bürgerliche Leben wieder eingetreten; bald wurde er Mitglied der Zweihundert, und später wählte man ihn in den ausübenden Rath. Da er ein rechtschaffener Mann war und ein christliches Leben zu führen wünschte, so heirathete er eine Wittwe aus guter Familie, und Viret segnete ihren Bund ein. Diese Heirath erregte großes Aufsehen. „Wie!“ riefen die Katholiken, „ein Priester, ein Mönch . . . der eine Frau hat!“ — „O,“ antworteten die Reformirten, „Ihr findet es sonderbar, wenn sie rechtmäßige Frauen haben und wundert Euch nicht, wenn sie mit solchen leben, die nicht ihre Frauen sind, weil es allgemeine Sitte ist. O Ihr Füchse! Ihr beichtet, Ihr hättet den Thau mit dem Schwanze abgewischt, als Ihr über die Wiese liefet, aber Ihr verschweigt, daß Ihr dem armen Manne sein Huhn gewürgt habt!...“— Bernard aber rechtfertigte durch seinen Wandel den gethanen Schritt. Solche Männer, die ausschweifende Priester gewesen waren, wurden gute Familienväter, [1]) und die menschliche Gesellschaft verlor nichts bei dem Tausche.

Allein so dachten die Priester nicht. Als Meister Johann, der Vikar von St. Gervais, ein eifriger, sehr heftiger Mann und ein großer Schwätzer, von Bernard's Heirath Kunde erhalten hatte, rief er von der Kanzel herab: „Wo bleibt die von der Kirche gebotene Zucht, wo sind die Vorschriften des Papstes? — Schmach und Schande! Man traut Priester, die das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben!“ Die Angelegenheit der Heirath und des Cölibates wurde vor dem Rathe besprochen, und der Priester und Viret, welcher das Bündniß eingesegnet hatte, wurden in das Rathhaus gefordert. Der Reformator behauptete, die Ehe sei für alle ehrenwerth. Wenn Paulus den Dienern des Herrn vorschrieb, nicht mehr als ein Weib zu haben, so zeigte er dadurch an, daß derselbe nicht gezwungen werden solle, gar keines zu haben, und wenn der Apostel besonders darauf dringt, daß er ein guter Hausvater sein soll, so ist es augenscheinlich, daß er Ehegatte sein muß. „Diejenigen, welche aus ihrem einsamen, unthätigen Leben, welches man Mönchsthum oder Cölibat nennt, hervortreten,“ sagte einer der Reformatoren, „sind wie Wilde, während die Leitung einer Familie eine Lehranstalt ist für die Leitung der Kirche Gottes.“ „Der Vikar unterstützte

[1]) Froment Gestes de Genève, p. 127—129. — Msc. de Gautier.

seine Ansicht mit schlechten Beweisen," sagt das Protokoll, „und entfernte sich durchaus von der Wahrheit." Der erste Syndicus sagte deshalb zu ihm: „Entstellt das Evangelium nicht ferner oder wir schreiten gegen Euch ein!" Bestürzt stammelte der arme Vikar einige Entschuldigungen und zog sich mit dem Versprechen zurück, künftig den Befehlen ihrer Gnaden gemäß zu lehren.[1])

Aber kaum hatte man ihm den Mund wegen der Ehe geschlossen, so fing er wieder an über die Taufe zu reden und rief: „Ob diese Ketzer wohl meinen, daß der heilige Geist auf anderm Wege ihren Herzen mitgetheilt werden kann, als durch die Priester? Sie taufen in Zimmern und Höfen, ohne das Kind anzublasen, um den Teufel auszutreiben. . . . Sie sind ipso facto excommunicirt."

Im 16. Jahrhundert hatte man keinen Begriff von der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Farel beschwerte sich bei dem Rathe, und schon wollte der Priester sich unterwerfen, als etliche Laien in ihrem Unwillen über die Niederlage Rom's ihm zu Hülfe kamen. Sie sprachen zu dem Rathe: „Sind diese Ketzer nun schon so mächtig, daß sie uns in Genf Gesetze vorschreiben wollen? . . . Gestern begnügten sie sich damit, reden zu dürfen, und heute wollen sie uns daran hindern, es zu thun? Wir fordern, daß es dem Meister Johann eben so gut gestattet werde zu predigen, wie Meister Farel." Höchst naiv antwortete der Syndicus: „Wir haben dem Vikar nicht verboten zu predigen, wir gebieten ihm vielmehr, daß er das Evangelium predige."[2]) Man begriff damals nicht, daß es weit tyrannischer ist, einem Manne zu befehlen, etwas zu predigen, was er nicht glaubt, als ihm Schweigen zu gebieten.

Farel, Viret und der Vikar warteten; sie wurden in den Rathssaal geführt, und alsbald begann die Discussion. „Der heilige Geist," sagte Farel, „kann ohne die Priester wirken. Es ist der Glaube an das Blut Christi, der uns rein macht von unsern Sünden, und die Taufe ist das Zeichen dieser Vergebung. Wo habt Ihr aber gesehen, daß man sie mit Salz, Oel und andern Spezereien[3]) vollziehen soll? Es ist mir freilich nicht unbekannt, daß dies seltsame Gaukelspiel alten

---

[1]) Rathsprotokoll vom 8. Juni 1534. — Msc. du Gautier. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 88.

[2]) Rathsprotokoll vom 20. und 24. Juli 1534. — Msc. de Gautier.

[3]) »Aliis unguentis.« (Rathsprotokoll vom 24. Juli 1534.)

Ursprunges ist. Schon früh hat der Teufel solche plumpe Possen aufgebracht, und von ihm rühren alle diese Thorheiten her. Laßt uns diesen Prunk ablegen, diese Possen, welche die Augen der Einfältigen blenden, aber ihren Geist betäuben, und laßt uns die Taufe einfach nach der Vorschrift im Evangelium mit reinem Wasser feiern, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Verlegen suchte der Vikar sich zu vertheidigen, indem er sich auf die Autorität des Papstes berief, und laut pries er die beiden Schwerter, welche in dessen Hand ruhten. „Das ist ein ungeschicktes Gleichniß," sagte der Reformator, „und ein abscheulicher Hohn. Ja freilich giebt es eine zwiefache Gewalt, eine in der Kirche und die andere im Staate. Aber die alleinige Gewalt in der Kirche ist das Wort Christi und die alleinige Gewalt im Staate ist das Schwert." Diese Unterscheidung fand großen Beifall und der Sekretär trug sie eilends in das Protokoll ein. Es ging eine wichtige Umwandlung vor; die bürgerliche Gewalt erhob das Haupt und begann der geistlichen Macht, welche sie so lange gedemüthigt hatte, Trotz zu bieten. Der Syndicus bat Farel höflich, „dies alles nicht übel zu nehmen," wandte sich dann aber mit Strenge an den Vikar und befahl ihm abermals, „der Wahrheit gemäß zu predigen." — „Verbietet Ihr mir, ferner zu predigen?" fragte der Priester, der alle Fassung verloren hatte, und der Syndicus antwortete ihm ziemlich barsch: „Man verbietet Euch nichts, ausgenommen die Lügen." Dies bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Reformation Genf's. Auch bemächtigte sich der Mönche, welche dem heiligen Franciskus treu geblieben waren, heftiger Schrecken in ihrem Rivekloster und sie sagten: „Auf, laßt uns eilends unsere Altardecken und unsere Kostbarkeiten fortschaffen." Aber der Rath verbot es und ertheilte den Befehl, die Kleinodien an einem sichern Orte aufzubewahren.[1])

Wenn indessen die Obrigkeit in Genf den Katholicismus verurtheilte, so rüsteten sich die Anhänger des Papstes in der Umgegend ihn zu stützen. Seit einigen Tagen verbreitete sich ein beunruhigendes Gerücht in der Stadt, und kaum hatten der Vikar und der Reformator sich zurückgezogen, als mehrere Mitglieder des Raths ihre Befürchtungen folgendermaßen äußerten: „Der Bischof hat im Einverständnisse mit dem Herzoge die Absicht, uns zu überfallen. Bei einem Gastmahle, an

---

[1]) Rathsprotokoll vom 30. Juni und 24. Juli 1534. — Msc. de Gautier.

welchem 200 Personen theilgenommen haben, ist eine furchtbare Verschwörung gegen unsere Freiheit angestiftet worden. Ueberall hört man Drohungen gegen unsere Stadt. Viele unserer Mitbürger sind hinausgeeilt, um sich mit dem Feinde zu vereinigen und halten sich bereit, uns mit den Edelleuten der Umgegend anzugreifen." Der Generalkapitän Philipp wurde demnach beauftragt, Wache zu halten, und viele stellten Leib und Leben zur Verfügung. Wirklich hatte Peter de la Baume einen neuen Anschlag gemacht und sich mit den bischöflich gesinnten Genfern und den Freiburger Herren verständigt; dann war er nicht ohne Bedauern aus seiner behaglichen Residenz Arbois aufgebrochen und nach Chambéry gereist, um sich dort mit dem Herzog zu vereinigen. Eine römische Hofschranzen-Partei stachelte die beiden Fürsten noch mehr an. Am Fuße des Berges des Voirons hatten sich die eifrigsten Mamelucken und Edelleute Savoyen's zusammengefunden um unter Hörnerklang und lautem Halali eine große Jagd zu halten, und dort war der Beschluß gefaßt worden, auf die Genfer Ketzerwirthschaft „Jagd zu machen". „Alle Welt," sagte man damals dem Herzog, „läuft dieser neuen Predigt nach. Es giebt nur noch ein einziges Heilmittel, und das ist die Eroberung der Stadt und die Vernichtung der Ketzer mit Waffengewalt, dann aber müssen wir die Oberherrschaft des Prälaten dort wieder herstellen." Alsbald wurde der Plan „zu dem gefährlichsten Verrathe, den man je gegen Genf ersonnen hatte", entworfen. Der Herzog hoffte Herr der Stadt zu werden und der päpstlichen Gewalt daselbst wieder Geltung zu verschaffen. Er hegte keinen Zweifel, daß die katholische Christenheit, weit entfernt auf diese Eroberung eifersüchtig zu werden, dieselbe bereitwilligst gut heißen würde. Um seines Erfolges sicher zu sein, beschloß er Frankreich's Hülfe in Anspruch zu nehmen und wandte sich deshalb an den Kardinal von Tournon. Man machte Peter de la Baume den Vorschlag, auf sein Bisthum zu Gunsten des jungen Grafen von Bresse, eines der Söhne des Herzogs, zu verzichten und versprach ihm eine schöne Entschädigung. Da der so allgemein gefürchtete Führer der Lutheraner, de la Maisonneuve, sich damals im Gefängnisse befand, so mußte man seine Entfernung benutzen, und so bestimmte man das Ende des Juli zur Ausführung des Unternehmens.[1])

---

[1]) Rathsprotokoll vom 23. Juni, 7. Juli 1534. — Froment, Gestes de Genève, p. 123. — Ruchat, III, p. 334, — Msc. de Gautier.

Heftig erschrocken schickte der Rath den Johann Lullin und Franz Favre nach Bern, um sich den Rath und die Hülfe dieser mächtigen Bundesgenossen zu erbitten. Zugleich befahl man, die Glocken des Klosters St. Viktor und noch andere einzuschmelzen und Kanonen daraus zu gießen, und den Stadthauptleuten wurde geboten, alle nöthigen Maßregeln zu treffen, um die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Ferner entschloß sich der Rath, um den Feinden Genf's jeden Vorwand zum Angriff zu nehmen, gegen diejenigen, welche frevelhafter Weise die Heiligenbilder des Riveklosters zertrümmert hatten, strafrechtlich zu verfahren; er erklärte, daß jene Leute, „wiewohl solche Bildnisse nach dem Gesetze Gottes entfernt und vernichtet werden müßten," nicht ohne Befehl und Erlaubniß hätten handeln dürfen, „weil es eine der Obrigkeit zustehende Sache gewesen wäre". In Folge dessen wurden sechs übrigens ziemlich unbekannte Personen am 26. Juli in's Gefängniß gesetzt.[1])

Große Begeisterung herrschte in Genf; die Bürger waren bereit, alles aufzuopfern, „um dem rechten Wege zu folgen", und Angesichts der ihr drohenden großen Gefahr schritt die Reformation kräftig vorwärts. Manche wählten sogar diesen Augenblick, um ihren Glauben zu bekennen. Am letzten Sonntage des Juli, kurz vor dem Tage, an welchem der Feind seinen Einzug in Genf zu halten beabsichtigte, trat ein Mitglied des Ordens der Dominikaner, dieser Säulen des Papstthums, „nachdem die Predigt eingeläutet war, um die Leute zusammenzurufen", unter die Menge, legte sein geistliches Kleid ab, bestieg die Kanzel, beschwor Gott wie verzweifelt sich seiner zu erbarmen, klagte sich selbst an, und bat alle seine Zuhörer um Verzeihung, „daß er in der vergangenen Zeit so schlecht gelebt und alle Welt so arg betrogen habe". „Ich habe den Ablaß gepredigt," sagte er, „ich habe die Messe gelobt, ich habe die Sakramente und die Ceremonien der Kirche gepriesen; jetzt entsage ich alle dem, denn es ist nichts nütze. Ich will nur eines suchen, die Gnade Christi, der für mich gekreuzigt ist. Dann hielt er die ketzerische Predigt."[2])

Da solche Bekehrungen natürlich den Zorn der Katholiken erregten,

---

[1]) Rathsprotokoll vom 24., 26. Juni, 17., 26., 27., 28. Juli.
[2]) La soeur Jeanne, Levain du calvinisme, p. 94.

so wurde Genf's Lage dadurch immer gefahrvoller. Vier Tage nach dem ergreifenden Bekenntnisse des Dominikaners sollte der verabredete Plan zur Ausführung kommen. Die Truppen Savoyen's sollten sich der Stadt unter dem Schutze der Dunkelheit nähern. Ein Detachement sollte über den See kommen, und der mit zehn Thalern bestochene Thurmwächter wollte die Schiffe ohne zu schießen vorüber lassen. In die Stadt selbst hatten sich mehr als 300 Fremde heimlich und vereinzelt eingeschlichen, die sich in den katholischen Häusern versteckt hielten. Mitten in der Nacht sollte F. du Crest sich mit Feuerwaffen nach dem Molard begeben und dort eine rothe Fahne aufpflanzen. Ein Schuß aus einer großen Feldschlange sollte den Priestern das Signal geben, ihren Freunden zu Hülfe zu kommen. Einige Bischöfliche wollten dann mit brennenden Fackeln auf die Dächer der Häuser steigen, um die fremden Truppen zum Anrücken aufzufordern. Die Katholiken in Genf und ihre Verbündeten wollten zugleich aus ihren Häusern hervorkommen, drei Thore der Stadt sollten durch einen zur Partei gehörenden Schmied geöffnet werden, die Truppen konnten dann hineinziehen und mit dem Rufe vordringen: „Es lebe Se. Hochwürden von Genf, unser Fürst!“ Ueberrascht und zwischen zwei Feuern, so meinte man, würden die Freunde der Unabhängigkeit und der Reform nicht im Stande sein, sich zu vertheidigen. Dann sollte die Vollstreckung des Gottesgerichtes beginnen, das, wenn es auch spät erfolgte, nur um so schrecklicher sein mußte. Die frommen Söldner der Kirche wollten über die Lutheraner herfallen und sie tödten; die Stadt mußte gänzlich vom Samen des Evangeliums und der Freiheit, welcher im Begriff war, die alten herrlichen Pflanzen des Papstthums und des Feudalsystems zu ersticken, gereinigt werden. Endlich aber wollten sich die Sieger, um das Werk zu krönen, in die Güter der Besiegten, welche der Bischof schon im Voraus zu ihren Gunsten confiscirt hatte, theilen, und das für immer an Rom gefesselte Genf sollte dessen Sclave, niemals dessen Nebenbuhler werden.[1])

Am 29. und 30. Juli gerieth demnach in der Umgegend der Stadt alles in Bewegung. Von Norden her sollte der Marschall von Burgund, des

---

[1]) Chron. Msc. de Roset, liv. III, chap. XXVII. — Msc. de Gautier. — Froment, Gestes de Genève, p. 123, 124. — Procès aux Archives. — Gaberel, Pièces justificatives. — Papiers Galiffe communiqués par M. A. Roget II, 115.

Bischof's Bruder, mit 6000 Mann im kaiserlichen Burgund ausgehobener Truppen in das Thal des Genfersee's herabkommen. Auf der Südseite hatte der Herzog vom Könige von Frankreich die Erlaubniß erhalten, in der Dauphiné kriegsgeübte Leute anzuwerben. Aus Chablais, Faucigny, dem Lande Gex und dem Waadtlande wurden zahlreiche Söldnerhaufen, theils zu Wasser, theils zu Lande erwartet. Eine Galeere und andere Schiffe waren in der Nähe von Thonon bemannt und ausgerüstet worden, man hatte die Geschütze von Chillon darauf vertheilt. Mehrere Abtheilungen marschirten auf Genf zu. Der Bischof, welcher nichts weniger als muthig war, wollte Chambéry nicht verlassen; um ihn zu beruhigen, gab der Herzog ihm eine Leibwache von 200 wohlbewaffneten Leuten, und nicht ohne Angst und Schrecken zog Peter de la Baume am 30. Juli frühmorgens aus der Hauptstadt Savoyen's und machte in Seluiset, einem zwei Meilen von Genf entfernten Dorfe, Halt, wo er den Ausgang der Sache in Ruhe abwarten wollte.

Die Scharen, welche sich Genf am meisten genähert hatten, zeigten sich bereits. Sovoyardische Truppen unter dem Commando des Schloßhauptmann's von Gaillard, Mauloz, langten vor dem St. Antonsthore an. Bewaffnete Männer aus Chablais rückten auf dem Wege von Thonon bis nach Jargonnant vor, welches dem Rivethore gegenüber liegt. Andere Scharen schickten sich an, durch das nach der Arve zu gelegene Thor oder vom Plainpalais aus in die Stadt zu ziehen. Schiffe und Boote kamen über das Wasser daher, an dessen Ufern Genf gelegen ist. Das Heer, das über den Jura kommen sollte, erschien freilich nicht, aber die versammelte Macht reichte für den Handstreich aus.[1])

Während dies alles draußen vor sich ging, schien sich auch drinnen alles gut anzulassen. Man hatte den Mann, welchem die Bewachung der Artillerie anvertraut war und den man den Buckligen nannte, für sich gewonnen. Am Abend war Johann Levrat, „einer der eifrigsten Verräther," um seine kleine Wohnung herumgeschlichen, und da der Mann sich nicht compromittiren wollte, hatte er Levrat durch eine Schießscharte den Schlüssel zum Rivethurm, in welchem sich die Kanonen

---

[1]) Chron. de Roset. — Rathsprotokoll vom 17., 28., 31. Juli 1534. — Ruchat, III, p. 325. — Vulliemin, Hist. de la Suisse, XI, p. 89. — Froment, Gestes de Genève, p. 123, 125,

befanden, hinausgereicht. Levrat und seine Genossen hatten darauf mehrere vernagelt, und der Bucklige hatte die andern mit Heu gefüllt. Dann waren von dem Schlosser die Stadtschlüssel nachgemacht und Werkzeuge verfertigt worden, um die Thore zu erbrechen.[1]) Die größte Aufregung herrschte in allen Häusern der Katholiken. Man hatte die Scheidewände zwischen den Häusern durchbrochen, so daß man sich unbemerkt verständigen konnte. Michael Guillet, Thomas Moine, Jakob Malbuisson, de Prato, Johann Levrat und der Herr von Pesmes gingen ab und zu und wachten darüber, daß kein Mann zurückblieb.

Während des ganzen 30. Juli blieben der Rath und die Reformirten in vollständiger Unwissenheit über den Streich, den man beabsichtigte. Ihnen waren die Drohungen wohl zu Ohren gekommen, aber sie dachten an keine ernste Gefahr, so daß man am Abend des 30. Juli eben so ruhig zu Bette gegangen war, wie gewöhnlich. Bei Anbruch der Nacht verlangte ein Fremder den ersten Syndicus in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen, und Michael Sept nahm ihn an. „Ich bin aus der Dauphiné," sagte der Mann, „ein Freund des Wortes Gottes, und ich kann nicht dulden, daß Genf und das Evangelium in's Verderben gestürzt werden sollen. Die Armee des Herzogs marschirt gegen Eure Stadt, schon ist viel Kriegsvolk in der Umgegend versammelt, und heute am frühen Morgen hat der Bischof Chambéry verlassen, um bei Euch seinen Einzug zu halten." Es war also ein Landsmann von Farel und Froment, der es unternahm, Genf zu retten. Aber war noch Zeit dazu? Der erste Syndicus machte seinen Collegen sogleich Anzeige von dieser Nachricht, und man beschloß einige von denjenigen festzunehmen, die immer bereit waren, mit dem äußeren Feinde gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Syndici verhörten sie, stellten sie dem Manne gegenüber, und bald entwickelte sich nun vor ihren Augen der schreckliche Anschlag, von dem sie bis dahin nichts geahnt hatten. Sogleich wurden alle Bürger, auf welche man rechnen konnte,[2]) bewaffnet. Noch war es nicht Mitternacht.

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 123.

[2]) Unsere Erzählung von der Art und Weise, wie das Complott entdeckt wurde, gründet sich auf das Zeugniß mehrerer Zeugen, Froment, (Gestes de Genève p. 125). — Roset, (Chron. msc. liv. III, ch. XXVII), und auf die Rathsprotokolle, deren Verfasser der Vater Roset's war. Andere Berichte, welche von dieser Erzählung abweichen, scheinen uns nicht so gut beglaubigt zu sein.

Die Bischöflichen, welche noch nicht zu Bette gegangen waren, erwarteten mit Spannung die festgesetzte Stunde. Eine große Zahl von Domherren und Priestern hatten sich im Hause des Domherrn von Brentena, Herrn von Menthon, der aus einer berühmten Familie Savoyen's stammte, eingefunden. Sie beglückwünschten sich wegen des so wohl angelegten Complottes, und in dieser Versammlung von Geistlichen sprach man nur von Fackeln, Fahnen und Geschützen. Aber bald langte einer der Ihrigen an und benachrichtigte sie, daß die Hugenotten überall zu den Waffen griffen. Die ehrwürdigen Mitglieder des Kapitels eilten an die Fenster und sahen mit Entsetzen eine zahlreiche Patrouille vorüberziehen; der Alarmruf wird allgemein: kein Bischöflicher wagt sich hinaus, man versteckt die rothe Fahne, das Signal zur Niedermetzelung der Hugenotten. Eine einzige Hoffnung bleibt ihnen noch: die Truppen, welche Genf einschließen, sind vollkommen ausreichend, den Triumph des Bischof's zu sichern.[1])

Und in der That schloß eine große Anzahl von Soldaten die Stadt von allen Seiten ein. Aus dem Worte Genève, gens nova, ein Wortspiel machend, hatten die Führer das grausame Wort: W i r w e r d e n h i e r n e u e L e u t e m a c h e n[2]) zum Losungsworte gewählt, das sollte heißen, man würde die Evangelischen in Genf ausrotten und sie durch savoyardische Katholiken ersetzen. Sie warteten auf das verabredete Zeichen, und alle Blicke waren auf die Dächer der Häuser gerichtet, wo sich die brennenden Fackeln zeigen sollten. Man meinte schon einige gesehen zu haben, allein sie waren schnell wieder verschwunden. Während nun die Hauptleute besorgt überlegten, was zu thun sei, bemerkten die Soldaten einen einfältig aussehenden Burschen, der auf der Anhöhe umherging, und nachlässig dahinschlendernd, neugierig nach rechts und links umschauend immer den Thoren der Stadt zuschritt. Als man ihn vor den Schloßhauptmann Mauloz und Herrn von Simon, einen andern Führer, brachte, fragten ihn diese, was er dort zu dieser nächtlichen Stunde mache. Der Bursche schien verlegen, antwortete aber: „Ich suche eine Stute, die ich verloren habe.“ Das war jedoch nicht der Fall.

---

[1]) Rathsprotokoll vom 31. Juli 1534. — Chron. Msc. de Roset.
[2]) »Faciemus hic gentem novam.« (Geneva restituta, p. 73.)

Drei der besten Bürger Genf's, der Auditeur Johann d'Arlod, der eifrige Stephan d'Abba und Pontet, welche am Abend vorher in la Roche, drei oder vier Stunden von Genf, gewesen waren, hatten dort von dem Unternehmen reden hören und sogleich ihre Pferde bestiegen, um vor dem Feinde die Thore zu erreichen.[1]) Rasch auf abgelegenen Wegen dahinsprengend, hatten sie in einem Pachthofe in einiger Entfernung von der Stadt Halt gemacht, und dort erfuhren sie, daß die Truppen Savoyen's schon die Mauern umringten. D'Arlod beauftragte nun einen von den Pächterburschen, zu versuchen, ob er nicht dennoch hineingelangen könnte. Ungeduldig zu erfahren, was die Ursache wäre, daß das verabredete Zeichen so lange auf sich warten ließe, beschlossen Herr von Simon und der Schloßhauptmann Mauloz, diesen armen Burschen, an dessen Unschuld sie nicht zweifelten, zu benutzen und sie sagten zu ihm: „Höre, geh' hin und siehe zu, ob das Rive- und St. Anton's-Thor offen sind." Aber der Knecht, der keine Lust hatte, den Savoyarden als Kundschafter zu dienen, antwortete: „O, ich fürchte, sie schlagen mich todt!" In diesem Augenblick rief Mauloz, dessen Aufmerksamkeit zwischen dem Burschen und den Häusern getheilt war, auf welchen die Fackeln erscheinen sollten: „Da ist eine!" Wirklich erschien eine glänzende Fackel über der Stadt, die ganze Schar begrüßte sie mit lauter Freude, und die beiden Anführer verwandten kein Auge davon. Die Fackel erschien, verschwand, zeigte sich wieder, erlosch anscheinend von Neuem, und seltsam, jedesmal wenn sie wieder zum Vorschein kam, schien sie höher zu sein. Sie steigt, sie steigt noch höher; da ist sie schon über den höchsten Schornsteinen, es ging jedenfalls etwas Außergewöhnliches vor. Die Savoyarden wurden besorgt. „Wie!" sagten die, welche in Genf bekannt waren, „steigt dies Licht nicht am St. Petersthurme hinauf? . . . Ja, wahrhaftig! Dort stellt man ja in Stunden der Gefahr die große Stadtwache auf." Endlich rührte sich die Fackel nicht mehr, sie blieb ganz oben auf dem Thurme, der selbst auf dem Gipfel des Hügels stand; so schwebte sie über der Stadt und schien die savoyische Armee anzublicken, wie das flammende Auge des Löwen in der Wüste mitten in der Nacht. Da bemächtigt sich ein panischer Schrecken der Soldaten Carl's III., ihre Blicke sind verstört, ihre Herzen ziehen

---

[1]) Rathsprotokoll in loco.

sich krampfhaft zusammen. Voll Verzweiflung wandte sich Mauloz, der die drohende Erscheinung unaufhörlich beobachtet hatte, an den Herrn von Simon, welcher sich schon entfernen wollte, und rief aus: „Wir sind entdeckt, wir sind verrathen und werden um diese Stunde nimmer in Genf eindringen!“ Als der junge Bote merkte, daß man nicht mehr auf ihn Acht gab, lief er nach dem Pachthofe, um d'Arlod und dessen Freunden zu verkünden, was geschehen war.[1])

Unterdessen flammte das Löwenauge noch immer über der Stadt. „O,“ riefen die Kriegsleute, „das Geschütz ist bereit, uns eine Ladung zu geben....“ Jeder dachte nur noch daran, sich davon zu machen. Mauloz und Simon ordneten denn auch den Rückzug an. Als der Tag zu dämmern begann, bemerkten einige Genfer Vorposten, die auf dem Thurme aufgestellt waren, wie die Savoyarden unter Trommelschlag und mit wehenden Fahnen in der Richtung nach dem Schlosse Gaillard vorüberzogen.

Den Genfer Katholiken blieb kein Zweifel mehr, ihr Unternehmen war gescheitert. Sie waren bestürzt und sehr erzürnt auf ihre Verbündeten. Einer von ihnen, Franz Régis, stieß einen heftigen Fluch aus und rief: „Wir sind verloren und vernichtet, diese Edelleute taugen nichts. Wir hatten die genaueste Abrede mit ihnen getroffen, bei uns war alles in bester Ordnung, aber die Edelleute haben uns betrogen.“[2]) Bei dem Bischof aber war die Furcht weit größer als der Zorn. In dem Augenblick, wo die schreckliche Fackel sich auf der Spitze des St. Petersthurmes zeigte, waren einige Männer, die er beauftragt hatte, ihm von den Vorgängen Nachricht zu bringen, zu ihm geeilt und hatten ihm die unheilvollen Worte des wilden Mauloz hinterbracht: „Wir sind verrathen!“ Augenblicklich bestieg der arme Prälat sein Pferd und floh in größter Eile zu dem Herzog.

Als die Sonne aufging, war in der Nähe der Stadt kein Feind mehr zu sehen. Die Genfer wollten ihren Augen nicht trauen, die Ereignisse der verflossenen Nacht erschienen ihnen wie ein Wunder; Freude und Dank erfüllte ihre Herzen, denn sie waren ja vom Tode

---

[1]) Rathsprotokoll vom 25. Januar 1537. Erst damals erzählte d'Arlod dem Rathe der Zweihundert, was ihm drei Jahre vorher begegnet war. (Chron. msc. de Roset, liv. III, ch. XXVII.

[2]) Aussage des Jakob Magnin. Papiers Galiffe. A. Roget, II, p. 116.

errettet. Den ganzen Morgen blieben sie auf den Straßen, man sah sich an, man drückte sich die Hand; viele lobten Gott, manche wollten nicht glauben, daß ihre katholischen Mitbürger das Complott angezettelt hätten, aber ein Umstand sollte ihnen bald jeden Zweifel nehmen.

Als einige Bürger an der Wohnung des Wächters der Artillerie vorüberkamen, hörten sie die kreischende Stimme einer Frau, welche in großer Aufregung ausrief: „O Verräther, willst du mich auch verrathen, wie du die Stadt verrathen hast!“ Ein Mann antwortete ihr mit Schimpfworten und Schlägen; immer durchdringender wurde das Geschrei der Unglücklichen, und die gemeine Stimme eines andern Weibes ertönte dazwischen. Es waren der Bucklige, seine Frau und ihre Magd; der Wächter der Artillerie hatte sich von seiner Gattin bei schmählicher Untreue ertappen lassen. Als die Hugenotten diesen Lärm hörten, blieben sie stehen und gingen in das Haus hinein. „Ja,“ rief die Frau immer lauter, „ja Verräther, du hast dem Johann Levrat die Schlüssel durch die Schießscharte hinausgereicht.“ Sogleich wurden Levrat, der Bucklige und der Schlosser festgenommen.[1])

Die Häupter der Verschwörung aber blieben wie gewöhnlich in Freiheit. In ihren Häusern verschanzt und erschreckt, horchten Guillet de Prato, Perceval de Pesmes, die beiden du Crest, die beiden Régis und noch andere, da sie einsahen, daß sie den Tod noch weit mehr verdient hatten als Portier, wie Hasen, die vom Jäger verfolgt werden und ihre Ohren spitzen, auf das geringste Geräusch und glaubten jeden Augenblick, die Syndici mit ihren Beamten erscheinen zu sehen. Da aber niemand kam, so faßten sie einen verzweifelten Entschluß. Sie verkleideten sich, verließen ihre Häuser und entflohen, der eine unter dieser, der andere unter jener Verkleidung, „und sind seitdem nie wieder in die Stadt zurückgekehrt,“ sagt Froment. Hatte das Complott des Bischof's mit Portier und den Pennet's den Austritt vieler Katholiken aus dem Rathe veranlaßt, so vertrieb der Anschlag des nächtlichen Ueberfalles manche aus Genf. Jeder Versuch des Katholicismus, sich wieder zu erheben, ließ ihn nur um so tiefer sinken, und jeder gegen die Reformation geführte Streich, der bestimmt war, sie zu schwächen,

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 125. — Rathsprotokoll vom 31. Juli 1534. — Chron. msc. de Roset.

stärkte sie vielmehr. Die Bürger sagten zu einander: „Gott ist es, der den Muth unserer Gegner gebrochen hat, er hat die auswärtigen und die innern Feinde geschlagen, so daß sie ihre Macht nicht gebrauchen konnten.“ Es ist ein Zeitgenosse, der uns diese Worte überliefert hat.[1])

Indessen war Genf noch nicht ruhig. Der Marschall von Burgund und der Gouverneur von Chablais waren nicht erschienen und der Feind konnte sich nur zurückgezogen haben, um diese mächtigen Verstärkungen zu erwarten. Deshalb bewaffneten sich alle Bürger. Während der ganzen Woche wurde stark Wache gehalten, und die Stadtthore blieben verschlossen. Und da die Bischöflichen häufig zu den Glocken ihre Zuflucht genommen hatten, um ihre Anhänger zusammenzurufen, so wurde das Läuten in allen Kirchen, sei es bei Tage oder bei Nacht, verboten. Tiefe Stille, Wachsamkeit und Entschlossenheit herrschten in der ganzen Stadt. Die Bürger waren bereit, ihr Leben hinzugeben, und sie bewiesen diesen Entschluß durch großen Ernst und nicht durch Prahlereien. Die Prediger unterhielten sich mit den Soldaten, sie sprachen auf das eingehendste mit ihnen von dem „guten Kampfe“ und die Soldaten wurden nicht müde, ihnen zuzuhören. „Was für eine neue Art Krieg zu führen,“ sagten manche; „früher hatten die Kriegsknechte in der Nacht schlechte Weiber bei sich auf dem Posten, aber diese haben Prediger und statt Ausschweifungen und schamlose Reden zu gestatten, wendet man alles zum Guten.“[2])

Konnte indessen dieser edle Eifer die Stadt vor den Angriffen Savoyen's, das von Frankreich, Freiburg, Burgund und den Mamelucken unterstützt wurde, erretten? Es gab manche, die traurig den Kopf schüttelten, und „in steter Furcht und düsterer Schwermuth lebten.“ Aber „ein treuer Freund zeigt sich in der Noth wie ein Bruder.“ Schon am Morgen nach dem Unternehmen kam ein Abgesandter aus Lausanne, und obwohl der Herzog den Staaten des Waadtlandes den Befehl ertheilt hatte, sich ihm anzuschließen, sagte der Bote doch: „Brüder, wir sind bereit, Euch 100 Schützen zu senden, wenn Ihr sie braucht.“

---

[1]) Michel Roset, msc. — Froment, Gestes de Genève, p. 123—125. — Rathsprotokoll vom 7. August 1534. —

[2]) La soeur Jeanne, Levain du calvinisme, p. 92. — Froment, Gestes de Genève, p. 126. — Msc. de Gautier.

Neuchâtel machte ein ähnliches Anerbieten. Bern ertheilte dem Schatzmeister Nögeli, dem Bannerherrn von Weingarten, sowie zwei andern von seinen Bürgern den Auftrag, sie sollten den Herzog und den Marschall von Burgund ermahnen, von aller Feindseligkeit abzulassen. Die in Baden vereinigten Schweizer Cantone richteten alle eine entsprechende Aufforderung an Carl III.

Die Anhänger des Bischof's und des Papstes sahen ein, daß mit dem Mißlingen des Unternehmens ihre Sache verloren war; zuerst hatten sich die Führer geflüchtet, bald wurde die Flucht allgemein. Selbst diejenigen, welche Freunde der Genfer Freiheiten waren, verließen jetzt Genf, und um so viel mehr eilten die Fanatiker, die Reihen der Mameluken zu verstärken. Sie nahmen alles mit sich, was sie tragen konnten, und brauchten allerlei Listen, um ihre Flucht ungestört zu bewerkstelligen, stahlen sich wohl auch heimlich bei Nacht davon. Einige flüchteten nach dem linken Ufer des See's, andere und zwar die größte Anzahl nach dem Schlosse Peney auf dem rechten Rhôneufer, wodurch sie die Genfer Bevölkerung zwangen, unaufhörlich auf ihrer Hut zu sein. Ihre in der Stadt zurückgebliebenen Frauen und Kinder hatten am Fuße der steilen Abhänge, welche die Rhôneufer begrenzen, heimliche Zusammenkünfte mit ihnen und erstatteten von allem Bericht. Kein Genfer reiste nach Lyon, ohne daß die Bewohner von Peney, die stets auf der Lauer standen, davon benachrichtigt wurden. Eine seltsame Erscheinung ist es, daß der Widerstand der Papisten und der Feudalen gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit endlich in Räubereien ausartete,[1]) und doch kommt in der Geschichte mehr als ein Beispiel davon vor.

Die Flucht der bischöflichen Laien brach die Macht des Klerus, dessen Seele sie waren, und machte die Reformirten zu Herren der Situation. Genf war entschlossen, nur solche Männer in seinen Mauern zu behalten, die bereit waren, der Stadt mit Gut und Blut zu dienen. In einer Nacht, als die Trommel die Bürger zu den Waffen rief, ließ ein furchtsamer Bürger durch seine Frau sagen, er sei nicht daheim; da drangen einige Bürger bis in sein Zimmer und fanden ihn im Bette,

---

[1]) Rathsprotokoll vom 20. September 1534. Die Ruinen des Schlosses Peney waren noch vor wenigen Jahren zwischen der Rhône und der Eisenbahn, die von Lyon nach Genf führt, in der Nähe von Satigny sichtbar.

er gab als Vorwand an, er habe das Fieber, und wirklich zitterte er, aber aus Furcht. Der Feigling wurde für immer aus der Stadt verbannt, bei Strafe der Geißelung, wenn er sie wieder zu betreten wagte; ein Jahr später nahm man ihn indessen nachsichtig wieder auf, „da es nicht allen gegeben ist, den Muth eines Cäsar zu zeigen," wie das Protokoll sagt, aber er wurde als ein Fremder betrachtet. Denn damals war Muth eine nothwendige Eigenschaft für die Genfer Bürger.[1])

Während die Mameluken in der Umgegend der Stadt Räubereien verübten, lebten die in der Stadt zurückgebliebenen weniger energischen Anhänger der bischöflichen Partei in großer Furcht. Ihre Person, ihr Gottesdienst, ihre Klöster wurden respektirt; es fiel kein Haar von ihrem Haupte, aber dennoch zitterten sie bei dem Gedanken, daß die Gewaltthätigkeiten der Peneysaner die Hugenotten reizen würden, sich an ihnen zu rächen. Besonders die Nonnen schwebten in beständiger Angst. In einer Nacht zwischen 11 Uhr und Mitternacht wurden die Schwestern von Sancta Clara plötzlich durch einen heftigen Schlag an die Pforte erweckt. Erschrocken horchten sie unter starkem Herzklopfen. Da erschallen von Neuem drei Schläge. Zitternd und fast der Besinnung beraubt verlassen sie ihre Lagerstätten. Ohne Zweifel wollten die Hugenotten, so meinten sie, sich an ihnen für den Verrath in der Nacht des 31. Juli rächen. „Die Ketzer," sagten sie zu einander, „kommen und schlagen die Klosterpforte ein;" sie trauten ihnen verbrecherische Absichten zu. In höchster Verwirrung eilten sie zu der Aebtissin und diese sagte: „Meine lieben Kinder, kämpfet tapfer um der Liebe Gottes willen." Sie warteten, aber niemand kam.

Am Abende vorher hatte die jüngste Nonne mit der ganzen Schwesterschaft dem Gottesdienste beigewohnt, war aber bei den langen Gebeten schläfrig geworden und endlich fest eingeschlafen; so hatte die Mutter Vikarin, ohne es zu bemerken, sie in der Kirche eingeschlossen. Nun erwacht die arme junge Schwester „mitten in der Nacht" gegen 11 Uhr, blickt umher und kann gar nicht begreifen, wo sie ist. Endlich erkennt sie die Kapelle, aber die Nacht, die Einsamkeit, der Ort selbst, alles erschreckt sie. Ihre erregte Phantasie zeigt ihr die Schattenbilder der Abgeschiedenen, die in der dunkeln Geisterstunde aus ihren Gräbern hervorkommen und

[1]) Rathsprotokoll vom 4., 12., 13. August, 4. Sept. 1534, 27. Januar 1535.

„durch die Kirche schweben.“ Ihre Glieder versagen ihr den Dienst, endlich rafft sie allen Muth zusammen, stürzt auf die Thür zu, aber zu ihrem Entsetzen ist dieselbe verschlossen. Voll Schrecken klopft sie heftig, und das war der Schlag, der die Schwestern erweckt hatte. Dann horcht sie; da aber niemand sich rührt, führt sie mit aller Kraft abermals drei Schläge gegen die Thür.

Während dessen bereitete die Aebtissin sich vor, die Wölfe zu empfangen, die ihre unschuldigen Lämmer verschlingen wollten. Zuerst wünschte sie zu wissen, ob ihre ganze Heerde versammelt wäre, und zu ihrer großen Bestürzung entdeckte sie, daß eine Schwester fehlte. Da ließ sich ein noch stärkerer Schlag als die früheren vernehmen, und die Aebtissin rief: „Fort von hier, laßt uns in die Kirche gehen, denn es wird uns mehr frommen, an geweihter Stätte das Weitere zu erwarten, als im Schlafsaal.“ Sie gehen hinunter, die Aebtissin steckt den Schlüssel in das Schloß, öffnet die Thür, und vor ihr steht, blaß wie der Tod, die junge Nonne, und fällt besinnungslos zu Boden.[1])

So wenig aber diese Befürchtungen wegen der Absichten der Hugenotten, welche den armen Nonnen eine so entsetzliche Nacht bereitet hatten, wirklich begründet waren, ebenso wenig beruhten jene Märchen, die man über die Reformatoren und die Reformirten, über Calvin und besonders über Luther zu verbreiten, ja bisweilen gar zu drucken sich gefiel, auf Wahrheit. Indessen waren diese weniger harmlos.

Vierzehntes Kapitel.

Ein heldenmüthiger Entschluß und eine glückliche Befreiung.

(August und September 1534.)

Die Freunde der Unabhängigkeit und der Reformation hatten mehr Grund zur Besorgniß, als die Nonnen von Sancta Clara; sie sahen wohl ein, daß der Angriff nur verschoben sei und daß sie sich auf harte Kämpfe gefaßt machen müßten. Genf sammelte daher seine Kräfte, und

---

[1]) La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 92--94.

der Rath gab den Befehl: „Alle, die in der Fremde sind, sollen zurückkommen!" Aber ach! Zwei der unerschrockensten Bürger saßen in den Gefängnissen des Primas von Frankreich, und man war dort fest entschlossen, sie das Schaffot besteigen zu lassen. Der Spruch, welcher Baudichon de la Maisonneuve und seinen Freund zum Tode verurtheilte, war gefällt worden, wie wir oben gesehen haben. Die Priester hatten sie dem weltlichen Arme überliefert und sie sollten hingerichtet werden, als ein neuer Versuch zu ihren Gunsten gemacht wurde.

In Bern gab es eine Patricierfamilie, die durch ihren alten Adel und ihre Tapferkeit berühmt war, und deren Glieder Frankreich zum Theil wichtige Dienste geleistet hatten. Im 15. Jahrhundert hatte der Schultheiß Nicolaus von Diesbach ein Bündniß der mächtigen Republik mit König Ludwig XI. gegen Karl den Kühnen vermittelt und mehrere Siege über burgundische Scharen erfochten. Johann, ein anderer von Diesbach, hatte im Jahre 1525 bei Pavia die schweizerischen Hülfstruppen Frankreich's befehligt. In seiner Stellung auf dem rechten Flügel hatte er an der Spitze von 2000 Helvetiern anfangs das kaiserliche Fußvolk und die Reiterei zurückgeworfen. Schon war Franz I. nahe daran zu siegen, als der linke Flügel vernichtet wurde. Auf dieser Seite waren Suffolk, der Erbe der weißen Rose, der Bruder des Herzogs von Lothringen, Nassau, Schomberg, La Trémouille, San Severino und der alte La Palisse auf dem Schlachtfelde gefallen und Montmorency war zum Gefangenen gemacht worden. Dennoch kämpften die Schweizer noch immer muthig fort, als d'Alençon, der Schwager des Königs, feige die Flucht ergriff, einen Theil der Franzosen mit sich fortriß und dadurch die Soldaten Diesbach's, welche schon ein Siegesgeschrei erhoben, zum Wanken brachte. In diesem Augenblick warfen sich die von dem furchtbaren Freundsberg angeführten Landsknechte mit großer Wuth auf die Schweizer und durchbrachen ihre Reihen. Die Helvetier, welche sahen, wie die Franzosen sich zurückzogen, meinten, man wollte sie dem Hasse der Deutschen opfern. Umsonst beschwört sie Johann von Diesbach auszuharren, aber selbst durch Drohungen vermag er sie nicht mehr zurückzuhalten. Da wirft sich der tapfere Führer allein einer Schar von Landsknechten entgegen und findet tapfer kämpfend seinen Tod. Auch Bonnivet hat alle Hoffnung verloren und läßt sich die Brust von feindlichen Speeren durchbohren. Ja, endlich übergiebt

Franz I., der bis zuletzt in den Reihen der Kämpfenden gestanden, dem Lanoy schaudernd sein Schwert.[1])

Johann von Diesbach hatte sich mit einer Französin, einem Fräulein von Refuge, vermählt; dieser Dame hatte der König eine Mitgift von 10,000 Livres zugesichert und später als Ersatz dafür dem Herrn von Diesbach die Herrschaft Langes gegeben, welche dieser seiner Frau vermachte. Aber im Jahre 1533 hatte Franz I. dies Besitzthum wieder zurückgenommen, ohne die versprochenen 10,000 Livres Mitgift auszuzahlen. Als die Wittwe des Helden von Pavia sich so durch denjenigen ihrer Güter beraubt sah, für welchen ihr Gatte in den Tod gegangen war, hatte sie Bern's Vermittlung nachgesucht, und die Häupter der Republik hatten Rudolf, einen andern Diesbach, beauftragt, sich an den französischen Hof zu begeben, um die gerechten Ansprüche seiner Verwandten zu unterstützen. In Begleitung von Georg Schöner trat Rudolf am 12. Januar 1534 seine Reise an. Die Sendung aber sollte für Genf größere Wichtigkeit erlangen, als für Bern.[2])

Rudolf von Diesbach war persönlich in Frankreich gerne gesehen. Er hatte seine Jugendzeit dort verlebt, hatte auf der Universität zu Paris studirt, und von 1507—1515 mit Auszeichnung an den Kriegen Ludwig's XII. Theil genommen. Nach Bern zurückgekehrt, gehörte er zu denen, welche den evangelischen Glauben annahmen, und wurde oft dazu berufen, die Interessen Genf's und der Reformation zu vertreten. Während er sich nun in Frankreich befand, um die Sache seiner Cousine zu führen, wurden de la Maisonneuve und Janin zu Lyon in's Gefängniß gebracht, und Diesbach erhielt von den Herren von Bern den Befehl, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um von dem Könige ihre Freilassung zu erlangen. Er ging mit der ganzen Energie eines Berner's und eines alten Kriegers an's Werk, begab sich nach Blois, wo Franz I. damals Hof hielt, und „suchte dringend“ [3]) um die Befreiung der beiden Evangelischen nach. Er sah in Baudichon de la

---

[1]) Récits de Pescaire, de Freundsberg. — Geschichte der Schweiz von Johannes von Müller, fortgesetzt von Gloutz-Blotzheim, J. J. Hottinger, Monnard und L. Vulliemin.

[2]) Chroniques manuscrites de la famille de Diesbach à Berne.

[3]) Genfer Rathsprotokoll vom 17. Sept. 1534.

Maisonneuve seinen Mitbürger, seinen Bruder in Christo und fühlte sehr wohl, wie sehr seine Anwesenheit in Genf von Nutzen sein könnte. Aber katholische Edelleute, ultramontane Prälaten drangen bei dem Könige darauf, daß derselbe seine Zustimmung zur Verbrennung der beiden in Lyon verurtheilten Genfer geben sollte. Konnte denn auch Franz I., der neuerdings der Freund des Papstes geworden war, der den Befehl ertheilt hatte, den Ketzern überall in seinem Reiche den Prozeß zu machen[1]), die beiden Genfer freilassen? Freunde und Feinde der Reformation waren in der lebhaftesten Spannung. Wochen und Monate verflossen, ohne daß man vom Könige eine entscheidende Antwort erlangt hätte.

Während dieser langen Verzögerung herrschte in Genf die größte Aufregung. Die Abwesenheit der energischen Hugenotten war kein Hinderniß für die entschlossene Fortsetzung des begonnenen Werkes. Die Obrigkeit wollte die weitgehendsten Beschlüsse, zu welchen die Gefahr des Vaterlandes sie trieb, rasch fassen und ausführen. Und immer wieder zeigte sich ihnen eine schreckliche aber gebieterische Nothwendigkeit. Sollte Genf gerettet werden, so mußte man einen Theil der Stadt zerstören.

Die Stadt bestand damals aus zwei Theilen, aus der Altstadt und den vier Vorstädten. Die Vorstadt des Tempels oder der Aigues-Vives (Eaux Vives) breitete sich auf dem linken Ufer des See's aus, sie hat ihren Namen von dem Tempel des heiligen Johann von Rhodus, der sich dort befand;[2]) die Vorstadt des Palastes zog sich zur Linken an den malerischen Ufern der Rhone hin; die von Saint-Léger erstreckte sich von der Stadt bis zur Brücke, die über den eisigen Arvestrom führt, und die von St. Victor, in der das Kloster desselben Namens lag, dehnte sich von Malagnou bis Champel aus. Diese äußere Stadt hatte eben so viele Häuser wie die innere, sie nahm einen viel beträchtlicheren Flächenraum ein und zählte mehr als 6000 Einwohner.

Am 23. August erhielten die 200 Mitglieder des großen Rathes eine Aufforderung, „sich wegen dringender städtischer Angelegenheiten“[3])

---

[1]) Lettre à l'évêque de Paris.

[2]) Près du Pré-l'Évêque, au delà du Nant.

[3]) Rathsprotokolle ad diem.

zu versammeln. Jeder wußte, um was es sich handelte. Der erste Syndicus stellte den Antrag, einen Theil der Thore zuzumauern und gut Wache zu halten, aber er setzte hinzu, das sei nicht genug, da die Vorstädte eine so große Ausdehnung hätten und der Feind sich darin festsetzen könnte, man müßte ohne Säumen alle Häuser, Scheunen und Mauern niederreißen und unverzüglich bei dem zunächst liegenden den Anfang machen. Viele wurden von großem Kummer ergriffen, als sie diesen Vorschlag vernahmen. Was war das für eine Maßregel, welch ein schreckliches Unglück! Die Bürger sollten mit eigener Hand die friedlichen Wohnungen zerstören, in denen sie in ihrer Kindheit gespielt hatten, wo ihre Lieben geboren und gestorben waren, ja, einem großen Theile der Bevölkerung sollte kein anderes Obdach bleiben, als das Himmelsgewölbe. Aber dennoch zögerten die Zweihundert nicht. Die Freunde der Reformation, denen das Evangelium in seinem vollen Glanze aufgegangen war, zeigten sich bereit, um seinetwillen die größten Opfer zu bringen. Und selbst diejenigen, welche sich durch religiöse Motive nicht bestimmen ließen, wurden von dem patriotischen Eifer mit fortgerissen. Es ist besser, die Hand als den Arm zu verlieren, „lieber die Vorstädte als die Stadt,“ sagten die Bürger. Der Beschluß wurde gefaßt, und ohne Aufschub noch an demselben Tage, Nachmittags, (denn die Sache war dringend) ertheilten die vier Syndici, begleitet von Aimé Levet und den fünf andern Hauptleuten der Altstadt „den Befehl zum Abbruch der Vorstädte.“ An manchen Orten gab es Thränen und Klagen, aber fast alle waren doch entschlossen, wenn auch mit zitternder Hand, ihre Güter auf dem Altar des Vaterlandes und des Glaubens zu opfern.

Es mußte indessen auch geschehen, denn jeden Tag schien die Gefahr näher zu kommen. Die Genfer Gesandten in Bern schrieben dem Rathe: „Seid auf Eurer Hut!“ und Gewaltthätigkeiten und kleine Scharmützel waren die Vorboten ernster Kämpfe. Am 14. August wurde Richerme, ein Genfer Kaufmann, bei seiner Rückkehr aus Lyon entführt, nach der Reihe auf drei verschiedene Schlösser des Bischof's geschleppt und auf die Folter gespannt. Am 25. wurde ein anderer Genfer, Chabod, auf dem Berge Sion ergriffen, nach dem Schlosse Peney gebracht und dort ebenfalls gefoltert; aber die Richter, welche einen Beweis von Gutherzigkeit geben wollten, setzten hinzu: Man foltere ihn,

aber ohne ihm die Knochen zu zerbrechen, oder ihn in Todesgefahr zu bringen.[1]) Bald führte man einen neuen Gefangenen vor.

In Avignon lebte ein Sticker, „der an den Fasten so abergläubisch hing", daß er bisweilen mehrere Tage weder aß noch trank. Nachdem dieser arme Handwerksmann das Evangelium angenommen, hatte er aufgehört, zur Messe zu gehen und wurde in Folge dessen in's Gefängniß gesetzt. Die Männer der Kirche fragten ihn, ob er schon lange nicht mehr zum Sakrament des Altars gegangen wäre, und er antwortete: „Seit drei Jahren nicht mehr und ich wünschte nur, daß weder ich noch die Meinigen jemals hingegangen wären." Als die Priester ihn so reden hörten, wagten sie nicht ihn zu tödten, denn sie hielten ihn für toll. Sechs Monate später brach eine große Pest aus, jeder floh und die Gefängnisse blieben sogar offen stehen, „worauf der fromme Sticker auch das seinige verließ". Ihn dürstete nach dem Evangelium und da er wußte, daß in Genf große Prediger lebten, machte er sich dahin auf den Weg. Seine Reisekosten waren nicht bedeutend, „er pflegte," wie Froment sagt, „die 60 französischen Meilen, von Avignon bis Lyon, für einen Sou zu machen." Als er endlich das Thal des Genfersee's erreicht hatte und als einsamer Flüchtling auf der Landstraße umherirrte, indem er sich schon im Geiste auf die Worte des Lebens freute, die er bald zu hören hoffte, sah er sich plötzlich von Reitern umringt, die ihn barsch fragten: „Wohin wollt Ihr?" — „Nach Genf." — „Was wollt Ihr da?" — Der Sticker antwortete ohne Umschweife seiner Gewohnheit gemäß kurz und bündig: „Ich will dort das Evangelium predigen hören, wollt Ihr nicht auch hin, um es zu hören?" — „Gewiß nicht," antworteten die Männer. Da drang er in sie und sagte: „Bitte, geht mit mir, ich wundere mich über Euch, Ihr seid so nahe bei und ich komme eigens aus Avignon hierher; bitte, begleitet mich!" — „Fort, Elender!" riefen sie nun, „wir wollen dich lehren, jene Teufel in Genf zu hören." Sie führten ihn nach Peney und kamen in das Schloß. „Wir wollen dich dreimal wippen lassen im Namen der drei Teufel, die du in Genf hören wolltest," sagten sie. Nachdem sie ihm dann die Hände auf dem Rücken zusammengebunden

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 133. — A. Roget, les Suisses et Genève, II, p. 122, d'après les papiers de M. Galiffe.

hatten, hoben sie ihn an einem langen Stück Holz zwei Fuß vom Boden in die Höhe und ließen ihn darauf heftig wieder niederfallen. „Das ist im Namen Farel's," rief man ihm zu; dann kam eine Wippe für Viret und eine für Froment. Ganz zerschlagen blickte der arme Mensch, als er, so gut es gehen wollte, wieder auf seinen Beinen stand, abermals seine Henker an, und von Liebe zu ihnen erfüllt, wiederholte er in eindringlichem Tone seine Bitte: „Kommt mit mir und hört das Evangelium." Die Peneysaner aber antworteten unwillig: „Mache schnell, daß du fortkommst und kehre dahin zurück, woher du gekommen bist," was er jedoch um keinen Preis thun wollte. „Er ist von Sinnen," sagten sie da und ließen ihn los, weil sie ihn für einen Narren hielten. Der arme Mensch kam nach Genf, wo er, wie Froment sagt, „etwa zwei Monate bei dem Verfasser dieses Buches[1]) wohnte, dem er die ganze Sache erzählt hat."

Diese Gewaltthätigkeiten bewiesen den Genfern, daß keine Zeit zu verlieren sei. Vom Monat August an folgten sich die Beschlüsse des Rathes Schlag auf Schlag. Am 18. erließ er den Befehl zur Demolirung der Kirche und Priorei von St. Victor; am 23. gebot er das Niederreißen der Häuser, Scheunen und Mauern der Vorstädte; an demselben Tage decretirte er ferner, man solle eine Anzahl Schweizer Kriegsleute anwerben, welchen die Reichen wechselsweise Quartier und Verpflegung zu bieten hätten; am 24. verordnete er, daß alle, die sich auswärts aufhielten, zur Rückkehr nach Genf aufgefordert werden sollten, um die Stadt zu vertheidigen; am 1. September folgte der Befehl, daß man die Stadt nach der Seeseite zu befestigen habe, am 11., daß die Bäume um die Mauern her abgeschlagen werden sollten, weil sie daran hinderten, die Annäherung der Feinde wahrzunehmen, und am 13. hieß es, jeder hätte sein Haus innerhalb zweier Tage zu demoliren, d. h. bis zum 15. September.[2])

Nun war der Augenblick gekommen, wo sich das schreckliche unabwendbare Unglück, das alle in gleicher Weise traf, in seiner ganzen Härte zeigte. Die Schwächeren waren in großer Bestürzung, die Leidenschaftlichen in heftigem Zorn. In den Vorstädten erhob sich lautes

---

[1]) Actes et Gestes merveilleux de la cité de Genève, p. 174, 175.

[2]) Rathsprotokolle zu den angegebenen Daten.

Geschrei. Was? Die Häuser sollten dem Erdboden gleich gemacht werden, wie anderswo die Wohnungen der Verbrecher, und das sollten die Bewohner mit eigener Hand thun? Die Priester schauderten bei dem Gedanken, daß die Kirche von St. Victor, von Saint-Léger und die der Rhodenserritter zerstört werden sollten. Voll Erbitterung wiesen die Bürger auf die Festigkeit der verurtheilten Gebäude hin und behaupteten, es sei nicht möglich, sie niederzureißen. Endlich beschlossen die Häupter der katholischen Partei, welche wohl einsahen, daß, was zum Heil der Reformation geschähe, dem Papstthum zum Verderben gereichen würde, dieser Maßregel einen energischen Widerstand entgegenzusetzen.

Dreißig der angesehensten, mit Anton Fabri aus der Familie des berühmten Bischof's Waldemar, und Philipp de la Rive an der Spitze, begaben sich in den Rath. Fabri, den man zum Wortführer erwählt hatte, war ruhig und gefaßt, aber ihm zur Seite stand der sehr lebhafte de Muro (du Mur). „Wir verlangen," begann Fabri, „daß man die Vorstädte in ihrem jetzigen Zustande belasse, denn sie sind schön und bequem und bringen der Stadt mehr Nutzen, als wenn man sie niederreißt." Der Rath, dem es schwer ankam, ein solches Opfer aufzuerlegen, behielt sich vor, den am meisten Geschädigten einen Ersatz zu bieten, aber er beharrte bei seiner Verordnung. Da rief de Muro: „Dann verlange ich, daß man mir gestattet, mit 800 meiner Mitbürger die Stadt zu verlassen, denn diese Demolirung ist ein Act der Feindseligkeit gegen uns." [1])

Mußten nun die Freunde der Unabhängigkeit nicht um so mehr wünschen, daß die Bürger der Stadt, welche auswärts waren, zurückkehren möchten, da jene Genf zu verlassen drohten? Besonders war es ein Mann, dessen Muth und Entschlossenheit jeder hoch schätzte. Da durchlief plötzlich am 16. September, an demselben Tage, an welchem de Muro jene drohenden Worte gesprochen hatte, die ganze Stadt das Gerücht: Baudichon de la Maisonneuve und sein Gefährte sind frei!

Rudolf von Diesbach und Georg Schöner hatten nicht geruht und immer auf's neue um die Vermittlung des Königs gebeten. Freilich fühlte dieser Fürst, der nur wenige Monate später in den Straßen seiner Hauptstadt Wippen und Scheiterhaufen errichten ließ, nicht eben besonders lebhaftes Mitleid mit den beiden Ketzern, indessen wünschte er

---

[1]) Rathsprotokolle vom 14. Sept. 1534.

sich die Gunst der Schweizer zu erwerben, und vielleicht war es ihm nicht unlieb, da er wenig geneigt war, der Wittwe Johann von Diesbach's ihre Güter zurückerstatten, den Bernern eine Art von Ersatz bieten zu können. So trug die gerechte Sache endlich den Sieg davon. Der König bewilligte auf die inständigen Bitten Diesbach's die Freilassung der Gefangenen. Die beiden Berner aber erkannten darin die rettende Hand Gottes, „anstatt nach allen Seiten auf die Stützen dieser Welt zu blicken". „Wir haben ihre Befreiung erlangt," sagten sie, „da Gott uns zu Hülfe kam."[1]) Sogleich begaben sie sich nun, mit Briefen versehen, die das Siegel Seiner Majestät trugen, nach Lyon und überbrachten dieselben den Behörden, in deren Hut die Gefangenen „dem Feuertode nach damals üblichem Brauche[2]) entgegensahen". Die Kerkerthüren öffneten sich alsbald, und de la Maisonneuve und Janin wurden den Bernern ausgeliefert. Bei der Nachricht von diesem unerhörten Vorgange wurden die Beamten, die Inquisitionswächter und die Domherren von St. Johannes sehr bestürzt; „alle Priester in Lyon geriethen in die größte Aufregung darüber und noch mehr der Bischof von Genf, aber sie mußten sich in Geduld fassen."[3])

Was die Gefangenen betrifft, so wußten sie, daß Gott seine Diener nicht befreit, damit sie das begonnene Werk im Stiche lassen. Sie beschlossen vielmehr, als sie sich in Freiheit sahen, an der Befreiung ihres Vaterlandes mit noch größerem Eifer zu arbeiten, anstatt zu sagen: Laßt uns eine Zeitlang in der Verborgenheit bleiben, damit wir uns nicht neuen Gefahren aussetzen. Sie machten die Reise von Lyon nach Genf mit den beiden Herren aus Bern und hielten wieder ihren Einzug in die alte Stadt.

Dort war man ihretwegen in der größten Besorgniß. Ja, als sich am 16. September das Gerücht verbreitete, daß Berner Gesandte mit Baudichon und dem Collonier im Gasthofe „Zum blauen Thurm"[4]) angekommen seien, wollten viele es kaum glauben; Gott gab den Genfern mehr, als sie gehofft hatten. Wenn Freunde, die man schon verloren

---

[1]) »Deo dante illorum relaxationem obtinuerunt.« (Rathsprotokoll ad diem.)

[2]) Note de Flournois sur le passage correspondant des Registres du Conseil.

[3]) Froment, Gestes de Genève, p. 244.

[4]) Rathsprotokoll vom 17. September 1534.

geglaubt, plötzlich wieder anlangen, so eilen diejenigen, welche der Verlust in tiefe Trauer versetzt hat, herbei und das Wiedersehen erfüllt sie mit unaussprechlicher Freude; so war es auch bei der Rückkehr der beiden Gefangenen nach Genf. Großer Jubel herrschte in der Stadt. Viele priesen Gott, „weil er die reißenden Wölfe, welche die besten Schafe der Heerde zu verschlingen drohten, zerstreut hatte," und sie lobten den König von Frankreich, daß er die Büchsen der Schweizer höher achtete, als die Paternoster der Priester.

Da man nun den Gesandten einen Beweis ehrfurchtsvoller Dankbarkeit zu geben wünschte, so begaben sich die vier Syndici, die Mitglieder des Rathes, ihre Diener und die andern Beamten am 17. September nach dem „Blauen Thurm"[1]) um daselbst die officielle Sitzung zu halten, in der die Uebergabe der Gefangenen stattfinden sollte. Nachdem die ersten obrigkeitlichen Personen der Republik in einem der Säle nach gewohnter Sitte Platz genommen hatten, traten Johann Rudolf von Diesbach und Georg Schöner in Begleitung der Gefangenen ein. Die edlen Herren berichteten, daß sie aus Lyon und vom französischen Hofe kämen, sie hätten mit Gottes Hülfe die Freilassung der beiden Genfer erlangt, und müßten dieselben dem Gesetze zufolge eigentlich den hochedlen Herren von Bern ausliefern, deren Vermittlung die Gefangenen ihre Freiheit verdankten,[2]) indessen kämen sie dem Wunsche Baudichon's und des Collonier nach, die es vorzögen, dort in Genf zu bleiben;[3]) sie verlangten nur eine Garantie, daß der Rath bereit wäre, sie zu vertreten, wenn die Herren von Bern die Gefangenen von ihnen forderten.[4])

Der Genfer Magistrat stattete den Berner Herren seinen Dank ab, und händigte ihnen die gewünschte schriftliche Erklärung ein.[5])

Endlich war de la Maisonneuve frei; er konnte zu seiner Frau und seinen Kindern zurückkehren und wieder mit seinen Freunden reden. Diese wurden nicht müde ihm zuzuhören; alle Einzelnheiten seiner Haft, seine gerichtlichen Verhöre, die Gefahren, die ihm gedroht, hatten für sie

---

[1]) »In domo turris Perse.« (Rathsprotokoll vom 17. September 1534.)

[2]) Illos debere magnificis Dominis Bernatibus praesentari.« *(Ibid.)*

[3]) »Dicti Baudichon et Collonier optant potius in hac civitate exspectare, quod alibi.« *(Ibid.)*

[4]) »Petunt cautionem de repraesentendo eosdem.« *(Ibid.)*

[5]) »Super quo factum remersiationibus.« *(Ibid.)*

das größte Interesse. Froment besonders, der das „Plaudern"[1]) liebte, fragte nach allem und jedem. „Wie Baudichon mir gesagt hat," (lesen wir in seinen Gestes) „ging das alles nicht ohne große Ausgaben ab, und seine Gefangenschaft kostete ihm 1050 Thaler."[2])

Ein Brief Franz' I. krönte diese Episode der Reformationsgeschichte. Vier Tage nach der Heimkehr der beiden Gefangenen an ihren heimathlichen Herd schreibt der Fürst an die Syndici von Genf:[3])

„Unseren vielllieben, getreuen Freunden, den Herren von Genf.

„Vielliebe und getreue Freunde. Ihr wisset, wie Wir auf Euer dringliches Bitten und Ersuchen und gleichermaßen auf den Wunsch Unserer vielgeliebten und theuren Freunde, Bundesgenossen und lieben Gevattern, der Herren der Stadt und des Cantons Bern Euch gewisse Gefangene ausgeliefert und zurückgesendet haben, so in Unserm Reiche wegen Ihres Glaubens in Haft gehalten worden und zwar solchermaßen, daß sie zum Tode verdammet waren. Solches haben Wir gerne gethan, um Euch und besagten Herren von Bern sowohl in diesem Stücke, als in allem, was in Unsern Kräften steht, zu willfahren, in der festen Zuversicht, daß Ihr Uns gegenüber ein Gleiches zu thun bereit sein werdet. Da es Uns nun zu Ohren gekommen, daß Ihr einen Unserer Unterthanen, Namens Bruder Guy Furbity, vom Orden der Brüder Prediger, wegen gewisser Reden und Lehren bezüglich des Glaubens und der Kirche, die Euch nicht gut gedünket, und um derentwillen man sich anschickt, ihm den Prozeß zu machen, in Eurer Stadt gefangen haltet: so wollen Wir Euch durch Gegenwärtiges freundschaftlichst gebeten haben, daß Ihr Uns gleiche Gefälligkeit erzeiget und unverzüglich besagten Furbity, Unsern Unterthan, freigeben wollet, ohne weiter um obgedachten Grundes willen wider Ihn gerichtlich zu verfahren. Ihr werdet Uns dadurch sehr verpflichten. Wir befehlen Euch, vielgeliebte und theure Freunde, in den heiligen Schutz des Allmächtigen. Gegeben zu Blois den 21. Tag des September 1534.

Franz.

Breton."

---

[1]) Bonnet, Lettres françaises de Calvin, II, p. 575.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 244.

[3]) Wir geben diesen bis jetzt noch nicht veröffentlichten Brief, wie er sich in den historischen Stücken der Genfer Archive, No. 1054, Jahr 1534 findet.

Franz I. sagte: Ich liefere Euch zwei Gefangene aus, gebt mir einen dafür wieder, das schien nur recht und billig, und doch willfahrte die kleine Republik der Bitte des mächtigen Königs von Frankreich nicht. Der Rath gedachte auf's gewissenhafteste den gesetzlichen Gang und die diplomatischen Regeln zu befolgen. Er fand, daß die beiden Fälle verschieden waren; und da der Dominikaner auf Ersuchen der Herren von Bern in's Gefängniß gesetzt worden war, so beschloß man, erst deren Meinung einzuholen. Selbst nach der außerordentlichen Gnadenbezeugung, welche ihnen ein Valois erwiesen hatte, vermochte doch die Gunst des Fürsten die Herren von Genf nicht zum Nachgeben zu bestimmen; vor allen Dingen wollten sie den in der Politik vorgeschriebenen Grundsätzen nachkommen und den Bernern gerecht werden. Uebrigens wurde Furbity zu Anfang des Jahres 1536 in Freiheit gesetzt.

Freilich war es ein Fehler, daß man den Dominikaner wegen seiner Predigten in's Gefängniß gesetzt hatte, und es war ein zweiter Fehler, daß man ihn darin ließ, aber der Grund für beide lag in der Zeit. Wenn wir das in Betracht ziehen, so dürfen wir dem Muthe der Schwachen dem Mächtigen gegenüber die gebührende Anerkennung nicht versagen. Es verdient die größte Achtung, wenn kleine Staaten großen Reichen gegenüber an den Grundsätzen des Rechts festhalten, nur müssen sie es ohne Prahlerei thun. Und es ist nicht blos achtungswerth, es ist auch heilsam und verleiht ihnen eine sittliche Macht, welche ihnen ihre Existenz sichert. Davon haben die kleinen Republiken der Schweiz und Genf insbesondere noch deutlichere Beweise geliefert, als in dem eben angeführten Falle.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Vorstädte werden niedergerissen und die Gegner rüsten sich.

(September 1534 bis Januar 1535.)

Es war am Tage nach dem definitiv ausgesprochenen Befehl, die Vorstädte niederzureißen, daß Baudichon de la Maisonneuve und Janin wieder nach Genf zurückkehrten. Das Haupt der Lutheraner wurde seiner Vaterstadt gerade in dem Augenblicke wiedergegeben, als wichtige

Schritte ausgeführt werden sollten. Dies Zusammentreffen ist bemerkenswerth. Die Rückkehr der beiden thatkräftigen Bürger konnte dem Entschlusse, die eine Hälfte der Stadt zur Rettung der andern zu opfern, nur neue Kraft verleihen. Zuerst sollten die Mauern des St. Victor-Klosters fallen, welches bei seiner Lage an den Thoren der Stadt[1]) von der feindlichen Armee als weit vorgeschobener Posten besetzt werden konnte. Ueber das Niederreißen dieses Gebäudes brauchten keine Thränen zu fließen, wenn dieselben nicht etwa durch die Erinnerung an das ehrwürdige Alter hervorgerufen wurden. Seitdem der Prior Bonnivard in Chillon gefangen saß, hatten die Mönche jede Art von Zwang bei Seite geworfen, und das Kloster war eine Höhle für Ausschweifungen und Gottlosigkeit geworden. Früher besuchten die Mönche gewisse übel berüchtigte Häuser in ihrer Vorstadt, aber jetzt fanden in dem Kloster selbst unaufhörliche Orgien statt. Sobald nun davon die Rede war, diesen Herd der Unzucht zu zerstören, trat bei diesen Elenden eine unersättliche Habsucht an die Stelle der früheren Ausschweifungen. Die Mönche und ihre Zuhälterinnen fingen an, das Kloster zu plündern, alles irgend Werthvolle rafften sie zusammen, und schleppten es fort; bei Abend und in der Nacht, ja bisweilen sogar am Tage sah man sie mit ihrer Last beladen aus dem Kloster kommen, um ihre Beute in den Nachbarhäusern zu verbergen. So wurde die Priorei nicht blos ausgeleert, sondern es blieb zuletzt wirklich fast nichts übrig, als die Mauern.[2]) Ein schmachvoller Untergang dieses sogenannten geistlichen Ordens! Aber trotz ihrer Räubereien wies der Rath den Mönchen eine Wohnung in der Stadt an, ja sogar eine Kapelle, und das war weit mehr, als sie verdienten.

Nun legte jeder Hand an's Werk. Alles war in geschäftiger Bewegung auf jenen schönen Hügeln, von wo das Auge den See, die Alpen, den Jura und das dazwischen liegende Thal beherrscht. Zuerst fiel die Kirche, dann die Priorei, und nur die Trümmer, welche den Boden bedeckten, bezeichneten die Stelle, wo sie gestanden. Dies Gebäude, das älteste in Genf, welches ganz im Anfang des 6. Jahrhunderts von der Königin Sedeleuba, der Schwester der Königin Clothilde,

[1]) Ungefähr auf dem Platze, wo jetzt die russische Kirche steht.

[2]) Rathsprotokoll vom 18. August 1534. Der Ausdruck des Protokolls ist weit kräftiger.

zum Gedächtniß der Siege ihres Schwagers Chlodwig gestiftet worden war,[1]) dieser Tempel, in welchem man den Leib des heiligen Victor bestattet hatte, der, wie man sagte, bei Nacht ein himmlisches Licht den frommen Fremdlingen zeigte; dies Heiligthum, das Ziel für die Pilgerfahrten der Großen der Erde, war jetzt nichts mehr als ein Schutthaufen. Erbaut zur Erinnerung an den Sieg der durch Chlodwig vertheidigten Orthodoxie über den Arianismus, zu welchem Gondebaud sich bekannte, sank dies Denkmal nach mehr als tausendjährigem Bestehen in den Staub, nachdem es durch die Zügellosigkeit seiner Mönche schmählich war entweiht worden. War auf die Wiege des heil. Victor eine Krone gelegt, so hätte man auf diese Ueberreste eine Ruthe legen können.

Indessen endigen die Dinge, welche in den Augen der Menschen mit einem besonderen Zauber ehrfurchtgebietender Größe umkleidet sind, nicht wie die gewöhnlichen Dinge. Eines Tages verbreitete sich ein von den Mönchen und Nonnen ausgesprengtes Gerücht in der Stadt, bei nächtlicher Weile hätten sich Stimmen, Seufzer und Klagen in den Ruinen von St. Victor hören lassen. Der Wind, welcher auf diesen Höhen oft stark bläst, gleicht ja zuweilen der menschlichen Stimme. Die Frommen horchen, die klagenden Töne erneuern sich und erfüllen ihr Herz mit Trauer und Besorgniß. „Ach!" rufen sie, „es sind die Abgeschiedenen, die nicht umsonst seufzen, denn man hat ihren Schlummer gestört!" Bald wird durch das Gerücht vieles hinzugesetzt, und nun hörte man „nicht allein bei Nacht, sondern auch am Tage" die Todten deutlich klagen. Wenn aber die Todten das gefallene Kloster beweinten, so hatten die Lebenden noch mehr über die große Schmach der Kirche zu weinen, deren Ruhm die Mönche hätten sein sollen.

Nach der Zerstörung der Priorei machte man sich an die Häuser, welche der Stadt zunächst lagen, und begann sie eins nach dem andern niederzureißen. Wenn dann die Bürger, von der Anstrengung ermüdet, sich auf die Steine setzten, um sich ein wenig auszuruhen, besprachen sie sich untereinander, was aus ihnen werden sollte. „Ach," sagte Johann Montagnier, „wo soll ich meine Habseligkeiten unterbringen, wo finden meine Frau, meine Kinder ein Obdach, wo soll ich selber hin? . . ."

---

[1]) »Ecclesia quam Sedeleuba regina in suburbano Genevensi construxerat.« (Fredegarius, Chron., cap. XXII.) — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 94.)

Als ein armer kränklicher alter Maurer bei dem Einreißen seiner armseligen Wohnung laut jammerte, da gab der Rath ihm eine Portion Weizen und versprach, seine Miethe zu bezahlen. So gütig sich aber die Obrigkeit gegen die Unglücklichen bewies, so unerbittlich war sie gegen die Widerspenstigen. Eine Wittwe, Magdalene Picot, welche so in Hitze gerieth, daß sie Schmähreden gegen die Syndici ausstieß, wurde zu dreitägiger Gefängnißstrafe verurtheilt. Nicht weniger aber, als die Armen ihre Hütten beweinten, bedauerten die Reichen ihre schönen Häuser, die lieblichen Gärten, die sie umgaben, die lachenden Wiesen, von murmelnden Bächen bespült, von majestätischen Bäumen beschattet, den Tempel der Kreuzfahrer mit seinen Brunnen und gothischen Mauern, die dem herrlichen Gemälde einen alterthümlichen und ehrwürdigen Charakter verliehen. Ein Dichter gab ihren Gedanken Ausdruck, wenn er sagt:

Urbe fuere mihi majora suburbia quondam
Templis et domibus nec speciosa minus,
Quin etiam irriguis pratis, hortis et amoenis;
Pascebant oculos haec animosque magis.[1])

Trotz aller dieser Klagen blieben die guten Bürger und die Evangelischen dennoch fest. Muro aber und eine gute Anzahl Katholiken verließen Genf und gingen in's feindliche Lager über. In Zukunft wollten sie die Reformation nicht mehr durch heimliche Verschwörungen bekämpfen, sie wollten offenen Krieg: Aperto bello patriam oppugnaturi.[2])

Während man die Mauern niederriß, führte man zu gleicher Zeit Wälle auf. Tribolet, ein Hauptmann aus Bern und einer von den Gesandten jener Republik, voll Eifer und doch voll Mitgefühl, leiteten

---

[1]) „Einst umgaben die Stadt Vorstädte mit prächtigen Tempeln,
Und mit Häusern geschmückt, welche nicht weniger schön;
Dann auch liebliche Gärten, bespült von rieselnden Bächen,
Boten den Blicken sich dar, füllten mit Wonne das Herz."

Diese Distichen, von denen wir hier nur zwei anführen, finden sich in dem Manuscript von Gautier. Er schreibt sie einem Anonymus zu, der die Vorstädte gesehen hatte..

[2]) Rathsprotokoll vom 11., 14., 15. und 19. Sept. 1534. — Msc. de Gautier. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 97, 98. — Msc. de Turrettini. (Berne, Hist. Helv.)

die Erd- und Mauerarbeiten, welche zur Befestigung der Stadt bestimmt waren. Gegen Ende September richtete er sich mit seinen Arbeitern in einem Garten ein, der an das Kloster von Sancta Clara stieß, und steckte dort seine Linien ab. Reich und Arm, Groß und Klein brachten auf Schiebkarren Erde und Steine herbei. Nach vollbrachter Arbeit entschied Tribolet, man müsse damit in dem Nachbargarten, der Nonnen fortfahren, und am 30. September um 4 Uhr Morgens forderte man sie höflichst auf, aus ihrem Garten alles zu entfernen, was sie etwa zu behalten wünschten. Ganz trostlos über diese schreckliche Botschaft flehten sie zu Gott durch Vermittlung der heiligen Jungfrau und aller Heiligen. — „Wir führen aus Liebe zu Gott, fern von der Welt, ein einsames Leben," sagte die Aebtissin zu dem Berner Hauptmann, „steht davon ab, unsere heiligen Mauern niederzureißen." Tribolet aber setzte ihr auseinander, daß das Heil der Stadt es fordere, und fügte hinzu, er werde sein Vorhaben ausführen, „ob sie es nun wollten oder nicht." Die erschrockenen Schwestern ließen nun das Kloster öffnen und flohen in die Kirche, wo sie sich unter strömenden Thränen auf die Kniee niederwarfen. Da sagte der Hauptmann, welcher die Thüre halb geöffnet hatte und die erschrockenen Jungfrauen auf dem Boden liegen sah, zu ihnen: „Fürchtet Euch nicht, wir wollen Euch kein Leid anthun." Und die Schwestern erstaunten sehr darüber, daß ein Ketzer so leutselig sein könne.[1])

Indessen nahm die Zerstörungsarbeit ihren Fortgang, und man benutzte die Trümmer, um die Befestigungswerke aufzuführen, und die Breschen auszubessern, so daß man mit Bonivard sagen konnte: „Selbst die Ruinen sind verschwunden."

Was sollte man aber mit den 6000 Bürgern machen, die aus ihren Wohnungen vertrieben waren? Sollte man sie arm und obdachlos umherirren lassen, sie den Räubern, welche in Genf's Umgegend hausten, preisgeben? In den Klöstern war freilich Platz für eine große Anzahl, aber die blieben verschlossen. Dagegen öffneten sich die Häuser der Hugenotten selbst für die Katholiken. Die Bürger sind zwar durch lange Kriege verschuldet, ihr Handel liegt darnieder und ihre Felder sind verwüstet. . . . . Gleichviel, wer zwei Zimmer hat, giebt eins her

---

[1]) Rathsprotokoll vom 21., 25. Sept. 1534. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 97—100.

und wer ein Stück Brot besitzt, theilt es mit seinem Bruder. Der Syndicus Duvillard wurde beauftragt, die Obdachlosen provisorisch, sei es im Staatsgebäude, sei es in Privathäusern unterzubringen. Wenn man Arme auf den Straßen umherirren sah, so traten wohlwollende Männer oder fromme Frauen zu ihnen, führten sie in ihre Wohnungen, zogen sie an ihren Familientisch und benutzten auch den kleinsten Platz, um den Unglücklichen eine Lagerstätte zu bereiten. Der Rath sorgte sogar für der Reichen Unterkommen und Bequemlichkeit: „Butini de Miolans," sagt das Protokoll, „wurde in dem Hause des Pfarrers von St. Léger untergebracht."

Die Thätigkeit der Genfer wurde durch die nach und nach einlaufenden Nachrichten immer auf's neue angefeuert. Aus Bern schrieb man ihnen: „Der Herzog von Savoyen sammelt gegen Euch ein gewaltiges Heer von Räubern und wird Euch viel zu schaffen machen." Gegen Ende September wurden die beiden Gallatin, der Notar Johann und sein Sohn Peter, welche zur Weinlese nach ihrer Besitzung Peicy gegangen waren, bei ihrer Rückkehr vor den Rath gefordert, weil man sie angeklagt hatte, sie hätten mit den Leuten des Schlosses Peney, das eine halbe Stunde von da entfernt lag, eine Unterredung gehabt. Da berichtete der Vater, er sei in seiner Kelter gewesen, um seine Trauben zu keltern, als plötzlich Nicod de Prato und andere Peneysaner ihn dort aufgesucht hätten; einen Besuch in der Kelter habe er doch nicht abweisen können; und sie hätten dort mit einander einen Trunk gethan, das sei alles. Der Sohn erklärte: „Ich gestehe, daß ich durch Peney gekommen bin und dort habe ich mit den flüchtigen Bischöflichen gezecht Sie stießen mit mir an und sagten mir, bald würde „ein gewaltiger Krieg" gegen uns entbrennen; das sollte kein so kleiner werden, wie jener nächtliche Angriff des Mauloz am 31. Juli; sie würden mit großer Macht heranrücken und ich würde wohl thun, mich aus der Stadt zu entfernen. Bei meiner Rückkehr," setzte Peter hinzu, „habe ich alles sogleich meinem Hauptmanne mitgetheilt." Darauf wurden die beiden Gallatin entlassen, ohne daß man ihnen etwas zu Leide that.[1])

Der erste Feind, den der Bischof gegen seine Heerde losließ, war

---

[1]) Rathsprotokoll vom 21. September 1534. Nachdem die Familie Gallatin der kleinen Republik gedient hatte, sind aus ihr treffliche Bürger für die Vereinigten

der Hunger; er gab nämlich den Befehl, alle Lebensmittel in der Umgegend der Stadt aufzukaufen. Der Marktplatz stand verödet, die Vorräthe in den Haushaltungen gingen allmählich auf die Neige und der Feind schmeichelte sich mit der Hoffnung, man werde in Genf statt der tapferen Bürger nur noch hagere, kraftlose Gestalten erblicken. „O thörichter Hirte!“ sagte einer von denen, die damals in der Stadt eingeschlossen waren, „er nimmt seinen Schafen die Nahrung, anstatt sie zu weiden!“ Unglücklicher Bischof, unglückliches Genf! [1])

Aber diese grausame Maßregel genügte noch nicht, der unnatürliche Hirte umgab die Stadt auch mit einem Ringe von Eisen. Sein Schloß Jussy im Osten am Fuße der Voirons, Peney im Westen am Rhoneufer, das Schloß des Herzogs zu Gaillard im Südosten auf den Höhen der Arveufer und im Norden das Dorf Versoix, das damals stark befestigt war, alle diese mit Mamelucken und Soldaten besetzten Festungen schlossen die Stadt nach den vier Weltgegenden hin ein und ließen den Bewohnern nur den einzigen Ausweg über den See, „so daß niemand Genf zu verlassen wagen durfte, der sein Leben nicht in große Gefahr bringen wollte.“ Der Bischof folgte dem Beispiel anderer aus ihrem Besitze vertriebener Fürsten, ja selbst geistlicher Würdenträger, und schloß so zu sagen mit Räubern Freundschaft. Manche Edelleute dieser Gegenden ergaben sich mit Vorliebe einem Handwerke, welches ihre Väter einst betrieben hatten, und erspähten von ihren Adlerhorsten aus die kleinen Karawanen der Kaufleute, die sie zu überfallen gedachten. Eines Tages, als fromme Katholiken aus Valais sich mit einem langen Zuge wohlbeladener Maulthiere nach Frankreich begaben, beraubten jene rohen Bischöflichen sie ihrer Habe. Jenseits des Fort de l'Ecluse lag ein Schloß, ein wahres Räuberneſt, welches dem Herrn d'Avanchi gehörte, „der alle an Bosheit und Grausamkeit übertraf.“ Von einigen frechen Raufbolden begleitet, legte er sich in der Nähe der Landstraße in den Hinterhalt, und wenn die Reisenden sich blicken ließen, so fiel er wie ein wildes Thier aus seiner Höhle über sie her, „riß den einen

---

Staaten hervorgegangen. Abraham Albert Alfons Gallatin begab sich zu Ende des 18. Jahrhunderts nach Amerika, wurde dort Staatssekretär und hat Söhne hinterlassen.

[1]) Froment, Gestes de Genève p. 115. — Rathsprotokoll vom 29. Sept. 1534.

die Augen aus und schnitt den andern die Ohren ab.“ Diese Sitte stammt nicht etwa aus Neapel und der gegenwärtigen Zeit. D'Avanchi behandelte einen armen Buchdrucker, der neue Testamente gedruckt hatte, auf diese Weise.[1]) Als der Richter des Schlosses dem grausamen Herrn Vorstellungen machte, tödtete derselbe ihn auf der Stelle. Uebrigens machte derselbe keinen Unterschied zu Gunsten irgend einer Religion. Einst als er einigen armen Nonnen begegnete, lud er sie freundlich in seine Behausung ein unter dem Vorwande, ihnen ein Almosen zu geben, statt dessen aber mißhandelte er sie. Dieses wilde und sinnliche Scheusal wurde nach Dôle gebracht und dort auf Befehl eines katholischen Gerichtshofes hingerichtet.[2])

Der Bischof ging noch einen Schritt weiter, er verordnete, der bischöfliche Sitz solle von Genf nach der Stadt Gex am Fuße des Jura verlegt werden „und dorthin sollten sich sein Rath, sein Hof, sein Gericht und alle seine übrigen Beamten verfügen.“ In der Nacht vom 24. auf den 25. Sept. entflohen die bischöflichen Beamten heimlich und die Stadt hatte nun nicht nur keinen Prälaten, sondern es gab dort nun plötzlich auch keine Richter mehr. Als am Morgen diese Flucht bekannt wurde, da fühlten sich Männer wie de la Maisonneuve, Levet, Salomon und ihre Freunde außerordentlich erleichtert. Waren sie doch nun von des Bischof's Beamtenwirthschaft befreit, welche die Genfer so oft durch List und Trug in ihren Netzen gefangen hatten. Der Rath aber widersetzte sich der Zumuthung, daß die Siegel, die Zeichen der souveränen Gewalt, aus Genf entfernt würden.[3]) Der Fürstbischof versammelte darauf in Gex eine große Anzahl Priester aus den benachbarten Gegenden, und sprach zu ihnen: „Man muß diese lutherische Sekte durch Krieg oder auf andere Weise ausrotten. Es genügt nicht, daß wir uns in unserm Lager verschanzt halten, wir müssen die Feinde aus dem ihrigen vertreiben.“

Endlich schleuderte Peter de la Baume seinen Bannstrahl. In allen Pfarreien von Chablais, Faucigny, im Lande Gex und in Bugey,

---

[1]) Procès inquisitionnel de B. de la Maisonneuve. — Msc. de Berne, p. 7.

[2]) Froment, Gestes de Genève, p. 117, 118, 121, 174. — Rathsprotokoll vom 29. Sept. 1534. — Msc. de Roset.

[3]) *Ibid.*, p. 115. — Rathsprotokoll vom 25. September 1534. — Msc. de Gautier.

in allen Abteien, Prioreien und Klöstern wurde nicht nur über die Räthe und alle Bürger Genf's, sondern auch über diejenigen der große Kirchenbann verhängt, welche die Prediger hören, oder mit ihnen reden würden, ja es waren sogar alle eingeschlossen, die aus irgend einem Grunde jene Stadt beträten. Von nun an erschien Genf den abergläubischen Landleuten nur noch als ein von lauter Teufeln bewohnter Ort. Indessen wagten sich Männer aus Thonon, welche neugieriger waren als die übrigen, doch in die Stadt und erklärten nach ihrer Heimkehr: „Wir sind dort gewesen, die Prediger sind wahrhaftig Menschen und keine Teufel." Aber diese Tollkühnen wurden ergriffen und nach Gex gebracht, wo der Bischof sie in's Gefängniß werfen ließ;[1]) und seit der Zeit wagte niemand mehr nach Genf zu gehen.

Durch alle diese feindseligen Handlungen ließen sich die Freunde der Reformation jedoch nicht entmuthigen. „Spätestens Weihnachten," sagten sie, „werden alle Kirchen leer und die ganze Stadt wird im Glauben einig sein!"[2]) — Andere setzten hinzu: „Alles steht vortrefflich; früher haben die Bischöfe die Freiheiten und Rechte der Stadt mißachtet und an sich gerissen, jetzt geben sie uns dieselben zurück und gehen davon. Gut! Wir können sie entbehren, wir wollen uns selbst regieren!" Der Rath glaubte jedoch nicht so rasch vorgehen zu dürfen und beschloß einfach, man solle alles, was der Bischof sich gegen die Stadt habe zu Schulden kommen lassen, aufzeichnen, um gegen ihn einzuschreiten."[3]) Als darauf die Domherren, als Vertreter des Bischof's, sich versammelt hatten,[4]) erschienen die Syndici und der Rath vor ihnen und sagten: „Was sollen wir thun, ehrwürdige Herren, da wir von unserm Bischofe im Stiche gelassen sind, und dieser sogar wilde Söldnerscharen gegen seine Schafe aufhetzt? Der Sitz ist leer. Wir fordern Euch auf, das zu constatiren und, wie es Euch zukommt, an Stelle derer, die ihr Amt aufgegeben haben, die Beamten zu erwählen, deren die Stadt bedarf."[5])

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 116.

[2]) La soeur de Sainte-Claire, Levain du Calvinisme, p. 97.

[3]) Rathsprotokoll vom 18. Sept. 1534.

[4]) »Die calendae suac.« Der Tag ihrer monatlichen Zusammenkunft. (Rathsprotokoll vom 1. Oct. 1534.)

[5]) Rathsprotokoll vom 1. Oct. 1534. — Msc. de Gautier. — Msc. de Roset, liv. III, ch. XXIX.

Da die Domherren eine ausweichende Antwort gaben, beschlossen die Räthe, welche noch immer die bestehende Ordnung strenge beobachteten, sich an die Autorität zu wenden, die allein zwischen ihnen und dem Bischof entscheiden konnte: Die Genfer appellirten an den Papst. Dieser Schritt war seltsam, aber die Appellation an den Papst, als das Haupt der katholischen Welt, welche zum Theil auf den falschen Dekretalien des Pseudo-Isidorus [1]) beruhte, bestand noch in voller Kraft. Das kleine Volk verfolgte den Weg der gesetzlichen Ordnung und erreichte so seinen Zweck. Die Männer, die zum Ziel gekommen, sind, wie anderswo bemerkt worden ist, immer diejenigen, welche mitten in einer Revolution weder die revolutionäre Politik befolgt noch angenommen haben. [2]) Am 7. October 1534 reichten die Syndici und der Rath also ihre Appellation bei dem Papste ein und beschwerten sich darüber, daß der Bischof ihnen ihre Freiheiten und ihre Gerichtsbarkeit entzöge. Es handelte sich nicht um die Lehre, sondern um die Politik. Der Fürst des Vatikans wurde gemahnt, seiner Verpflichtung nachzukommen. Rom aber war es selbst, welches das Band zerriß; keine Antwort erfolgte, und die Evangelischen freuten sich darüber. [3])

Während indessen der Papst so seinen Hirtenstab niederlegte, nahm der Herzog ihn auf. Es gelang ihm, die Berner Gesandten, welche man zu ihm geschickt hatte, zu gewinnen, und von der Freundlichkeit des Fürsten entzückt, wollten diese die Genfer von seiner Güte überzeugen. Aber die Hugenotten erklärten: „Wir kennen ihn, er hat einen Eselskopf und einen Fuchsschwanz." [4]) Da fuhren die Berner fort und sagten: „Alles soll vergessen sein unter der Bedingung, daß Ihr den neuen Predigern den Abschied gebt, daß Ihr in Zukunft nicht wieder solche Predigten gestattet, daß der Bischof wieder in sein Amt eingesetzt wird und daß Ihr endlich nach dem Gesetze unserer heiligen Mutter der Kirche lebt." [5]) Die Genfer trauten ihren Ohren kaum. Nachdem der kleine und der große Rath die Berner Herren hatte kommen

---

[1]) Episcoporum judicia et cunctorum majorum negotia causarum eidem sanctae sedi reservata esse liquet.« (Canon 12.)

[2]) Guizot.

[3]) Chron. Msc. de Roset, liv. III, ch. XXIX. — Msc. de Gautier.

[4]) Froment, Gestes de Genève, p. 110. Rathsprotokoll vom 1. Sept. 1534.

[5]) *Ibid.*, p. 110, 111.

lassen, erklärten sie ihnen kurzweg und rund heraus: „Ihr verlangt, wir sollen unsere Freiheiten und das Evangelium Jesu Christi aufgeben?! Lieber wollen wir Vater, Mutter, Weib und Kind entsagen, lieber Gut und Leben verlieren. Sagt dem Herzog, wir würden eher die Stadt an allen vier Ecken in Brand stecken, als daß wir die Prediger fortschickten, welche uns das Wort Gottes verkündigten. Wenn ihnen jedoch aus der heiligen Schrift bewiesen wird, daß sie Falsches lehren, so sind sie bereit, den Tod zu leiden.“ Ueber solche Antwort wunderten sich die Berner höchlich.[1])

Der Herzog aber erstaunte noch mehr. Das Maß war voll, die Unverschämtheit dieser handvoll Freunde des evangelischen Glaubens mußte strenge bestraft werden. Er versammelte daher seinen ganzen Anhang, dessen Wuth gegen Genf noch zugenommen hatte, und berieth mit ihm über gemeinsame Maßregeln zum Kriege gegen die Stadt. Von allen Seiten beschworen ihn die Häupter des Klerus, (ganz besonders der Bischof du Belley) „die Autorität des heiligen Glaubens in der Stadt Genf aufrecht zu erhalten.“[2]) Die eindringlichen Mahnungen dieser Prälaten entzündeten in dem Fürsten einen solchen Eifer, „das Papstthum zu schützen,“ daß er alle Verträge vergaß und Sendschreiben an die Herren von Wallis und an die katholischen Kantone ausfertigen ließ, durch welche er propter fidem — um des Glaubens willen — ihre Hülfe gegen die Städte Genf, Lausanne und andere in Anspruch nahm.[3]) Zu gleicher Zeit sandte er seinen Statthaltern, Edelleuten, Vertretern und andern Beamten den Befehl: „Genf anzugreifen und zu zerstören.“ Am 20. November wurde in Thonon eine Versammlung gehalten, in welcher über das Schicksal der Stadt entschieden werden sollte; und da der aristokratische Einfluß damals in Bern die Oberhand hatte, so stimmten die Berner Deputirten den unheilvollen Vorschlägen Savoyen's bei. Carl V. selbst erklärte daselbst durch einen Gesandten, die Forderungen des Herzogs unterstützen und vor jeder andern Maßregel die Wiedereinsetzung des Bischof's in alle seine Rechte verlangen zu wollen.

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 112.
[2]) Archives du royaume d'Italie à Turin, paquet 13, Nr. 19.
[3]) *Ibid.*, 14. sept. 1534, paquet 13, Nr. 20.

Die Anzeichen des nahen Gewitters, welches über sie hereinbrechen sollte, entgingen den Genfern nicht. Die Boten Carl's V., welche seinen Agenten die harten Bedingungen zu überbringen beauftragt waren, mußten einige Dörfer passiren und machten sogar bisweilen in einer Herberge Halt. Ihre Verlegenheit fiel jedermann auf, und an einem Orte fanden sich entschlossene Männer, welche sie anhielten und durchsuchten. Sie entdeckten die Briefe, nahmen sie weg und schickten sie den Syndicis. Diese erkannten sogleich die Gefahr, welche der Stadt drohte, und trafen alle Maßregeln zu ihrer Vertheidigung.[1]) Weit entfernt, die Freunde der Reformation und der Unabhängigkeit niederzuschmettern, verdoppelten diese Nachrichten nur ihren Muth. Es war, als ob ein Funke in ein Pulverfaß gefallen wäre, so loderte die Begeisterung in hellen Flammen empor. Jetzt war die Stunde für freiwillige Opfer und energische Beschlüsse gekommen; da galten keine kleinlichen Bedenken, kein Zaudern oder ängstliche Schonung. Soll eine Sache gelingen, so muß sie mit Entschiedenheit angefaßt werden. Die Genfer führten demnach muthig den Hammer und gingen mit neuer Kraft daran, auf einen Schlag die Vorstädte und das Papstthum zu vernichten. Im Pré-l'Evêque zertrümmerte man ein steinernes Kreuz, „weil es," wie man sagte, „von dem wahren Kreuze Jesu Christi abwendig machte."[2]) In St. Léger zerstörte man die Kirche und vernichtete zugleich alle Heiligenbilder. Indessen ließ man den römischen Gottesdienst unangetastet; während Rom Genf angriff, gewährte Genf Rom seinen Schutz. Als die Domherren am 24. December bei dem Rathe hatten anfragen lassen, ob sie am folgenden Tage die Weihnachtsfrühmesse feiern dürften, stellten sich die Syndici selbst „mit Bewaffneten vor die Thür der Kirchen, um Störungen zu verhüten", bis der Gottesdienst beendet war.[3])

Indessen blieb den Genfern noch eine Hoffnung. Konnten dieselben Schweizer, welche das Joch Oesterreich's abgeschüttelt hatten, es zugeben

---

[1]) Froment, Gestes de Genève, p. 113. — Rathsprotokoll vom 9. und 13. Oct. 1534. — Msc. de Roset, liv. III, ch. XXX.

[2]) Rathsprotokolle vom 28. November, 3. December 1534 und 9. März 1535. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 100 à 104.

[3]) Rathsprotokoll vom 24. December 1534. — La soeur Jeanne, Levain du Calvinisme, p. 104.

daß Savoyen Genf knechtete? Konnte die protestantische Republik Bern, die so viel gethan hatte, um den guten Samen in der verbündeten Stadt zu verbreiten, die zu diesem Zwecke Farel, Viret und Froment hingesandt und beschützt hatte, konnte sie jetzt den Rücken wenden, da die Saat zu reifen begann und die Ernte nahe war? Das schien unmöglich. Im Januar sollte ein Landtag in Luzern zusammentreten, um zu untersuchen, was die Schweiz unter diesen Umständen zu thun hätte. Alle Gedanken der Genfer richteten sich auf diesen einen Punkt. Aber nicht nur die Majorität der Kantone, sondern die Berner selbst willigten in die Wiedereinsetzung des Herzog's und des Bischof's. Freilich forderten sie Gewissensfreiheit, „denn," sagten sie, „es hängt nicht von dem Menschen ab zu glauben, was er will. Der Glaube ist eine Gabe Gottes. Aber der Herzog und der Bischof waren offenherzig genug, diesen Vorschlag zurückzuweisen und erklärten: „Wir wollen in unsern Staaten das Recht haben, in Religionsangelegenheiten zu gebieten." „Wir verlangen," fügten ihre Vertreter hinzu, „daß die Prediger aus der Stadt vertrieben werden und daß Bern sein Bündniß mit Genf löse." Bei diesen Worten erfüllte Schmerz und Unwillen die Genfer Deputirten. „Wie?" riefen sie, „der Bischof beklagt sich darüber, daß er der Gerichtsbarkeit beraubt ist, und er ist der Räuber! Er ist es, der unaufhörlich darnach getrachtet hat, Genf seine Freiheiten zu nehmen; er ist es, der unlängst die Richter, Gerichtshöfe und Tribunale auf fremden Boden verpflanzt hat!" Aber der Landtag war unerbittlich und beschloß, daß der Herzog und der Bischof in den Besitz ihrer ganzen Gewalt und aller ihrer Vorrechte wieder eingesetzt werden sollten. Umsonst eilten der Syndicus Claude Savoie und Johann Lullin sehr erschrocken über diesen Beschluß nach Luzern und erklärten, „Genf würde solche Artikel niemals annehmen." Die Schweizer aber antworteten den Genfern (war es Ironie oder aufrichtig gemeint?): „Ihr seid uns Dank schuldig und Ihr scheltet uns! Nehmt den Beschluß an." — „Das können wir nicht," erwiederten die Deputirten stolz. — Da erklärten die Kantone: „In diesem Falle bleibt uns nichts übrig, als die ganze Sache in Gottes Hand zu legen."[1])

---

[1]) Msc. de Roset, liv. III, ch. XX. — Rathsprotokoll vom 5., 28. Januar, 20., 21. Februar 1535. — Msc. de Gautier. —

So war Genf von allen, sogar von Bern verlassen, und diese Nachricht rief bei den Bewohnern der Stadt die größte Aufregung hervor. Gott blieb ihre einzige Zuflucht; aber Gottes Macht ist groß. „Ja,“ sagten sie, „Gott soll entscheiden!“ Die Männer arbeiteten an den Mauern und setzten ihre Waffen in Stand, die Frauen beteten, die Kinder bekriegten in ihren Spielen Savoyen — und den Bischof. Die Glocken der niedergerissenen Kirchen wurden eingeschmolzen, um Kanonen daraus zu gießen. Jede Nacht sperrten die Wachen die Straßen mit Ketten, und Tags lautete der Befehl, stets wachsam und auf der Hut zu sein. Alles geschah mit Ordnung, Ruhe und Entschlossenheit.[1])

Die Feinde spotteten über diese Geschäftigkeit und meinten, wie die kleine Stadt den zahlreichen Truppen widerstehen wollte, welche gegen dieselbe in Anmarsch waren. Aber die Besonneneren wußten recht wohl, daß bisweilen in der Welt der Glaube über den Aberglauben, die Weisheit über die Macht, die Frömmigkeit über den Zorn die Oberhand gewinnt und daß der Sieg schließlich den Gerechten und Ruhigen zu Theil wird. Carl V., der sein Schwert in die Wagschale werfen wollte, hatte wie andere ehrgeizige Machthaber, etwas Gigantisches in seinem Auftreten; großartige Gedanken haben wie Blitze ihren Geist erleuchtet und bisweilen weithin einen grellen Schein verbreitet, aber Bleibendes haben sie nicht geschaffen. Nur die Gerechtigkeit, die Beharrlichkeit und der Glaube können große und dauernde Schöpfungen in's Leben rufen.

Die Selbstverleugnung und Festigkeit, mit der die Genfer die Hälfte ihrer Stadt niederrissen, war für sie das Unterpfand des Sieges. Zu Anfang des Jahres 1535 war das Werk fast vollendet. Einige entfernter liegende Gebäude fielen indessen erst 1535, 1536, ja selbst 1537. Rund um die Stadt herum war alles dem Erdboden gleich gemacht die Zugänge waren frei, das Geschütz konnte ohne Hinderniß spielen; allmählich entstanden auch die Linien, welche die Stadt decken sollten; die Wälle erhoben sich, und wenn Genf auf die Arbeiten seiner Söhne und auf die plötzliche wunderbare Umwandlung blickte, konnte es, wie einer seiner Dichter ausrufen: „Meine Schönheit lockte viele Bewerber herbei, und sie trachteten mich zu verführen. Als sie sahen, daß ihre Schmeichelreden mich nicht untreu machen konnten, nahmen sie zu

---

[1]) Rathsprotokolle vom 29. December 1534, 8., 12., 15. Januar 1535.

Drohungen ihre Zuflucht und jetzt rüsten sie sich, mich mit Gewalt zu erobern. Aber fest entschlossen, die Tugend höher zu achten als die Schönheit, habe ich mit eigener fester Hand meine Tempel, Häuser und Gärten zerstört und sie in Wälle verwandelt, um die thörichten Freier abzuhalten.

So, um die Ehre zu retten, zerstörte ich selber die Schönheit,
Nicht das schöne fortan heiß' ich, das tapfere Genf."[1])

Genf hatte damals die schwierige Zeit der Umwandlung zu bestehen. Wohl wurde es von harten Schlägen betroffen, heftige Aufregung gährte in seinem Innern und schreckliche Verwüstung herrschte draußen. Aber in demselben Augenblicke, wo man auf dem Altar des Vaterlandes dies Opfer brachte, wo Reichthum und Schönheit aufgegeben wurde, um die Unabhängigkeit und den Glauben zu retten, in dem Augenblicke, wo solche erhabene Gedanken die Herzen bewegten, und freilich mancher Schmerzensschrei oder auch feurige, muthige Reden ertönten, strahlte ein geheimnißvolles Licht inmitten der Finsterniß: die Freiheit, die Sittlichkeit und das Evangelium waren erschienen; die Blicke mancher hoffnungsvollen Christen sahen aus dem Staube und den Trümmern einen neuen Bau erstehen, der in unvergänglicher Herrlichkeit strahlte. Der Hymnus, welcher damals erscholl, war kein Todtengesang, sondern das Morgenlied beim Erwachen zu neuem Leben.

---

[1]) » . . . . . Incepit tentandi causa pudoris
Alliciens varios haec mea forma procos;
Qui mecum blandis non possent fallere verbis,
Ecce minas addunt, denique vimque parant.
Tunc ego non volui pulchrum praeponere honesto,
Diripui rigida sed mea pulchra manu
Templa, domos, hortos, in propagacunla verti,
Arcerent stolidos que procul inde procos.
Diripui pulchrum certe, ut tutarer honestum.
E pulchra et fortis facta Geneva vocor.«
(Distichen, die von Gautier in seinem Geschichtsmanuscript aufbewahrt sind.)

Sechszehntes Kapitel.

Der König von Frankreich beruft Melanchthon, um die Einigkeit und die Wahrheit wiederherzustellen.

(Ende 1534 bis August 1535.)

Während das Reformationswerk in der kleinen Alpenstadt den größten Gefahren ausgesetzt zu sein schien, hatte dasselbe in den Augen der Optimisten in zwei der größten Länder von Europa, in Frankreich und Italien, Aussicht auf Erfolg. Melanchthon und Calvin, die beiden herrlichsten Vorkämpfer der Reformation, waren der eine nach Frankreich, der andere nach Italien berufen worden. Luther, der ihnen durch die Schwungkraft seiner Seele und die Einfalt seines Glaubens überlegen war, stand ihnen als Theologe nach, und vielleicht hatten sie das vor ihm voraus, daß sie im Stande waren, in ihren Gedanken alle Völker und alle Kirchen zu umfassen.

Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts war für die Nationen Europa's die Zeit einer großen Umwandlung, ja, seit der Einführung des Christenthums hatte keine bedeutendere stattgefunden. Während des Mittelalters war der Papst der Vormund der Christenheit, und die Völker waren die Unmündigen, welche nicht über sich selbst bestimmen konnten, da sie das erforderliche Alter noch nicht erreicht hatten. Die päpstliche Hierarchie öffnete oder schloß die Himmelsthüren, schrieb jedem vor, was er glauben oder thun sollte, gebot sogar in den Rathsversammlungen und hatte einen gewaltigen Einfluß auf die öffentlichen Einrichtungen.

Aber eine Vormundschaft ist stets etwas Provisorisches; wenn ein Mensch seine Volljährigkeit erlangt, so tritt er in den vollen Genuß seines Vermögens und seiner Rechte ein, Gott allein ist er Rechenschaft schuldig und geht ohne Vormund seinen Weg, nur das eigene Gewissen dient ihm als Richtschnur. Auch für die Völker giebt es eine Volljährigkeit, und gerade im 16. Jahrhundert erreichte die Christenheit dieses Alter. Von da an nimmt dieselbe nicht blindlings an, was die Priester ihr bieten, sie tritt in eine höhere und freiere Sphäre. Die menschliche Lehre verschwindet und Gottes Lehre beginnt wieder. Von Neuem hört man in der Christenheit die Worte, welche Paulus

von Tarsus im ersten Jahrhundert gesprochen hat: „Als mit den Klugen rede ich; richtet Ihr, was ich sage.“ [1]) Aber wir wollen es nicht vergessen, die Reformatoren wiederholten diesen Satz, indem sie ihre Brüder auf das Buch der Bücher hinwiesen. Hätten sie dem Menschen nicht ein himmlisches Licht gegeben, hätten sie ihn inmitten der nächtlichen Schatten sich selbst überlassen, so wäre er blind, unruhig, schwankend und unverständig geblieben. Jetzt aber, da die Christenheit im 16. Jahrhundert mündig gesprochen war, wurde jeder, der die Bedeutung der Zeit erkannte, dazu berufen, frei aus dem göttlichen Worte alles zu schöpfen, dessen er bedurfte, um die Finsterniß der eigenen Vernunft zu erhellen und die Lücken, die er empfand, auszufüllen. Nun fühlten sich die wahren Christen erhaben über die irdischen Güter, über Kunst, Literatur, Wissenschaft und Philosophie, denn ein ewiger, unvergänglicher Schatz wurde ihnen geboten, nämlich Gott selbst. Das Evangelium, welches damals der Welt zurückgegeben wurde, bewirkte, daß die Gewissen sich vor diesem höchsten Gebieter beugten, es verlieh dem Sittengesetz eine außergewöhnliche Macht und brachte so den Völkern, die es aufnahmen, die Ordnung und die Freiheit, zwei Güter, welche der Vatikan nie in seinem Reiche besessen hat.

Freilich erkannten nicht alle, daß die Volljährigkeit, zu welcher jedes Individuum nothwendigerweise gelangen muß, zugleich für die Gesammtheit von Bedeutung ist, und daß besonders die Kirche unzweifelhaft selbstständig werden muß. Ja, es gab sogar Leute (und nicht wenige waren unter denen, welchen das Wohl der Völker am Herzen lag), die vor der Abschaffung der päpstlichen Vormundschaft erschraken. Sie sahen ein, daß diese ungeheuere That im Reiche des Geistes unendliche Bewegungen hervorrufen würde, daß die ganze menschliche Gesellschaft, die Wissenschaften, das sociale Leben, die Politik, die Beziehungen der Völker sich neu gestalten mußten. Diese Aussicht, welche bei den meisten lebhafte Freude erregte, gab andern Anlaß zu den ernstlichsten Befürchtungen. Namentlich solche, welche nicht zu der Erkenntniß durchgedrungen waren, daß der Mensch als sittliches Wesen nur durch freie Ueberzeugung geleitet werden kann, meinten, die Menschheit werde sich verirren und in's Verderben gerathen, wenn man sie von der Gewalt

---

[1]) 1. Cor. 10, 15.

befreite, welche sie so lange durch die Furcht vor Bannfluch und Scheiterhaufen eingeschüchtert und in Fesseln gehalten hatte. Beunruhigt durch den Anblick des lebendigen, frei dahinströmenden Wassers der Reformation, wollten diese Menschen die europäischen Nationen vor der Sündfluth retten, welche sie nach ihrer Meinung bedrohte, und hielten es für ihre Pflicht, die wankenden Dämme wiederherzustellen, zu erhöhen und zu befestigen, um die stehenden Gewässer in den ungesunden Canälen zu erhalten, in welchem sie seit Jahrhunderten stagnirten.

Franz I. war ungeachtet seiner liberalen Tendenz in Bezug auf die Wissenschaften und Künste nicht frei von diesen Befürchtungen und lieh mehrfach seine Hand zu einer grausamen Wiederherstellung der römischen Gewalt. Heinrich VIII., der als Individuum wenig Interesse erregt, aber als König große Bedeutung hat, und der wirklich nicht nur der Vater, sondern auch der Vorgänger und Vorarbeiter Elisabeth's und ihrer Regierung war, riß sein Land damals unwiderruflich vom Papstthum los, obgleich er sich freilich vergeblich bemühte, die katholischen Lehren beizubehalten, und er legte so den Grund zu England's Freiheit und Größe. Franz I. dagegen hielt in seinem Reiche die päpstliche Suprematie aufrecht und war unablässig thätig, sie auch in den Ländern, wo sie gestürzt worden, wieder herzustellen. In den Jahren 1534 und 1535 machte er zu diesem Zwecke große Anstrengungen und fand zahlreiche Hände, die ihn dabei unterstützten.

Der Gedanke, die Einigkeit der christlichen Kirche des Abendlandes wieder zu begründen, beschäftigte jedoch nicht nur diejenigen, welche herrschsüchtige Absichten hegten, sondern auch edle, liberale Männer. „Wie läßt sich das erreichen?“ fragten sie. Die Leidenschaftlichen meinten: mit Gewalt, aber die Besonnenen machten dagegen geltend, daß man eine christliche Einigung nicht mit Schwertstreichen hervorrufen könne. Daher beschlossen denn diejenigen, die sich mit dieser großen Frage beschäftigten, zu untersuchen, ob man dieselbe nicht durch gegenseitige Zugeständnisse zu lösen vermöchte, und sie gingen an's Werk, aber freilich aus verschiedenen Beweggründen und in verschiedener Absicht. Sie bildeten drei Classen.

In ganz Europa gab es Gelehrte, welche in Folge des Wiederauflebens der Wissenschaften weder von dem Aberglauben und den Mißbräuchen Rom's, noch von den gewaltigen Lehren und den strengen

Forderungen der Reformation etwas wissen wollten. Sie wünschten freilich wohl eine Religion, aber sie mußte leichter und bequemer sein und, nach ihrer Meinung, mehr mit der Vernunft übereinstimmen. Zwischen Luther und dem Papste in der Mitte stand Erasmus, und dieser so glänzende und so verständige Schriftsteller war der Lehrer, dem sie folgten, so daß der Kurfürst von Sachsen sie „Erasmische" nennt.[1]) Diese Leute glaubten nun ihren Traum verwirklichen zu können, wenn es ihnen gelänge, den Papismus und den Protestantismus zu verschmelzen.

Auch fanden sich überall mehr oder weniger bedeutende Persönlichkeiten, bei denen der Wunsch vorherrschte, Europa unter der Vormundschaft des Papstthum's, die während des ganzen Mittelalters bestanden hatte, zu erhalten; sie befürchteten unerhörte Ruhestörungen, wenn diese höchste Autorität aufhören sollte. An ihrer Spitze stand in Frankreich der König, und Franz I. hatte auch einen eigennützigeren Zweck, er wollte aus politischem Interesse die Protestanten und Katholiken vereinigen: er bedurfte Rom's in Italien, um dort das Uebergewicht wieder zu erlangen und der Protestanten in Deutschland, um Carl V. niederzuhalten. Zu dieser Classe gehörte auch mehr oder weniger Wilhelm du Bellay, des Königs Rath und rechter Arm in der Diplomatie. Beide waren in Bezug auf die Lehre Anhänger des Erasmus, aber vom kirchlichen Gesichtspunkte aus wünschte der Fürst eine gemäßigte päpstliche Herrschaft, während der Minister ein noch liberaleres System vorgezogen hätte.

Endlich gab es besonders in Deutschland einige evangelische Christen, welche sich damit einverstanden erklärten, die bischöfliche Form und selbst den Vorrang der Bischöfe anzuerkennen, in der Hoffnung, damit eine Umgestaltung der Lehre und der Sitten der allgemeinen Kirche zu erlangen. Melanchthon in Wittenberg, Bucer in Straßburg und Professor Sturm in Paris waren die hervorragendsten Männer dieser Richtung. Melanchthon ging noch weiter als seine Collegen. Er hielt zwar die große Bewegung, welche damals vor sich ging, für heilsam, ja für nothwendig, allein er verlangte, daß sie beschränkt und geleitet

---

[1]) „Die Leute, die die Sache fördern, mehr Erasmisch als Evangelisch sind." Brettschneider, Corpus Reformatorum, II, p. 909.)

würde. Die früheren Jahrhunderte hatten Resultate vorbereitet, welche nach seiner Ansicht den kommenden Jahrhunderten überliefert werden mußten, und er meinte, wenn man den Papst dahin bringen könnte, das Evangelium anzunehmen, so könnte dieser Despot der früheren Zeit der Kirche noch nützlich werden. Und noch ein anderes, dringenderes Interesse erfüllte die frommen Männer; es galt die Opfer des Fanatismus zu retten und die Scheiterhaufen auszulöschen. Die blutigen Hinrichtungen, welche am 21. Januar 1535 unter großen Feierlichkeiten auf den öffentlichen Plätzen von Paris im Beisein des Königs und des Hofes stattgefunden, hatten in der Ferne einen unbeschreiblichen Abscheu hervorgerufen. Man sollte meinen, diese edlen Männer hätten das Elend Frankreich's geahnt, sie hätten im Geiste schon die vom Blute gerötheten Schlachtfelder, die Opfer der schaudervollen Bartholomäusnacht erblickt, sie hätten den unheilvollen Klang der großen Glocke von Saint-Germain-l'Auxerrois vernommen und die Scharen von Flüchtlingen vorüberziehen sehen, welche die Aufhebung des Edictes von Nantes über die ganze Erde zerstreuen sollte.

Aber ein gemeinsamer Zug charakterisirt alle diese drei Classen. Die Glieder derselben waren im Allgemeinen nachgiebig, umgänglich und geneigt, selbst etwas von dem, was sie für wahr hielten, zu opfern, um ihren Zweck zu erreichen. Dagegen gab es in Europa auf der Seite Rom's unbeugsame Papisten, und auf der Seite der Reformation entschiedene Protestanten, welche die Wahrheit über die Einigkeit stellten und entschlossen waren, alles zu thun, „damit der Schatz, welchen Gott ihnen anvertraut hatte, nicht durch ihre Feigheit verloren ginge oder ihnen um ihres Undank's willen genommen würde." [1])

Die berühmten Plakate, welche in der Octobernacht des Jahres 1534 in der Hauptstadt und in ganz Frankreich angeschlagen worden waren, hatten unter der Schar der friedlich Gesinnten große Aufregung hervorgerufen; es war ihnen, als hätte man plötzlich eine brennende Fackel in das Haus geworfen, in welchem sie in aller Ruhe saßen, und an die Aussöhnung Rom's und der Reformation dachten. „Diese aufrührerische Handlung beunruhigt das Reich und setzt uns großen

[1]) Calvin.

Gefahren aus,"[1]) schrieb Sturm von Paris aus an Melanchthon. „Die Verfasser dieser Plakate sind fanatische Geister, rebellische Leute, welche verderbliche Ansichten verbreiten, und die man strafen muß," schrieb Melanchthon selbst an den Bischof von Paris. Zu gleicher Zeit aber weigerten sich die thatkräftigsten deutschen Protestanten in heftigem Unwillen über die Grausamkeit Franz I., sich mit einem Fürsten zu verbinden, der ihre Glaubensbrüder verbrennen ließ. Der König von Frankreich hatte den Plan zu einem Congresse entworfen, auf welchem der Friede in der Christenheit wiederhergestellt werden sollte, aber eine unkluge Hand hatte Feuer in das Pulver geworfen und alle Freunde des Friedens waren erschrocken und verwirrt; seitdem hörte man überall nur von Beschuldigungen, Vorwürfen und Zwietracht.

Franz I. erkannte, daß seine Heftigkeit die Schuld trug, wenn sein Plan nahe daran war zu scheitern, und demnach versuchte er wieder gut zu machen, was er so unkluger Weise verdorben hatte. Am 1. Februar schrieb er an die evangelischen Fürsten des deutschen Reiches und versicherte sie, daß zwischen den deutschen Protestanten und seinen Schlachtopfern, den französischen „Ketzern", gar keine Aehnlichkeit bestände. Der Urheber des Wippgalgens vom 21. Januar gab sich das Ansehen, als sei er die Unschuld selbst. „Man verunglimpft mich bei Euch in Deutschland an allen Orten, wo man zusammenkommt," sagte er, „und wie ich höre, bei allen Banketten. Sie beschuldigen mich, daß man Leute in türkischer Kleidung sicher und frei auf allen Gassen und an allen Orten gehen sehe, dagegen dürfe sich niemand in deutscher Kleidung blicken lassen; sie behaupten, daß auch alle Deutsche ohne Unterschied für Ketzer gehalten, beschuldigt, angegriffen, gemartert und getödtet werden. Auf solche Lügen will ich antworten. In dem Augenblick, wo ich gute Hoffnung bekommen, die Sachen sollten auf gute Wege geleitet werden, hat der Feind der Wahrheit und Vater der Lügen etliche, nicht allein thörichte, sondern gar unsinnige Leute erwecket, die sich Aufruhr und anderer unchristlicher Handlungen unterstanden, doch will ich diese neuen Vergehen lieber unterdrücken und auf sich beruhen lassen, statt sie bei Euch als den obersten Ständen zu verbreiten.[2]) Denn wenn dergleichen bei Euch vorgekommen

[1]) »Stultissimis et seditiosissimis rationibus regna et gentes perturbarunt.« (Corp. Ref., II, p. 855.)

[2]) »Quorum ego paradoxa malo iisdem sepeliri tenebris, unde subito

ist, habt Ihr sonder Zweifel dieselben in Strafe genommen. Damit aber solches Uebel nicht weiter einreiße, habe ich mit allem Fleiß, Mühe und Arbeit dafür gesorgt, alle Uebelthäter, die ergriffen sind, nach Recht und Billigkeit strafen zu lassen, und ist niemand, weß Standes und Nation er auch sei, verschont worden, doch ist kein Deutscher eingezogen worden,[1]) soviel mir bekannt. Es sind auch Deutsche öffentlich bei mir am Hofe, etliche deutsche Fürsten und viele von Adel und in den Städten und Flecken viel Studenten, Kauf- und Handwerksleute, welche alle gleich andern meiner Unterthanen, ja wie meine eigenen Kinder sicher bei mir gehalten werden und leben." Dieser Brief hatte einige Wirkung und rief jenseits des Rheines eine Reaction hervor, so daß auch Melanchthon seine Einigungspläne wieder aufnahm.

Aber nun zeigte sich eine neue Bewegung. Man sah plötzlich und heftiger als je die großen Schwierigkeiten auftauchen, an welchen das Unternehmen zu scheitern drohte. Franz I. hatte in Deutschland die versöhnlichen Ansichten von Melanchthon, Hedio und Bucer verbreiten lassen.[2]) Einige weniger einsichtsvolle als aufrichtige Anhänger des Katholicismus entstellten und verkürzten diese Aussprüche[3]) und riefen dann mit triumphirender Miene, die Ketzer, und Melanchthon an ihrer Spitze, wollten in den Schooß der Kirche zurückkehren. Da erreichte die Erbitterung in den evangelischen Scharen den höchsten Grad, und von allen Seiten erhob sich ein unerhörter Lärm gegen die Vermittler und ihre Schwäche. Man erinnerte daran, daß die Wahrheit keine Waare sei, von der man ablassen könne, sie sei eine fortlaufende Kette, deren Ringe alle auseinander fielen, wenn nur einer zerbrochen würde. Man sagte: „Melanchthon denkt, ein einziger Priester, der in Rom residirt, werde

---

emerserant, quam apud vos, amplissimi ordines, hoc est in orbis terrarum luce, memorari.« Brettschneider hat in seinem Corpus Reformatorum, II, p. 828—35 nur die deutsche Uebersetzung dieses Briefes gegeben. Das lateinische Original, welches wir bei Veröffentlichung unseres III. Bandes nicht kannten, findet sich in Freheri, Script. rerum German., III, p. 295.

[1]) Es scheint doch, daß auch Deutsche eingekerkert wurden; doch wurden sie später auf Befehl des Königs freigelassen und nach Deutschland zurückgeschickt. (Corp. Ref., II, p. 857.)

[2]) S. diese Ansichten, Thl. II, p. 368 ff.

[3]) »Mutilati et excerpti . . . . mala fide decerpti.« (Corp. Ref., II, p. 976.)

zur Aufrechthaltung der Einigkeit des Glaubens unter den verschiedenen Nationen der Christenheit sehr nützlich sein; Bucer fügt hinzu, man müsse nicht alles, was sich im Papstthum findet, umstoßen, sondern vielmehr in den protestantischen Kirchen manches in der alten Kirche Uebliche wieder einführen. Die, welche so sprechen, sind Abtrünnige und Ueberläufer; sie verrathen unsere Sache, sie begehen ein Verbrechen!"[1]) Wenn solche Proteste sich schon unter den Lutheranern hören ließen, so waren Männer wie Farel und Calvin noch viel entschiedener gegen die Versuche einer Einigung mit dem Papstthum. „Es ist eine Sünde," schrieb später Calvin an einige Engländer, „allerlei unnützen Kram, den traurigen Ueberrest des päpstlichen Aberglaubens beizubehalten, den wir gänzlich aus unserer Erinnerung vertilgen müssen."[2]) Und daß Franz I. an der Spitze dieser Unterhandlungen stand, erfüllte die Schweizer Theologen besonders mit unaussprechlichem Widerwillen. „Was läßt sich von diesem Fürsten, diesem unreinen, weltlich gesinnten, ehrgeizigen Manne Gutes erwarten?"[3]) sagte Bullinger. „Er übt nur Verstellung, Christus und die Wahrheit gelten bei seinen Plänen nichts. Sein einziger Gedanke ist, wie er Mailand und Neapel in seine Hände bekommen kann. Was kümmert ihn dies alles, wenn er nur Herr von Italien wird." — Diese ehrlichen Schweizer trafen im Grunde das Richtige. Erschrocken über die Falle, welche man der Reformation legte, schrieben Bullinger, Blaurer, Zwick und andere reformirte Theologen an Bucer: „Umsonst sucht Ihr eine Einigung mit dem Papste anzubahnen; Tausende von Protestanten werden sich lieber erwürgen lassen, als daß sie Euch folgen! . . ." Zu gleicher Zeit erhob die Sorbonne mit den Ihrigen ihre Stimme noch lauter gegen jede Annäherung an die lutherischen Lehren. Das Gewitter zog von rechts und von links zusammen und entlud sich über den Häuptern der vermittelnden Partei. Der arme Bucer, der von beiden entgegengesetzten Seiten gedrängt wurde, erlag fast unter der Last des Kummers. „Wollte Gott," rief

---

[1]) »Vocor transfuga, desertor . . . . . me totam causam prodidisse.« (Melanchthon an Du Bellay, Corp. Ref., II, p. 915.)

[2]) Calvin, Lettres françaises, I, p. 420.

[3]) »De Gallo, homine impuro, profano et ambitioso.« (Bullinger an Myconius, 12. März 1534, Ep. Ref., p. 122.)

er aus, „daß ich wie die französischen Märtyrer aus diesem Leben erlöst würde, und vor Christi Angesicht stände!"[1])

Alle Hoffnung auf eine Einigung schien verloren. Das Schiff, welches der staatskluge Franz I. gesteuert und welches die Hand des frommen Melanchthon mit Friedenswimpeln geschmückt hatte, war auf Klippen gerathen; alle Anstrengungen, es wieder flott zu machen, schienen vergeblich; es hatte weder Wasser noch Wind genug, um vorwärts zu kommen. Man dachte schon daran, es aufzugeben, als ein unvorhergesehener Windstoß es von den Klippen erlöste, an denen sich der Ocean in schäumenden Wogen brach, und es in's offene Meer hinaustrieb.

Nachdem Clemens VII. vor Gram über eine Zukunft, in welcher er nur Täuschung und Kummer voraussah, gestorben war,[2]) hielt sich der König von Frankreich der Versprechungen entbunden, die er dem Oheim Katharina's gemacht hatte. Und bald gab ihm die Wahl des heiligen Collegiums noch größere Freiheit. Alexander Farnese, der unter dem Namen Paul's III. auf Clemens VII. folgte, war ein Weltmann; er hatte zu Florenz in den berühmten Gärten des Lorenzo von Medici seine Studienzeit verlebt und war von Jugend auf den Ausschweifungen ergeben gewesen. Einst als er auf Befehl seiner Mutter im Schlosse St. Angelo in Haft gehalten ward, benutzte er den Augenblick, wo die Aufmerksamkeit seiner Hüter durch die Frohnleichnamsprozession in Anspruch genommen war, um mittelst eines Strickes durch das Fenster zu entkommen. Obwohl er einen natürlichen Sohn und eine natürliche Tochter hatte, wurde er doch zum Kardinal erhoben, und von dem Augenblicke an waren seine Blicke unabläßig auf die Tiara gerichtet. Endlich im Alter von 67 Jahren erreichte er wirklich sein Ziel und erklärte, daß er in Religionssachen ganz andere Grundsätze befolgen werde, als seine Vorgänger. Dieser Mann, der für sich und seine Familie so dringend der Besserung bedurfte, war einzig und allein damit beschäftigt, die Kirche zu bessern. Nun kam also nicht blos ein König von Frankreich, sondern auch der römische Papst dem

---

[1]) »Ego velim . . . cum Gallis martyribus Christum adire.« („Bucer." Zeitschrift für histor. Theol., 1850, p. 44.)

[2]) »E fu questo dolore et affanno che lo condusse alla morte.« (Soriano. Ranke, I, p. 127.)

Melanchthon entgegen. Leo X. hatte der Christenheit das Schisma hinterlassen, Paul III. unternahm es, ihr die Einigkeit zurückzugeben und wollte sich dadurch weit größeren Ruhm erwerben, als die Mediceer gewonnen hatten. Alsbald versprach er den Gesandten Carl's V. ein Concil, und vier Tage nach seiner Erwählung verkündigte er vor dem vollzählig versammelten Consistorium seine Pläne. „Ich will eine Reform," sagte er, „aber ehe die allgemeine Kirche gereinigt wird, müssen wir den römischen Hof säubern." Und er ernannte eine Congregation, welche einen Reformationsplan entwerfen sollte. Stolz auf seine Begabung glaubte er, er würde alles mit leichter Mühe durchführen können, und schon triumphirte er innerlich über die Deutschen, welche in seinen Augen plump und einfältig waren, und über die Schweizer, die er für Barbaren hielt. Franz I., der mit diesen Anstalten des Papstes sehr zufrieden war, kannte außerdem die besondern Mittel sehr wohl, durch welche er sich mit ihm verständigen konnte. Ambrosio, der erste Sekretär Sr. Heiligkeit, ein einflußreicher Mann, hegte eine große Vorliebe für Geschenke. Als einer, der seiner guten Dienste bedurfte, ihm einst 60 silberne Waschschalen mit ebenso vielen Wasserkannen geschenkt hatte, sagte jemand: „Wie geht es zu, daß er trotz der vielen Waschschalen, in denen er sich die Hände waschen könnte, doch nie reine Hände hat?" [1])

Aber das Einigungswerk sollte doch nicht so leicht sein, als die Verbindung zweier solchen Gestirne, wie Farnese und Valois, es zu verheißen schien. Nahm auch die römische Kirche in Rom eine mildere Form an, so wurde dagegen der Papismus in Frankreich nur um so schroffer. Schon begann die fanatische Partei, welche durch die Verbrechen der Bartholomäusnacht und der Ligue eine traurige Berühmtheit erlangen sollte, sich um den Dauphin, den nachmaligen Heinrich II., zu sammeln. Dieser, welcher unlängst aus Madrid zurückgekehrt war, stand damals in seinem 18. Lebensjahre, er war durchaus nicht lebhaft, gesprächig und selbstständig wie ein junger Franzose, sondern finster und schweigsam, und schien wie dazu geschaffen, sich von Frauen leiten zu lassen. Nun befanden sich in seiner Umgebung zwei Damen, die sehr geeignet waren, ihm eine papistische Richtung zu geben, nämlich seine

[1]) Warchi, Istorie Fiorentine, p. 636. (Ranke.)

Gemahlin Katharina von Medici und seine Geliebte Diana von Poitiers, eine Wittwe, die trotz ihres Alters noch große Schönheit besaß, und wie sie sagte, nicht für ein Kaiserreich mit einem Protestanten gesprochen hätte. Diese beiden Frauen (die übrigens mit einander auf dem besten Fuße standen) und der ganze Anhang des Dauphin's gaben sich alle Mühe, den Absichten des Königs entgegenzuwirken. Die Einflußreichsten dieser Partei ließen nicht ab, ihm zu wiederholen, daß die Protestanten in Deutschland ganz eben so wie die in Frankreich Fanatiker und Aufrührer wären. In demselben Augenblicke aber sagten die Agenten des Kaisers in gleicher Absicht den deutschen Protestanten, Franz I. sei ein Ungläubiger, der sich mit den Türken verbände. Dadurch wurden die Hindernisse, welche man in Deutschland und Frankreich einer Aussöhnung der Christenheit in den Weg legte, derartig, daß es schwierig schien, dieselbe dennoch zu verwirklichen.

Aber während all' dieser Intriguen blieben die Männer der dritten Partei fest. Die Du Bellay stammten aus einer der ältesten Familien Frankreich's, ihr Adel reichte bis zur Regierungszeit Lothar's hinauf[1]) und ihre Mutter, Margarethe de la Tour-Landry, zählte unter ihren Vorfahren einen Mann, der es sich hatte angelegen sein lassen, Lehren über eine gute Erziehung aufzustellen. Der Chevalier de la Tour-Landry, Herr von Bourmont und Clermont, welcher im 14. Jahrhundert lebte, hatte, nachdem er viele Fehden geführt, zwei Bücher über die Erziehung geschrieben, das eine für seine Söhne, das andere für seine Töchter, und diese Bücher waren vielfach abgeschrieben und verbreitet worden. Die für die Töchter bestimmte Abhandlung wurde, vielleicht auf Anstiften der Eltern der Du Bellay, im Jahre 1534 gedruckt. „Um der großen Liebe willen, die ich für meine Kinder hege," sagte der alte Chevalier daselbst, „welche ich liebe, wie ein Vater sie lieben muß, würde mein Herz unaussprechliche Freude empfinden, wenn sie sich im Dienste und in der Liebe zu Gott eines guten, ehrenhaften Lebens befleißigten." [2]) Wilhelm und besonders Johann Du Bellay

---

[1]) Moréri. Article du Bellay.

[2]) Livre du chevalier de la Tour-Landry, qui fut fait pour l'enseignement des femmes mariées et à marier. Es ist im Jahre 1854 in der Jannet'schen Buchdruckerei gedruckt worden. In der kaiserlichen Bibliothek befinden sich sechs handschriftliche Exemplare. S. auch Burnier, Histoire littéraire de l'éducation, I, p. 11.

schienen diesem Wunsche entsprochen zu haben. Wilhelm, dem älteren, fehlte es nicht an christlicher Gesinnung, wie er denn auch sagte: „Ich wünsche, daß nichts geschehe, was der Sache des Evangeliums und der Ehre Jesu Christi schaden könnte,"[1]) aber er war vor allem einer der ausgezeichnetsten Generale und Diplomaten dieses Zeitraums. Er kannte, wie Brantôme sagt, die größten Privatgeheimnisse des Kaisers und aller Fürsten Europa's, so daß man glaubte, daß ein Geist ihm dienstbar sei. Obwohl seine Glieder in Folge seiner Feldzüge von der Gicht ganz gelähmt waren, bewies er doch eine unermüdliche Thätigkeit. Sein Bruder Johann, der Bischof von Paris, gleichfalls „ein ganzer Mann," war, wie er, ein aufgeklärter Katholik. Deßhalb wurde er denn auch bei der Thronbesteigung Heinrich's II. durch die Intriguen der papistischen Partei seiner Würde entsetzt und verließ in Folge dessen Frankreich. Um jedoch zu zeigen, daß er katholisch blieb, begab er sich nach Rom.

Als die gemäßigte katholische Partei, an deren Spitze diese beiden Brüder standen, im Jahre 1535 sah, daß sowohl in Paris als in Rom Aussichten auf Erfolg vorhanden waren, beschloß dieselbe einen entschiedenen Schritt vorwärts zu thun und Melanchthon nach Frankreich zu berufen. Man machte Franz I. den Vorschlag, und alle Männer dieser Richtung unterstützten denselben. Sie wußten, daß Melanchthon „Deutschland's Lehrer" genannt wurde, und dachten daher, wenn er nach Frankreich käme, würde er alle Parteien durch seinen Geist, seine Gelehrsamkeit, seine Weisheit, seine Frömmigkeit und seine Milde gewinnen. Bisweilen genügt ein einzelner Mann, wenn er im rechten Augenblick erscheint, um einem ganzen Zeitraum, einem ganzen Volke eine neue Richtung zu geben. „O Sire," sagte der Ritter Barnabas Voré de la Fosse, ein gelehrter, glaubenseifriger französischer Adliger, der Deutschland kannte, und das Evangelium liebte, zu Franz I., „wenn Ihr Melanchthon kennet, seine Geradheit, seine Gelehrsamkeit, seine Bescheidenheit! Ich bin sein Schüler und scheue mich nicht, es Euch zu bekennen. Unter allen, die heutzutage für gelehrt gelten und es wirklich sind, ist er der Bedeutendste."[2])

---

[1]) »Quod Evangelii causam et Christi gloriam perturbaret.« (Corp. Ref., II, p. 887.)

[2]) »Cum rege diu de te locutus est, ita ut te omnibus, qui nostris temporibus docti et habentur et sunt, praetulerit.« (Corp. Ref., II. p. 857.)

Diese Schritte waren nicht vergeblich; Franz I. fand die Priester sehr anmaßend und streitsüchtig. Sein Despotismus machte ihn freilich dem Papste geneigt, aber seine Liebe zu den Wissenschaften und sein Widerwille gegen die Mönche zogen ihn auf die andere Seite. Jetzt glaubte er beiden Neigungen genügen zu können. Ganz von dem Eindruck des Augenblicks abhängig und ohne auf die Folgen zu achten, ging er schnell von einem Extrem zum andern über. In Marseille hatte er sich Clemens VII. in die Arme geworfen, jetzt beschloß er Melanchthon die Hand zu reichen. „Wohlan," sagte er, „da er von unsern Rebellen so sehr verschieden ist, so laßt ihn kommen, ich werde mich sehr freuen, ihn zu hören." Das rief eine große Freude unter den Friedensstiftern hervor: „Gott hat die Trauer seiner Kinder angesehen und ihr Schreien gehört,"[1]) rief Sturm. Franz I. befahl de la Fosse, sich nach Deutschland zu begeben, um in Person Melanchthon dringend einzuladen.

Daß ein König von Frankreich einen Reformator aufforderte, zu ihm zu kommen und ihm seine Ansichten vorzutragen, das war etwas ganz Neues. Die beiden Haupthindernisse, welche sich der Reformation entgegenstellten, schienen dadurch beseitigt. Das erste war der Charakter der Reformirten in Frankreich: die exclusive Schroffheit ihrer Lehren, die Strenge ihrer Moral. Nun sollte ja der sanfte, weise, duldsame, gelehrte und humanistisch gebildete Melanchthon das Werk beginnen. Das zweite Hinderniß war der Leichtsinn und der Widerstand Franz I., und nun war es dieser Fürst selbst, der ein solches Entgegenkommen zeigte. Es giebt in der Geschichte der Menschheit Gnadenstunden, und eine solche Stunde schien jetzt gekommen. „Gott, welcher die Stürme beherrscht, zeigt uns einen Hafen, der uns eine Zuflucht bieten soll,"[2]) rief Sturm aus.

Die Freunde des Evangeliums und der Aufklärung gingen demnach an's Werk. Es galt, Melanchthon, den Kurfürsten von Sachsen und die deutschen Protestanten zu überzeugen, und das konnte immerhin schwierig werden. Aber die Vermittler waren durch Hindernisse nicht so leicht zu schrecken; sie ließen die Geschütze spielen und alle Minen

---

[1]) »Sentio respici a Deo calamitatibus affectas et afflictas hominum conditiones.« (Corp. Ref., II, p. 858.)

[2]) »Deus portum aliquem profugium ostendit.« (Corp. Ref., II, p. 856.)

springen, um den Sieg zu gewinnen. Sturm war vor allen andern thätig. Die freien Vorträge, welche er im Collége royal hielt, seine Erklärung des Cicero, seine Logik, die den Geist seiner Zuhörer — zu denen auch Peter Ramus gehörte — bildete und entwickelte, anstatt sie zu unfruchtbaren Disputationen anzuleiten, nichts vermochte ihn zurückzuhalten. Sturm war nicht blos ein aufgeklärter Mann, ein Humanist, der in den Geistesschöpfungen das Schöne zu schätzen wußte, er empfand auch tief die göttliche Größe des Evangeliums. Die Gelehrten, und besonders die in Italien, verhielten sich in Bezug auf die göttlichen Dinge damals oft negativ, führten einen leichtsinnigen Wandel und waren, ohne sittliche Kraft, nicht im Stande, einen heilsamen Einfluß auf ihre Zeitgenossen auszuüben. So war Sturm nicht, und während jene Schöngeister ohne Nutzen ihren glänzenden Witz in den Salons in tausendfachen Funken sprühen ließen, zeichnete sich dieser bedeutende Mann sowohl durch christlichen Glauben, als auch durch christliches Leben aus, er hegte und pflegte die erhabensten Güter, und während seiner langen Laufbahn hörte er nicht auf, für die Aufklärung seiner Zeitgenossen zu wirken.[1]) „Die Zukunft des französischen Protestantismus liegt in Euren Händen," schrieb er an Bucer, „von Eurer und Melanchthon's Antwort wird es abhängen, ob die Evangelischen sich der Freiheit erfreuen oder die grausamsten Verfolgungen erdulden sollen. Wenn ich sehe, wie Franz I. an die Erneuerung der Kirche denkt, so muß ich darin erkennen, wie Gott die Herzen der Könige lenkt. An seiner Aufrichtigkeit zweifle ich nicht, ich sehe keine versteckten Absichten, keine politischen Beweggründe bei ihm; obwohl ich von Geburt ein Deutscher bin, so theile ich doch in Bezug auf ihn den Argwohn meiner Landsleute nicht. Ich bin überzeugt, daß der König bereit ist, zur Kirchenverbesserung das Seinige zu thun und die Gewissen frei zu lassen."[2]) Das war damals die Hoffnung der edelsten Geister und das Ziel ihrer Bestrebungen.

Da Sturm alles thun wollte, was er konnte, um Frankreich diese Freiheit und diese Kirchenverbesserung zu verschaffen, so schrieb er selbst

---

[1]) S. Schmidt, Vie de Jean Sturm, premier recteur de Strasbourg.

[2]) Sturm an Bucer. — Schmidt. Zeitschrift für die histor. Theol., 1850, I, p. 46. — Strobel, Hist. du Gymnase de Strasbourg, p. 111, etc.

an Melanchthon; das war der Mann, den er gewinnen mußte, und nichts lag ihm deshalb mehr am Herzen. „Wie froh macht mich der Gedanke, daß Ihr nach Frankreich kommen wollt,“ schrieb er ihm. „Der König spricht viel von Euch, er lobt Eure Klugheit, Eure Gelehrsamkeit, Eure Bescheidenheit, er stellt Euch höher als alle Gelehrten unserer Zeit und nennt sich Euren Schüler.[1]) Wenn ich der Flammen gedenke, welche so viele edle Männer dahin gerafft haben, so fließen meine Thränen, jetzt aber, da ich höre, daß der König Euch dazu beruft, das Mittel vorzuschlagen, wie diese Feuer gelöscht werden sollen, erkenne ich, daß Gott voll Liebe auf die von unerhörten Leiden heimgesuchten Seinen herabsieht. Wie wunderbar, daß Ihr gerade jetzt nach Frankreich gerufen werdet, da unsere Sache hier so heftig angegriffen wird. Der König, der im Grunde ein gutes Herz besitzt, stößt in dem alten Glauben auf so viele Mängel und bei denen, welche sich zu den Lehren der Wahrheit bekennen, auf so viel Unklugheit, daß er sich an Euch wendet, um für beide Uebel Abhülfe zu finden. O Melanchthon, Euer Antlitz schauen, heißt unser Heil erblicken. Kommt zu uns und zeigt uns den Hafen in all' den heftigen Stürmen. Eine Weigerung von Eurer Seite ließe Eure Brüder in steter Gefahr, den Flammentod zu sterben. Kümmert Euch nicht um Kaiser und Könige; die Euch rufen, sind Leute, die mit dem Tode ringen. Aber sie stehen nicht allein, es ist die Stimme Christi, die Stimme Gottes selbst, die Euch ruft.“[2]) Der Brief ist aus Paris vom 4. März 1535 datirt.

Ueberall, wohin die Reformation gedrungen war, hatte das Lesen der heiligen Schrift in den Gemüthern den Sinn für wahre Einigkeit und christliche Liebe wieder erweckt. Dieser Nothschrei mußte daher die Protestanten in Deutschland bewegen, und Bucer, der ebenso wie Melanchthon gerufen worden war, rüstete sich zur Reise. „Wer sind die Franzosen, Deutschen, Italiener, Spanier und die andern Völker?“ [3]) sagte er. „Sie sind alle unsere Brüder in Jesu Christo; nicht nur dies oder jenes

---

[1]) »Non rogatus se discipulum tuum esse dixit.« (Corp. Ref., II, p. 857.)

[2]) »Sed advocari te Dei Christique voce.« (Corp. Ref., II, p. 859.)

[3]) »Qui sunt Germani? qui Itali? qui Hispani et alii?« (Schmidt. Zeitschrift für histor. Theol., 1850, p. 47.

Volk, nein, alle Völker hat der Vater dem Sohne gegeben. Ich bin fertig," schrieb er an Melanchthon, „haltet Euch zur Abreise bereit."

Was wird Melanchthon thun? Das war die Frage. Selbst in Deutschland hatten viele gehofft, Frankreich werde sich an die Spitze der Kirchenerneuerung stellen, waren seine Könige, besonders Ludwig XII., nicht oft Rom entgegengetreten? War die Pariser Universität nicht die Nebenbuhlerin des Vatikans? Hatte nicht ein Franzose mit dem Kreuze in der Hand zuerst das Abendland aufgerufen in's Morgenland zu ziehen und Jerusalem zu erobern? Viele glaubten, wenn Frankreich mit dem Beispiele der Neugestaltung voranginge, so würde die ganze Christenheit folgen. Bis zu einem gewissen Grade hatte Melanchthon diese Ansichten getheilt, allein er war weniger rasch als Bucer. Die Leidenschaftlichkeit der Partei hatte ihn verletzt, aber die Schaffotte, welche sich darauf in Paris erhoben, erfüllten ihn mit Abscheu, er fürchtete, die Pläne des Königs wären ein bloßes Spiel und dessen Kirchenverbesserung ein Phantom. Bei reiflichem Nachdenken erschien es ihm indessen von höchster Wichtigkeit, diese mächtige Nation zu gewinnen. Trat er der Bewegung bei, die sich damals für die Erneuerung zeigte, so konnte das für den Erfolg entscheidend sein, während ein feindseliges Gegenübertreten von seiner Seite dieselbe vernichten konnte. Er mußte Frankreich nicht nur mit offenen Armen aufnehmen, er mußte es selbst zu gewinnen suchen.

Das sah Melanchthon ein und so ging er an's Werk. Zuerst schrieb er an den Bischof von Paris, um ihn für die beabsichtigte Einigung günstig zu stimmen, und setzte ihm auseinander, daß die bischöfliche Kirchenverfassung beibehalten werden sollte. Der Reformator zweifelte nicht daran, daß das stets zunehmende Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit, die lebendig machende Kraft des Evangeliums, welche man überall sich regen und wachsen sah, das Volk des heil. Bernhard und des heil. Ludwig selbst unter dieser Form gewinnen würden. „Frankreich," schrieb er an den Bischof von Paris, „ist gleichsam das Haupt der christlichen Welt. [1]) Das Beispiel des ausgezeichnetsten Volkes kann auf die andern großen Einfluß üben. Ist Frankreich

---

[1]) »Cum regnum gallicum, si licet dicere, caput christiani orbis sit.« (Corp. Ref., II, p. 869.)

entschlossen, die gegenwärtigen Gebrechen der Kirche mit Nachdruck zu vertheidigen, so werden die Wohlgesinnten in allen Ländern ihre heißesten Wünsche zu Grabe tragen müssen. Aber ich hege bessere Hoffnung, ich weiß, die französische Nation ist von dem frommsten Eifer beseelt.[1]) Auf Euch sind alle Augen gerichtet; alle beschwören Euch nicht nur mit ihren Bitten, nein, mit Thränen, zu verhindern, daß die heilsame Lehre unterdrückt und die Ehre Christi begraben werde."

An demselben Tage, am 9. Mai 1535, schrieb Melanchthon an Sturm: „Ich werde mich weder durch Familienrücksichten, noch durch die Furcht vor Gefahr zurückhalten lassen. Es giebt keine menschliche Größe, der ich nicht den Ruhm Christi vorziehe. Nur ein Gedanke hält mich zurück, ich zweifle, daß ich irgend etwas Gutes stiften kann; ich fürchte, es wird unmöglich sein von dem Könige zu erlangen, was ich für die Ehre des Herrn und die Ruhe Frankreich's nothwendig erachte.[2]) Könnt Ihr diese Befürchtungen beseitigen, so eile ich nach Frankreich, und kein Kerker soll mich schrecken. Wir müssen nur das im Auge behalten, was Frankreich und der Kirche frommt. Sprecht, glaubt Ihr, daß ich wohl daran thue, die Reise zu machen, so reise ich."

Melanchthon's Brief an den Bischof von Paris blieb nicht ohne Wirkung. Dieser Prälat war eben zum Kardinal ernannt worden, aber die neue Würde that seinem Wunsche, die Einigkeit und Wahrheit in der Kirche hergestellt zu sehen, keinen Abbruch; vielmehr verlieh dieselbe ihm frische Kraft, seinen großen Plan zu verwirklichen. Die Reformation nahte. Sehr erfreut über die Gesinnung, welche der „Lehrer" Deutschlands ihm gegenüber ausgesprochen hatte, theilte er seinen Brief denen, die sich dafür interessirten, und ohne Zweifel auch dem Könige mit. „Es giebt keinen von den Unsrigen in Frankreich, dem Melanchthon's Anschauungsweise nicht sehr lieb wäre," sagt er, „was mich betrifft, so hat sie meinen Beifall mehr, als ich sagen kann."[3]) Und ebenso war es bei seinem Bruder Wilhelm. Während der Kardinal Paul's III. die Vereinigung mit Melanchthon besonders wünschte, um eine weise

---

[1]) »Gallica natio eximium habet pietatis studium.« (Corp. Ref., II, p. 869.)

[2]) »Vereor ut impetrari ea possint quae ad gloriam Christi et tranquillitati Galliae et Ecclesiae necessaria esse duco.« (*Ibid.*, p. 876.)

[3]) »Mihi vero etiam supra quam dici potest jucundum.« (*Ibid.*, p. 880.)

und fromme Kirchenverbesserung zu erlangen, wollte der Minister Franz I., wenn er dem Papste auch seine geistliche Autorität ließ, Frankreich vorzugsweise in politischer Hinsicht Unabhängigkeit von Rom verschaffen. Beide Brüder vereinigten demnach ihre Bitten bei dem Könige, er solle Luther's Freund kommen lassen. De la Fosse stimmte mit ein und alle Freunde des Friedens beschworen gleichfalls den König, er möge dem deutschen Gelehrten einen Beweis seines guten Willens geben. „Er wird kommen, wenn Ihr ihm schreibt,“ sagte man.

Wirklich entschloß sich Franz I. dazu, und anstatt sich an den Landesherrn zu wenden, in dessen Diensten Melanchthon stand, schrieb der stolze König von Frankreich an den einfachen Wittenberger Gelehrten selbst. Das war nicht in der Ordnung, und hätte der Monarch an den Kurfürsten geschrieben, so wäre dieser Schritt vielleicht von Nutzen gewesen; nicht sowohl deshalb, weil er die Empfindlichkeit des Fürsten nicht verletzt hätte, sondern weil die Gründe des Königs, den die Du Bellay unterstützten, vielleicht einen Fürsten, wie Johann Friedrich, überzeugt haben würden, der ein so großer Freund des Evangeliums und des Friedens war. Die Formen der Diplomatie sind zuweilen doch von Nutzen. Der Brief des Königs von Frankreich an den gelehrten Doctor ist vom 23. Juni 1535 datirt und lautet folgendermaßen:

„Wir Franz, von Gottes Gnaden König der Franzosen, entbieten Unserm vielgeliebten Philipp Melanchthon Unsern Gruß.

Schon vor einiger Zeit habe Ich durch Wilhelm Du Bellay, Meinen Rath und Kanzler, erfahren, wie eifrig bemüht Ihr seid, die Streitigkeiten zu schlichten, welche durch die christliche Lehre entstanden sind. Jetzt höre Ich durch Euren Brief und durch Voré de la Fosse, daß Ihr sehr geneigt seid, zu uns zu kommen, um Euch mit einigen unserer vorzüglichsten Gelehrten über die Art zu berathen, wie jene herrliche Einigkeit in der Kirche könne hergestellt werden, welche Mir vor allem am Herzen liegt.[1]) So kommt denn, sei es in officiellem Charakter, sei es in Eurem eigenen Namen; Ihr werdet Mir sehr willkommen sein und in dem einen wie in dem andern Falle erfahren, welch' ein

---

[1]) »Quo resarciri possit pulcherrima illa Ecclesiasticae politiae harmonia, qua una re cum ego mihi nihil unquam quicquam majori cura, studio complectendum esse duxerim.« (Corp. Ref., II, p. 880.)

Interesse ich für den Ruhm Eures Deutschland und für den allgemeinen Weltfrieden hege."

Diese Erklärungen des Königs von Frankreich förderten das Unternehmen, denn wenn er diesen Schritt that, mußten seine Pläne sehr fest stehen. Indessen schien es doch fraglich, ob der Brief aufrichtig gemeint war. In der Geschichte wie in der Natur giebt es auffallende Gegensätze. Während sich diese Dinge in den höheren Kreisen der Gesellschaft ereigneten, fanden in den unteren Regionen Scenen statt, welche mit den schönen Plänen der Gelehrten und der Fürsten in argem Widerspruche standen. Die Schweizer Theologen behaupteten, das große Stück, welches der König und seine Minister damals in Scene setzten, sei eine Komödie. Darüber läßt sich streiten, jedenfalls aber war das kleine Stück eine Tragödie. In demselben Augenblicke, als Franz I. in der angegebenen Weise an Melanchthon schrieb, wurde ein armer Landmann, Johann Cornon, in Bresse auf seinen Feldern ergriffen und von seinem Pfluge weg nach Mâcon gebracht. Die Richter, welche erwartet hatten, einen Halbblödsinnigen erscheinen zu sehen, wunderten sich sehr, als sie hörten, wie dieser arme Bauer ihnen in seiner schlichten Sprache die Wahrheit seines Glaubens bewies und dabei eine große Schriftkenntniß entwickelte. Als nun der fromme Landmann an der Zuversicht auf die vollkommen ausreichende Gnade Jesu unerschütterlich festhielt, wurde das Urtheil über ihn gesprochen; er wurde auf der Schleife an die Richtstätte gebracht und lebendig verbrannt.[1])

Im folgenden Monat wurde Denis Brion, ein einfacher Barbier aus Sancerre in der Nähe von Paris, der als Lutheraner bekannt war, in seinem Laden festgenommen. Er hatte nicht nur Leuten, die zu ihm kamen, sondern auch in eigens dazu bestimmten Versammlungen oft die Schrift erklärt. Nichts aber erregte mehr den Unwillen der Priester, als solche Zusammenkünfte, in welchen einfache Christen nach einander das Wort ergriffen und von dem Lichte und dem Troste, den sie in der Bibel gefunden hatten, Zeugniß ablegten. Brion wurde ebenso verurtheilt wie der Landmann in Bresse, und man machte aus seinem Tode ein Schauspiel. Man feierte um jene Zeit in Angers die großen Gerichtstage (les grands jours), und er wurde unter gewaltigem

[1]) Crespin, Actes des Martyrs, p. 116.

Zulaufe des Volkes, das von allen Seiten herbeieilte,[1]) lebendig verbrannt. Es ist möglich, daß diese Hinrichtungen nicht auf neuen Befehl geschahen; es war noch die Folge der Wippgalgen vom 21. Januar, die sich nun in den Provinzen zeigte; indessen machten diese beiden Fälle nur um so stärker die Nothwendigkeit fühlbar, auf die Herstellung des Friedens und der Einigkeit hinzuarbeiten. Die Männer, welche sich dieselbe angelegen sein ließen, sahen nur ein Auskunftsmittel, nämlich: auf der einen Seite die evangelische Lehre zuzulassen und auf der andern die bischöfliche Form mit einem Bischof primus inter pares beizubehalten. Darnach würde die abendländische Christenheit eine protestantische Gestalt in römischem Gewande bekommen haben. Man sagte: Die Kirche der Reformation hält vor allem auf die Lehre, und die römische Kirche auf ihre Herrschaft; laßt uns beide Elemente vereinigen. Die Wittenberger Lehrer hoffen, der Inhalt werde über die Form den Sieg davontragen und die römischen Gelehrten dachten, die Form werde den Inhalt verdrängen; aber auf beiden Seiten glaubten viele aufrichtig an das Gelingen und die Dauerhaftigkeit einer solchen Vereinigung.

Um dieselbe Zeit, als de la Fosse nach Wittenberg gehen sollte, wollte der neue Kardinal Du Bellay sich nach Rom begeben, zwei französische Gesandte sollten gleichzeitig in den beiden rivalisirenden Städten ihre Wirksamkeit beginnen. Der äußere Grund der Reise des Bischof's von Paris war nicht die große Angelegenheit, die dem Könige am Herzen lag, er gab vielmehr vor, dem Papste für die ihm verliehene Würde danken zu wollen, allein Johann Du Bellay hatte die Absicht und auch den Auftrag, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um die katholische Kirche zu einer Verständigung mit den Protestanten zu vermögen. Ehe er Frankreich verließ, schrieb er an Melanchthon: „Ich wünsche nichts sehnlicher, als die Spaltungen zu beseitigen, welche die Kirche Jesu Christi erschüttern. O theurer Melanchthon, thut doch alles, um dies glückliche Friedenswerk zu Stande zu bringen.[2]) Wenn Ihr hierher kommt, so werdet Ihr die Wohlgesinnten, besonders den König auf Eurer Seite haben, der nicht nur dem Namen nach, sondern

---

[1]) Crespin, Actes des Martyrs, p. 126.

[2]) »In hanc pacificationem, mi Melanchthon, per Deum quantum potes incumbe.« (Corp. Ref., II, p. 881.)

in Wahrheit sehr christlich ist. Wenn Ihr Euch reiflich mit ihm berathen habt, was nicht lange Zeit erfordern wird, so, denke ich, dürfen wir alles hoffen. Gebe Gott, daß mir in Rom, wohin ich mich eilends begebe, der gewünschte Erfolg zu Gunsten des Werkes zu Theil wird, welches ich vorhabe.[1])

Die Reise des Kardinal-Bischof's war von höchster Wichtigkeit. Er gehörte ja der Partei an, welche eine einige katholische Kirche durch geschickte Vereinigung der evangelischen Lehre und der römischen Form anstrebte, und diese Partei gewann in der Hauptstadt der Christenheit einigen Anhang. Der neue Papst berief Contarini und mehrere andere durch ihre evangelische Richtung und die Reinheit ihres Lebens bekannte Prälaten in das Collegium der Kardinäle. Er ließ ihnen volle Freiheit, gestattete ihnen im Consistorium Einsprüche zu thun, ja er bestärkte sie darin. Von Tage zu Tage wuchs die Aussicht auf eine Reform in Italien.[2]) So durfte der Kardinal hoffen, in Rom einen sehr günstigen Boden zu finden, er konnte sich auf den Einfluß Frankreichs, ja sogar bis zu einem gewissen Grade auf den Einfluß des Kaisers stützen, denn niemand wünschte eine Ausgleichung zwischen den Protestanten und Katholiken lebhafter, als Carl V. Dazu kam, daß der Bischof von Paris ein geistvoller Mann, ein gewandter Diplomat und ein frommer Christ war, der überall ein adeliges Wesen und eine edle Gesinnung bethätigte,[3]) dadurch gewann er die Gemüther, und im Einverständniß mit Melanchthon konnte er das erwählte Werkzeug werden, um die so sehr ersehnte Einheit in der Kirche herzustellen.

Während er also mit dem Papste und den Kardinälen zu unterhandeln begann, bearbeiteten andere Melanchthon und die Protestanten. De la Fosse reiste, mit den Instructionen des Königs versehen, nach Wittenberg, und W. Du Bellay, der kluge Diplomat, der entschlossen war, kein Mittel unversucht zu lassen, um das große Unternehmen zu

---

[1]) Dieser Brief ist datirt: Ex fano Quintini (St. Quentin) in Viromanduis, die 27. Jun. anno 1535. (Corp. Ref., II, p. 881.)

[2]) »Molti anni inanzi, li prelati non erano stati in quelle riforma di vita; li cardinali havevono libertà maggiore di dire l'opinione loro, in consistorio.... Si poteva sperare di giorno in giorno maggiore riforma.« (Tre libri delli Commentari della guerra 1537, Ranke.)

[3]) De Thou et Sainte-Marthe.

einem guten Ende zu bringen, schrieb an den deutschen Gelehrten, setzte ihm die Beweggründe auseinander und widerlegte alle Einwendungen. In seinen Augen war die Sache, um die es sich handelte, die wichtigste von allen, es war die Sache der Religion. . . . . die Sache Frankreichs! „Hüten wir uns," schrieb der Minister Franz' I. an Melanchthon, „den König zu erzürnen, dessen Gunst uns noth thut, wie Ihr zugeben werdet. Weigert Ihr Euch nun endlich doch nach Frankreich zu kommen, nachdem er Euch eigenhändig unterzeichnete Briefe gesandt, nachdem Ihr fast Eure Einwilligung gegeben, und nachdem er Abgeordnete an Euch geschickt hat, in deren Begleitung Ihr ohne alle Gefahr die Reise unternehmen könnt, so fürchte ich sehr, daß der Monarch das übel vermerken wird. Es ist um der Religion und um Frankreich's willen nothwendig, daß Ihr der Aufforderung des Königs Folge leistet.[1]) Fürchtet nicht den Einfluß der Gottlosen, welche es nicht leiden können, daß man ihnen etwas entzieht, um die Ehre Jesu Christi zu mehren.[2]) Der König ist klug und gewandt und läßt sich bei seinem nachgiebigen Charakter leicht durch gute Gründe überzeugen. Wenn Ihr eine Zusammenkunft mit ihm habt, mit ihm redet und ihm Eure Gründe auseinandersetzt, so wird er sich bald für Eure Sache begeistern lassen.[3]) Glaubt nur nicht, daß Ihr Euch verstellen oder ihm nachgeben müßt.... Nein, der König wird Euren Muth in so wichtigen Dingen weit mehr loben, als wenn Ihr Schwäche zeiget. Deshalb ermahne ich Euch, und beschwöre Euch im Namen Jesu Christi, laßt die Gelegenheit nicht vorübergehen, das herrlichste Werk zu vollbringen, das unter den Menschen vollbracht werden kann."

Wenn man dieses bedeutsame Schreiben, diese rührenden, eindringlichen Bitten, diese mit solcher Festigkeit ausgesprochenen Ansichten Du Bellay's liest, so könnte man fast in Versuchung kommen zu fragen, in welcher Zeit man sich befinde? Geschah dies alles wirklich fünf Monate nach jenen Hinrichtungen in Paris? Nur eines macht diese wunderbaren Gegensätze erklärlich: Frankreich konnte sagen: „Es

---

[1]) »Necessarium esse religioni et Galliae ut regiae exspectationi satisfacias.« (Corp. Ref., II, p. 888.)

[2]) »Non enim est quod metuas iniquorum hominum potentiam.« *(Ibid.)*

[3]) »Mirabiliter eum inflammares.« *(Ibid.)*

sind zwei Naturen in mir.“ Welche sollte die Oberhand gewinnen? Das war jetzt die Frage. Sollte die Einsicht, der französische Freimuth, die Freiheitsliebe, die Ahnung von der sittlichen Verantwortlichkeit der Menschen, Eigenschaften, welche man gewöhnlich bei den Franzosen vereint findet, den Sieg davon tragen, oder etwa Unglaube, Aberglauben, Sinnlichkeit, Grausamkeit, Despotismus, als deren Repräsentanten Katharina von Medicis, ihr Gatte und ihre Söhne dastehen? Sollte man ein nach Freiheit seufzendes Volk sich in religiösen Dingen dem Joche einer Kirche unterwerfen sehen, welche der individuellen Ansicht durchaus kein Recht einräumt? Seltsam! Die Lösung dieses geheimnißvollen Dilemma schien von einem Reformator abzuhängen. Kam Melanchthon nach Frankreich, so mußte er nach der Ansicht der Du Bellay und der vorzüglichsten Geister die Herrschaft des Evangeliums und der Freiheit in diesem herrlichen Lande begründen und den Anmaßungen Rom's „mit Gottes Hülfe,“ wie sie hinzusetzten, ein Ende machen.

Wäre das große Unternehmen gelungen, an welchem damals einige der besten und mächtigsten Männer arbeiteten, wäre die unheilvolle Richtung Katharina's und ihrer Söhne, welcher leider auch die Bourbons folgten, besiegt worden, so war Frankreich gerettet. Es war ein feierlicher Augenblick, und das große Volk stand nahe vor einer der wichtigsten Umwälzungen.

Aber auch abgesehen von den eindringlichen Bitten Du Bellay's wurde nichts gespart, um die Deutschen zu bestimmen. Sturm schrieb auf's neue an Melanchthon, er sagte ihm, daß der König den religiösen Ansichten der Protestanten gar nicht so fern stehe, daß der Reformator bei einer offenen furchtlosen Darlegung seiner Meinung in manchen wichtigen Punkten der Zustimmung des Fürsten gewiß sein dürfe. Ja man that noch mehr. Die Königin von Navarra betraute den Claude Baduel, der in Wittenberg studirt hatte und dann Professor in Paris, Rector in Nimes und zuletzt Pastor in Genf wurde, mit einer Botschaft an Melanchthon. Endlich erließ Franz I., der zu seinen Worten nun auch die That hinzufügen wollte, am 16. Juli 1535 den Befehl zu einer allgemeinen Amnestie, in welcher er erklärte, „da der Zorn des Königs besänftigt sei, sollten die Schuldigen nicht weiter verfolgt, die Gefangenen freigelassen, die eingezogenen Güter zurückerstattet werden

und den Flüchtlingen solle die Rückkehr freistehen, vorausgesetzt, daß sie im Lande als gute katholische Christen leben wollten."[1])

Da Franz I. indessen den römischen Hof nicht in Schrecken setzen wollte und dessen Einschreiten sowie Versuche zur Störung und Beschränkung dieser Sache zu verhindern wünschte, so berief er den Kardinal Du Bellay kurz vor dessen Abreise zu sich und sprach zu ihm: „Ihr werdet dem heil. Vater zu verstehen geben, daß ich Euren Bruder zu den deutschen Protestanten sende, damit er von ihnen je eher je lieber erlange, was er kann; er wird sie wenigstens dahin bringen, daß sie in die Macht des Papstes willigen und denselben als Haupt der allgemeinen Kirche anerkennen. Was den Glauben, die Religion, die Ceremonien und Lehren angeht, so wird er sie, wenn auch nicht zu dem, was eigentlich geziemend wäre, so doch zu solchen Zugeständnissen zu bewegen suchen, daß man bis zur Entscheidung durch das Concil sich dabei beruhigen kann. . . . — Da die Sachen so auf's beste eingeleitet sind, so mag unser heil. Vater getrost und zuversichtlich in Rom das Concil verkünden lassen, und seine Autorität wird sicher und ungeschmälert gewahrt bleiben, denn wenn die Feinde des heil. Stuhles einmal erst in Deutschland ihre Hörner eingezogen haben, so werden sie in Frankreich, Italien, England, Schottland und Dänemark ein Gleiches thun."[2])

Aus dieser Instruction ging die Absicht Franz' I. ganz deutlich hervor. Das Einzige, was er beizubehalten sich bestrebte, war die Macht des Papstes. In Betreff der Religion, der Ceremonien, der Lehren wollte man eine Verständigung versuchen, man wollte davon zu retten suchen, „was man konnte", aber man mußte die Protestanten dahin bringen, ihre „Hörner" einzuziehen, ihre freie Bewegung zu beschränken. Der König erklärte sich zufriedengestellt, wenn die Völker Europa's nur fortführen, sich unter das Joch der römischen Macht zu beugen.

Auch zögerte Franz I. nicht lange, deutlich an den Tag zu legen, an welcher Art Annäherung nach seiner Absicht ein Concil arbeiten

---

[1]) Isambert, XII, p. 405., Sismondi, XVI, p. 459.

[2]) Instructions des rois trèschrétiens et de leurs ambassadeurs. Paris, 1654, p. 7.

sollte, wenn es überhaupt gelang, ein solches zu berufen, denn das war noch sehr zweifelhaft. Am 20. Juli forderte der Bischof von Senlis, sein Beichtvater, die Sorbonne auf, 10 oder 12 von ihren Theologen zu ernennen, damit dieselben mit den Reformatoren in Berathung träten. Wäre eine Bombe mitten unter die Versammlung der Fakultät gefallen, so hätte dieselbe keinen größeren Schrecken erregen können. „Welch' ein unerhörter Vorschlag!“ riefen die Doctoren, „ist es ein Scherz oder eine Beleidigung?!“ Zwei Tage dauerte die Berathung. Dann sagte die Versammlung: „Nun ja, wir wollen Abgeordnete ernennen, aber damit sie dem Könige Vorstellungen machen.“ .... „Sire,“ erklärten diese Abgeordnete mit großer Kühnheit,[1]) „Euer Vorschlag ist durchaus unnütz und vor allen Dingen auch gefährlich. Unnütz, weil die Ketzer nur von der heiligen Schrift etwas hören wollen; gefährlich, weil die Katholiken, welche schwach im Glauben sind, durch die Einwendungen der Ketzer irre gemacht werden könnten..... Mögen die Deutschen uns die Artikel mittheilen, über welche sie Auskunft bedürfen, wir wollen ihnen dieselbe gerne geben, aber mit Ketzern disputirt man nicht. Wenn wir mit ihnen zusammentreffen, so können wir nur als ihre Richter auftreten. Das göttliche und menschliche Recht befiehlt, die faulen Glieder von dem Leibe zu trennen. Ist das aber die Pflicht des Staates gegen die Mörder, wie viel mehr gegen die Schismatiker, welche durch ihre Rebellion die Seelen in's Verderben stürzen.“

Diese verschiedenen Bewegungen blieben jedoch nicht geheim, in der Stadt und weit über dieselbe hinaus war die Rede davon. Den aufgeklärten Katholiken gab besonders die Furcht der Gelehrten der Sorbonne vor der Disputation Stoff zur Belustigung. Es fehlte denn auch nicht an Bemerkungen hierüber: „Man muß über das Evangelium nicht viel unnütz reden und schwatzen, aber es ist doch zu abgeschmackt, daß wir nichts thun, unsern Glauben zu vertheidigen, wenn Jemand über denselben Auskunft wünscht. Laßt uns in Frieden und mit Milde Gottes Geheimnisse behandeln, aber schweigen ist eine Feigheit, welche den Spott der Ungläubigen verdient.“ — Wirklich sagte auch Marot, als er die Antwort der Sorbonne erfuhr:

---

[1]) Ballue et Bouchigny. (Crevier, Hist. de l'Université, V, p. 2 et 4.)

Melanchthon wird, ich zweifle nicht,
Dem König seine Meinung sagen,
Doch unsere Herren werden nicht
Mit ihm zu disputiren wagen!

Die Politiker schwiegen auch nicht. Die Aussicht auf eine Verständigung mit den Protestanten versetzte die Häupter der römischen Partei in große Aufregung; sie beschlossen alles zu thun, was in ihrer Macht stände, um diesem Plane entgegenzuarbeiten. Der Großmeister von Montmorency, der Kardinal von Tournon, der Bischof von Soissons, der Herr von Chateaubriand und andere machten ihren ganzen Einfluß geltend, um zu verhindern, daß Melanchthon nach Frankreich käme, daß Du Bellay in Rom Erfolg erzielte, und daß die Katholiken und Protestanten sich unter dem Vorsitze Franz I. die Hände reichten. Diese fanatische Partei, welche später mit den Jesuiten gemeinschaftliche Sache machte, übertraf dieselben damals schon an Schlauheit. „Eines Morgens," so erzählen römisch-katholische Geschichtsschreiber,[1]) „findet sich der Kardinal von Tournon beim Lever des Königs mit einem prächtigen Buche ein, in welchem er liest. „Was habt Ihr da für ein schönes Buch, Herr Kardinal?" fragte der König. „Majestät," antwortete Tournon, „es ist die Schrift eines berühmten Märtyrers, des heil. Irenäus, der im 2. Jahrhundert die Kirche von Lyon leitete. Eben war ich bei der Stelle, wo der heil. Johannes, der Evangelist, im Begriff ist, sich in die öffentlichen Bäder zu begeben. Als er aber hört, daß sich der Ketzer Cerinthius dort befindet, entfernt er sich schleunigst mit dem Ausruf: „Fort, meine Kinder, damit wir nicht mit den Feinden des Herrn verschlungen werden!" Seht, so dachten die Apostel über die Ketzer. Und Ihr, Majestät, der älteste Sohn der Kirche, Ihr wollt den berühmtesten Jünger des Ketzerfürsten Luther zu Euch rufen!" Tournon fügte hinzu, daß ein Bündniß mit den Lutheranern für Frankreich nicht nur den Verlust Mailand's zur Folge haben, sondern auch alle katholischen Mächte dem Kaiser in die Arme liefern würde.[2]) Obwohl Franz I. durchaus bei seinem Plane beharrte, sah er doch ein, daß er die, welche zu schweigen beschlossen hatten, nicht zum Reden zwingen könnte, und da er Tournon doch einen kleinen Gefallen erzeigen wollte,

---

[1]) Pallavicini, Maimbourg, Varillas etc.

[2]) Maimbourg, Calvinisme, p. 28, — Varillas, II, p. 449.

so ließ er der Fakultät sagen, er würde nicht von ihr verlangen, daß sie mit den Reformatoren verhandelte. Der König gedachte beide Parteien zu hören, er wollte sich zwischen die beiden stürmischen Meere stellen wie ein ruhiger Binnensee, der mit beiden Oceanen eine Verbindung unterhält, und den geeignetsten Raum zu ungehindertem Manöviren bietet.

Die Weigerung der Sorbonne, die damals noch papistischer war als der Papst, beweist nicht, daß eine Conferenz zwischen protestantischen und katholischen Theologen unmöglich war; sechs Jahre später fand eine solche Disputation zu Regensburg statt und hätte beinahe zu einem günstigen Resultate geführt. Eine zur Hälfte protestantische, zur Hälfte römische Commission, zu welcher Melanchthon und Bucer gehörten und welcher der fromme Kardinal Contarini als Legat des Papstes beiwohnte, ließ den evangelischen Glauben in allen wesentlichen Theilen zu und gab besonders die Erklärung ab, daß der Mensch nicht durch sein eigenes Verdienst, sondern einzig und allein durch den Glauben an die Verdienste Christi gerecht wird, sie erinnerte aber nichtsdestoweniger daran (wie die Protestanten es immer gethan hatten), daß der seligmachende Glaube in der Liebe thätig sein müsse. Dieser Regensburger Vermittlungsversuch kam aber doch nicht zum Ziele und konnte nicht zum Ziele kommen. Zwar zeigte sich dort ein schwaches Licht, aber ein Hauch aus Rom löschte die Fackel aus, und Contarini senkte schmerzlich bewegt das Haupt. Und dennoch steht diese Conferenz in der Geschichte als eine feierliche Huldigung da, welche die gläubigsten Mitglieder der katholischen Christenheit der christlichen Wahrheit in den Lehren der Reformation dargebracht haben.[1])

Siebenzehntes Kapitel.

Wird es gelingen, eine Einigung in der Wahrheit herzustellen?

(August bis November 1535.)

Ob die von so vielen bedeutenden Männern ersehnte Einigung Heil oder Unheil gebracht hätte, darüber kann es verschiedene Meinungen

[1]) »Acta in conventu Ratisbonensi, 1541« von Melanchthon und Bucer.

geben, und auch damals traten solche hervor. Gewisse Charaktere isoliren sich gern und betrachten die menschlichen Verbindungen mit Mißtrauen und Geringschätzung. Und freilich ist der Mensch zunächst ein Individuum und muß vor allem er selbst sein, aber er steht nicht allein, er ist Glied eines Leibes und so entsteht der zweite Theil seines Daseins. Das menschliche Leben ist zu gleicher Zeit ein Monolog und ein Dialog. Vor dem Christenthume waren diese beiden wesentlichen Seiten des Seins nur unvollkommen ausgebildet: einerseits nahmen die socialen Einrichtungen das Individuum gänzlich in Anspruch und andererseits war jede Nation für sich abgeschlossen. Das Christenthum hat die Individualität erhoben, indem es den Menschen zur Gemeinschaft Gottes beruft, und zugleich hat es die große Gemeinschaft des Menschengeschlechts verkündet und trachtet aus allen Familien der Erde eine einzige Familie zu machen, welche denselben himmlischen Vater hat. Es verleiht der Individualität eine neue innere Stärke, indem es den Menschen lehrt, daß vor Gott eine einzige Seele mehr gilt, als das Weltall, aber das thut der Gesellschaft keinen Eintrag, sondern wird für diese eine Quelle des Glücks. Je mehr sich ein Individuum im christlichen Sinne entwickelt, desto mehr wird es ein nützliches Mitglied der Nation und der Menschheit. Die Individualität und die Gemeinsamkeit sind zwei Pole des Lebens, und beide müssen aufrecht erhalten werden, damit das menschliche Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte seinen Beruf erfülle. Das Unheil beginnt, wenn man dem einen dieser beiden Elemente ein unbilliges Uebergewicht einräumt. Die römische Einheit, welche sich an der Individualität vergreift, ist für die wahre christliche Civilisation ein Hinderniß, während ein übertriebener Individualismus, der den Menschen isolirt, sowohl für die Gesellschaft, als für den Menschen selbst äußerst gefährlich ist. Es würde demnach von wenig Einsicht zeugen, wollte man ohne Rückhalt die bedeutenden Männer tadeln oder loben, die im Jahre 1535 der Kirche die Einigkeit zu verschaffen strebten. Es handelt sich darum zu erforschen, ob sie bei Wiederherstellung der Katholicität die persönliche Freiheit zu opfern gedachten oder nicht. Wenn sie eine wahrhaft christliche Vereinigung wollten, so war ihr Werk heilsam und segensreich, wollten sie aber die Einigkeit zu hierarchischem Zwecke in despotischem Sinne herstellen, so war ihr Werk unheilvoll und verderblich.

Auch gab es noch eine andere Frage, über die man nicht minder uneinig war. Konnte das große Unternehmen gelingen? Frankreich fuhr fort, Melanchthon's Anwesenheit zu wünschen; aber man fragte, wird Deutschland darauf eingehen? Wir brauchen nur die auf der Reformation bezüglichen Ereignisse anzuführen, welche sich in Deutschland seit dem im Juli 1532[1]) zwischen den Katholiken und den Protestanten geschlossenen Vergleiche zugetragen haben, und diese Ereignisse werden uns helfen, jene Frage zu beantworten.

Es war in dem Religionsfrieden festgestellt worden, daß alle Deutschen einander aufrichtige christliche Freundschaft beweisen sollten. In dem Vertrage zu Cadan (29. Juni 1534), hatte Ferdinand, der als römischer König anerkannt war, sich verpflichtet, die Protestanten sowohl in seinem als im Namen Carl's V. gegen das Vorgehen des kaiserlichen Hofes zu schützen. Später war die Stadt Münster in Westphalen der Schauplatz des zügellosesten Fanatismus geworden. Johann Bockhold, ein Schneider aus Leyden, hatte sich daselbst für einen Propheten ausgegeben und sich zum Herrn der Stadt gemacht. Er war darauf zum König von Zion ausgerufen worden, und nachdem er die Gütergemeinschaft proklamirt, hatte er, wie andere Sektirer, die Vielweiberei wieder einführen wollen. Man sah ihn mit einer goldenen Krone in der Stadt umhergehen, auf dem großen Markte Gericht halten und häufig in eigener Person den Verurtheilten das Haupt abschlagen. Er ließ dort von einer neben dem Throne errichteten Kanzel predigen, und bisweilen fing die ganze Versammlung nach der Predigt an zu tanzen. Einer der Häupter der protestantischen Sache, Landgraf Philipp von Hessen, zog endlich gegen diese Schwärmer aus, eroberte Münster am 24. Juni 1535, und machte dem sogenannten Reiche Zion ein Ende.[2]) Diese Ausschreitungen thaten der protestantischen Sache indessen keinen Eintrag, da man wohl wußte, daß sie mit jenem plumpen Communismus, jener Grausamkeit und Zügellosigkeit nichts gemein habe; überdies waren es die Protestanten und nicht die Katholiken, die sie bekämpften. Aber seit jener Zeit erkannten die Evangelischen um so mehr die Nothwendigkeit, den Parteigeist von sich fern zu halten, was sie schon 1522 in

---

[1]) S. Thl. II, Buch II, Kap. 21.

[2]) Historia belli Anabaptistarum monasteriensis, von H. von Kerssenbroick.

Wittenberg gethan hatten. Endlich ward es immer augenscheinlicher, daß das freie christliche Concil, welches sie schon so lange gefordert, ihnen werde zugestanden werden. Und alle diese Ereignisse, die wir andeuten zu müssen geglaubt haben, konnten wohl dazu beitragen, das protestantische Deutschland zu einem Eingehen auf Frankreich's Vorschläge zu bestimmen.

Voré de la Fosse, welcher die Briefe Franz I., Wilhelm Du Bellay's und anderer Anhänger der Einheitsbestrebungen überbringen sollte, begab sich also nach Deutschland, um die Sache glücklich zu Ende zu führen. Er war kein so stolzer Gesandter, wie diejenigen, welche in London und in Rom auftraten, und die Macht, bei der er beglaubigt wurde, war nur ein Professor in einer kleinen sächsischen Stadt. Aber diesen Professor nannte Deutschland seinen Lehrer, und de la Fosse hielt seine Mission für wichtiger, als solche, mit denen Kardinäle und Herzoge betraut gewesen waren. Die Christenheit war in zwei feindliche Parteien getheilt und dadurch schwach und ohnmächtig geworden; er wollte die Einigkeit wiederherstellen und durch das Leben der neuen Glieder das alte beleben und reinigen. Die christliche Kirche ward dadurch gestärkt und in den Stand gesetzt, die größten Eroberungen zu machen; von dem Erfolge des Schrittes, der jetzt gethan werden sollte, hing nach der Meinung des de la Fosse und seiner Freunde das Geschick der Welt ab.

Am 4. August 1535 in Wittenberg angekommen, begab sich der Abgesandte Franz' I. sogleich zu Melanchthon, überreichte ihm die Sendschreiben, die er zu überbringen hatte, und setzte ihm mit größter Lebhaftigkeit die Gründe auseinander, die ihn bewegen müßten, nach Frankreich zu kommen. Seine Offenherzigkeit, seine Liebe zu dem Evangelium und sein Eifer gewannen ihm das Herz des Reformators, allmählich bildete sich sogar ein aufrichtiger Freundschaftsbund zwischen diesen beiden Männern, und als Melanchthon später sich in den Augen der Franzosen rechtfertigen wollte, berief er sich auf das Zeugniß des viellieben und geteuen Voré de la Fosse.[1]) War ihm aber auch der Bote angenehm, so beunruhigte ihn dagegen die Botschaft im innersten Gemüth; und beim Lesen der Briefe des Königs, Du Bellay's und Sturm's stiegen

---

[1]) »Viri optimi et fidelissimi Voraei testimonium.« (Melanchthon, G. Bellaio, Corp. Ref., II, p. 315.)

die Zweifel dieses Friedensmannes auf den höchsten Punkt. Gewichtige Gründe sprachen für die Reise nach Frankreich, aber ebenso gewichtige für das Bleiben in Deutschland. Es standen, wie der Reformator sich selbst ausdrückt, auf beiden Seiten Geschütze, die auf ihn zielten und ihn zwangen, sich bald rechts, bald links zu wenden. Was mußte Carl V. denken, wenn ein Deutscher sich an den Hof seines Gegners begäbe? Was war überdies von der Sorbonne, dem Klerus und dem Hofe zu erwarten? Mißachtung natürlich .... und er beschloß, nicht zu reisen. Auf der andern Seite hatte Melanchthon einen Brief des Königs vor sich, der ihn dringend einlud, nach Paris zu kommen. Die einflußreiche französische Nation konnte für das Evangelium gewonnen werden und den ganzen Westen mit sich fortreißen. Durfte er sich durch die Furcht halten lassen, wenn der Herr rief? ... Also ohne Zögern fort nach Frankreich! — Voré de la Fosse war hocherfreut. Aber bald quälten den Gelehrten neue Bedenken. Was hatte er nicht alles von einem Fürsten zu besorgen, der Angesichts der Scheiterhaufen, auf welchen er seine Unterthanen verbrennen ließ, geschworen hatte, er wolle, um der Ketzerei Einhalt zu thun, sogar seinen Arm abhauen und ihn in's Feuer werfen, wenn es sein müßte. An dem schrecklichen Tage der Hinrichtungen hatte sich ein weiter Abgrund in der Kirche aufgethan: war es Melanchthon's Pflicht, sich wie Curtius in den Abgrund zu stürzen, damit dieser sich über ihm schlösse? .... Gern überließ er dem jungen Römer den Ruhm, sich den Göttern der Unterwelt geweiht zu haben. — Täglich ging de la Fosse zu dem berühmten Professor und setzte alles in Bewegung, um ihn zu bestimmen, daß er mit ihm die Reise über den Rhein anträte.[1]) „Wir werden alles thun, was Ihr wollt," sagte er zu ihm. „Wollt Ihr Briefe vom Könige, die Euch volle Freiheit für Hin- und Rückreise zusichern? Ihr sollt sie haben. Fordert Ihr Geiseln als Unterpfand für Eure Heimkehr? Ihr werdet sie erhalten. Bedürft Ihr eines bewaffneten Ehrengeleits, das Euch hin- und zurückbringt? Man wird es Euch bewilligen.[2]) Wir sparen nichts. Von Eurer Zusammenkunft mit dem Könige hängt nicht nur das Schicksal

---

[1]) »Cum eo locutus de profectione ad Regem.« (Camerarius, Vita Melanchthonis, p. 148.) Camerarius war Melanchthon's vertrauter Freund.

[2]) »Obsides qui darentur dum abesset . . . Praesidia quibus deduceretur.« *(Ibid.)*

Frankreich's, sondern, so zu sagen, das der ganzen Welt ab.[1]) Hört auf die Freunde des Evangeliums, die sich in Paris befinden. Drohende Wogen umtosen uns, sagen sie Euch durch meinen Mund; wüthende Stürme haben sich gegen uns erhoben, aber so wie Ihr kommt, werden wir wie durch ein Wunder im sichersten Hafen geborgen sein.[2]) Wenn Ihr dagegen den Ruf des Königs mißachtet, so ist für uns alle Hoffnung dahin. Die kaum erloschenen Flammen werden plötzlich wieder auflodern, die schrecklichen Martern werden mit aller Grausamkeit erneuert werden.[3]) Es sind nicht blos Sturm, Du Bellay und andere gleichgesinnte Freunde, die Euch auffordern, es sind die frömmsten Christen Frankreich's. Freilich sind die stumm, die durch die grausamsten Strafen unter den Todten gebettet sind, ja selbst die, welche in den Kerkern schmachten und durch eiserne Thüren von uns getrennt sind, allein wenn ihr Jammerruf auch nicht bis zu Euch zu dringen vermag, so hört doch auf eine gewaltigere Stimme, die Stimme Gottes, die Stimme Jesu Christi."[4])

Melanchthon fühlte sich durch diese Reden sehr beängstigt und beunruhigt.[5]) Welch' ein Riesenwerk! Diese Franzosen legten die Welt auf seine Schultern! Vermochte der arme Atlas sie zu tragen? Was sollte er beschließen, was sollte er thun? Und bald steigerte sich seine Verlegenheit noch. Kaum hatte der französische Edelmann ihn verlassen, da umringten ihn sein Weib Katharina, die Tochter des Wittenberger Bürgermeisters, seine Verwandten, seine kleinen Kinder und einige seiner besten Freunde und beschworen ihn, nicht zu reisen. Sie waren fest überzeugt, daß sie ihn nicht wiedersehen würden, wenn er die Stadt beträte, welche die Propheten tödtete. Sie stellten ihm vor, daß man ihn in den Hinterhalt lockte; sie erinnerten ihn daran, daß man ihm keinen Geleitsbrief gegeben hätte. Mit Thränen flehten sie ihn an und suchten ihn zurückzuhalten. Und doch ergab er sich nicht.

---

[1]) »Paene orbis terrarum fortunam esse positam. (Camerarius, Vita Melanchthonis, p. 148.)

[2]) »In illis fluctibus et saevissimis tempestatibus, jam portum et tutissimam stationem.« *(Ibid.)*

[3]) »Sopiti ignes rursum suscitarentur et suppliciorum immanitas recrudesceret.« *(Ibid.)*

[4]) »Advocari ipsum Dei Christique Jesu voce.« *(Ibid.)*

[5]) »Afficiebatur atque perturbabatur.« *(Ibid.)*

Melanchthon war ein Mann Gottes; er schloß sich in sein Kämmerlein ein und bat seinen himmlischen Vater, ihm den Weg zu zeigen, den er gehen müßte. Dann erwog er reiflich das Für und Wider. „Die Rücksicht auf mich und die Meinigen," sagte er, „die weite Entfernung des Ortes, wohin ich reisen soll, die Furcht vor den Gefahren, welche meiner warten, dürfen mich nicht zurückhalten.[1]) Nichts soll mir heiliger sein als die Ehre des Sohnes Gottes, die Rettung so vieler frommer Menschen, der Friede der Kirche, der durch so heftige Stürme gestört wird. Darauf muß ich alle meine Gedanken richten. Aber was mich beunruhigt, ist: daß ich in einer Sache von solcher Wichtigkeit unbesonnen zu handeln fürchte, daß ich durch Uebereilung von meiner Seite das Uebel noch unheilbarer machen könnte. Werden die Franzosen, wenn sie gleich in einigen unbedeutenden Dingen, die sie nothwendig fallen lassen müssen, nachgeben, nicht die wichtigsten Punkte, auf denen vorzugsweise die Lüge und die Gottlosigkeit beruht, beibehalten wollen?[2]) Ach, ein solches Flickwerk würde mehr Unheil als Segen bringen."

Und in diesen Befürchtungen lag nur zu viel Wahres, aber de la Fosse kehrte zu seinem neuen Freunde zurück und suchte ihm alle Besorgnisse auszureden, er versicherte ihm, daß die Pläne Franz I. im Grunde vortrefflich wären. — „Ja," erwiederte Melanchthon, „wird er aber im Stande sein, sie zu verwirklichen?"[3]) Von einer Conferenz mit fanatischen Gelehrten versprach er sich nichts, auch verweigerte ja die Sorbonne diese Besprechung. Er sagte: „Der König ist nicht die Kirche. Nur ein Concil hat die Macht zu reformiren, so laßt den Fürsten doch alles daran setzen, daß die Zusammenberufung desselben beschleunigt werde. Jedes andere Mittel der betrübten Christenheit Hülfe zu leisten ist vergeblich und gefährlich."

Diesen Einwand griff de la Fosse auf, um ihn als Waffe zu gebrauchen. „Man muß wenigstens dem Concil vorarbeiten," sagte er,

---

[1]) Non respectus ad se aut suos, non longinquitas loci, non periculorum metus . . . .« (Camerarius, Vita Melanchthonis, p. 149.)

[2]) »In quibus potissimum falsitas impietatis resideret.« *(Ibid.* p. 150.)

[3]) »Quid ipse tamen rex posset efficere . . . . non sine causa dubitabat.« *Ibid.)*

„und darüber will der König von Frankreich gerade mit Euch reden.“ Und dann rief er aus, um seinen Gründen noch mehr Nachdruck zu geben: „Nie hat dem König etwas mehr am Herzen gelegen, als die Heilung der Wunden der Kirche. Nie hat er so viel Eifer und Fürsorge gezeigt.[1]) Wenn Ihr seiner Bitte Folge leistet, so wird er Euch mit größerer Freude in Frankreich willkommen heißen, als dies je bei einem Fremden geschehen ist. Wollt Ihr der betrübten Kirche die Hand versagen, welche sie allein zu retten vermag? Ich beschwöre Euch, laßt Euch um alles in der Welt nicht von einem so reinen und heiligen Werke zurückhalten.“[2]) De la Fosse war tief bewegt. Der Gedanke, ohne Melanchthon nach Paris zurückzukehren, d. h. ohne das Heil, welches er erwartete, war ihm unerträglich. „Reist mit mir,“ rief er, „wenn Ihr nicht nach Frankreich kommt, ... so kehre ich auch nicht dahin zurück?“[3])

Diese flehentlichen Bitten rührten Melanchthon. Er glaubte in der Art, wie man es ihm gesagt hatte, die Stimme Gottes selbst zu hören. „Wohlan,“ sagte er, „ich will gehen! Meine Freunde in Frankreich hegen große Hoffnungen und meinen, daß ich im Stande bin dieselben zu erfüllen; ich will nicht, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen.“ Er war entschlossen, die Hauptwahrheiten des Christenthums aufrecht zu erhalten und er hoffte, daß die allgemeine katholische Christenheit dieselben annehmen würde. In der That hatten Franz I. und die Seinigen den in Luther's Augen bedeutsamsten Artikel, die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben an die Verdienste Christi durch einen lebendigen Glauben, der die Heiligung des innern Menschen und die guten Werke schafft, nicht verworfen. „Melanchthon verband,“ wie der beredteste und christlichste Redner des Katholicismus sagt, „mit einem feinen, gebildeten und eleganten Style eine besondere Mäßigung, so daß man ihn allein für fähig hielt, in der Literatur ein Nachfolger des Erasmus zu werden.“[4]) Aber er besaß noch mehr treffliche Eigenschaften

---

[1]) »Nullum enim rem unquam, majore Regem cura, studio, sollicitudine animi complectendam duxisse.« (Camerarius, Vita Melanchthonis, p. 151.)

[2]) »Neque se abduci ullius persuasione sineret ea tam pio sanctoque instituto.« (*Ibid.)*

[3]) Corp. Ref., II, p. 905.

[4]) Bossuet, Histoire des Variations, t. I, liv. V, ch. II et XIX.

er hatte eine feste unerschütterliche Ueberzeugung, „er wußte woran er war," und weit entfernt sein Lebenlang die Religion zu suchen, wie Bossuet behauptet, hatte er sie vielmehr gefunden und sie wunderbar schön in seinen „Loci communes" dargelegt.[1]) Aber er wiederholte seinen Freunden unaufhörlich: „Wir dürfen nur um große und nothwendige Dinge kämpfen."[2])

Bei seinem sanften und milden Charakter war Melanchthon immer bereit zu thun, was anderen lieb sein konnte. Aufrichtig, offen, voll väterlicher Liebe für die Kinder war es ihm eine Freude, mit ihnen zu spielen und ihnen schöne Geschichten zu erzählen. Aber bei all dieser Herzensgüte verabscheute er doppelsinnige Reden, namentlich wenn es sich um Glaubenssachen handelte, und trotz seiner außerordentlichen Milde hatte er große Lebhaftigkeit des Gefühls, tiefe Herzensangst konnte ihn bisweilen fast überwältigen, und wenn er erregt war, brach mitunter eine leidenschaftliche Heftigkeit bei ihm hervor, die sich jedoch bald wieder legte. Bei dieser Gelegenheit bestand sein Irrthum darin, daß er den Papst beibehalten und doch alle Lehren desselben abschaffen zu können glaubte; jeder wirklich römische Katholik hätte ihm sagen können, daß das unmöglich war. Indessen de la Fosse hatte ihn überredet. Um des Sieges der Wahrheit und der Einigkeit willen war der schlichte, schüchterne Mann entschlossen, den Gefahren, die ihm in Frankreich drohten, und den bittern Vorwürfen, die Deutschland, wie er wohl wußte, nicht zurückhalten würde, zu trotzen. „Ich gehe," sagte er zu dem Abgesandten Franz I. Das war das Wort eines Christen, der bereit ist, sein Leben hinzugeben. Wir begegnen in der Geschichte bisweilen Charakteren, welche uns einen hohen Begriff von der sittlichen Größe des Menschen beibringen. Ein solcher ist Melanchthon.

Aber erlaubte ihm sein Fürst denn die Reise? Deutschland's Vorurtheile gegen Frankreich, sowie zahlreiche politische und religiöse Rücksichten konnten den Kurfürsten bestimmen, die Erlaubniß zu verweigern. Hier gab es Schwierigkeiten, an denen das Unternehmen doch noch scheitern

---

[1]) Loci communes theologici. Sie haben 77 Auflagen erlebt und sind in mehrere Sprachen übersetzt worden.

[2]) »Non puto contendendum esse, nisi de magnis et necessariis rebus.« (M. an Sturm, Corp. Ref., II, p. 917.)

konnte. Der edle Reformator beschloß alles zu thun, um dieselben zu besiegen. Die Universität war der Pest wegen von Wittenberg nach Jena verlegt worden, Melanchthon verließ diese Stadt, um sich an den Hof zu begeben. Von Thüringen aus eilte er den Elbufern zu, langte in Torgau an und wurde am Sonntag den 15. August nach dem Gottesdienst in dem alten, außerhalb der Stadt belegenen Schlosse zur Audienz beim Kurfürsten zugelassen.

Johann Friedrich war von einigen seiner Räthe und Hofleute umgeben, und trotz der Achtung, die er vor Melanchthon hegte, konnte man doch den Ausdruck des Mißvergnügens und der Zurückhaltung auf seinem Gesichte lesen. Er fühlte sich dadurch beleidigt, daß der König von Frankreich, statt sich an ihn zu wenden, direkt an einen seiner Unterthanen geschrieben hatte, aber noch andere Gründe ließen ihn den Plan des Wittenberger Professors mit Mißfallen betrachten.

Es wurde dem von Natur so furchtsamen und schüchternen Melanchthon nicht leicht, seinem Herrn eine Bitte vorzutragen, die diesem mißfällig sein mußte. Ohne auf den Brief, den er von Franz I. erhalten hatte, Bezug zu nehmen, ja ohne desselben auch nur zu erwähnen (denn er hielt es nicht für rathsam) sagte er:[1]) „Gnädigster Fürst und Herr! Nachdem im vergangenen Jahr etliche, nämlich 18 Christen in Frankreich zu Paris verbrannt und viele gefangen oder gezwungen sind zu fliehen, und sich des Bischof's zu Paris Bruder beflissen, den König zur Milde zu stimmen, hat gedachter, des Bischofs Bruder an mich geschrieben und schreiben lassen, daß der König von dieser Religionssache mit uns zu reden geneigt, deshalb wäre der Verfolgung Einhalt gethan und des Bischofs Bruder hat mich gebeten, ich wolle eine Reise nach Frankreich machen.[2]) Wenn ich das ausschlüge, so würde das als Mißachtung angesehen werden oder als fürchte ich mich, deshalb wollte ich diese Reise im Namen Gottes unternehmen, wenn mir Ew. Kurfürstliche Gnaden es gnädig erlaubte, für meine Person als privata persona. Denn es ist wahr, daß man die wichtige Sache der Religion den großen Potentaten und fremden Nationen so viel wie möglich klar machen

[1]) Corp. Ref. II, p. 903—905.

[2]) „Ich wollte einen Ritt in Frankreich thun." (Corp. Ref., II, p. 904.)

muß, damit sie doch anfangen, diese Lehre zu hören, und nicht Anabaptisten und uns in gleicher Weise verdammen, wie uns denn unsere Feinde alle gleich halten. Obwohl ich nun das geringe Ansehen meiner Person und meine Ungeschicklichkeit wohl erkenne, so bestimmt mich doch, daß die Feinde, wenn ich nicht erscheine, es deuten werden, als hätte ich Furcht, und daß ich vielleicht die Leute, welche diese Angelegenheit zur Linderung der Verfolgung betrieben haben, bei dem Könige in Ungelegenheiten bringe. Dies alles bewegt mich, wiewohl ich auch hierin viel Bedenken und Sorge habe, gleichwohl die Sache Ew. Kurfürstlichen Gnaden vorzutragen und ich bitte, Ew. Kurfürstliche Gnaden wolle gnädig überlegen, und wenn es für unschädlich geachtet wird, mir für meine Person zwei oder höchstens drei Monate Urlaub bewilligen."

Wie es üblich war, reichte Melanchthon seine Supplik schriftlich ein. Johann Friedrich begnügte sich damit, kalt zu antworten, er werde ihm seinen Willen durch die Mitglieder seines Rathes kund thun.

Die Sache war also eingeleitet; Frankreich und Deutschland standen sich in diesem Schlosse an den Ufern der Elbe gegenüber, und die Opposition zeigte sich alsbald. Die Audienz, die Melanchthon gehabt hatte, brachte den ganzen Hof in Bewegung. Der germanische Geist überwog den evangelischen, und der Gedanke, daß die Deutschen Franz I. die Hand reichen sollten, erregte den Unwillen der Hofleute. Sie hielten geheime Zusammenkünfte, sie sahen mit mißbilligenden Blicken auf Melanchthon und redeten heftig gegen ihn. Das sanfte Gemüth des geistvollen Mannes wurde dadurch tief erschüttert, und er schrieb an Jonas: „Ach, der Hof ist voller Geheimnisse oder vielmehr von Haß erfüllt! . . . Ich will Euch das alles erzählen, wenn ich Euch sehe." [1])

In großer Aufregung erwartete er die Antwort des Kurfürsten. Am Tage darauf, am 16. August, vernahm er, daß die Räthe Johann Friedrich's ihm eine Mittheilung von Seiten ihres Herrn zu machen hätten. War die Zusammenkunft mit dem Kurfürsten kalt gewesen, so war diese eisig. Der Kanzler Brück, (nach der Mode die Namen zu latinisiren) häufiger Pontanus genannt, war mit der Botschaft betraut worden. Dieser, der auf dem berühmten Reichstage zu Augsburg Carl V. in Gegenwart aller deutschen Fürsten die evangelische Confession

---

[1]) »Aulica quaedam *μυστήρια* vel potius odia sunt.« (Corp. Ref. II, p. 903.)

überreicht hatte, war ein vortrefflicher Mann, entschiedener als Melanchthon und in gewissen Beziehungen aufgeklärter; er sah ein, daß es gefährlich sei, den Papst anzuerkennen, wenn man seine Lehre verwerfen wollte. Er empfing Melanchthon mit strenger Miene und sagte in hartem Tone zu ihm: „Seine Kurfürstliche Gnaden thun Euch zu wissen, daß dies ein wichtiger Handel wäre, welcher nicht wohl hätte leiden können, daß Ihr Euch ohne sein Vorwissen so weit eingelassen; da es aber einmal geschehen und er glaube, daß es von Euch wohlgemeint gewesen, so ließe er es diesmal auch dabei bewenden. Daß er Euch aber in diesen geschwinden, gefährlichen und besorglichen Zeiten nach Frankreich zu reisen erlaube, dagegen hätte er nicht allein für Eure Person, sondern auch deshalb allerlei Bedenken, weil es jetzt im Werke sei, daß Seine Hoheit und der Kaiser wegen mancher Angelegenheiten, zu denen die Religion auch gehöre, zusammenkommen würden. Solltet Ihr Euch vor und während der Zeit dieser Zusammenkunft nach Frankreich begeben, so möchte es bei Sr. Kaiserlichen Majestät und den andern Ständen den Verdacht erregen, als wäret Ihr vielleicht anderer Gründe halber dahin gesendet. Und es wäre wohl möglich, daß durch diese Reise eine Zerrüttung und unwiederbringlicher Nachtheil und Schade veranlaßt würde.[1]) Um das und Aehnliches zu verhüten, wäre sein Wunsch, daß Ihr selbst auf Wege denken wollt, auf welche Weise Ihr diese Reise für dieses Mal füglich abschlagen und rückgängig machen möchtet, mit dem gnädigen Erbieten, daß er dem König von Frankreich Euretwegen schreiben und Euch wegen Eures Außenbleibens entschuldigen helfen will."

Melanchthon entfernte sich mit tiefbetrübtem Herzen, er befand sich in einer traurigen Lage. Sein Gewissen g e b o t ihm, nach Paris zu gehen, und sein Fürst v e r b o t es ihm. Was er auch thun mochte, immer mußte er sich nach einer Seite hin eines Vergehens schuldig machen. Reiste er trotz des Verbotes des Kurfürsten, so beleidigte er nicht nur diesen, sondern er brachte ganz Deutschland gegen sich auf und gab den Wirkungskreis, den Gott ihm angewiesen hatte, preis. Blieb er aber, so war alle Hoffnung, Frankreich für das Licht des Evangeliums zu gewinnen, verloren. In größter Herzensangst und voll Zweifel, was

---

[1]) Corp. Ref. II, p. 907, 908.

er thun sollte, begab er sich zuerst nach Wittenberg, um dort mit Luther zu reden, und hier verhehlte er seinem Freunde den tiefen Unwillen nicht, der ihn erfüllte.[1]) Man hatte ihn berufen, das Banner des Evangeliums in einem mächtigen Lande aufzupflanzen, und der Kurfürst widersetzte sich dem wegen gewisser diplomatischer Unterhandlungen. Er erklärte Luther, er wolle auf die Ausführung dieses wichtigen Auftrages nicht verzichten, und die Gesinnung, welche er bei dem Reformator fand, bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Die beiden Freunde redeten nur von Frankreich, von dem Könige und Du Bellay mit einander, und Luther sagte: „Da Ihr mich zu Rathe zieht, so will ich Euch sagen, daß ich Euch gerne reisen sehen würde.“[2]) Ja, er machte Melanchthon sogar eine Mittheilung, die diesem wieder einige Hoffnung gab.

Von der Audienz am 15. in Kenntniß gesetzt, hatte der große Reformator an den Kurfürsten geschrieben. Das Jammergeschrei seiner Glaubensbrüder in Frankreich, welche man den Flammen preisgegeben hatte, erschütterte Luther in Wittenberg ebenso, wie Calvin in Basel. Während dieser an Franz I. jenes bewundernswürdige Schreiben richtete, wünschte der deutsche Reformator ihm Melanchthon zu schicken. Ohne es zu wissen, waren die beiden Reformatoren in diesem Punkte „eins in ihrem Willen und in ihren Ansichten.“ — „Ich ersuche Ew. Gnaden auf's dringlichste,“ hatte Luther an Johann Friedrich geschrieben, „dem Meister Philipp gestatten zu wollen, nach Frankreich zu reisen. Mich rührt die thränenreiche Bitte, mit welcher so viele fromme Menschen, die kaum den Flammen entgangen sind, sich an ihn wenden und ihn anflehen, er wolle mit dem König reden und so dem Morden und den Scheiterhaufen ein Ziel setzen. Wo man ihnen diesen Trost verweigert, werden die Bluthunde von Neuem anfangen, mit verdoppeltem Grimme zu würgen und zu brennen. Franz I. hat dem Melanchthon einen sehr gnädigen Brief geschrieben, und seine Gesandten haben ihn in seinem Namen ersucht, zu kommen. Wollet ihm um der Liebe Gottes willen einen Urlaub auf drei Monate gestatten. Wer kann wissen, was Gott vor hat? Seine Gedanken sind immer viel höher und besser, als unsere Gedanken. Ich würde tief bekümmert werden, wenn so viele

---

[1]) »Subindignabundus hinc discessit« sagt Luther. (Ep. IV, p. 621.)

[2]) »Philippus . . . . . me consule libens proficisceretur.« *(Ibid.)*

fromme Seelen, welche Melanchthon schmerzlich rufen und auf ihn zählen, sich in ihrer Erwartung getäuscht sähen und üble Meinung von uns faßten. Gott wolle Ew. Gnaden leiten durch seinen heiligen Geist!"

Solche Liebe hegte Luther für seine Glaubensbrüder in Frankreich, und er that mehr als schreiben. Die Gesundheit des Reformators war damals erschüttert, er klagte über Abnahme seiner Kräfte und über eine solche Schwäche, daß er den halben Tag nichts thun könne.[1]) Nichtsdestoweniger verließ er Wittenberg und begab sich nach Torgau, wo er eine Unterredung mit dem Fürsten hatte.[2]) Vielleicht fand diese Reise sogar früher statt als die Melanchthon's.

Man sollte denken, daß diese einmüthigen Bestrebungen der beiden großen Reformatoren bei einem Fürsten, wie der Kurfürst war, etwas hätten ausrichten müssen. Johann Friedrich, der seinem Vater, dem Kurfürsten Johann, im August 1532 folgte, war von edlem Charakter, ein guter Ehemann und ein guter Fürst; als ein Schüler Spalatin's und Luther's Freund verehrte er das Wort Gottes und war ein eifriger Anhänger der Reformation. Weniger phlegmatisch als sein Vater verband er mit einem unternehmenden Geiste gesundes Urtheil und große Klugheit. Diese Eigenschaften mußten ihn bewegen, Melanchthon's Reise nach Frankreich zu begünstigen. Aber er war empfindlich und etwas eigensinnig, und deshalb hatte ein Plan, der nicht von ihm, sondern von einem andern ausging, und der ihm in irgend einer Beziehung mißfiel, wenig Aussicht, seine Zustimmung zu erhalten. So machte denn auch Luther's Brief wenig Eindruck auf ihn, derselbe steigerte vielmehr nur die Aufregung. Die Vorurtheile Deutschland's machten Melanchthon's Reise immer weniger populär, am Hofe zu Torgau, in Sachsen und in andern protestantischen Ländern hielt man sie für eine Thorheit. „Wir in Augsburg," schrieb Sailer, der Abgeordnete dieser Stadt, „wir kennen den König von Frankreich wohl, er kümmert sich

---

[1]) »Ego non annis, sed viribus, decrepitus fio, ad labores ante meridianos pene totus inutilis factus.« (Lutheri Ep. IV. p. 623., 23. Aug. 1535.)

[2]) „Nachdem aber Dr. Martinus bey uns zu Torgau auch gewest, so haben wir Jhm solches ungefährlich vermeldet." Diese Erklärung des Kurfürsten macht Luther's Reise nach Torgau in dieser Angelegenheit unzweifelhaft. Der Tag läßt sich nicht bestimmen, doch erwähnt der Kurfürst denselben in einer an Brück gerichteten Denkschrift vom 19. August. (Corp. Ref. II, p. 908.)

sehr wenig um die Religion und sogar um die Moral, das weiß jeder. Gegen den Papst spielt er den Heuchler und weiß die Deutschen durch eitle Versprechungen zu kirren, indem er nur darüber nachsinnt, wie er die Hoffnungen, welche er ihnen macht, wieder vereiteln kann. Sein einziger Zweck ist, den Kaiser zu vernichten."[1]) Einige, und zwar einige von den Besten, hegten sogar die schrecklichsten Befürchtungen und sahen einen ungeheuren Scheiterhaufen errichten, auf dem der Lehrer Deutschland's verbrannt werden sollte. Da erwachten die Leidenschaften, ein heftiger Sturm erhob sich in den Gemüthern, von allen Seiten liefen in Torgau die eindringlichsten Warnungen ein. Andere faßten die Sache nicht so ernst auf, und suchten sie vielmehr in's Lächerliche zu ziehen. Das deutsche Ehrgefühl war dadurch verletzt worden, daß Franz I. zu dieser Verhandlung nicht eine vornehme Person gewählt hatte. Man sah auf Barnabas Voré, de la Fosse genannt, herab, und sagte: „Ein schöner Gesandter! Der ganze Handelsstand Frankreich's würde nicht 20 Thaler für seine Person geben." „Die Juden sogar," fügte ein anderer hinzu, „würden diesen Barnabas verschmähen, und wenn man ihnen denselben für einen Heller gäbe."[2])

Bald aber begnügte man sich nicht mehr mit Vermuthungen und Spottreden, sondern verbreitete die seltsamsten Geschichten. Viele meinten, man würde Melanchthon ermorden, noch ehe er den Rhein überschritten hätte. Man erzählte, die Papisten hätten den wirklichen Gesandten des Königs auf dem Wege getödtet und den Herrn de la Fosse statt dessen mit falschen Briefen an Melanchthon abgesandt, um ihn zu überreden und in einen Hinterhalt zu locken. „Wenn er die Reise antritt, ist er verloren,"[3]) hieß es. Es war besonders der geistliche Kurfürst Albrecht von Mainz, der bei den Protestanten Verdacht erregte. Als diese Gerüchte bis zu Luther drangen, rief er aus: „O, daran erkenne ich diesen Bischof und seine Genossen; von allen Teufelswerkzeugen sind sie die schlimmsten,[4]) meine Befürchtungen für Philipp nehmen zu. Ach, die Welt gehört dem Teufel, und der Teufel der Welt! . . ."

---

[1]) Seckendorf, Historie des Lutherthums, p. 1497.

[2]) *Ibid.*, p. 1498,

[3]) Luther an Jonas, den 1. Sept. 1535. Ep. IV., p. 628.

[4]) »Diaboli pessima organa.« (*Ibid.)*

Dabei fiel ihm eine Anekdote ein, und er fügte hinzu: „Als der Erzbischof von Mainz Melanchthon's Commentar zum Römerbriefe gelesen hatte, hat er ausgerufen: Er hat den Teufel im Leibe, dann hat er das Buch zu Boden geworfen und es verächtlich mit Füßen getreten .... Wenn der Fürst aber das Buch so behandelt hat, was würde er mit dem Verfasser thun, der wahrscheinlich durch seine Staaten reisen müßte?" Luther wurde bedenklich. Den frommen Pastor Georg Winckler aus Halle, welcher im Jahre 1527 vor diesen nämlichen Albrecht geladen war, hatten Cavaliere bei seiner Rückkehr auf demselben Wege ermordet, den Melanchthon nehmen mußte. Der große Reformator begann die Sache aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten.

Als der Kurfürst dies bemerkte, ließ er ihm noch gewichtigere Gründe vortragen. Er sagte: „Ich hege nicht geringe Sorge, daß Melanchthon, wenn er nach Frankreich geht, den Papisten weit mehr nachgeben wird, als Ihr, Dr. Martinus, und die andern Theologen, und daß daraus zwischen Euch und ihm ein Zwiespalt entsteht, der viele Leute ärgern und dem Evangelium merklich Schaden thun würde. Die, welche ihn rufen, sind mehr erasmisch als evangelisch. Melanchthon wird unfehlbar viel Gefahr drohen, Gefahr für seinen Leib, für seine Seele und sein Gewissen. Wir würden sogar lieber sehen, daß Gott ihn zu sich nehme, als daß wir ihm erlauben sollten, nach Frankreich zu ziehen. Das ist unser unabänderlicher Entschluß."[1])

Diese Mittheilungen machten auf Luther großen Eindruck, der Kurfürst faßte ihn hier bei seiner empfindlichsten Seite. Der Reformator verehrte Melanchthon, aber er wußte, zu welchen Opfern denselben seine Sehnsucht nach Einigung mehr als einmal gebracht hatte. War Melanchthon der Vorkämpfer für die Einigkeit, so war Luther der Vorkämpfer der Wahrheit; mit heiliger Eifersucht die volle Wahrheit zu hüten, dahin ging sein ganzes Streben. Nach seiner Meinung mußte die Reformation durch die Treue gegen das Wort Gottes und nicht durch die Unterhandlungen der Könige triumphiren. Als er sich von seiner ersten Aufregung erholt hatte, sagte er zu Melanchthon: „Ich

---

1) Corp. Ref., II, p. 909. — Seckendorf, Historie des Lutherthums, p. 1458.

fange an, diese Gesandten für verdächtig zu halten."[1]) Von da an sprach er kein Wort mehr zu Gunsten der Reise. Indessen verließ ihn der Gedanke an die Gefahren der Christen in Frankreich keinen Augenblick. „Dürfen wir die Glaubensbrüder verlassen?" fragte er sich unaufhörlich. Da kam ihm ein Lichtgedanke; die Evangelischen sollten aus Frankreich ziehen und in Deutschland die Freiheit suchen;[2]) Luther dachte schon anderthalb Jahrhunderte früher an das, was die Refugiés später ausführten.

Nach und nach gewann der Kurfürst an Boden, das außergewöhnliche Abenteuer, welches man dem Melanchthon vorschlug, wurde immer problematischer. Von Anfang an hatte der Fürst die Politiker und Hofleute für sich gehabt, dann waren auch Gelehrte und Bürger, durch die unheilvollen Gerüchte erschreckt, auf seine Seite getreten. Jetzt war selbst Luther überzeugt, und Melanchthon stand fast allein. Sein mitleidiges Herz strebte vor allem darnach, das Schwert zu entfernen, das über dem Haupte der Evangelischen in Frankreich schwebte, und nichts schien ihn zurückhalten zu können. Dennoch suchte Johann Friedrich ihn zu überzeugen. Ohne Zweifel mußte die französische Reformation, welche damals von entgegengesetzten Winden bewegt wurde, den Hafen erreichen, allein diese Aufgabe mußte den eigenen Steuerleuten überlassen bleiben. Demnach schrieb Johann Friedrich mit großem Ernst an Melanchthon, der liebenswürdige Gelehrte sollte den Kelch bis auf die Hefen leeren. „Euer Erbieten zu dieser Reise ist ohne unser Vorwissen geschehen," schrieb der Kurfürst. „Ihr hättet indessen bedenken sollen, was Ihr uns als Eurer von Gott geordneten Obrigkeit schuldig seid; es hat uns sehr mißfallen, daß Ihr Euch so weit in diese Sache eingelassen habt. Euch ist wohl bewußt, wie Frankreich mit dem Kaiser steht und wie wir darauf Rücksicht zu nehmen haben. Wir wünschen, daß die fremden Nationen zu dem Evangelium gebracht werden, aber ist es nöthig, zu ihnen zu reisen, um an ihrer Bekehrung zu arbeiten? Die Sache ist gar zu weitläufig und der Erfolg sehr zweifelhaft. Die Schriften, welche wir aus Frankreich erhalten, sind sehr geeignet, daran zu verzweifeln, daß der evangelische Same dort Frucht bringen werde.

---

[1]) »Ego suspectos coepi habere istos legatos tuos.« (Lutheri Ep. IV, p. 627.)
[2]) »Invenirent loca in quibus viverent.« (*Ibid.*, p. 641.)

Wollet Ihr den öffentlichen Frieden der deutschen Nation stören und gedenkt Ihr uns in unsern Absichten zu hindern und zu beunruhigen, da wir doch billig mehr gefördert als gehindert werden sollten?".[1])

Das war zu viel; Melanchthon stutzte, der von dem Kurfürsten abgeschossene Pfeil hatte ihm das Herz durchbohrt, und sein Entschluß war bald gefaßt. „Um dieser Worte willen werde ich nicht reisen,"[2]) sagte er. Später unterstrich er diese Stelle und bemerkte die eben angeführten Worte am Rande. Der Kurfürst hatte noch strenger gesprochen, als er sein Sendschreiben diktirte, denn er sagte: „Geht, thut nach Eurem Gefallen, suchet dies Abenteuer. Aber wir machen Euch ganz allein dafür verantwortlich, das bedenkt wohl." Auf die Bitte des Kanzlers wurde diese Stelle jedoch ausgelassen.[3])

Melanchthon fühlte sich bei seinem zarten einfachen Gemüth durch den Unwillen seines Landesfürsten wie vernichtet. Mit Ueberwindung seiner natürlichen Furchtsamkeit hatte er sich entschlossen, der Gefahr zu trotzen, in der Hoffnung, der Reformation zum Siege zu verhelfen, und nun war die Ungnade sein einziger Lohn. Die Höflinge behaupteten, er und die andern Theologen seien eigensinnige, fast einfältige Leute, welche weit besser thäten, die Regierung der Kirche andern zu überlassen und selber Schulmeister zu bleiben. Melanchthon erleichterte sein kummervolles Herz, indem er es vor seinen Freunden ausschüttete, er schrieb an Camerarius, Sturm und an Wilhelm Du Bellay selbst. Der große Hellenist, der die alten Republiken Griechenland's genau kannte, sah Europa schon von dem Unheile erfaßt, dem jene erlegen waren. „Nie habe ich den Fürsten so strenge gesehen," schrieb er, „mit welcher Härte hat er mich behandelt![4]) Er verweigert mir nicht nur die Erlaubniß zur Reise, sondern er beschimpft mich noch obendrein. Mein Fehler ist, daß ich weniger eigensinnig bin als andere. Ja, ich bekenne es, der Friede ist in meinen Augen so kostbar, daß er nur um wahrhaft

---

[1]) Corp. Ref., II, p. 911.

[2]) »Propter haec verba nolui proficisci.« (*Ibid.* Anm.) Die von Melanchthon unterstrichenen Worte sind hervorstehend gedruckt.

[3]) Die Stelle findet sich in Brück's Exemplar (Archiv zu Weimar), nicht in dem Melanchthon's.

[4]) »Nunquam sensi asperiorem principem.« (Corp. Ref., II, p. 915.)

großer und nothwendiger Ursachen willen gebrochen werden darf. — Ach, kennte der Kurfürst doch die Leute, welche dieser Reise wegen Zwietracht säen! Es sind nicht die Gelehrten, sondern Unwissende und Thoren. Sie nennen mich einen Parteigänger und Ueberläufer. . . . . O, mein Freund, wir stehen unter der Herrschaft der Demokratie, das will sagen unter der Tyrannei der Unwissenden,[1]) unter Leuten, die sich um Kleinigkeiten zanken, und nur daran denken, ihre Leidenschaften zu befriedigen. Welcher Haß tobt wider mich! . . . . Man verleumdet mich, man behauptet, ich verriethe meinen Fürsten. Theramenes wurde zum Giftbecher verurtheilt, weil er an Stelle der Demokratie eine Regierung der Besten eingesetzt und den Staat mit Weisheit gelenkt hatte. Ich täusche mich darüber nicht . . . Das Schicksal des Theramenes wartet meiner.“[2])

Melanchthon aber trauerte nicht allein; Luther, sein treuer Freund, stand ihm zur Seite. Obwohl er jetzt die Reise nach Frankreich mit wenig günstigem Blicke betrachtete, so betrübte Johann Friedrich's Brief ihn doch tief, es dünkte ihn, als wären große Veränderungen nothwendig, und er sah im Geiste eine stürmische Zukunft voraus. „Mein Herz ist traurig,“ schrieb er an Jonas, „denn ich weiß, daß ein so strenger Brief den Philipp in die größte Angst versetzen wird. Alles dies macht mir Gedanken, die ich lieber nicht haben möchte.[3]) Ein anderes Mal will ich Euch mehr darüber sagen . . . jetzt übermannt mich die Traurigkeit.“ In großer Unruhe wegen Melanchthon schrieb er darauf an diesen: „Habt Ihr diesen Brief unseres Fürsten hinuntergeschluckt (avalé)?[4]) Aus Liebe zu Euch bin ich sehr dadurch erregt worden. Sagt mir, wie Ihr Euch befindet?“

Welche Gedanken waren es denn, die sich Luther unwillkürlich aufdrängten? Es ist einigermaßen schwierig, sie zu errathen. Glaubte der Reformator etwa, daß diese Angelegenheit die Kirche und den Staat entzweien würde? „Bewundert die Weisheit des Hofes,“ sagte er, „und

---

[1]) »Nunc autem est democratia, aut tyrannis indoctorum. (Corp. Ref., II, p. 917.)

[2]) »Plane fatum mihi Theramenis impendere videtur.« *(Ibid.*, p. 918.)

[3]) »Cogito varia, quae utinam non cogitarem.« (Lutheri Ep., IV, p. 626.)

[4]) »An devoraveris litteras istas principis?« *(Ibid.*, p. 627.)

wie derselbe sich rühmt, in diesem Abenteuer als Schauspieler aufgetreten zu sein ... Wir dagegen wollen weit lieber nur Zuschauer dabei bleiben, und ich fange an, mich außerordentlich darüber zu freuen, daß der Hof uns verachtet und ausschließt.[1]) Das geschieht durch Gottes Güte, auf daß wir nicht in alle solche Verwirrung gemengt werden, über welche wir vielleicht später sehr zu seufzen hätten. Jetzt sind wir in Sicherheit, denn alles was geschieht, geschieht ohne uns. Was Demosthenes zu spät gewünscht hat, das erhalten wir zu rechter Zeit, nämlich, daß wir mit dem Staate nichts zu schaffen haben.[2]) Gott gebe nur Muth dazu! Amen." Luther scheint eine evangelische Kirche zu ahnen, deren einzige Stütze Gott ist, und freut sich darüber.

Johann Friedrich hatte seinen Brief an Franz I. noch nicht abgeschickt, und seine Räthe gaben ihm den leisen Wink, er möge denselben unterdrücken. Luther sagte: „Da der König von Frankreich der beabsichtigten Reise wegen nicht an den Kurfürsten geschrieben hat, so wäre es besser, wenn der Kurfürst seinerseits ihm auch nicht deswegen schriebe. Sein Brief würde dem Könige vielleicht Gelegenheit geben zu antworten, und das muß vermieden werden."[3]) Wirklich zögerte Johann Friedrich eine Zeitlang, denn obgleich er seinen Brief am 18. August geschrieben hatte, ging derselbe erst den 28. ab. „Erlauchter und großmächtiger König!" hieß es darin, „Wir wären Ew. Majestät gefällig gewesen, dem Melanchthon eine Reise nach Frankreich zu erlauben, insbesondere, da es sich um eine außerordentliche Verbreitung und den reichsten und herrlichsten Segen des Evangeliums handelte.[4]) Aber Wir haben die Schwierigkeit der gegenwärtigen Zeitumstände in Betracht ziehen müssen." Und als letzten Grund fügte der Kurfürst hinzu: „Endlich entsinnen Wir Uns nicht deutlich .... daß Ew. Majestät Uns Melanchthon's wegen geschrieben oder Uns hätte schreiben lassen. So Ihr Uns in Zukunft schreiben und Ihn von Uns fordern werdet," fährt er fort, „so wollen Wir erlauben, daß er zu Euch reise, falls Ihr Uns vergewissert,

---

[1]) »Incipio enim unice gaudere, nos ab aula contemni et excludi.« (Lutheri Ep. IV, p. 627.)

[2]) »Scilicet ne ad rempublicam adhibeamur. *(Ibid.*, p. 628.)

[3]) *Ibid.*, p. 627.

[4]) »Ad insignem propagationem, uberrimum et amplissimum fructum Evangelii.« (Joh. Fredericus ad Franciscum regem Galliae. Corp. Ref., II, p. 906.)

daß er wohl und munter zurückkehren soll. Seid versichert, daß Wir immer bestrebt sein werden, Alles zu thun, was Wir vermögen, um das Evangelium allerwärts zu verbreiten, um die zeitlichen und ewigen Interessen Ew. Majestät, Eures Reiches und Eurer Kirche zu fördern, und die Erlösung des christlichen Staates zu beschleunigen!"

Melanchthon, dem dieser Brief vom Kurfürsten mitgetheilt wurde,[1]) fürchtete, daß derselbe, weit entfernt den König zu besänftigen, ihn nur noch mehr aufbringen würde. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er dem mächtigen Monarchen, der ihm so viel Wohlwollen bewiesen hatte, wie ein Undankbarer antworten sollte. Das beschäftigte ihn vom Morgen bis zum Abend. An demselben Tage, an welchem der Brief Johann Friedrich's nach Frankreich abging, schickte Melanchthon auch drei fort, von denen der erste an den König gerichtet war. Er besorgte hauptsächlich, daß Franz I. das große Unternehmen, welches der Kirche Einigkeit und Wahrheit verschaffen sollte, fallen lassen möchte. Deshalb schrieb er an ihn, suchte aber seinen Unwillen über die abschlägige Antwort des Kurfürsten zu unterdrücken. „Allerchristlichster, großmächtigster König," sagte er, „Frankreich übertrifft unendlich weit alle Königreiche der Erde, insbesondere aber, weil es jederzeit ein wachsamer Vorposten zur Vertheidigung der christlichen Religion gewesen.[2]) Deshalb beglückwünsche ich Ew. Majestät unterthänigst, daß Ihr es unternommen habt, die Lehre der Kirche nicht durch Gewaltmittel, sondern auf vernünftigem Wege zu reformiren,[3]) und ich beschwöre Ew. Majestät, nicht abzulassen, dieser Sache alles Nachdenken und alle Sorge zu widmen. Laßt Euch nicht abhalten durch die bittern Urtheile und harten Schriften etlicher Männer. Gebt nicht zu, daß ihre Unklugheit die der Kirche so nützlichen Pläne zunichte mache. Nachdem ich Euren Brief erhalten, habe ich alles gethan, was in meinen Kräften stand, um Ew. Majestät zu Hülfe zu eilen; denn nichts auf der Welt wünsche ich so sehr, als der Kirche mit meinen geringen Mitteln zu nützen. Ich hegte die schönsten

---

[1]) Corp. Ref., II, p. 303.

[2]) »Pro religionis christianae defensione praecipue velut in statione perpetuo fuit.« (*Ibid.*, p. 913.)

[3]) »Suscipit curam sanandae doctrinae christianae; non tamen violentis remediis, sed vera ratione.« (*Ibid.*)

Hoffnungen, aber große Hindernisse halten mich zurück .... Der Herr Voré de la Fosse wird Euch darüber näheres mittheilen."

Hatte übrigens Melanchthon in seinem Schreiben an den König sich sehr zusammengenommen, so schüttete er dagegen in den Briefen, welche er an demselben Tage an Du Bellay und Sturm richtete, sein ganzes Herz aus: „Was konnte mir Traurigeres auf Erden begegnen," schrieb er an Du Bellay, „als mich zugleich dem Zorn des allerchristlichsten Königs, der harten Behandlung des Kurfürsten und den Verleumdungen des Volkes ausgesetzt zu sehen! Aber die Ungerechtigkeit der Menschen wird mir nie die Mäßigung der Seele und den Eifer in der Frömmigkeit rauben. Was die Reise angeht, so habe ich Voré de la Fosse versprochen, nächstens nach Frankreich zu kommen, und von da werde ich mich, wenn es gewünscht wird, eiligst zu Euch begeben." Er verzichtete also nicht ganz auf Frankreich. „Ich hoffe," sagte er am Schlusse, „daß des Königs Sinn durch Eure und Eures Bruders, des Kardinals, Rathschläge so geleitet werden könne, daß der Fürst alle Sorge auf die Verherrlichung Jesu Christi wende."[1])

Das Einigungswerk, zu dem Franz I. Melanchthon aufforderte, hatte in dem Geiste des Letztern tiefe Wurzeln geschlagen, und zwar in dem Grade, daß der deutsche Gelehrte, als Sadoletus, der ein Jahr später Kardinal wurde, eine Abhandlung über den besprochenen Gegenstand veröffentlicht hatte, an Sturm schrieb: „Sadoletus stelle darin auf, was er selbst zu vertheidigen entschlossen sei, er bedaure nur, daß derselbe sich so heftige Ausfälle gegen die Protestanten erlaube."[2]) Als etwas später der berühmte Budäus, auf den er gerechnet hatte, Franz I. für den Eifer lobte, mit welchem er die Vergehen der Ketzer[3]) strafte, betrübte dies Melanchthon tief, aber es entmuthigte ihn nicht. „Ich habe des Budäus Schrift gelesen," schrieb er an Sturm, „doch gleichviel! Alles dieses entflammt mich weit eher, als daß es mich abkühlt, es steigert meinen Wunsch, zu Euch zu kommen, den gelehrten Männern,

---

[1]) »Ut potius (rex) det operam ut illustretur gloria Christi.« (Corp. Ref. II, p. 916.

[2]) »Sadoleti scriptum .... eadem dicit quae nos defendimus.« (*Ibid.*, p. 917.)

[3]) S. seine Schrift: De Transitu Hellenismi ad christianismum, die er dem Könige 1535 gewidmet hat.

den Freunden des Guten, meine volle Meinung mitzutheilen und die ihrige zu erfahren. Laßt uns alle unsere Kräfte vereinigen, um die Kirche zu retten; die Ungerechtigkeit der Menschen ist nicht im Stande, meinen Eifer zu hemmen."[1])

Und Melanchthon stand nicht allein mit seiner Begeisterung, Franz I. stand ihm wenig nach und hütete sich wohl, an der Weigerung des Kurfürsten Anstoß zu nehmen. Das Bündniß mit den Protestanten wurde ihm immer nothwendiger. Dieser Fürst, der in Frankreich so viel für die Künste that, und der als Beschützer der Gelehrten den Titel eines „Vaters der Wissenschaften" erhielt, wünschte eine Reform im Sinne des Erasmus. Es ist unmöglich zu verkennen, daß zwischen Franz I. und Heinrich II. ein merklicher Unterschied besteht; aber die Liebe zur Aufklärung war nicht der Hauptbeweggrund des Königs, er hatte damals gewisse politische Pläne, die seinen Wunsch, sich mit den Protestanten zu verbinden, sehr verstärkten. Der Herzog von Mailand war eben gestorben, und der ehrgeizige Franz hoffte dies Herzogthum für seinen zweiten Sohn zu erobern. Die evangelische Partei war überdies nicht ohne Einfluß am Hofe; die Königin Margaretha von Navarra, der Admiral Chabot und mehrere Edelleute hielten an der heil. Schrift fest, die Du Bellay und andere Männer der dritten Partei unterstützten sie. Um Diana von Poitiers und Katharina von Medici aber sammelten sich die Männer des römischen Lagers.

Der König hatte wohl bemerkt, daß Johann Friedrich sich beleidigt fühlte, als er sah, wie ein fremder Monarch sich direkt an einen seiner Unterthanen wandte, wo es sich doch um eine Sache handelte, als deren Haupt der Kurfürst von Sachsen angesehen wurde. Franz fand das Befremden des Fürsten wahrscheinlich ziemlich natürlich, deshalb beschloß er denn auch, anstatt mit ihm zu brechen, aus der kleinen Lehre, die er erhalten, Nutzen zu ziehen. Er wollte seinen Plan wieder aufnehmen, nun aber nicht wieder an Melanchthon, sondern an den Kurfürsten selbst schreiben, oder er gedachte sich vielmehr an alle protestantischen Fürsten insgesammt zu wenden, und um jede Erinnerung an sein erstes Vergehen zu vermeiden, sollte Melanchthon's Name nicht einmal erwähnt werden. Ohne Zweifel hatte der Eifer des gelehrten Professors und

---

[1]) Hoc studium nulla mihi eripiet hominum iniquitas.« (Siehe: De Transitu Hellen. ad christ.)

der des mächtigen Monarchen sehr verschiedene Quellen — bei dem einen stammte derselbe von oben, bei dem andern von unten — aber der gleiche Wunsch beseelte sie doch.

Als die römische Partei die Absichten des Königs erfuhr, gerieth sie in große Bestürzung und machte wiederholte Versuche, einen in ihren Augen so verderblichen Plan zu verhindern. Die Sorbonne stellte Franz I. vor, daß man kein Zugeständniß machen müsse, und suchte auf eine seltsame Weise die von den Lutheranern verworfenen Artikel zu beweisen. „Sie leugnen," sagte sie, „die Macht der Heiligen, Kranke gesund zu machen, ist aber diese Wundermacht nicht durch die Kraft bewiesen, welche die Könige von Frankreich besitzen, durch Anrührung Scrophulöse zu heilen?" Franz I. war ein ganz wunderlicher Heiliger, und dieser Beweisgrund belustigte ihn ohne Zweifel weit mehr, als daß er ihn überzeugte. Der Kardinal von Tournon wußte die Sache schlauer anzufangen, er wiederholte dem Monarchen unaufhörlich, daß er Mailand ohne die Hülfe des Papstes nicht erlangen könnte. Aber selbst dies Argument erschütterte Franz I. nicht. Er schätzte die Freundschaft des Papstes zwar sehr, allein noch weit mehr das Schwert der Landsknechte.

Die Protestanten waren im Begriff, in Schmalkalden zusammenzukommen; zwei mächtige Fürsten, der Herzog von Württemberg und der Herzog von Pommern, traten dem evangelischen Bündnisse bei, und die Verbündeten hatten Maßregeln getroffen, beständig ein wohlbewaffnetes Heer bereit zu halten. Als der König von Frankreich dies erfuhr, schöpfte er neue Hoffnung und er eröffnete einen zweiten Feldzug, den er jedoch mit wirksameren Mitteln zu führen gedachte. Anstatt dazu einen so unscheinbaren Mann wie Voré de la Fosse zu verwenden, erwählte er den berühmtesten seiner Diplomaten, Wilhelm Du Bellay, und befahl ihm, nach Deutschland zu reisen. Dieser, der noch eifriger war als sein Herr, fürchtete zu spät zu kommen, und schrieb aus Lothringen, wo er sich damals befand, an den Kurfürsten, um ihn zu bitten, man möge doch die Versammlung um einige Tage hinausziehen, da er „vom Könige von Frankreich den Auftrag erhalten habe, in Betreff des Friedens in der Christenheit Vorschläge zu machen."[1]) Die Nachricht von dieser

---

[1]) »Ad publicam christianae reipublicae pacem spectantibus.« (2. December 1535.) Corp. Ref., II, p. 1015.

Sendung, welche die römische Partei mit Unwillen erfüllte, erregte bei den Freunden der Reformation die größte Freude. „Niemals stand es um die Sache des Evangeliums in Frankreich besser,“[1]) sagt Sturm. Der Kurfürst, Melanchthon und Du Bellay kamen um die Mitte des Decembers in Schmalkalden an.

Der Gesandte Franz I. forderte alsbald eine Privataudienz beim Kurfürsten, und überreichte ihm am 16. December die Briefe, in welchen der König, seinen Eifer für den Frieden der christlichen Kirche besonders stark betonend, den Kurfürsten beschwor, aus allen seinen Kräften „bei einem so frommen und so heiligen Werke mitzuwirken.“[2]) Johann Friedrich war nicht überzeugt; diesem Fürsten stand die Religion immer höher als die Politik, aber bei Franz I. war dies, wie er wohl wußte, umgekehrt. Da er nun fürchtete, daß der König mit „diesem so frommen Werke“ den Krieg gegen den Kaiser zu verdecken suchte, so wies er sogleich deutlich auf die unübersteigliche Schranke hin, welche sie trennte. „Unser Bündniß,“ sagte er, „ist nur geschlossen worden, um das lautere Wort Gottes aufrecht zu erhalten und um die gesunde Lehre des Glaubens zu verbreiten.“ Aber das machte nichts; das Portefeuille des Diplomaten trug einen doppelten Inhalt, der eine Theil betraf die religiösen Angelegenheiten, der andere die politischen; eiligst griff er zu dem ersten und sagte: „Wir bitten Euch, uns Gelehrte zu bestimmen, die über die Vereinigung der Kirche berathen können.“ Deutschland sprach von dem Worte und der Lehre, Frankreich von der Vereinigung und der Kirche, das ist charakteristisch. Johann Friedrich antwortete, er wolle mit seinen Bundesgenossen darüber berathen und schloß die Audienz. Dann wurde der 19. December von dem Fürsten und den Abgeordneten der Städte zum Empfange des französischen Gesandten festgesetzt.

Es kam hauptsächlich darauf an, diese Versammlung zu gewinnen,

---

[1]) Nunquam in meliori loco fuit res Evangelii, quam sit hoc tempore in Gallia.« (Sturm an Bucer.)

[2]) »Maximopere obtestantes ut pro virili nobiscum incumbatis in tam pium sanctumque opus.« (Corp. Ref., II, p. 1110.) Seckendorf sagt (Historie des Lutherthums p. 1146): dieser Brief sei vorher an den Kurfürsten abgesandt worden, die Urkunden des Archiv's zu Weimar berichten dagegen: »Haec locutus reddidit Principi litteras quas vocant credentiales.« Und das Corpus giebt in der Note den Brief, den wir angeführt haben.

das hatte der König gefühlt. Deshalb sprach er auch in dem an die Versammlung gerichteten Briefe „von der alten, unauflöslichen Freundschaft, welche Frankreich und Deutschland verbände, von der Zuneigung und dem unveränderlichen Wohlwollen, welches er für die Fürsten hegte.“[1]) Franz I. hoffte, die ehrlichen Deutschen würden sich durch diese süßen Worte fangen lassen, aber sie sahen deutlicher als er dachte. Du Bellay hatte das wohl bemerkt, er hatte die ungünstigen Vorurtheile Deutschland's erkannt, und verfehlte deshalb nicht, als er das Wort ergriff, die frommen friedlichen Evangelischen, welche Franz I. hatte hinrichten lassen, als Aufrührer darzustellen, die das Volk hätten aufwiegeln wollen; dann fuhr er fort: „Sehr erlauchte und treffliche Fürsten! Etliche Menschen behaupten, vom Haß getrieben, die Stände des Reiches müßten auf ihrer Hut sein, wenn die fremden Könige ihnen Gesandtschaften schickten, denn die Monarchen sprächen anders, als sie handelten.[2]) Ich gebe zu, daß man die Franzosen nicht genannt hat, aber man hat gleichsam mit dem Finger auf sie gewiesen. Wer hält denn heiliger die Treue in der Freundschaft, als der König von Frankreich? Wer hat sich bereitwilliger gezeigt, für Deutschland's Wohl den Gefahren zu trotzen? Welche Völker sind je inniger verbunden gewesen, als die Deutschen mit den Franzosen, — die Franzosen mit den Deutschen? Der König ist überzeugt, daß Ihr über viele Dinge sehr fromm denkt, er hätte nur in einigen etwas mehr Mäßigung gewünscht. Er weiß so gut wie Ihr, daß durch die Nachlässigkeit und den Aberglauben der Menschen in die Kirche viele unnütze Ceremonien eingeführt sind, aber er kann nicht billigen, daß man sie ohne eine öffentliche Entscheidung abschafft.[3]) Er fürchtet, daß durch die Verschiedenartigkeit der kirchlichen Gebräuche Zwiespalt in den Gemüthern entstehen möchte und in der Christenheit innere Kriege hervorgerufen würden. Aussöhnung ist sein heißester Wunsch. Wollt Ihr ihn in Euer Bündniß aufnehmen, so sollt Ihr an ihm den zuverlässigsten Freund finden. Verschiedenheit der Meinungen

---

[1]) »Quae voluntas, quam amica scilicet, quam benevola, quam constans!« (Corp. Ref., II, p. 1010.)

[2]) »Ut aliud agentibus et aliud significantibus.« (Bellaii ad principes Oratio *Ibid.*, p. 1012.)

[3]) Sleidan, Mémoires sur l'état de la religion et de la république, I, p. 389.

hat Euch bis jetzt von ihm getrennt, aber die Aehnlichkeit der Lehre wird Euch von nun an vereinigen." [1]) Zum Schlusse erneuerte Du Bellay die Forderung eines Congresses von deutschen und französischen Gelehrten, welche über die streitigen Punkte miteinander berathen sollten.

Indessen hatte diese schöne Rede die Protestanten nicht überzeugt. Sie waren durchaus kalt geblieben, während Du Bellay seine Sache so warm befürwortete. Der Punkt, über welchen Franz I. und sein Gesandter, ohne ihn gründlich zu erörtern, leicht hinweggehen wollten, war gerade derjenige, welcher den Deutschen am meisten am Herzen lag. Sie konnten nicht vergessen, was man ihnen von Du Bourg, von dem armen Lahmen, von den andern Märtyrern, den Gefangenen und Flüchtlingen erzählt hatte; der Gedanke, mit dem Fürsten ein Bündniß zu schließen, der das Blut ihrer Glaubensbrüder vergossen hatte, empörte sie. Sie wollten ihren Mund zu Gunsten derer aufthun, die nicht reden durften und konnten, sie wollten für das Recht derer eintreten, die dem Untergange nahe waren. Sie antworteten demnach: „Wir werden in unsern Staaten keine Aufruhrstifter dulden, wir können daher auch den König von Frankreich nicht verdammen, wenn er sie in seinem Reiche unterdrückt. Aber wir bitten ihn, nicht jeden ohne Unterschied zu strafen. Wir ersuchen ihn, diejenigen zu schonen, welche in der Ueberzeugung, daß sich viele Irrthümer in die Religion eingeschlichen, die reine Lehre des Evangeliums angenommen haben, zu der wir selbst uns bekennen. Unbarmherzige Leute, welche ihre eigenen Interessen und ihre Macht wahren wollen, vertheidigen ihre gottlosen Meinungen auf's grausamste und erfinden, um das Gemüth des Königs zu erbittern, falsche Verbrechen, welche sie frommen, unschuldigen Christen zur Last legen. Es ist die Pflicht der Fürsten, die Ehre Gottes zu suchen, die Kirche von den Irrthümern zu reinigen, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten zu unterdrücken, und wir flehen den mächtigen König inständig an, vor allen Dingen dieser großen Angelegenheit die eifrigste Sorge zu widmen." [2])

Diese edle Antwort war nicht ermuthigend. Der Gesandte aber

---

[1]) »Ut quos diversitas opinionum sejunxerit, similitudo doctrinae conjungat.« (Corp. Ref., II, p. 1013.)

[2]) Sleidan, I, p. 392.

verlor die Fassung nicht; nach dem gallischen Grundsatze, über eine kitzelige Frage „wie die Katze um den heißen Brei" (comme chat sur braise) herumzugehen, begnügte er sich damit, der Versammlung von Neuem zu versichern, wie sein Herr fest entschlossen sei, an der Reformation der Kirche zu arbeiten. Die Hauptsache war nur, zu erfahren, welcher Art diese von Franz I. beabsichtigte Reformation sein würde? Wozu sollte ein Congreß von Gelehrten zur Berathung dieser Angelegenheit gehalten werden, wenn man im Voraus wußte, daß man sich nicht verständigen würde? Die anwesenden Protestanten waren nicht alle gleicher Ansicht; die kirchlich Gesinnten, welche die evangelische Frömmigkeit des Königs sehr bezweifelten, verlangten, man solle nicht darauf eingehen; die Politiker meinten dagegen, man solle erst hören; und da der Vorschlag gemacht worden war, hier in Schmalkalden selbst eine vorläufige Besprechung zu halten, so kam man überein, daß eine solche am folgenden Tage, am 20. December, zwischen Du Bellay, dem kurfürstlichen Kanzler Brück, Melanchthon, Johann Sturm, dem Abgeordneten von Straßburg,[1]) den Gesandten des Landgrafen von Hessen, in dessen Staaten die Conferenz gehalten ward, und Spalatinus, dem Kaplan des Kurfürsten, welcher beauftragt wurde, das Protokoll zu führen, stattfinden sollte. Die beiden sich gegenüberstehenden Parteien wollten also sehen, ob sie sich einigen könnten. Es war keine geringe Aufgabe, die der Minister Franz I. übernahm, den Instruktionen seines Herrn gemäß die katholische Partei zu vertreten, aber niemand wußte besser als Du Bellay, bis zu welchem Grade Frankreich nach der Meinung des Königs damals reformirt werden konnte, wenn die Protestanten in ein Bündniß mit ihm willigten. Diese Erklärung ist von Wichtigkeit; es ist der Mühe werth, den Plan kennen zu lernen, welchen die französische Regierung entworfen hatte.

Am 20. December mit Tagesanbruch[2]) langten die Mitglieder der Conferenz an. Sie hatten diese frühe Stunde gewählt, entweder weil einige beabsichtigten, Schmalkalden noch denselben Tag zu verlassen, oder, was wahrscheinlicher ist, weil noch wichtigere Geschäfte ihre Zeit

[1]) Dieser Sturm ist nicht mit dem Professor Sturm zu verwechseln, der damals in Paris lebte.

[2]) »Sub diluculum.« (Corp. Ref., II, p. 1014.

in Anspruch nahmen. Wirklich befand sich damals ein päpstlicher Gesandter, der bekannte Legat Vergerio in Hessen, der später in die Reihen der Reformatoren übertrat. Er war gesandt worden, um ein Concil in Vorschlag zu bringen, und sollte am folgenden Tage die Antwort der Protestanten erhalten. Nachdem die Abgeordneten Platz genommen hatten, setzte Du Bellay ihnen die Art der Reform auseinander, zu welcher Frankreich die Hand bieten würde. „Zunächst," sagte er, „denkt der König über den Vorrang des römischen Papstes, wie Ihr, daß er denselben nur nach menschlichem, nicht nach göttlichem Rechte in Besitz habe. Wir sind nicht geneigt, ihm in dieser Hinsicht zu viel einzuräumen; bis jetzt habe er die Macht, welche er beansprucht, dazu angewandt, um Könige ein- und abzusetzen, — was sicherlich zu weit gehen heißt. Einige unserer Theologen behaupten freilich, daß das Papstthum nach göttlichem Rechte bestehe; aber als der König die Beweise darüber verlangte, haben sie ihm dieselben nicht geben können." Melanchthon fühlte sich befriedigt; der Kanzler war es weniger; Brück theilte die Ansicht des Königs von England, welcher, wie Du Bellay sagt, dem Papste weder in der einen, noch in der andern Beziehung den Vorrang einräumen will.

„Was das Sakrament des heil. Abendmahls angeht," fuhr der Gesandte fort, „so gefällt Eure Ansicht über diesen Punkt dem Könige sehr, aber nicht seinen Theologen, welche aus allen Kräften die Transsubstantiation vertheidigen. Seine Majestät sucht Beweisgründe, welche Eure Ansicht rechtfertigen, und ist bereit, sich zu derselben zu bekennen, wenn Ihr stichhaltige Gründe dafür angebt. Ihr wißt aber wohl, daß der König der Einzige ist, der in seinem Reiche gebietet."[1])

„Was die Messe anbetrifft," fuhr dann Du Bellay etwas unsicher fort, wie einer, der den Fuß auf's Glatteis setzt, „so herrscht über diesen Punkt eine große Meinungsverschiedenheit. Der König hält dafür, daß sich in diesen Theil des Gottesdienstes viel leere Worte und alberne, gottlose Legenden eingeschlichen haben, daß man diese thörichten, lächerlichen Stellen daraus entfernen und die frühere Fassung herstellen müsse."[2]) Da Franz I. besonders über die Messen entrüstet war, welche

---

[1]) »Esse enim solum qui suo regno imperet.« (Corp. Ref., II, p. 1015.)

[2]) »Orationes et legendas multas ut ineptas et impias abrogandas aut saltem emendandas; multa enim in his absurda, multa ridicula.« *(Ibid.)*

zu Ehren der Heiligen gehalten wurden, deren Fürsprache man bei Gott zu erlangen wünschte, so führte Du Bellay einige auf diesen Gegenstand bezügliche Worte des Fürsten an: „Der König hat eines Tages gesagt: Ich besitze ein Gebetbuch, das vor vielen Jahren geschrieben ist, und in diesem wird die Vermittlung der Heiligen durchaus nicht erwähnt. — Man versichert mir, daß Bessarion selbst gesagt habe [1]): „Ich für meine Person kümmere mich mehr um die Heiligen, welche leben, als um die, welche todt sind."

„Indessen," fügte Du Bellay hinzu, „meint der König, daß man die Feier der Messe beibehalten müsse, doch dürften nicht mehr als drei täglich in jeder Pfarrkirche gehalten werden, eine vor Tagesanbruch für die Arbeiter und Dienstleute, die zweite und dritte für die andern Gläubigen." Wenn man die Transsubstantiation und die albernen Legenden verwarf, so waren die gemäßigten Protestanten bereit, die tägliche Feier des heil. Abendmahls zuzugestehen. Du Bellay fuhr fort:

„In Betreff der Heiligenbilder denkt Se. Majestät wie Ihr, daß sie nicht eingeführt sind, um angebetet zu werden, sondern um an den Glauben und an die Werke derer zu erinnern, welche sie darstellen, und das müsse man dem Volke lehren."

„Auch Eure Ansicht von dem freien Willen gefällt Seiner Majestät."

Der Punkt, der in Frankreich am meisten Streit hervorrief, betraf das Fegefeuer; der Gesandte gab nicht ohne Bosheit den Grund davon an und sagte: „Unsere Theologen vertheidigen es hartnäckig, weil von dieser Lehre die Abgaben für die Messen, die Jahresgelder, die Ablaßgelder und die frommen Vermächtnisse abhängen. Das Fegefeuer verwerfen, heißt ihnen alle Mittel nehmen, um Reichthümer und Ehrenstellen zu erwerben,[2]) das heißt ihnen die Glieder abschneiden, welche ihnen Leib und Leben erhalten. Der König hat ihnen einige Monate zugestanden, um ihre Lehre durch die Schrift zu beweisen; sie sind darauf

---

[1]) Bessarion, in Trapezunt um's Jahr 1395 geboren, war griechischer Bischof von Nicäa, dann Kardinal der römischen Kirche. Er versuchte die beiden Kirchen zu vereinigen und war nahe daran, Papst zu werden.

[2]) »Videre enim eos, alioqui sibi tolli omnes occasiones acquirendi opes, honores et omnia. (Corp. Ref., II, p. 1015.)

eingegangen, haben aber keine Antwort gegeben, und als der König sie drängte, haben sie ausgerufen: „Ach, Majestät, wir wollen unsern Gegnern keine Waffen liefern, die sie gegen uns gebrauchen können! . . . ." Es scheint mir demnach passend, Ihr Herren, daß einer von Euren Gelehrten eine Denkschrift über diesen Gegenstand abfasse und dieselbe Seiner Majestät vorlege."

„Was die guten Werke angeht, so halten unsere Theologen hartnäckig an ihrer Meinung fest, daß sie nothwendig sind. Ich habe ihnen geantwortet, das sei auch Euer Glaube, Ihr legtet nur vor allem darauf Gewicht, daß die Nothwendigkeit nicht in dem Sinne genommen werden dürfe, als ob wir durch die Werke gerecht und selig würden. Ein Glaubensrichter hat erklärt, daß er in diesem Punkte Melanchthon beistimme.[1]) Demnach glaube ich, daß man sich darüber wird verständigen können."

„Ihr liebt die Klöster nicht; nun, der König hofft die römische Partei zu dem Zugeständnisse zu bewegen, daß niemand vor dem Alter von 30 oder 40 Jahren Klostergelübde ablegen dürfe, und daß es den Mönchen in Zukunft freistehen soll, wenn die Umstände es fordern, das Kloster zu verlassen, oder sich zu verheirathen. Der König meint, dies erheische nicht nur das Wohl der Kirche, sondern auch das des Staates, da in den Klöstern viele tüchtige Männer leben, die zu manchen Aemtern und Geschäften mit Nutzen verwandt werden könnten. Seine Majestät ist deshalb der Ansicht, man solle die Klöster nicht zerstören, aber die Gelübde müßten aufhören bindend zu sein. Nur wenn wir Schritt für Schritt vorwärts gehen, werden wir uns verständigen. . . . . Den Schwanz eines Pferdes kann man auch nicht mit einem Male ausreißen.[2]) Die Klöster müssen der Sitz der Studien sein, wo diejenigen gebildet werden, die sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigen. Es ist nützlich, ja nothwendig, eine weise Mäßigung zu beobachten. . . . Seine Majestät hofft allmählich selbst den römischen Papst zu dieser Ansicht zu bringen."

„Was die Priesterehe betrifft, so billigen die französischen Theologen

---

[1]) »De fide quoque inquisitorem fidei recte sentire.« (Corp. Ref., II, p. 1016.)

[2]) »Sicut etiam cauda equina non statim et commode tota evelli possit.« (*Ibid.*)

dieselbe nicht; aber der König gedenkt hier eine Vermittlung vorzuschlagen. Er will, daß man die Ehen derjenigen Eurer Geistlichen dulde, welche Frauen haben; von den übrigen aber verlangt er, daß sie ehelos bleiben. Wenn es jedoch Priester gebe, die zu heirathen wünschen, so solle es ihnen freistehen, nur müssen sie dann dem heiligen Amte entsagen."

„In Betreff der Communion hofft der König vom Papste die Einwilligung zu erlangen, daß jeder seiner Ueberzeugung gemäß das heil. Abendmahl unter einer oder beiderlei Gestalt empfangen könne. Er versichert, von Greisen gehört zu haben, daß vor 120 Jahren den Laien in Frankreich Brot und Wein gereicht worden wären, zwar nicht in den Kirchen, aber in Privatkapellen. Und noch heutzutage nehmen die Könige von Frankreich das Abendmahl unter beiderlei Gestalt."

Diese Auseinandersetzung der für Frankreich projectirten Reform und der Meinungsaustausch, den dieselbe hervorrief, hatte Zeit in Anspruch genommen. Schon rückte der Tag vor, und die protestantischen Abgeordneten schickten sich zum Aufbruch an.[1]) Da beeilte sich der Gesandte noch einige Worte hinzuzufügen, um die Aufrichtigkeit dieser Vorschläge zu beweisen. „Der Kardinal von St. Croix," sagte er, „hat bereits in den Kirchengebeten auf Befehl des Papstes die Psalmen an Stelle der albernen und gottlosen Hymnen zu setzen geboten. Freilich haben die Theologen in Paris ihn verdammt. Ihr seht, die Sorbonne maßt sich eine solche Autorität an, daß sie nicht allein Euch Ketzer nennt, sondern sich nicht scheut, die Kardinäle und den Papst selbst zu verdammen![2]) . . ." Es standen also nach Du Bellay die Protestanten, der König, die Kardinäle und der Papst auf der einen Seite, und auf der andern . . . . die Sorbonne! In so guter Gesellschaft hatten die Lutheraner nichts zu fürchten. Um sie noch mehr zu beruhigen, theilte Du Bellay ihnen mit, daß Franz I. den Punkt zulassen wollte, den sie für den wesentlichsten Punkt ihrer Lehre ansahen. „Der König," fuhr er fort, „billigt die Lehre von der Rechtfertigung, so wie Ihr sie darlegt. Es wird ihm sehr lieb sein, wenn zwei oder drei von Euren

---

[1]) »Nobis jam abituris.« (Corp. Ref., II, p. 1017.)

[2]) »Sed etiam cardinales, Papam quoque ipsum, condemnare non dubitant.« *(Ibid.)*

Gelehrten nach Frankreich kommen, um in seiner Gegenwart diese verschiedenen Artikel zu erörtern. Man muß dafür sorgen, daß der beste und gesundeste Theil der Kirche nicht durch den immerhin größten besiegt und unterdrückt werde.[1]) Ferner würde es sehr nützlich sein," schloß Du Bellay mit einer geschickten Wendung seine Rede, „wenn die hier versammelten Fürsten und Abgeordneten der Städte sich zu Gunsten derer, die um der Religion willen verbannt sind, verwenden und fordern wollten, daß niemand fortan um deßwillen leide, was er in Betreff der Religion denkt, sagt und thut."[2]) Wie konnten die Protestanten nach so gefühlvollen Bitten noch von den Hinrichtungen des 21. Januar reden!

Das war die Reformation, welche Franz I. Frankreich zu geben bereit war. In Hinsicht auf die Lehre war sie viel vollständiger, als das zwitterhafte System, welches Heinrich VIII. damals in England einführen wollte. Im Allgemeinen fanden die Protestanten diese Vorschläge, natürlich mit einigen Abänderungen, die nicht fehlen konnten, ziemlich annehmbar; die unvollkommene Reform Franz' I. müßte sich nach und nach vollenden, meinten sie. Hatte sein Gesandter nicht eben gesagt, es sei gefährlich, einem Pferde den ganzen Schwanz mit einem Male auszureißen, und zu verstehen gegeben, man wolle ein Haar nach dem andern ausziehen! Wenn die Reform proklamirt, die evangelische Lehre bekannt, die Albernheiten des römischen Cultus beseitigt, die Sorbonne in den Bann gethan wurde; wenn der gesundeste Theil der Christenheit über den größeren den Sieg davon trug; wenn die Kardinäle, ja der Papst selbst nach Du Bellay's Versicherung die Hand bot, was waren das für wichtige Zugeständnisse! . . . Indessen, etwas fehlte doch, viele warfen die Frage auf, ob der Katholicismus wirklich bis zum Ziele mitgehen würde, wie er es fast hoffen ließ, ja, ob er überhaupt auch alles eben Versprochene halten würde.

Dieser Gedanke beschäftigte die protestantischen Abgeordneten vorzugsweise. Sie erstatteten jedoch ihren Vorgesetzten Bericht, und bei allen Bedenken, welche sich in ihnen regten, erschien den Männern des

---

[1]) »Melior et sanior pars a majore vincatur et opprimatur.« (Corp. Ref., II, p. 1017.)

[2]) »Nequid frandi sit, quod quisque senserit, dixerit, egerit.« (*Ibid.*, p. 1018.)

Augsburger Bekenntnisses eine einzige Sache doch dringend, nämlich die Pflicht, für ihre Glaubensbrüder in Frankreich Fürsprache einzulegen. Sie beauftragten Melanchthon, die Antwort an Du Bellay abzufassen, und als der Gesandte Frankreich's am folgenden Tage wieder in der Versammlung der Fürsten und Abgeordneten erschien, sagte der Vicekanzler zu ihm: „Die Sendung eines durch seine Tugenden ebenso berühmten als durch seinen Rang ausgezeichneten Gesandten des mächtigen Königs von Frankreich, sowie der ihm ertheilte Auftrag, über die Glaubensangelegenheiten zu verhandeln, deren Wichtigkeit in ihren Augen unbestreitbar sei, gebe ihnen den deutlichsten Beweis von dem christlichen Eifer des Königs, einem Eifer, der eines so großen Monarchen nur würdig sei; durch die Gerüchte von gewissen Hinrichtungen, welche in Frankreich stattgefunden hätten, wären freilich die Stände Deutschland's nicht befugt, über den mächtigen Fürsten ein Urtheil abzugeben, sie müßten ihn jedoch beschwören, sich nicht durch die Grausamkeit solcher Menschen bestimmen zu lassen, welche die Wahrheit nicht kennten und ohne Unterschied gegen Gute und Böse mit gleicher Härte verfahren wollten; man müsse allerdings, da sich thörichte Ansichten in die Kirche eingeschlichen hätten, Abhülfe schaffen, aber diejenigen, welche dies zu thun suchten, wären Gegenstand des bittersten Hasses, da die Papisten, welche an jenen Mißbräuchen festhielten, sich durch tausend Ränke bemühten, die Gemüther der Könige aufzureizen und ihren Arm gegen die Unschuldigen zu bewaffnen.[1]) Deshalb bäten die zu Schmalkalden versammelten Stände Seine Majestät flehentlichst, ungerechte Grausamkeiten zu untersagen und das Heil der Kirche und die Ehre Gottes zu fördern."

Nachdem die Evangelischen diese Pflicht erfüllt hatten, gingen sie schnell über das andere hinweg. Sie stellten dem Gesandten vor, die Aufforderung, Gelehrte nach Frankreich zu senden, habe eine solche Bedeutsamkeit, daß es unmöglich sei, ihm darauf sogleich zu antworten, die Abgeordneten würden jedoch bei ihrer Heimkehr ihren Herren darüber Bericht erstatten. „Wir geben Euch wenigstens die Versicherung," sagten sie schließlich, „daß wir nichts sehnlicher wünschen, als die

---

[1]) »Variis artificiis Regum animos incendunt atque armant adversus eos.« (Corp. Ref., II, p. 1024.)

fromme heilige Lehre und die Eintracht mehr und mehr unter den Völkern verbreitet zu sehen, und zwar durch Mittel, die sich mit der Wahrheit vertragen."[1])

Nach diesem Bescheide, der fast wie eine Ablehnung aussah, fühlte sich Du Bellay ziemlich verlegen, denn er mußte noch den hauptsächlichsten Auftrag, den er von seinem Fürsten erhalten hatte, ausrichten; er konnte doch Schmalkalden nicht verlassen, ohne desselben erwähnt zu haben. Indessen sprach er sich darüber nicht in öffentlichen Reden deutlich aus, er ersuchte vielmehr die deutschen Protestanten in geheimen Besprechungen, mit seinem Herrn, dem Könige, in ein Bündniß zu treten. Diese erwiederten jedoch, die erste Bedingung eines solchen Bundes würde sein, daß die Verbündeten nichts gegen den Kaiser, das Haupt des deutschen Bundes, unternähmen. Franz I. aber suchte die Freundschaft des evangelischen Deutschland's gerade, um gegen Carl V. zu handeln. Unzufrieden verließ Du Bellay Schmalkalden. Und das Mißtrauen der lutherischen Fürsten war durchaus nicht unberechtigt. Während Franz I. jenseits des Rheines den Protestanten spielte, trat er jenseits der Alpen als Papist auf; wenn der Kaiser einwilligte, ihm Mailand abzutreten, verpflichtete er sich, ganz Deutschland zum Gehorsam gegen das Haus Oesterreich zu zwingen. „Ich will um der Größe des Kaisers und des römischen Königs, seines Bruders, willen alles aufwenden,"[2]) sagte er. Und noch weiter: „Wenn Rom nur ein Wort sagt, so zwinge ich England mit den Waffen in der Hand, sich der Kirche zu unterwerfen." Die scharfe Klaue kam unter dem Schafskleide hervor und der Löwe zeigte sich plötzlich bereit, diejenigen, welche er als seine Vertrauten und Genossen behandelte, als willkommene Beute anzufallen, zu packen und zu verschlingen.

Nicht durch einen Congreß zu Schmalkalden und diplomatische Unterhandlungen oder durch Franz I. sollte die Sache der Wahrheit und der Einigkeit den Sieg erlangen. Der, welcher gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," erwählt nicht Weltmenschen, um seine Herrschaft aufzurichten, und will nicht eine monotone Gleichförmigkeit

---

[1]) »Nihil enim optatius quam ut latissime propagetur pia doctrina et multarum gentium concordia . . . .« (Corp. Ref., II, p. 1026.)

[2]) Mémoires de Du Bellay, p. 243.

an Stelle der Einheit in seinem Reiche. Die Verträge, Constitutionen und Formen, welche die Könige vorschreiben, sind menschliche Einrichtungen, welche das Himmelreich verwirft. Die wahre Einheit entsteht nicht aus einerlei Verwaltung, aus kirchlicher Organisation und pomphafter Hierarchie, sie ist wesentlich moralischer, geistiger Natur und besteht in einer Gemeinschaft des Denkens, des Glaubens, der Liebe, der Werke und der Hoffnungen; die Verschiedenheit der Formen giebt ihr, weit entfernt sie zu beeinträchtigen, nur noch mehr innere Kraft. Die Welt war im 16. Jahrhundert fern davon, diese göttliche Einheit verwirklicht zu sehen, sie ist noch immer fern von diesem Ziele. Doch hat man einige Schritte vorwärts gemacht, und die Zeit wird ohne Zweifel kommen, wo nach der biblischen Verheißung [1]) alle Geschlechter auf Erden in Jesu Christo gesegnet werden. Eine wahre, freie und evangelische Katholicität wird aber erst dann eintreten, wenn die Christen endlich das einfache Wort des ersten Jahrhunderts begriffen haben: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen."

Achtzehntes Kapitel.

Das Evangelium im Norden von Italien.

(1519—1536.)

Die Reformation hatte auch in Italien begonnen.

Da in diesen Gegenden das Studium und die Kenntniß der alten Sprachen, literarische Arbeiten und Geistbildung allgemeiner verbreitet waren als anderswo, so schien es natürlich, daß sie sich zuerst dem Lichte des Evangeliums zuwandten. Inmitten des Aberglaubens gab es dort viele hochstrebende Seelen, welche der Mechanismus der römischen Kirche nicht befriedigen konnte. Die Verderbtheit des Klerus und der Religion war dort größer und hatte tiefer Wurzel geschlagen, als in der übrigen Christenheit, so daß die Größe des Uebels das Bedürfniß nach Abhülfe um so fühlbarer machte. Obwohl sehr viele Hindernisse die Halbinsel der evangelischen Lehre zu verschließen schienen, obwohl

---

[1]) 1. Mose 12, 3.

der Nationalstolz, das Interesse, welches die Italiener aller Classen an der Aufrechthaltung des Papstthums zu haben schienen, die Feindseligkeit der Regierungen und besonders die vernichtende Macht der priesterlichen Hierarchie überall Schranken aufführten, welche fast unübersteiglicher waren als die Alpen, so gab es trotz alledem zwischen Italien und den reformirten Ländern gleichsam einen elektrischen Strom, den nichts aufzuhalten vermochte. Kaum sprühten die ersten Funken und Lichtflämmchen der Reformation, kaum schlug die Flamme über Deutschland und der Schweiz empor, als man in den ultramontanen Ländern von Venedig und Turin bis nach Neapel auf allen Seiten einzelne Lichter inmitten der Finsterniß auftauchen sah. Die evangelische Lehre, welche von dem Volke im Allgemeinen wenig gewürdigt wurde, fand bei vielen gebildeten Männern leicht Eingang. Italien war ein weites Feld, wo man unzählige unangebaute Strecken und vielfach unfruchtbaren Haideboden antraf; aber als eine wohlthätige Hand sich über diesem Lande aufgethan hatte, fanden die Saatkörner des Lebens, welche herabfielen, hier und da guten Boden, und beim Hauche des Frühlings sah man überall Gras und Aehren hervorsprießen. Später entlud sich ein heftiges Unwetter mit Blitz und Donner über diesen Gefilden, das Tageslicht schien fast erloschen, und abermals bedeckte Finsterniß das Land. Aber das Licht hatte doch hell gestrahlt, und sein Leuchten, wenn es auch nur vorübergehend war, verdient der Erwähnung, wäre es auch nur als Unterpfand der Hoffnung auf bessere Tage. Positive Resultate der italienischen Reformation scheinen vollständig zu fehlen, und doch hat sie eben so wie andere, ja vielleicht noch mehr Charaktere aufzuweisen, welche durch herrliche Züge des Geistes und Herzens unser Interesse erregen und verdienen. Die neuen Pflanzen, welche dieser alte Boden hervorbrachte, die glänzenden Flammen, welche einen Augenblick einen hellen Schein verbreiteten, die damals in allen Theilen Italien's auftretenden Gottesmänner sind unserer Betrachtung werth und wir wollen uns jetzt zu ihnen wenden.

Zu Pavia am Ticino lebte ein Buchhändler, Namens Calvi, „der den Musen huldigte". Nachdem der berühmte Buchdrucker Frobenius aus Basel ihm schon 1519 das Testament des Erasmus und die ersten Schriften Luther's geschickt hatte, begann er das Evangelium noch eifriger zu studiren als die Dichter, und da er nach Kräften „zur Wiedergeburt

der Frömmigkeit"[1]) mithelfen wollte, unternahm er es, die Schriften der Reformatoren nicht nur in seiner Umgebung, sondern in allen Städten Italien's zu verbreiten.[2]) In Pavia war ja eine berühmte Universität, und so wurden die kostbaren Bücher zuerst unter den Professoren und ihren Zöglingen vertheilt. Mehr als einmal konnte man in den Säulenhallen, in der Nähe der Universität, der großen Kathedrale oder des alten Schlosses Studenten erblicken, die ganz vertieft in die fesselnde Lektüre eines Buches waren, das sie in der Hand hielten. Andere Buchdrucker und Buchhändler verbanden sich mit Calvi, um dies Werk der Verbreitung zu fördern, und bald las man überall in Italien, ja selbst in Rom: I principii della Theologia di Ippolito de Terranigra! Terranigra war Melanchthon und diese Grundlehren der Theologie waren seine Loci communes theologici. Dies merkwürdige Buch, die Werke des Coricius Cogelius (das war Zwingli), des Aretius Felinus (so hieß Bucer), fanden sich selbst im Vatikan. Bischöfe und Kardinäle ertheilten diesen Schriften die pomphaftesten Lobsprüche, da niemand von ihnen damals ahnte, daß der Odem evangelischer Frömmigkeit, der diese Bücher belebte, die falsche Frömmigkeit des Beichtstuhles vernichten mußte. Das Buch des Terranigra wurde in Rom mit solchem Eifer gelesen, daß man bald neue Sendungen erbat. Ein gelehrter Franciskaner der Hauptstadt, der die lateinische Ausgabe besaß, und dem der unbekannte Name Terranigra auffiel,[3]) wollte sich die so stark begehrte italienische Schrift verschaffen. Das Buch rief manche Erinnerungen in ihm wach, und er fragte sich, ob er dies nicht schon anderswo gelesen. Er stand auf, holte seinen lateinischen Melanchthon herbei, verglich diesen mit dem italienischen Buche und fand zu seinem größten Entsetzen, daß die beiden eins waren. Eiligst brachte er die List der Buchhändler zur Anzeige und das Buch, welches am Abende vorher von den Kardinälen in den Himmel erhoben war, wurde am folgenden Tage zu den Flammen verurtheilt.

---

[1]) »Cupit renascenti pietati suppetias ferre.« (Frobenius an Luther, 14. Febr. 1519.)

[2]) »Per omnes civitates sparsum.« *(Ibid.)*

[3]) »Gerdesius Specimen Ital. Ref.,« p. 11. — Bekanntlich sind Melanchthon und Terranigra die griechische und lateinische Uebersetzung des deutschen Namens Schwarzerd.

Aber die Propaganda hörte nicht auf; die jungen Deutschen, welche nach Bologna, Padua und andern Universitäten der Halbinsel kamen, um Jurisprudenz und Medicin zu studiren, die jungen Italiener, welche anfingen, die Hochschulen Deutschland's und der Schweiz zu beziehen, vermittelten beiderseits die Verbreitung des evangelischen Glaubens jenseits der Alpen. Viele lutherische Landsknechte, die Carl V. nach Italien führte, und Zwinglianische Schweizer, welche Franz I. heranzog, bekannten in den Häusern, in welchen sie einquartiert waren, die Lehren der Reformation und zwar mit einer ächt militärischen Offenheit. Die einen priesen Luther, die andern Zwingli, und alle konnten nicht umhin, zwischen der Sittenreinheit des Lebens der Reformatoren und ihrem einfachen Auftreten und der Ueppigkeit und dem Hochmuthe der römischen Prälaten Vergleiche anzustellen.

Die Italiener besitzen einen hellen und lebhaften Verstand, sie sind genau in ihrem Denken und wissen sich klar auszudrücken, Schönheitssinn und große Selbstständigkeit des Charakters sind ihnen eigen, und so waren sie denn auch der schmachvollen Knechtschaft der unwissenden, in Müßigang und Ausschweifungen dahinlebenden Priester müde. Gewissenhafte Männer, bedeutende Geister nahmen mit Freuden eine Lehre an, die an Stelle der Bullen, Breves und der „Extravaganzen" des Papstes das Wort Gottes setzte und für den kirchlichen Mechanismus des lateinischen Ritus Geist und Leben brachte. Italien war von Luther's Charakter und von Luther's Werk entzückt. Schon im Jahre 1521 ließ sich eine Stimme aus Mailand folgendermaßen vernehmen: „O großer Luther, wer könnte die lebensvollen Züge, die göttlichen Eigenschaften deines Geistes, diese Seele, in welcher der reinste Wille lebt, genugsam schildern! Deine Stimme, welche fast in der ganzen Welt wiederhallt und ganz neuen Klang ertönen läßt,[1]) erfüllt die Herzen der Gottlosen und Bösen mit Schrecken und bringt aus scheinbar unheilbaren Uebeln unerwartete Rettung. Daher nur Muth, ehrwürdiger Vater, Muth! Du, dessen Mund allen das Heil verkündet und dessen Wort mehr Ungeheuer vernichtet als die Hand des Alciden je besiegt hat."

---

[1]) »Vocis, quae totum penitus diffusa per orbem.
Terruit insolito pectora tetra sono.«
(Diese Verse sind uns durch Schelhorn in seinen Amoenitates Eccl., II, p. 624 aufbewahrt worden.)

Die Würdenträger Rom's erschraken über eine solche Begeisterung. „Ach," rief der Kardinal Campeggi im Jahre 1524 vor dem Nürnberger Reichstage aus, „die Deutschen nehmen rasch eine neue Meinung an, aber sie lassen dieselbe auch bald wieder fallen; allein die Italiener bleiben hartnäckig bei demjenigen, was sie einmal angenommen haben." [1]) Es sollte jedoch das Gegentheil erfolgen. Die Italiener zeigten sich noch rascher als die Deutschen, die Zahl der Lutheraner stieg jeden Tag. [2]) Die bekehrten Katholiken begannen das Evangelium zu erklären und die Irrthümer der Kirche in den Privathäusern zu widerlegen; das geschah in den Staaten des Papstes. Bald nachdem auch Priester und Mönche erleuchtet waren, that die Reformation einen neuen Schritt, ihre Grundsätze wurden nun sogar in den Kirchen gelehrt. Clemens VII. beunruhigte sich sehr darüber, als er sah, wie die Lehre, welche er und seine Legaten in den fernen Ländern bekämpften, plötzlich überall in seinem geliebten Italien hervorbrach und die Mauern des Papstthums in der Nähe umringten. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sagte: „Zu unserm größten Kummer hat sich diese pestartige Ketzerei bei uns nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Priestern und Mönchen verbreitet. [3]) Die Ketzerei nimmt aller Orten zu, und der katholische Glaube erleidet überall die schrecklichsten Niederlagen." Aber diese Klagen waren vergeblich. In demselben Jahre (1530) wurde das neue Testament von Brucioli übersetzt und in Venedig gedruckt, und die so sehr gefürchtete Ansteckung machte seitdem noch reißendere Fortschritte.

Gerade in dieser letzteren Stadt, auf den hundert kleinen Inseln inmitten der Lagunen der Königin des adriatischen Meeres, entfaltete die evangelische Lehre zuerst am kühnsten ihre Fahne. In ganz Europa gab es keine Macht, die auf ihre Unabhängigkeit und ihr Ansehen so eifersüchtig war, wie Venedig. Der geflügelte Löwe von St. Marcus bot dem Priester zu Rom Trotz, der Senat wies die Inquisition zurück,

---

[1]) Seckendorf, Historie des Lutherthums, p. 613.

[2]) Sarpi, Hist. du Concile de Trente, I, p. 85.

[3]) »Pestifera haeresis Lutheri non tantum apud saeculares personas, sed etiam ecclesiasticas et regulares, tam mendicantes quam non mendicantes.« (Breve an die Inquisitcren, Raynald ad annum.)

brachte die freie Forschung in Anwendung und bestätigte die Edikte des Papstes erst nach reiflicher Ueberlegung. Bald konnte man in Venedig Protestanten finden, die protestantischer gesinnt waren, als die zu Augsburg. „Mit welcher Freude vernehme ich," sagte Luther am 7. März 1528, „daß Venedig das Wort Gottes angenommen hat."[1]) Als sich das Gerücht verbreitete, Melanchthon zeige sich nach dem Reichstage von 1530 geneigt, die Oberherrlichkeit des Papstes anzuerkennen, geriethen die neuen Evangelischen in Venedig darüber in große Aufregung; einer derselben, Lucio Paolo Rosselli wurde sehr dadurch beunruhigt und betrübt, und obwohl er nur ein Anfänger in der christlichen Lehre war, so beschloß er doch mit aller Ehrerbietung, aber offen an den berühmten deutschen Gelehrten zu schreiben. „Es giebt kein Buch von irgend einem Schriftsteller," sagte er, „das meinem Geiste so zusagte, als die Schriften, welche Ihr bis zu dieser Stunde veröffentlicht habt. Aber wenn die Dinge wahr sind, welche die Papisten über Euch verbreiten, so ist die Sache des Evangeliums, so sind alle, die durch Eure und durch Luther's Schriften unterrichtet, die neue Lehre angenommen haben, in der größten Gefahr. Ganz Italien erwartet das Resultat Eurer Versammlung zu Augsburg.[2]) O Melanchthon, laßt Euch weder durch Drohungen, noch Befürchtungen, Bitten oder Versprechungen bestimmen, die Fahne Jesu Christi zu verlassen. Müßtet Ihr selbst den Tod erleiden, um Christi Ehre zu wahren, so zögert nicht. Es ist besser, ehrenvoll zu sterben, als mit Schmach bedeckt zu leben."

Noch schlimmer wurde es, als der Gesandte Venedigs bei Carl V. dem venetianischen Senate den Brief sandte, welchen Melanchthon am 6. Juli an den Kardinal Campeggi geschrieben hatte, und in welchem er so weit ging, zu erklären, die Protestanten wichen in keinem Dogma von der römischen Kirche ab und sie seien geneigt, die Jurisdiktion des Papstes anzuerkennen.[3]) Die evangelischen Christen in Venedig, welche eine klare Stellung wollten, erschraken. Die meisten unter ihnen behaupteten, ein solcher Brief könne nicht von Melanchthon sein, und

---

[1]) »Laete audio de Venetis quod Verbum Dei receperint.« (Luth., Ep. III, p. 289.)

[2]) »Scias igitur Italos omnes exspectare Augustensis hujus vestri decreta.« (Venetiis 3, Calend. Aug., anno 1530. Corp. Ref., II, p. 227.)

[3]) Corp. Ref., II, p. 170.

besonders Rosselli übernahm in seiner edlen Begeisterung die Vertheidigung desselben und sandte ihm am 1. August eine Abschrift des Briefes, „damit er die Bosheit derer deutlich erkennen möchte, die ihm Worte zuschrieben, welche die wahren Vertheidiger der Sache Christi und Christum selbst mit Schmach zu bedecken geeignet wären.“[1]) „Jetzt da wir Euch ihre Bosheit kundgethan haben,“ fügte der Venetianer hinzu, „widerstehet mit um so größerem Eifer ihrer Gottlosigkeit und macht den Kaiser und alle christlichen Fürsten mit den schamlosen Anschlägen der Gegner bekannt.“

Allein was den Italienern unglaublich schien, war nur allzu wahr, Melanchthon hatte zuviel Zugeständnisse gemacht. Da er jedoch erklärte, daß er den Bischof von Rom nur dann anerkennen könne, wenn derselbe evangelisch werde, so hatte er damit seinem Vertrage eine Bedingung hinzugefügt, die eine Annahme unmöglich machte.

Von Venedig wenden wir uns nach Turin. Das Erwachen in Italien zeigte sich nicht in einem so stetigen, ununterbrochenen, historischen Verlaufe, wie man ihn in den andern Ländern Europa's findet. Hier gab es nicht einen einzigen Fluß, dessen tiefe, gewaltige Gewässer das ganze Land durcheilten und derselben Strömung folgten; aber man sah kleine Wasserquellen an mehreren Stellen aus dem Boden hervorsprudeln, in den Strahlen der Sonne klar, frisch und durchsichtig schimmern und die nächste Umgebung reich und fruchtbar machen. Dann verschwanden sie, verloren sich im Boden, den sie leider oft roth färbten, und die Erde wurde wieder öde und steinigt wie zuvor. Indessen waren doch viele Pflanzen durch solche Quellen zum Leben erweckt worden, und die schöne Erinnerung daran kann noch manchen erfreuen.

Die Bücher der Reformatoren waren auch nach Turin gekommen; Piemont, das ja in nächster Nähe der Schweiz, Frankreich's und Deutschland's liegt, wurde mit zuerst von den Strahlen der jenseits der Alpen aufgehenden Sonne erleuchtet. Die Reformation hatte schon in einer Stadt dieses Landes, in Aosta, Eingang gefunden und die meisten ihrer Lehren waren schon seit Jahrhunderten in den Thälern der Waldenser verbreitet. Mönche des Augustinerklosters zu Turin und besonders

---

[1]) »Tibi ea adscribunt, quae Christo, verisque Christi defensoribus dedecori sunt.« (Corp. Ref., II, p. 243.)

Hieronymus Nigro Foscianeo gehörten zu der Zahl derjenigen, welche zuerst die evangelischen Schriften kannten. Aus ihren Händen empfing sie Celio Secundo Curione, ein junger Mann von 20 Jahren, um das Jahr 1520.

Etwa drei und eine halbe Meile nördlich von Turin lag am Fuße der Alpen ein Flecken Namens Cirie, in welchem sich zwei Pfarrkirchen und ein Augustinerkloster befanden. Oberhalb des Ortes stieg ein altes Schloß, mit Namen Cuori, empor, und die Familie, welcher es gehörte, nannte sich Curione oder Curioni.[1]) Eines ihrer Mitglieder, Jacomino Curione, der in Cirie wohnte, hatte sich mit Charlotte von Montrotier, einer Ehrendame der Herzogin Blanca von Savoyen und Schwester des Oberstallmeisters beim regierenden Herzoge, vermählt.[2]) Am 1. Mai 1503 wurde ihnen in Cirie ein Sohn geboren, der den Namen Celio Secundo erhielt,[3]) er war ihr 23stes Kind.[4]) Seine Mutter verlor er, als er zur Welt kam, und der Vater, der von Cirie nach Turin und von da nach Moncaglieri gezogen war, wo er Güter besaß, starb, als Celio erst das neunte Jahr erreicht hatte.

Der alte Curione war im Besitz einer Bibel, die er in seiner Sterbestunde Celio übergab. Vielleicht ward dadurch der erste Grund zu jener Liebe für die Schrift gelegt, welche den Erben der Curione später auszeichnen sollte; seine innige, kindliche Verehrung für seinen Vater ließ ihn in diesem Buche einen Schatz erblicken, ehe er noch den Werth des Inhaltes kannte. Nachdem Celio seine ersten Studien in Moncaglieri gemacht hatte, kam er nach Turin, wo seine Großmutter von mütterlicher Seite, Magdalena, lebte; diese nahm ihn in ihr Haus auf und die alte Dame sorgte für ihn mit der zärtlichsten Liebe und Aufmerksamkeit.[5])

---

[1]) Celio Secundo schreibt seinen Namen auf beiderlei Arten, gewöhnlicher jedoch Curioni.

[2]) S. zwei Memoiren, die einen von Celio, die andern von seinem Sohne Leone.

[3]) »Natus anno MDIII, Calendis maji, Cyriaci Taurinorum.« (Curionis Historia, a professore Stupano, 1570 in Schelhorn, Amoen. litterariae, XIII, p. 330.)

[4]) Vicenos ternos quae liberos suscepit, ex quibus Coelius ultimus natus fuit... (Curionis Historia, p. 329.)

[5]) »Taurinum se contulit, ubi per aliquos annos apud Magdalenam proavam suam agens.« (*Ibid.*, p. 330.)

Er wohnte, wie erzählt wird,[1]) auf dem anmuthigen Hügel, der von den langsam dahin rauschenden, majestätischen Fluthen des Po bespült, über Turin emporragt und von wo man deutlich die Gipfel der Alpen unterscheidet. Celio hatte sich mit ganzer Seele dem Studium der Classiker, der Redner, Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen gewidmet, als er aber sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, fühlte er ein höheres Verlangen, welches die Literatur nicht zu befriedigen im Stande war. Das vermochte die alte Bibel seines Vaters, und eine neue Welt, die weit höher stand als die der Wissenschaften und der Philosophie, die Welt des Geistes that sich vor ihm auf.

Man redete damals sowohl auf der Universität, als auch in der Stadt viel von der Reformation und den Reformatoren. Curione vernahm oft von Seiten der Priester und ihrer Anhänger bittere Klagen über die „falschen Lehren" dieser Ketzer und Aeußerungen des heftigsten Unwillens über Luther und Zwingli. Er hörte diese Schmähungen mit an, ohne indessen von ihrer Gerechtigkeit überzeugt zu werden. Er übertraf seine ganze Umgebung an Adel der Gesinnung, und sein großherziger und unabhängiger Sinn neigte sich mehr auf die Seite der Angeklagten, als auf die der Ankläger. Anstatt sich der fast allgemeinen Mißbilligung anzuschließen, sprach Celio zu sich selbst: „Ich will diese gelehrten Männer nicht eher verdammen, als bis ich ihre Schriften gelesen habe."[2]) Allem Anscheine nach war er im Augustinerkloster, in welchem es, wie in dem zu Wittenberg, auch wahrhaft fromme Männer gab, bereits bekannt. Die Mönche fühlten sich durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seinen heißen Durst nach religiösen Kenntnissen sehr angezogen. Da Curione wußte, daß sie einige von den Schriften der Reformatoren besaßen, so bat er sie darum, und der Vater Hieronymus gab ihm Luther's „babylonische Gefangenschaft," welche unter einem andern Titel in's Italienische übersetzt worden war. Eilends nahm der junge Mann das Buch mit in sein Studirzimmer; er las die kraftvollen Stellen, in welchen der sächsische Reformator von dem lebendigen Glauben spricht, mit dem der Christ sich an die Verheißungen

---

[1]) Bonnet, Récits du seizième siècle, p. 248.

[2]) »Non esse sibi damnandos hosce, priusquam illorum libros legisset.« (Curionis Hist., p. 331.)

des Wortes halten soll, und jene, in denen er erklärt, weder Bischof noch Papst hätten das Recht, den Gläubigen — tyrannico spiritu — etwas zu befehlen, da er von Gott die christliche Freiheit erhalten habe. Aber diese Schrift brachte Celio noch nicht Licht genug, er trug sie in's Kloster zurück und erbat sich eine andere. Und wiederum verschlingt er förmlich die „Principii della Theologia" von Melanchthon und die „wahre und falsche Religion" von Zwingli. Und nun begann ein wunderbares Arbeiten und Ringen in seinem Innern. Was er in seiner Bibel gelesen, ward ihm klar, es kam Ordnung hinein und gewann an Tiefe und Bedeutung; sein Herz bebte vor Freude, als er bei jenen großen Lehrern die Bestätigung für seinen Glauben fand, und eine innige Liebe zu Luther und Melanchthon erwachte in ihm. „Ach," sagte er später zu dem letzteren, „als ich noch ein Jüngling war, wurde ich gleich, nachdem ich Eure Schriften gelesen hatte, von solcher Liebe zu Euch ergriffen, daß es mir unmöglich schien, als könne sie noch zunehmen."[1])

Curione begnügte sich demnach auch nicht mit den Schriften jener Gottesmänner, seine Bewunderung für sie war so groß, daß er sie selbst hören wollte, und es regte sich der sehnliche Wunsch in ihm, unverzüglich nach Deutschland zu reisen.[2]) Er besprach sich darüber mit einigen seiner Freunde, besonders mit Johann Cornelio und Franz Guarino, welche das Evangelium auch gerührt hatte, und diese erklärten sich bereit, ihn zu begleiten.

Die drei jungen Italiener, von schwärmerischer Bewunderung für Luther und Melanchthon erfüllt, verließen also Turin, um sich nach Wittenberg zu begeben. Sie wandten sich nach dem Thale von Aosta, in der Absicht, über den St. Bernhard zu gehen,[3]) wo sich seit mehr als fünf Jahrhunderten zur Aufnahme der Reisenden, welche diese damals sehr besuchte Straße zogen, ein Haus des heil. Augustinerordens

---

[1]) »Adolescens adhuc, cum prima tua monimenta legissem, te ita amavi ut vix ulterius progredi meus in te amor posse videretur.« (C. S. Curionis, Ep., I, p. 71.)

[2]) »Ita est illa (opera) admiratus, ut statim decreverit in Germaniam transire,« (Curionis Historia, a Stupano, p. 331.)

[3]) »Institutum iter per Salassorum regionem ingreditur.« *(Ibid.)*

befand. Sie unterhielten sich von ihrer Reise, ihren Gefühlen und Hoffnungen, dann aber begnügten sie sich nicht damit, untereinander davon zu reden, sondern sie sprachen auch mit einer naiven Begeisterung darüber zu denen, welchen sie auf dem Wege oder in der Herberge begegneten; in der Jugendlichkeit ihres Eifers ließen sie sich sogar zu unvorsichtigem Disputiren über die römische Lehre hinreißen.[1]) „Es drängte sie zu reden," sie konnten es nicht erwarten, wenigstens die Alpen hinter sich zu haben, der Geist, der sie erfüllte, trieb sie. Man hatte ihnen manche Warnung zukommen lassen, sie hatten sich selbst vorgenommen, vorsichtiger zu sein, „aber wie tief auch die verborgenen Winkel des menschlichen Herzens sein mögen," hat ein Reformator gesagt, „die Zunge verräth seine geheimen Neigungen."[2]) Einer von denen, mit welchen die drei jungen Piemontesen disputirt hatten, wußte nichts Eiligeres zu thun, als sie bei dem Kardinal-Bischof von Ivrea, Bonifacius, anzugeben und noch dazu den Weg zu bezeichnen, welchen sie nehmen mußten. Der Bischof ertheilte die nöthigen Befehle, und als die drei Studenten das Thal von Aosta[3]) betraten, wurden sie von den Söldnern des Kardinals, die auf sie lauerten, ergriffen und in's Gefängniß gebracht.

Welch' ein Mißgeschick! In dem Augenblicke, als sie im Geiste schon die Freude eines freien Austausches mit Luther und Melanchthon genossen, mußten sie statt dessen in's Gefängniß wandern. Curione besaß aber in diesem Lande Freunde, welche dem höchsten Adel angehörten, es gelang ihm, dieselben von seinem traurigen Schicksal in Kenntniß zu setzen, und die edlen Männer verwandten sich für ihn. Als der Kardinal ihn hatte vor sich kommen lassen, erkannte er bald, daß der Gefangene kein gewöhnlicher junger Mann sei. Erstaunt über seine ausgebreiteten Kenntnisse und seinen reich begabten Geist, beschloß er alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um ihn an die römische Kirche zu fesseln. Er kam ihm mit der größten Freundlichkeit entgegen, versprach ihm selbst die Kosten zu der Fortsetzung seiner Studien zu tragen, und brachte ihn zu diesem Zwecke in der Priorei von St.

---

[1]) »Cum juvenes in itinere, minus caute, de rebus ad religionem pertinentibus disputarent.« (Curionis Historia, a Stupano, p. 331.)

[2]) Calvin.

[3]) »Cum essent vallem praetoriam ingressuri.« (Cur. Hist., p. 332.)

Benignus unter. Cornelio und Guarino sind wahrscheinlich bald freigelassen worden; obgleich weniger berühmt als ihr Reisegefährte, zeichneten sie sich doch auch später durch ihren Eifer für das Evangelium aus.

In der strengen Abgeschiedenheit des Klosterlebens wurde Curione's Eifer für das Wort Gottes immer feuriger. Er sehnte sich nach Deutschland, von dem er sich so viel versprochen hatte, und da er nicht in Wittenberg seinen Glauben stärken konnte, so wollte er doch die geringe Kraft, die er besaß, wenigstens dazu benutzen, die Mönche, welche den Auftrag hatten, ihn zu bekehren, dem wahren Heile entgegenzuführen. Die abergläubischen Gebräuche des Cultus bekümmerten ihn und er gedachte seine Umgebung davon zu befreien. Ein Reliquienkästchen, welches prahlerisch auf dem Altare stand, enthielt einen Schädel und andere Gebeine, welche man für die Ueberreste des heil. Agapetus und des heil. Märtyrers Tybur ausgab und bei gewissen Festen dem Volke zur Anbetung darbot. Warum aber standen getrocknete Gebeine auf der Stelle, die dem lebendigen Worte Gottes gebührte? Sind die authentischen Ueberreste der Apostel und Propheten nicht ihre Schriften? Curione weigerte sich, diesen Reliquien auch nur die geringste Ehrfurcht zu bezeigen, und in vertraulichen Gesprächen redete er sogar mit einigen dieser Mönche von diesem götzendienerischen Cultus, und unterwies sie in dem wahren Glauben.[1]) Ja, er beschloß noch mehr zu thun. Er hatte in der Klosterbibliothek eine Bibel gefunden, die niemand beachtete, dann merkte er sich den Ort, wo die Mönche den Schlüssel zu dem Reliquienkästchen hinlegten, das ihnen so kostbar dünkte.[2]) Eines Tages (es war gegen Ende des Jahres 1530) benutzte er einen günstigen Augenblick, während die Mönche anderweitig beschäftigt waren,[3]) und nahm das heilige Buch, von dem David sagt: Es ist köstlicher denn Gold. Dann eilt er in die Kirche, öffnet das geheimnißvolle Kästchen, nimmt die Reliquien heraus, legt die Bibel hinein und fügt die Aufschrift hinzu: „Dies ist die wahre Bundeslade, darin man die wahrhaftigen Orakel Gottes finden kann, und in welcher die

[1]) »Privatim multos contraria hisce docebat et in vera fide erudiebat.« (Cur. Hist., p. 332.)

[2]) »Itaque, observato clavium loco, capsam aperit.« *(Ibid.)*

[3]) »Cum caeteri aliis rebus intenti essent. *(Ibid.* p. 333.)

wahrhaftigen Reliquien der Heiligen enthalten sind." Endlich verschließt Curione das Kästchen und verläßt in freudiger Bewegung die Kirche, ohne von irgend jemand bemerkt worden zu sein. In dieser verwegenen Handlung lag ein tiefer evangelischer Sinn, sie war der Ausdruck der Grundlehren der Reformation. Einige Zeit darauf öffneten die Mönche an einem Feiertage, als die Reliquien den Gläubigen zur Anbetung gezeigt werden sollten, das Kästchen, und ihre Ueberraschung, ihre Aufregung, ihr Zorn, kannte keine Grenzen, alle beschuldigten ihren jungen Gefährten der Tempelschändung, dieser aber war auf seiner Hut, entfloh aus Piemont und suchte in Mailand eine Zufluchtsstätte.

Hier legte sich Curione mit dem größten Eifer auf die Unterweisung der Jugend in den Wissenschaften; zugleich aber übte er mit ganzer Seele die Werke christlicher Liebe, da er der inhaltleeren, unnützen Mönchskasteiungen überdrüssig war. Als jene Gegenden von Hungersnoth und Pest heimgesucht wurden, widmete er sich gänzlich der Pflege der Armen und Kranken, er sprach die Edelleute um Gaben an, forderte die Priester auf, die Kostbarkeiten, welche die Kirchen schmückten, zur Unterstützung der Unglücklichen zu verwerthen, tröstete die Sterbenden, ja, er begrub sogar die Todten.[1]) In dem Kloster hatte er anscheinend nur für den Glauben gekämpft, während der Pest schien er nur für die Werke zu leben. Er gedachte daran, daß Jesus gekommen war, um zu dienen, und dem Beispiele seines Meisters folgend, eilte er alle Noth zu lindern. „Christus hatte in seiner Seele lebendige Wurzel geschlagen und einen fruchttragenden Baum aus ihm gemacht." Als die schreckliche Geißel nachgelassen hatte, beeiferte sich jedermann mit Recht, Celio seine Dankbarkeit zu beweisen, und die Isacio, die Vornehmsten im Lande, bewilligten ihm die Hand einer ihrer Töchter, der Margarita Blanca, eines jungen Mädchens von großer Schönheit, welche die treue und muthige Gefährtin seines Lebens wurde.[2])

Einige Zeit darauf kehrte Curione in dem Glauben, er habe nun nichts mehr zu fürchten und von dem Wunsche beseelt, sein väterliches

---

[1]) »Ipse omnibus aderat, consolabatur, atque etiam mortuos ipsos sepeliebat.« (Cur. Hist., p. 335.)

[2]) »Ei uxorem dederunt, Magaritam Blancam, puellam elegantissimam.« *(Ibid.)*

Erbe wiederzuerlangen, sein Heimathland wiederzusehen und demselben seine Kräfte und seinen Glauben zu weihen, nach Piemont zurück. Allein seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Schwerer Familienkummer und heftige Verfolgungen von Seiten der Priester verbitterten ihm sein vielbewegtes Leben. Ihm war nur eine Schwester übrig geblieben, aber als deren Mann hörte, daß Curione Ansprüche auf sein Erbtheil erhob, beschloß er, ihn zu verderben. In einer benachbarten Stadt machte damals ein Dominikaner durch seine Reden großes Aufsehen.[1]) Da nahm Celio ein Buch aus seiner Bibliothek und ging mit einigen seiner Freunde hin, ihn zu hören. Er war darauf gefaßt, der Mönch werde wie andere seines Gleichen eine abschreckende Schilderung von den Reformatoren machen. Curione wußte, daß Christus, die Rechtfertigung durch den Glauben an sein Erlösungswerk, das neue Leben, welches er mittheilt, und die neuen Gebote, welche er giebt, der Kern der Predigt eines evangelischen Geistlichen sein muß. Nach seiner Meinung war es jetzt, da alles neu geworden, die Aufgabe der Diener Gottes, nicht die Kirche, sondern den Heiland zu preisen, und statt die Zuhörer durch wüthende Schmähungen gegen ihre Gegner zu erhitzen, vielmehr recht eindringlich klar zu machen, welch' ein kostbares Gut wir in Christo haben. Allein in der damaligen Zeit waren die gewöhnlichen Prediger des Papstthums, wenn auch nicht die großen Gelehrten des Katholicismus, anderer Meinung. Sie stellten als den ersten Grundsatz den Gedanken hin: außer der Kirche kein Heil, und glaubten sich demnach natürlich berufen, die Nothwendigkeit der Gemeinschaft, — nicht mit Christus, sondern — mit Rom immer wieder hervorzuheben. Anstatt die Schafe durch die geistige Weide des Glaubens zu nähren, waren sie nur darauf bedacht, dem Schafstalle schwülstige Lobreden zu halten und furchtbare Schilderungen von den reißenden Wölfen zu entwerfen, welche ihn umkreisten. Hätte es keine Protestanten, keinen Luther und keinen Calvin zu bekämpfen gegeben, so würden viele papistische Prediger die Predigt für ziemlich überflüssig gehalten haben, wie ehedem im Mittelalter, als es keine Reformation gab.

Nach diesen rhetorischen Grundsätzen des gewöhnlichen Predigers des Papstthums predigte nun der „gute Mönch", dessen Rede Curione

---

[1]) »In vicinum locum, Castellevioleonem nomine.« (Cur. Hist., p. 335.)

und seine Freunde mitanzuhören gekommen waren. „Wißt Ihr," rief er aus, „weshalb Luther den Deutschen gefällt? . . . Weil er ihnen unter dem Namen der christlichen Freiheit erlaubt, sich allen Ausschweifungen hinzugeben.[1]) Ferner lehrt er, daß Christus nicht Gott und nicht von einer Jungfrau geboren ist." Dann fuhr er mit großer Heftigkeit in dieser mönchischen Philippika fort und entflammte den Haß seiner Zuhörer.

Als die Rede zu Ende war, erbat sich Curione von einem anwesenden Prälaten die Erlaubniß, einige Worte sagen zu dürfen. Als ihm diese ertheilt, und eine lautlose Stille in der Versammlung eingetreten war, sprach er: „Ehrwürdiger Vater, Ihr habt schwere Beschuldigungen gegen Luther vorgebracht; könnt Ihr mir das Buch oder die Stelle nennen, wo er die Dinge gelehrt hat, welche Ihr ihm vorwerft? Auf die Erwiederung des Mönches, er könne das nicht so im Augenblick, wenn Curione ihn aber nach Turin begleiten wolle, so werde er ihm das alles zeigen — da rief der junge Mann voll Entrüstung aus: „Nun, ich will Euch sogleich das Buch und die Seite zeigen, wo der Wittenberger Professor gerade das Gegentheil sagt." Dann öffnete er Luther's Erklärung zu dem Briefe an die Galater und las der Versammlung mehrere Stellen vor, welche die Verleumdungen des Mönches auf das schlagendste widerlegten. Die dem Gottesdienste beiwohnenden Adeligen waren sehr ärgerlich, das Volk aber ging weiter; erbittert darüber, daß der Mönch sie so unverschämt belogen hatte, stürzten einige Hitzköpfe auf ihn zu und schlugen ihn, und den Gemäßigteren kostete es große Mühe, ihn zu retten und ihn unversehrt in seine Wohnung zu geleiten.[2])

Dieser Auftritt machte viel Lärm. Der Bischof und die Inquisitoren sahen darin eine Empörung gegen das Papstthum. Nach ihrer Meinung war Curione ein Brand, den der Teufel in die Kirche geschleudert hatte, und der, wenn man ihn nicht sogleich erstickte, durch den über die Alpen herüber wehenden Wind, welcher schon über die

---

[1]) »Lutherum Germanis placere, quod sub libertate christiana, omnis generis libidines concederet.« (Cur. Hist., p. 338.)

[2]) »Ut vix, intercedente Praefecto, vivus Taurinum redire potuerit.« (*Ibid.*, p. 339.)

Halbinsel hinstrahlte, nach allen Seiten Funken sprühen und überall eine Feuersbrunst hervorrufen mußte. Der kühne Evangelische wurde daher ergriffen und in's Gefängniß geworfen. In einem Augenblick verbreitete sich die Nachricht, und alsbald regten sich auch alle seine alten Feinde wieder. Sein habgieriger Schwager und, wie es scheint, sogar seine Schwester, verbanden sich mit den Priestern, um ihn zu verderben.[1]) Der Fanatismus und die Habsucht reichten sich die Hand, die einen wollten ihm sein Hab' und Gut, die andern das Leben nehmen. Es war nicht das erste Mal, daß Curione im Gefängnisse saß, weil er für die Wahrheit Zeugniß abgelegt hatte, und er verlor auch nicht den Muth, sondern blieb vollkommen heiter und Herr aller seiner Gedanken. Der mit der Untersuchung beauftragte Geistliche verhörte ihn und überschüttete ihn mit Fragen.[2]) Man erinnerte sich der Reliquien, welche er im Kloster St. Benignus beseitigt, der Reise nach Deutschland, die er beabsichtigt, der Reden, welche er unterwegs gehalten hatte, und man drohte ihm mit Feuer und Flammen.[3])

Da der Bischof wußte, daß Curione unter den angesehensten Bürgern der Stadt Beschützer hatte, so reiste er nach Rom, um von dem Papste selbst das Todesurtheil zu erlangen; bei seiner Abreise übergab er den Gefangenen einem Bruder des mächtigen Kardinals Cibo, David genannt, der ihm zum Coadjutor gegeben war. Dieser, der seines Mannes sicher sein und verhindern wollte, daß man den Ort seiner Gefangenschaft erführe, ließ ihn bei Nacht aus dem Gefängnisse, in welchem er bisher gesessen hatte, fortbringen und ihn in eines jener schloßähnlichen Häuser führen, wie man sie in Italien häufig findet. Dort schloß er ihn in einem von dicken Mauern umgebenen Saal ein.[4]) Die Häscher legten dem armen Celio schwere Ketten an die Füße, preßten diese eng hinein und befestigten sie an die Mauer, und endlich wurden zwei Wächter innen an die Hausthür gestellt. Als dies geschehen war, athmete David auf, da er nun sicher war, seinen Gefangenen vorführen

---

[1]) »In causa propemodum ipsi fuerunt (soror et maritus) quod captus fuerit, vitam quoque fere amiserit.« (Cur. Hist., p. 336.)

[2]) »Hic examinatur, quaestiones adhibentur.« *(Ibid.*, p. 339.)

[3]) »Ignem flammasque minantur.« *(Ibid.)*

[4]) »Ex prioribus carceribus noctu deducit, et in conclavi quodam fortissimis parietibus munito . . . . asservari curat.« *(Ibid.)*

zu können, wenn das Todesurtheil aus Rom kommen würde. Freilich schien für den Unglücklichen jede Hoffnung auf Rettung verloren. Curione sah denn auch ein, daß der Tod nicht lange ausbleiben konnte, aber selbst in dieser größten Noth blieb er muthig und gefaßt.

Die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln, welche David getroffen hatte, um sich seines Gefangenen zu versichern, waren während der Nacht vorgenommen worden. Als der Tag anbrach, sah Celio sich um, es war ihm, als ob der Ort, an dem er sich befand, in seinem Geiste fast ganz entschwundene Erinnerungen wachriefe. Sorgsam begann er alles zu prüfen, was ihn umgab, und nach und nach wurde ihm klar, daß er als kleiner Knabe früher in diesem Hause, ja sogar in diesem Saale gewesen sein mußte. Er besaß guten Ortssinn, und es trat ihm deutlich die ganze Einrichtung des Gebäudes, die Corridors, Treppe, Thüren und Fenster wieder vor die Seele.[1]) Allein bald weckte ihn ein heftiger Schmerz aus diesem Nachsinnen, die Wächter hatten die Ketten so fest umgeschlossen, daß seine Füße zu schwellen anfingen, und das Leiden fast unerträglich wurde. Als sein Gefangenwärter kam, um ihm Speise zu bringen, sagte Curione ihm von seinen Schmerzen, und bat ihn freundlich, einen seiner Füße freizulassen, er könne ihn ja, fügte er hinzu, wenn dieser gesund wäre, von Neuem fesseln und den andern in Freiheit setzen.[2]) Der Mann willigte ein, und so vergingen einige Tage, während welcher der Gefangene abwechselnd heftige Schmerzen ausstand und dann wieder Erleichterung spürte.

Allein dieser Umstand hielt ihn nicht ab, die ernstesten Betrachtungen anzustellen. Er sollte seine Gattin, seine Kinder, seine Freunde nicht wiedersehen, er sollte seinerseits nicht mehr zu dem großen Werke der Erweckung beitragen können, welches Gott damals in der Kirche hatte beginnen lassen. Er wußte, welch' ein Urtheil Rom fällen würde. Rief doch der heil. Johannes, als er das Weib auf sieben Hügeln sitzen sah: „Babylon! . . . . trunken vom Blute der Heiligen und der Zeugen Jesu." Bei der Rückkehr des Bischof's stand Curione der Tod bevor, darüber hegte er keinen Zweifel. Aber ist es denn nicht erlaubt, sich gegen die Hand der Mörder zu vertheidigen? Plötzlich fährt

---

[1]) »Recreatque in memoriam singularum domus partium situm.« (Cur. Hist., p. 339.)

[2]) »Ut eo curato, posset cum altero permutare.« *(Ibid.)*

ihm ein kluger Gedanke durch den Kopf; es zeigt sich ihm ein Hoffnungsschimmer, vielleicht kann er entrinnen, die Seinen wiedersehen und der Sache des Evangeliums noch ferner dienen. Er sinnt und überlegt, der Ausweg, der sich ihm bietet, ist freilich seltsam, er kann mißlingen, kann aber auch das Mittel werden, um einen Unschuldigen aus der Hand der Bischöfe zu retten. Als Petrus im Gefängnisse war, öffnete der Engel des Herrn ihm die Thür, und führte ihn hinaus. Ein Wunder erwartet Celio nicht, allein er denkt, es sei des Menschen Pflicht zu thun, was er vermag, um die Anschläge der Bösen zu vereiteln. Und übrigens sorgt er nicht wegen des Gelingens, Gott hält das Leben seiner Kinder in seiner Hand, der Herr wird ihm die Freiheit schenken oder ihn auf's Schaffot führen, je nachdem es ihm gut dünkt.

Curione zögert nun nicht länger, er macht sich sogleich an's Werk, das seltsame und doch sehr einfache Mittel zu benutzen, welches sich seinem lebhaften, erfinderischen Geiste gezeigt hat. Er zieht den Schuh und den Strumpf von dem einen freien Fuße,[1]) und füllt dieselben mit Leinenzeug, dann bricht er einen Stab von einem Schemel ab, den er erreichen kann, befestigt den künstlichen Fuß daran und macht, so gut es gehen will, ein hölzernes Bein daraus, welches er an seinem Knie so befestigt, daß es sich wie ein natürliches bewegen läßt. Das spanische Gewand, welches er trägt und das bis auf die Fersen herabfällt, erleichtert das Ganze. Nicht lange darauf nähern sich die Schritte der Gefangenwärter, glücklicherweise ist alles bereit. Sie treten ein, befreien, wie sie jeden Tag zu thun pflegten, den gefesselten Fuß und ohne näher hinzusehen, weil sie nichts ahnen, legen sie die Kette um das künstliche Bein und entfernen sich wieder.

Celio ist frei, er steht auf, macht einige Schritte, und erstaunt über eine so ungehoffte Befreiung, ist er wie außer sich . . . er fühlt sich vom Tode errettet. Aber noch ist nicht alles vollbracht, er muß aus diesem festen Hause entkommen, wo man ihn so streng bewacht. Er wartet die Nacht ab, und als die ganze Stadt in tiefem Dunkel liegt und seine Wächter nach seiner Berechnung sich dem Schlafe überlassen haben müssen, nähert er sich der Saalthür. Da die Gefangenwärter den Gefangenen an der Mauer angeschlossen und die Wachen an

[1]) »Extrahit caligam pedis liberi, eamdem lineis quibusdam pannis infarcit.« (Cur. Hist., p. 341.)

der Thür wußten, die nach der Straße zu liegt, so hatten sie die Saalthür nur zugemacht, ohne sie zu verschließen. Curione geht mit langsamen, leisen Schritten hinaus, und sucht ängstlich das geringste Geräusch zu vermeiden, um die Schläfer nicht zu wecken. Obgleich tiefe Finsterniß ihn umgiebt, findet er sich doch mit Hülfe seiner Erinnerungen leicht zurecht; tappend gelangt er durch die Gallerieen, steigt die Treppe hinunter, aber als er die Hausthür erreicht hat, findet er diese fest verschlossen. Was soll er nun beginnen? Dicht neben ihm schlafen die Wächter, er hütet sich wohl, den geringsten Versuch zum Oeffnen zu machen, weil er sie zu wecken fürchtet. Da erinnert er sich eines ziemlich hoch an der Seite der Thür gelegenen Fensters, es gelingt ihm, dasselbe zu erklimmen, er springt in den Hof, klettert über die äußere Mauer, erreicht die Straße und sucht sich, so schnell als seine wunden Füße es erlauben,[1]) einen Zufluchtsort. Als der Tag anbrach, entstand großes Erstaunen und eine gewaltige Aufregung in dem Hause. Die Zuverlässigkeit der Wächter wurde nicht in Zweifel gezogen, niemand konnte sich die Flucht des Gefangenen erklären, und seine Feinde verbreiteten überall das Gerücht, er habe zur Zauberei seine Zuflucht genommen, um dem Tode zu entgehen.

Curione selbst war erstaunt. Der Gedanke, nicht nur den Händen seiner Wächter, sondern auch dem gefürchteten Verdammungsurtheil des Papstes entgangen zu sein, das sein Bischof in Person nachzusuchen im Begriffe stand, vermehrte in seinen Augen noch den Werth seiner Befreiung. Er hatte die Macht seiner Feinde schon in unmittelbarer Nähe kennen gelernt, allein er sah, daß, so tödtlich auch der Haß der Welt sein mag, ein Hauch des Himmels hinreicht, um alle Anschläge zunichte zu machen. Er hütete sich wohl, in Turin zu bleiben und flüchtete in ein abgelegenes Dorf im Herzogthum Mailand, wo seine Familie sich wieder mit ihm vereinigte. Sein Ruf als Gelehrter war in diesen Gegenden verbreitet, und einige Mailänder Edelleute, welche den Sommer auf den Villen in unmittelbarer Nähe jenes Hauses zubrachten, das Curione bewohnte, hegten eine hohe Meinung von ihm. Einer von ihnen war ihm begegnet und hatte ihn erkannt, dieser sprach mit seinen Freunden von ihm, und alle, die ihn kennen lernten, wurden

---

[1]) Seine Füße blieben während seines ganzen Lebens schwach.

von seinem liebenswürdigen Wesen und seiner hohen Bildung so hingerissen, daß sie es nicht dulden wollten, daß ein so herrlicher Geist in der Einsamkeit vergraben bliebe. Sie bewirkten, daß er nach Pavia berufen wurde, wo er bald von einer bewundernden Zuhörerschaft umringt war. Allein die eine Zeitlang irre geleitete Inquisition erfuhr endlich, daß der verwegene Ketzer, welcher aus der Haft in Turin entflohen war, ruhig in Pavia lehrte; sie erließ demnach, fest entschlossen, dem bedrohlichen Kriege, welchen der freisinnige Mann gegen die Finsterniß des Mittelalters führte, durch seinen Tod ein Ende zu machen, einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Die Vertrauten der Inquisition legten sich auf die Lauer, um den piemontesischen Professor sogleich zu verhaften, wenn er sein Haus verließe, um sich in den Hörsaal zu begeben. Aber der Anschlag wurde ruchbar, die Studenten aus allen Gegenden Italiens, deren eine große Menge auf der Universität verweilten, bildeten, unterstützt von einigen der ersten Bürger der Stadt, eine Leibwache, welche Curione sogleich in ihre Mitte nahm, als er aus seinem Hause hervortrat. Sie geleiteten ihn nach der Akademie und brachten ihn auch wieder in seine Wohnung zurück,[1]) und die öffentliche Meinung sprach sich so energisch zu Gunsten der Freiheit seines Unterrichtes und gegen die römische Tyrannei aus, daß zur größten Freude der Stadt drei Jahre verflossen, ohne daß die Inquisition des Professors habhaft werden konnte. Aufgebracht über diesen Widerstand bedrohte der Papst den Senat von Pavia mit dem Banne, da Curione aber seine Freunde dem nicht aussetzen wollte, so verließ er die Stadt, begab sich nach Venedig und von da nach Ferrara, um dort unter dem Schutze der freisinnigen Herzogin Renata zu leben, welche alle Freunde des Evangeliums bereitwillig Aufnahme gewährte.

Ferrara war wirklich eine Stadt, wo das Evangelium einen festen Halt fand. Renata, die Tochter Ludwig's XII., welche ihm auf den Thron gefolgt wäre, wenn sie, wie sie sich ausdrückte, „einen Bart gehabt hätte,“ hatte nicht von ihrer Mutter Anna von Bretagne den Eifer für den Katholicismus, sondern den reformatorischen und den antipapistischen Sinn ihres Vaters geerbt, der den Wahlspruch gewählt

---

[1]) »Magna studiosorum caterva, eum, e sua domo, in auditorium deducebat, et ex eo iterum domum comitabatur.« (Cur. Hist., p. 343.)

hatte: „Perdam Babylonis nomen.“ Des Thrones beraubt, „durch dies verwünschte salische Gesetz“ (so lauten ihre eigenen Worte), aber am Hofe Franz I. erzogen, hatte sie sich innig an ihre Cousine Margaretha angeschlossen, und 18 Jahre jünger als diese, auf's lebhafteste die Lehre des Evangeliums in sich aufgenommen, welche jene, ihre „ältere Schwester,“ ihr so eifrig predigte. Renata aber gehörte nicht zu denen, welche nur einfach Schüler anderer sind. Weniger schön als Margaretha, besaß sie wie diese eine große Seele, ein edles Herz, aber ein gesunderes Urtheil und größere Willensstärke. Während das liebliche, glänzende Gestirn, welches Navarra's Geschick leitete, am Ende seiner Laufbahn durch Wolken verdunkelt wurde, verschleierte den klaren hellen Stern Ferrara's und Montargi's kaum ein vorübergehender Nebel.

Es war für Renata wie für Margaretha von einer Heirath mit Carl V. und auch mit Heinrich VIII. die Rede gewesen; aber der staatskluge Franz I. hatte es vorgezogen, die Tochter seines Vorgängers mit einem Fürsten zu vermählen, der ihn nicht zu verdunkeln vermochte. Demnach wurde sie die Gemahlin des Herzogs von Ferrara, Herkules von Este, welcher durch Lucretia Borgia ein Enkel des Papstes Alexander VI. und ein Vasall des päpstlichen Stuhles war. Diese traurigen Antecedentien verhießen der Freundin Margaretha's von Valois eben keine glückliche Zukunft.

Obgleich Renata in Ferrara mit allem Glanze des Hofes umgeben wurde, gefiel sie sich doch am meisten in der Pflege der Künste und Wissenschaften, und liebte es besonders, sich in ihr Cabinet zurückzuziehen und dort „das Eine, was noth ist“ zu suchen. In ihrer Frömmigkeit wehte in dieser Periode ihres Lebens ein leichter Anflug von dem etwas mystischen Geiste Margaretha's. Indessen lag ein beschauliches Leben nicht in ihrem Charakter, sie hatte vielmehr einen praktischen Sinn, zog gern die Gelehrten Italiens an ihren Hof und nahm die aus Frankreich vertriebenen Evangelischen besonders zuvorkommend bei sich auf. So wurden denn bald die verschiedensten Urtheile über sie laut; alle kamen darin überein, daß sie außerordentlich wohlthätig sei, aber die Anhänger Rom's klagten darüber, daß die geistige Begabung Renata's, durch welche sie in der Philosophie glänzte, sie unglücklicherweise zur Ergründung der religiösen Fragen führte, doch fügten sie hinzu, wenn sie etlichen in den Büchern des römischen Katholicismus übel angeschriebenen

Personen ihren Beistand gewährte, so hätte das seinen Grund in ihrer unerschöpflichen Güte, welche ihr Mitleid mit denen einflößte, die sie für ungerecht behandelt hielte.[1]) „Sie will jedermann helfen," sagte man, „sie unterstützt in einem einzigen Jahre etwa 10,000 ihrer Landsleute. Und wenn ihre Beamten ihr über die ungeheuren Ausgaben Vorstellungen machen, so sagt sie ihnen nur: „Was wollt Ihr? Es sind arme Franzosen, Leute von meinem Volke, die meine Unterthanen sein würden, wenn dies abscheuliche salische Gesetz nicht so strenge wäre."[2]) Sie vereinigte in sich die trefflichen Eigenschaften eines Mäcenas und einer Dorcas.

Es war in Italien nicht mehr die Zeit, wo die Schwärmerei für das heidnische Alterthum die Gemüther verwirrte und man die Prediger von der Kanzel herab in einem Athem von Minerva, von Christus und Jupiter reden hörte. In dem Augenblick, als berühmte Gelehrte, welche die Philosophie an derselben Universität von Ferrara zu lehren berufen waren, ausriefen: „Das Christenthum geht unter, sein Ende naht," wie Voltaire und andere es nach ihm gethan haben, erstand das Christenthum im Gegentheil in Wittenberg, in Zürich, in Cambridge, ja selbst in Frankreich, und der Ruf, den es bei seiner Auferstehung aus dem Grabe erschallen ließ, hallte in Italien wieder und erweckte die Seelen. Schon seit 1528 und vielleicht noch früher war die evangelische Lehre in Ferrara verkündet worden. Im Jahr 1530 schrieb der Inquisitor dieser Stadt an den Papst, es gäbe sowohl unter den Laien als auch unter den Geistlichen viele Lutheraner.[3]) Wirklich berief die Herzogin theils zur Erziehung ihrer Kinder, theils nur aus Liebe zu den Wissenschaften und zum Evangelium im Studium der Classiker bewanderte Professoren, unter welchen sich Männer befanden, die, weit entfernt den Aberglauben der römischen Kirche zu begünstigen, häufig dem Evangelium aufrichtig ergeben waren. Zu diesen gehörten Celio Calcagnini, Lilio Giraldi, Bartholomeo Riccio, Marzello Palingenio und die Gebrüder Sinapi. Besonders Johann verbreitete auf's eifrigste die Lehre der heil. Schrift. Viele der bedeutendsten Männer

---

[1]) Histoire du Calvinisme, par le père Maimbourg. (Liv. I, p. 61.)
[2]) Varillas, Hist. des Hérésies, II, p. 499. — Brantôme, Dames illustres.
[3]) P. Martyr Vermigli, p. C. Schmidt, p. 11.

Italiens wohnten einige Zeit in Ferrara: Curione, Occhino, Peter Martyr und der fromme Dichter Flaminio. Die evangelische Lehre fand von dort aus in verschiedenen benachbarten Städten und besonders in Modena Eingang, und gewann dort an der Universität und unter den Bürgern solchen Anhang, daß man diese Stadt bald eine „lutherische Stadt“ nannte.[1])

Neunzehntes Kapitel.

Das Evangelium in der Mitte Italiens.

(1520—1536.)

Während Venedig, Turin, Mailand, Ferrara, Modena und andere Städte von Oberitalien die Stimme des Evangeliums vernahmen, hatten auch Mittel- und Unteritalien ihre Zeugen der Wahrheit.

Bernardino Occhino, welcher, in Siena 1487 geboren, vier Jahre jünger war als Luther und Zwingli und einundzwanzig Jahre älter als Calvin, ist der berühmteste Prediger dieses Zeitraumes. In seinen Reden fand sich jene Eleganz, jene gewählte Ausdrucksweise in Worten und Wendungen, welche der Sprache Anmuth und Leichtigkeit verleiht, aber zu gleicher Zeit fehlte es ihm nicht an Phantasie und Begeisterung und er besaß den kühnen Schwung der Rede, der die Zuhörer überrascht und mit sich fortreißt. Ohne zu den gründlichen und alles beherrschenden Geistern zu gehören, welche alle Gebiete des Wissens auf's genaueste durchforschen, alle Gedanken wägen und abgrenzen, war er von einem wahren religiösen Bedürfnisse erfüllt, und da er selbst bewegt war, bewegte er auch seine Zuhörer. „Seit dem Beginn meines Lebens,“ sagte er, „fühlte ich ein tiefes Sehnen nach dem himmlischen Paradiese.“ Und so beschloß er es zu erobern, verirrte sich aber auf dem Wege. Seine Studien waren unvollkommen, er verstand wenig Griechisch und kein Hebräisch, seine Kenntniß der christlichen Lehre war weder besonders eingehend noch umfassend, er hielt sich zuweilen bei Kleinigkeiten auf, erging sich selbst in Widersprüchen, und ohne die wesentlichen Dogmen

---

[1]) »Citta lutherana.« (Poli. Ep., III, p. 84.)

zu leugnen, hat er in der zweiten Hälfte seines Lebens in Betreff derselben dunkle und zweideutige Aussprüche gethan. Sehr unpassender Weise vertheidigte er Gebräuche, welche unter dem Papstthum geduldet, vom Evangelium aber ganz entschieden untersagt waren, und zog sich in seinem Alter große Mißhelligkeiten zu. Ochino war ein großer Redner, aber kein großer Theologe.

Siena, im Mittelalter die Nebenbuhlerin von Florenz, hätte damals wohl einen jungen Mann bestimmen können, der Laufbahn der Ehre und der Wissenschaften zu folgen, aber Ochino's Geist schlug eine andere Richtung ein. Von frühester Jugend an führte ihn sein religiöser Sinn zu einem ascetischen Leben, und er suchte den Frieden seiner Seele in gottseligen Bußübungen. „Ich glaube das Heil durch die Werke, die Fasten, die Gebete, Kasteiungen und Nachtwachen zu erlangen," sagte er. „Mit Hülfe der Gnade Gottes können wir durch diese Uebungen der Gerechtigkeit Gottes genugthun, der Vergebung unserer Sünden theilhaftig werden und den Himmel verdienen."[1]) Bald aber genügten ihm seine Kasteiungen nicht mehr, und er wurde Mönch. Jede von der römischen Kirche gebilligte religiöse Gesellschaft war in seinen Augen heilig, aber er trat bei den Franciskanern der strengen Observanz ein, weil dieser Orden für den strengsten von allen galt. Der junge Bernardino erfuhr bald wie Luther, daß das Klosterleben sein Bedürfniß nach dem Heile nicht befriedigen konnte. Er verlor den Muth, gab es auf, ein Ziel zu verfolgen, welches er doch nicht erreichen zu können schien, und wandte sich, ohne das Kloster zu verlassen, dem Studium der Medicin zu. Als dann einige Franciskaner sich von dem Orden trennten, um eine noch strengere Sekte unter dem Namen der Kapuciner zu bilden, glaubte Ochino gefunden zu haben, was er suchte; er schloß sich ihnen an und überließ sich aus allen Kräften der freiwilligen Demuth und der Abtödtung der Sinne: Iß nicht, fühle nicht, schmecke nicht. So oft die Stifter des Ordens noch strengere Gesetze vorschrieben, so beeilte er sich, sie zu beobachten. Er stürzte sich ohne Besinnen in ein verworrenes Labyrinth von Traditionen, Bußübungen, Fasten, Kasteiungen, Geißelungen und Verzückungen. Wenn er sie dann überstanden hatte, so fragte er sich, ob er etwas dadurch gewonnen habe.

---

[1]) B. Occhini, »Responsio qua rationem reddit discessus ex Italia.«

Er blieb unaufhörlich in großer Unruhe in seiner Zelle und rief aus: „O Christus, wenn ich jetzt nicht erlöst bin, so weiß ich nicht mehr, was ich anfangen soll!“ Es nahte der Augenblick, wo er einsehen sollte, daß alle diese Kasteiungen nur „Schlingen sind, welche erst zusammenschnüren und endlich erwürgen.“[1])

Man stand im Jahre 1534; Occhino war 47 Jahre alt, die Aufregung in seinem Innern verlieh seinen Reden bisweilen jene schwungvolle Bewegung, welche die Herzen ergreift; seine Vorgesetzten, die seine Gaben nützen wollten, beriefen ihn zum Predigtamte, und so trat er in eine neue Phase; in seinem Denken ging eine große Umwandlung vor. Er wandte sich von den abergläubischen Uebungen, den kleinen Ketten der Mönche und Frommen ab und richtete sein Augenmerk auf die heil. Schrift. Die klösterliche Zucht hatte das Dunkel seiner Seele vermehrt, das Wort Gottes sollte ihm Licht bringen. Er fühlte das Bedürfniß, sich gewissenhaft auf seine Reden vorzubereiten und begann die Bibel zu studiren. Aber wunderbarer Weise machte ihn die Schrift, statt ihm die Arbeit zu erleichtern, zuerst stutzig, sie vermehrte seine Unruhe, ja sie lähmte ihn. Ein merkwürdiger Widerspruch zeigte sich seinem Geiste. „Ich glaube,“ sagte er, „daß wir den Himmel durch unsere Werke verdienen müssen, und die Schrift sagt mir, daß der Himmel uns durch die Erlösung Jesu Christi aus Gnaden gegeben wird!“ . . . Eine Zeitlang suchte er diese beiden entgegengesetzten Ansichten zu vereinigen, aber was er auch thun mochte, Rom und die Bibel blieben vollständig im Widerspruch. Er entschied sich für Rom. An der Göttlichkeit der Lehre des Papstes zu zweifeln, wäre ein Verbrechen gewesen. „Die Autorität der Kirche,“ sagte er später, „brachte meine Bedenken zum Schweigen.“ Von Neuem legte er sich Büßungen auf. Umsonst! Er mochte thun, was er wollte, der Friede der Seele blieb ihm fremd.

Da kehrte er zu dem Wege zurück, den er verlassen hatte, er sagte sich, daß die Schrift nach der allgemeinen Meinung der Christenheit von Gott gegeben ist, um den Weg zum Himmel zu zeigen, daß, wenn es irgendwo ein Heilmittel für das Leiden gäbe, von dem er heimgesucht ward, es im Buche Gottes zu finden sein müßte. Er las das

---

[1]) Calvin.

heilige Wort mit vollem Vertrauen, er wandte alles an, um es zu verstehen, und bald ging ihm ein neues Licht auf; ein heiliger Schein erleuchtete vor seinen Augen das Geheimniß von Golgatha, und unaussprechliche Freude erfüllte ihn. „Wahrlich," sagte er, „Christus hat durch seinen Gehorsam und durch seinen Tod das Gesetz Gottes vollkommen erfüllt und für seine Auserwählten den Himmel verdient. Das ist die wahre Gerechtigkeit, das ist das wahre Heil!"[1]) Noch ging er nicht weiter; die römische Kirche blieb noch eine Zeitlang in seinen Augen die wahre Kirche und die geistlichen Orden heilige Einrichtungen. Er hatte den so lange gesuchten Frieden gefunden, das genügte ihm.

Von nun an wurde seine Thätigkeit noch vielseitiger, die Inbrunst seines Eifers nahm zu, seine Predigt wurde geist- und lebensvoller. Er setzte sein Wanderpredigtamt fort und zog die Aufmerksamkeit der Bevölkerung Italiens noch mehr auf sich. Sein Name erfüllte die ganze Halbinsel, und wenn er in einer Stadt erwartet wurde, empfing ihn eine große Volksmenge, Edelleute, ja sogar Fürsten kamen ihm entgegen. Die Vornehmsten der Stadt bewiesen ihm aufrichtige Zuneigung, Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm zu Theil, und man ließ es nicht zu, daß er in der elenden Zelle eines Klosters wohnte, man nöthigte ihn, sich in den Palästen die glänzendste Gastfreundschaft gefallen zu lassen. Die Pracht dieser Wohnungen, die kostbaren Gewänder ihrer Bewohner, „all der Pomp des Jahrhunderts," änderten indessen nichts in seinem einfachen, strengen Leben. Bei den reichen Festmahlzeiten der Großen dieser Welt trank er nie Wein, er aß nur von einem einzigen und zwar von dem einfachsten Gerichte. Führte man ihn in das beste Zimmer, forderte man ihn auf, in einem weichen, reich ausgestatteten Bette von den Anstrengungen der Reise auszuruhen, so lächelte er, breitete seinen armseligen Mantel auf den Boden aus und bettete sich hart.

Kaum hatte sich die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet, so eilten zahlreiche Scharen von allen Seiten herbei. „Ganze Städte kamen, um ihn zu hören, und es gab keine Kirche, die groß genug gewesen wäre, um die Menge seiner Zuhörer zu fassen."[2]) Sobald er

---

[1]) B. Occhini, »Responsio qua rationem reddit discessus ex Italia.«

[2]) Ant. M. Gratiani, évêque d'Amelia. (Hist. du cardinal Commendon, liv. II, ch. IX.)

die Kanzel bestiegen hatte, richteten sich alle Blicke auf ihn. Sein Alter, sein bleiches, fleischloses Antlitz, der bis auf die Brust herabhängende Bart, seine grauen Haare, das grobe Gewand, mit dem er bekleidet war, alles was man von seinem Leben wußte, ließ ihn als einen außergewöhnlichen Mann, als einen Heiligen erscheinen. Wohl mag in dem seltsamen Auftreten Occhino's etwas Berechnetes gelegen haben, denn obgleich eine neue Schöpfung in ihm begonnen hatte, war doch die alte Natur in ihm noch sehr mächtig. Er war nicht unempfindlich gegen die Bewunderung seiner Mitmenschen und suchte vielleicht nicht einzig und allein den Ruhm vor Gott.

Endlich that der große Redner den Mund auf, und die ganze Versammlung hing an seinen Lippen. Er wußte seine Gedanken mit solcher Anmuth und Eindringlichkeit darzulegen, daß er schon beim Beginn seines Predigtamtes alle seine Zuhörer entzückte. Aber seit er die Schrift studirt hatte, zeigte sich in seinen Reden noch mehr Eleganz, Originalität und Talent; er wußte evangelische Worte einzuflechten, welche in die Seele drangen, ohne daß irgend jemand (vielleicht spitzfindige Theologen ausgenommen) es wagte, ihn fremder Lehren zu bezüchtigen. Die innere Kraft, mit der er ausgerüstet war, erschütterte die Gemüther; seine Beredsamkeit riß seine Zuhörer mit sich fort, und er führte sie, wohin er wollte.[1]) In Perugia umarmten sich Leute, die einander feind gewesen waren, beim Hinausgehen aus der Kirche, und entsagten dem Familienhasse, der mehrere Generationen hindurch zwischen ihnen geherrscht hatte. Als er in Neapel in seiner Predigt ein Liebeswerk empfahl, öffneten sich alle Geldbörsen, an einem Tage empfing er die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 500 Thalern. Selbst Kirchenfürsten, die Kardinäle Sadoletus und Bembo erkannten ihm den Preis eines Volksredners zu, alle Stimmen erklärten ihn für den ersten Prediger Italiens.[2]) Bald werden wir sehen, wie er in Neapel eine religiöse Erweckung hervorrief. Zu diesem Werke bahnten ihm Männer hülfreich den Weg, welche in Hinsicht auf Beredsamkeit hinter ihm zurückstanden, während sie ihn in Bezug auf Wissenschaft und Glauben übertrafen.

---

[1]) »Ut auditorum animos quocumque vellet raperet.« (Bzovius ad annum 1542.)

[2]) »Ut unus optimus totius Italiae concionator haberetur.« (*Ibid.*)

Zu der Zeit, als das Wort so ausgestreut wurde und überall einige Früchte trug, sollte auch das Gebiet der Mediceer, das durch seine Liebe zu den Wissenschaften und zur Freiheit so berühmte Florenz, kein unfruchtbarer Boden bleiben. Im Jahre 1500, dem Geburtsjahre Carl's V., wurde einem reichen Patricier Stephan Vermigli ein Sohn geboren, den er zu Ehren Peters von Mailand, (welcher von den Arianern, wie es hieß, getödtet wurde, weil er den orthodoxen Glauben vertheidigt hatte) Peter Martyr nannte. Neben dem Hause, in welchem das Kind geboren wurde, lag ein Tempel, der jenem Heiligen geweiht war.[1]) Seine Mutter, Maria Fumantina, eine gebildete Frau von stiller, sanfter Frömmigkeit, widmete sich ganz diesem einzigen Sohne, unterrichtete ihn von seiner frühesten Jugend an im Lateinischen und pflanzte ihm jene Festigkeit des Fühlens und Denkens in's Herz, die vor Gott großen Werth hat. Bald besuchte der Knabe die für die florentinische Jugend bestimmten öffentlichen Schulen und zeichnete sich durch schnelle Auffassung, reiche Geistesgaben, große Gedächtnißstärke und besonders durch einen solchen Eifer beim Lernen aus, daß er sich durch keine Schwierigkeit zurückschrecken ließ. Besaß Occhino große Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie, so fand man bei Peter Martyr dagegen gediegenes Urtheil und Geistestiefe.

Bald aber begann für den Jüngling ein schmerzlicher Kampf. Sein Vater gedachte ihm eine Erziehung zu geben, die ihn zu einem Staatsamte befähigen sollte, — sei es, weil er das Mönchsleben mißbilligte, dessen Schattenseiten in Florenz selbst Dante und später Savonarola aufgedeckt hatten, sei es, weil er großen Ehrgeiz besaß und seinen Sohn in einer glänzenden Stellung zu sehen wünschte. Peter Martyr dagegen, von den Gefühlen der Frömmigkeit beseelt, die er von seiner Mutter geerbt hatte, wollte Gott sein Leben weihen. Seine größte Freude bestand darin, zu lernen, der höchste Ruhm schien ihm das Wissen; die Erkenntniß, besonders in göttlichen Dingen, war in seinen Augen das Erhabenste auf der Welt. Umsonst war es, daß sein Vater befahl, umsonst, daß er ihn sogar enterbte; der junge Mann trat im Jahre 1516 zu Fiesole nahe bei Florenz in das Kloster der Stiftsherren

---

[1]) »Ex voto quodam quod fuerunt Petro Martyri Mediolanensi, qui quondam ab Arianis occisus est.« (Simler, Vita P. M. Vermilii. Tiguri, 1569.)

vom St. Augustinerorden ein. Nach Verlauf einiger Zeit fühlte Peter Martyr, daß er in dem Kloster nicht viel lernte. Er war von dem Gedanken durchdrungen, daß der Mensch sich vornehmen muß, gediegene Kenntnisse, wahrhaftiges Licht namentlich in Bezug auf alles, was die unsterbliche Seele angeht, um sich her zu verbreiten; um sie aber verbreiten zu können, muß man sie erst erwerben. Er erhielt die Erlaubniß, sich nach Padua zu begeben, wo sich eine berühmte Universität befand. Ruhig, gesetzt, fleißig, freundlich und ehrerbietig wie er war, gewann er hier die allgemeine Liebe und Achtung. Er verehrte die Greise wie Väter und zeigte seinen Gefährten gegenüber eine solche Bescheidenheit und Herzlichkeit, so viel Bereitwilligkeit für sie zu thun, was ihnen lieb sein konnte, daß er unter ihnen stets selbst an den Prüfungstagen treue Freunde hatte.[1]) Obwohl er in dem Alter stand, wo die Leidenschaften sich in dem Menschen zu regen beginnen, und obwohl er in Städten lebte, wo zahlreiche Versuchungen an ihn herantraten, wußte er sich doch jene Keuschheit der Gesinnung, jenen lauteren Lebenswandel zu bewahren, die zu dem wahren Glücke und Gedeihen eines jungen Mannes nothwendig sind. Er studirte die Philosophie und erlangte in den öffentlichen Disputationen eine seltene dialectische Gewandtheit, von welcher er später die glänzendsten Beweise ablegte. Aber er strebte nach etwas anderem, nach der göttlichen Wahrheit und begann demnach die Vorlesungen der Professoren der Theologie zu hören. Doch wurde er ihrer bald überdrüssig, denn man lehrte dort nur Scholastik, und so beschloß er denn, seinen eigenen Weg zu suchen. Oft brachte er beinahe die ganzen Nächte in der Bibliothek seines Klosters zu, und las die griechischen Schriftsteller, dann nahm er die Kirchenväter Tertullian, Athanasius, Augustinus zur Hand und jetzt dämmerte in ihm die Ahnung auf, daß die Theologie des ursprünglichen Katholicismus eine ganz andere war, als die des Papstthum's.

Im Jahre 1526 beriefen ihn seine Vorgesetzten, denen seine Begabung nicht entgangen war, zum Predigtamte. Peter Martyr predigte nun in Rom, Bologna, Pisa, Venedig, Mantua, Bergamo und in noch

---

[1]) Aequales suos quamvis plerosque ingenio excelleret, ita tamen amabat, ita modestia sua sibi devinciebat, ut . . . . . amicissimos semper habuerit.« (Simler, Vita P. M. Vermilii. Tiguri, 1569.)

andern Städten. Zu gleicher Zeit hielt er öffentliche Vorträge über Literatur und Philosophie, besonders über Homer. Aber er beschloß, dabei nicht stehen zu bleiben, er wollte sich nicht mit den Dichtern, Philosophen und Kirchenvätern begnügen, sondern die heil. Schrift kennen lernen. Sie entzückte ihn; da der lateinische Text ihm nicht genügte, las er das neue Testament im Griechischen; dann wünschte er auch das alte in der Originalsprache zu lesen, und da er in Bologna mit einem jüdischen Arzte, Namens Isaak, zusammengetroffen war, so lernte er von diesem Hebräisch. Da wurde seine Seele von einem neuen Lichte erhellt. Während er den Buchstaben des heil. Buches studirte, öffnete der Geist Gottes ihm das Verständniß desselben und enthüllte vor ihm die Geheimnisse, die darin verborgen lagen.[1]) Sein Wissen, seine Arbeiten, seine administrativen Talente hatten ihm schon längst die allgemeine Achtung erworben, die Frömmigkeit, welche ihn auszeichnete, erhöhete dieselbe noch. Er wurde zum Abte von Spoleto ernannt, und im Jahre 1530 wurde er auf einen größeren Schauplatz gerufen, nämlich nach Neapel als Prior von St. Peter ad Aram. Dort werden wir ihn später wiederfinden.

Im Jahre 1534 lebte in Siena ein Freund der griechischen und lateinischen Literatur, ein leidenschaftlicher Verehrer des Cicero, dessen glänzenden und vielgegliederten Satzbau er besser als irgend ein anderer wiedergab, und der sich vor den Professoren der Universität besonders durch seine Seelengröße, Wahrheitsliebe, Gedankenkühnheit und den Muth auszeichnete, mit welchem er die falschen Lehren und die falschen Asceten angriff. Er machte in dem Kreise der Schulen Aufsehen, und obwohl er keine officielle Anstellung hatte, eilten doch die Studenten mit Eifer in seine Vorlesungen. Sein Name war Antonio della Paglia, aber er hatte ihn nach der damaligen Sitte latinisirt und Aonius Palearius daraus gemacht. Inmitten der Hügel, welche die römische Campagna umschließen, liegt nahe bei der Quelle des Garigliano die alte Stadt Veroli; dort war er im Jahre 1503 geboren worden und stammte nach dem Berichte einiger aus einem alten Patriciergeschlechte,

[1]) »Dum litteram aliquandiu sectatur, patefaciente spiritu Dei, abdita et spiritualia mysteria salutariter cognovit.« (Simler, Vita P. M. Vermilii. Tiguri 1569.)

nach andern aus einer Handwerkerfamilie. Im Jahre 1520 begab er sich nach Rom, wo damals die Liebe zur Kunst und zum Alterthum sehr verbreitet war, und zu den Füßen berühmter Lehrer begeisterte er sich für Demosthenes, Homer und Virgil. Aber Kriegslärm störte seine friedlichen Arbeiten. Im Jahre 1527 kam die kaiserliche Armee über die Alpen, und einer Lawine gleich, welche bei'm Herabstürzen von den Schneegipfeln bis in die Ebene rollt, verheerte und verwüstete jene auf ihrem Durchmarsche alles ringsumher. Mailand war zerstört worden, und als die Nachricht nach Rom gelangte und zu gleicher Zeit die heftigen Drohungen gemeldet wurden, welche die Kaiserlichen gegen die päpstliche Stadt ausgestoßen hatten, brach der junge Student in die Worte aus: „Wenn sie nahen, sind wir verloren." Paleario floh eilends in das Thal, wo er geboren war, aber auch hier erreichten ihn die gewaltigen Stöße der Lawine. Später kehrte er in die Stadt der Päpste zurück. Ach, die Häuser lagen in Trümmern, die Gelehrten waren entflohen. Er wandte nun seine Blicke nach Toscana, verließ Rom in den letzten Monaten des Jahres 1529, und nachdem er einige Zeit in Perugia zugebracht hatte, begab er sich nach Siena, wo er im Herbste 1530 anlangte.

Diese alte Stadt der Etrusker, welche in eine Stadt des Mittelalters umgewandelt worden war, entzückte den Freund der Wissenschaften anfangs. Ihre Lage inmitten lachender Hügel,[1]) die Fruchtbarkeit der umherliegenden Landschaft, der allgemeine Wohlstand, die Schönheit der Gebäude, die Bildung der Einwohner, das alles gefiel ihm ungemein. Aber bald entdeckte er einen wunden Fleck, der ihm das Herz beklemmte: der Staat war durch Parteiungen zerrissen, eine unwissende, leidenschaftliche, stürmische Demokratie hatte die Oberhand; die Kraft des Volkes, welches Großes hätte leisten können, zersplitterte sich in unnützen, unfruchtbaren Kämpfen. Die hervorragendsten Männer beweinten das Unglück ihres Vaterlandes und flohen mit Weib und Kind aus dem traurigen Orte. „Ach," rief Palearius aus, „es fehlt dieser Stadt nichts, als die Eintracht ihrer Bürger."[2]) Indessen fand er in einigen

---

[1]) »Urbs situ, natura et ingeniis nobilis, inter amaenos colles conclusa, fertilis et copiosa.« (Oratio de Concordia civium, p. 380.)

[2]) »Nihil unquam enim civitati defuit, nisi concordia civilis.« (Oratio de Concordia civium.)

vornehmen Familien liebenswürdige Aufnahme, und nachdem er Florenz, Ferrara, Padua und Bologna besucht hatte, kehrte er im Jahre 1532 nach Siena zurück, wohin seine Freunde ihn riefen.

Paleario war Dichter; seine poetische Begeisterung sprühte überall, wohin er seine Schritte lenkte, und entweder auf seinen Reisen oder bei seiner Rückkehr in die alte Gibellinenstadt verfaßte er ein lateinisches Gedicht über die Unsterblichkeit der Seelen.[1]) Es finden sich darin noch Erinnerungen an die römische Lehre, besonders an das Fegefeuer,[2]) und die königliche Würde der Jungfrau,[3]) indessen wandte sich sein Blick schon der Reformation zu. Er wünschte sich Leser wie Sadoletus, aber zugleich auch die Sympathie Deutschland's.[4]) Dies Gedicht enthüllt eine Seele, welche, ohne Gott und seinen Frieden schon gefunden zu haben, sich doch nach einer neuen Erde, nach einer verjüngten Menschheit, nach einem Glücke sehnt, welches darin besteht, den zu schauen, der der Allmächtige, der König der Menschen, die ewige, vollkommene Güte, die höchste Seligkeit ist.[5])

Bald that Paleario einen neuen Schritt. Die religiösen Fragen, welche Italien so lebhaft bewegten, fingen an, seinen gewaltigen Geist vorzugsweise zu beschäftigen. Er begann nicht nur den heil. Augustinus, sondern auch die Reformatoren und die heil. Schrift zu lesen und in seinen Vorträgen mit einem Freimuth zu reden, welche seine Zuhörer begeisterte, die Priester aber erbitterte, so daß sein Freund und Gönner Sadoletus sich veranlaßt sah, ihm mehr Klugheit zu empfehlen. Paleario aber überschritt kühn die Schwelle, welche die literarische Welt von der christlichen trennt, er nahm die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben vollkommen an und fand einen Frieden darin,

---

[1]) De immortalitate animarum. Dies Gedicht erschien 1536 zu Lyon bei Gryphius, auf Veranstaltung des Kardinals Sadoletus, Bischof von Carpentras.

[2]) »Tres igitur sedes statuit pater optimus ipse.«

[3]) » . . . . . . Teque, optima Virgo,
Victricem, praeclare acto Regina triumpho.«

[4]) »Quales nunc habet ingeniis Germania florens.«

[5]) » . . . . . . Oculos defigite in unum,
Unus ego omnipotens, ego Rex hominumque, Deumque,
Aeternumque bonum simplexque, et summa voluptas.«
(Ad finem.)

welcher ihm ein Unterpfand der Wahrheit wurde. „Weil der, in welchem die Gottheit wohnt,“ sagte er, „aus so großer Liebe sein Blut zu unserm Heil vergossen hat, so dürfen wir an der Gnade des Himmels nicht zweifeln. Alle, welche ihre Seele dem gekreuzigten Jesus zuwenden, und mit vollem Vertrauen an ihm festhalten, sind von dem Uebel erlöst und empfangen die Vergebung aller ihrer Sünden.“

Paleario liebte das Landleben. Er fand eine Villa auf, welche dem Aulus Cäcina, dem Freunde des Cicero gehört hatte und zwischen Colle und Volterra auf dem Gipfel eines Plateaus liegt, dessen Abhänge von einem Bache bespült werden. Hier konnte man die Ruhe des Landlebens und die reine Luft mit Behagen genießen.[1]) Der christliche Dichter kaufte diese Villa und hier in seiner theuren „Cecignana“ auf der Terrasse, auf der sein Haus sich erhob, oder unter den Eichen des Gartens verlebte er friedliche, ernsten Betrachtungen geweihte Tage. Er wußte, daß diese Welt, auf welcher seine Blicke ruhten, die Schöpfung des höchsten und freien Willens Gottes war, daß ein inniges und dauerndes Band zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen bestand, und er freute sich darüber, daß vermittelst der Versöhnung Jesu Christi sich unter diesen Bewohnern ein Reich Gottes gestalten würde, aus welchem das Böse auf immer verbannt sein sollte.

Das liebevolle Gemüth Paleario's bedurfte des häuslichen Glückes, und in Siena hatte er keine Familie. Er heirathete ein junges Mädchen von achtbaren Eltern, Marietta Guidotti, welche in Zucht und Ehren aufgewachsen war.[2]) Er hatte mit ihr zwei Söhne, Lampridius und Phädrus, und zwei Töchter, Aspasia und Sophonisba, welche er zärtlich liebte, und die nächst Gott der Trost seines durch die Bosheit seiner Feinde unaufhörlich bewegten Lebens wurden. Die Liebe zu seiner Familie und die Freude an den Schönheiten der Natur waren bei Paleario, wie es häufig der Fall ist, das Kennzeichen einer wahrhaft großen Seele. Später, als sein Leben immer düsterer geworden war, als er seine Gesundheit verloren, als sein Glaube ihn zum Gegenstand des Abscheus für die Fanatiker gemacht hatte, so daß er in die Worte

---

[1]) Diese Villa gehört jetzt dem Grafen Guicciardini.

[2]) »Adolescentulam optimis parentibus bone et pudice educatam ducam in uxorem. (Palearii, Ep., p. 61.)

ausbrach: „Ich sehe nur Leute, die von Haß und bösem Willen erfüllt sind,“ [1]) als er endlich voraussah, daß er bald den Streichen seiner Gegner erliegen müßte, da sehnte er sich seufzend nach dem Landleben zurück und schrieb an einen seiner Freunde in einer so einfachen rührenden Weise, daß es an die Zeiten des Alterthums erinnerte: „Ich bin des Studirens müde, ich wollte, ich könnte zu Euch fliegen und ganze Tage unter dem warmen, heitern Himmel Eures Thales verbringen. In den schönen Morgenstunden, oder wenn der Tag anfängt sich zu neigen, wollte ich auf den Feldern, die unsere Hütten umgeben, mit meinen Knaben Phädrus und Lampridius, die meine Seele über alles liebt, und mit Eurem und meinem Weibe umherwandeln.[2]) Ihr müßtet den Garten herrichten lassen, daß wir uns von den Küchengewächsen nähren könnten, denn der Luxus der Städte widersteht mir durchaus, der Pachthof sollte uns Eier und Geflügel, der Fluß uns Fische liefern. O wie viel angenehmer sind die Mahlzeiten, bei denen man Gemüse aus dem eigenen Garten, Hühner, die wir selbst im Hofe gefüttert, Vögel, die wir in eigenen Netzen gefangen haben, verzehrt, als solche, bei denen man nur Speisen genießt, die auf dem Markte erhandelt sind. Wir wollten auf den Feldern arbeiten und nicht müde werden. Bereitet Euch darauf vor, verschafft Euch auf dem Lande eine Säge und eine Axt, einen Winkel, um Holz zu spalten, eine Scheere, eine Egge, eine Hacke. Fehlen Euch diese Werkzeuge, so müssen wir uns damit begnügen Bäume zu pflanzen, die den zukünftigen Jahrhunderten zu Gute kommen.“ Mit Rührung liest man, wie der Schüler Cicero's und der Bibel in den Tagen, wo Krankheit und der Haß der Bösen ihn heimsuchten, sich wie ein Kind an dem Gedanken freute, Bäume zu pflanzen, welche kommenden Geschlechtern erquicklichen Schatten und liebliche Früchte geben sollen. Wir wollen jetzt das Ende seines Aufenthalts in Siena und die Veranlassung zu jenen großen Trübsalen berichten, obwohl uns dies über den Zeitraum hinausführt, dessen Geschichte wir behandeln.

Paleario's bester Freund war Anton Bellantes, Präsident des Rathes der Neun, ein ernster, wohlwollender, allgemein beliebter und

---

[1]) »Malevolorum et invidorum plena sunt omnia.« (Palearii, Ep., p. 209.)

[2]) »Mane, aut inclinato in pomeridianum tempus die, cum Lampridio et Phaedro, suavissimis pueris, et cum mulieribus nostris circum villulas errabimus.« *(Ibid.)*

geachteter Mann. In einer schweren Zeit war er dem Staate mit einer Gabe von 2000 Goldstücken zu Hülfe gekommen. Bellantes hielt große Stücke auf Paleario, und Paleario liebte Bellantes mehr als alle andern. In Folge der Volksunruhen waren die Mitglieder des Rathes der Neun verbannt worden, aber der Senat und das Volk hatten Bellantes beschworen, in Siena zu bleiben. Darüber waren seine Feinde auf's äußerste erbittert worden, Banditen waren bei Nacht in sein Haus eingebrochen und hatten es geplündert. Später, als Bellantes starb, hatte er all sein baares Geld seiner Mutter hinterlassen, damit diese es seinen Söhnen übergeben möchte, wenn sie volljährig geworden wären. Die gute Dame aber war eine große Freundin der Mönche, jeden Tag erhielt dieselbe Besuch von den Capucinern,[1]) und als sie erkrankte, erschienen sie eiligst an ihrem Bette. Nach ihrem Tode fand man bei ihr durchaus nichts von Werth, sondern nur zerrissene Beutel, welche Geld enthalten zu haben schienen. Bellantes' Söhne beschuldigten die Mönche, ihnen ihre Erbschaft entwendet zu haben und Paleario unterstützte sie mit Aufwendung aller seiner Beredsamkeit. Die Mönche leugneten jedoch die That, und da sie einen Eid leisteten, so wurden sie freigesprochen, und von Zorn gegen Paleario entbrannt, dachten sie jetzt nur daran, ihn zu verderben.

An der Spitze seiner Gegner stand ein Senator, Otto Melio Cotta, ein reicher, mächtiger, ehrgeiziger und herrschsüchtiger Mann. Er war anfangs in die politischen Angelegenheiten verflochten, dann war er unter die Fahnen des Klerus gegangen und machte mit den Mönchen gemeinschaftliche Sache. Im Observanz-Kloster, welches eine Meile von Siena zwischen Holzungen, Grotten und heiligen Orten lag, wurde eine Verschwörung angezettelt. Dreihundert Mitglieder einer Brüderschaft, die zu gewissen Uebungen zusammengetreten waren, die Joanelli, schwuren vor dem Altar, Paleario zu verderben. Nicht zufrieden damit, seine Lehre anzugreifen, begannen Cotta und seine andern Gegner ihm auch in seinem Privatleben nachzuspüren, all sein Thun zu beobachten, alle seine Worte aufzufangen. Bald fand man neue Ursachen zu Klagen gegen ihn. Paleario hatte sich nämlich über einen reichen

---

[1]) »Lignipodas, qui in aviae conclave quotidie cursabant.« (Faustus Bellantes an Paleario, Ep., p. 97.)

Priester lustig gemacht, den man jeden Morgen vor dem Reliquienkästchen eines Heiligen andächtig knieen sah, der sich aber weigerte, seine Schulden zu bezahlen. Der feine Spott, mit dem er von diesem Manne geredet hatte, rief bei dem gesammten Klerus große Entrüstung hervor. Aber das war doch nicht genug; man mußte einen deutlichen Beweis von seiner Ketzerei haben, seine Gegner suchten ihn also zu überraschen, und einige der Ihrigen stellten sich deshalb, als wünschten sie Belehrung von ihm. Sie legten ihm Fragen vor, die geeignet waren, ihn in die Falle zu locken. „Welches ist das erste Mittel, das Gott dem Menschen gegeben hat, damit er selig werde?" fragten sie ihn. Er antwortete: „Christus!" Das mochte hingehen, aber die Gegner Paleario's setzten ihr Verhör fort und fragten weiter: „Welches ist das zweite Mittel?" Nach ihren Ansichten mußten nun die guten Werke folgen. Paleario aber antwortete wieder: „Christus." Da fuhren die Fragenden fort und sagten: „Und das dritte?" Sie meinten, Paleario müßte antworten: Die Kirche, außerhalb der Kirche kein Heil! Aber er sprach abermals: „Christus."[1]) Von nun an war er verloren. Die Mönche und ihre Freunde hinterbrachten dem Cotta alsbald die in ihren Augen so ketzerische Antwort.

Paleario hatte keine Ahnung von der Gefahr. Der Kardinal Sadoletus und einige andere von seinen Freunden luden ihn ein, sie in Rom zu besuchen, und er begab sich dorthin. Er war noch nicht lange da, als er einen sehr aufgeregten Brief von Faustus Bellantes erhielt. „Es herrscht große Aufregung in der Stadt," schrieb dieser, „eine unerhörte Verschwörung der verruchtesten Menschen ist gegen Euch im Werke.[2]) Wir wissen nicht, worauf die Anklage sich gründet, auch die Namen Eurer Gegner sind uns unbekannt. Es geht das Gerücht, daß die vornehmsten Männer des Staates durch verleumderische Angaben in Betreff der Religion gegen Euch aufgehetzt sind. Man sagt, elende Mönche hätten Euch den Tod geschworen, aber die Verschwörung muß tiefere Wurzeln haben. Ich gehe morgen nach Siena und werde dort mit

---

[1]) »Rogatus quid primum esset generi hominum a Deo datum, in quo salutem collocare mortales possent? Responderim Christum. Quid secundum? Christum. Quid tertium? Christum.« (Palearii Ep., p. 99,)

[2]) »Incredibilem conspirationem scelestissimorum hominum contra te esse factam.« (*Ibid.*, p. 97.)

meinen Freunden und nächsten Bekannten reden. Ich bin zu allem bereit, und will sogar gern mein Leben hingeben, um Euch zu vertheidigen. Unterdessen beschwöre ich Euch, bleibt ruhig und gefaßt."

Bellantes irrte nicht. Ohne Zeit zu verlieren, hatte Cotta im Senate das Wort ergriffen, seinen Collegen die unerhörten Reden Paleario's mitgetheilt und dann ausgerufen, wenn man ihn am Leben ließe, „so würde bald keine Spur von Religion mehr in der Stadt zu finden sein." [1]) Alles schwieg, der Schrecken, welchen diese Anklage der Ketzerei hervorrief, war so groß, daß keiner es wagte, die Vertheidigung des muthigen Christen zu übernehmen.

Paleario erfuhr dies, und es betrübte ihn zwar, aber er wunderte sich nicht darüber. Eine Wahrheit hatte sich seinem Herzen tief eingeprägt: Alle Gewalt selig zu machen ist Jesu Christo gegeben, er ist die alleinige Quelle, aus der das neue Leben geschöpft wird. Es schien ihm, als ob die Priester, um die Vergebung zu erlangen, so viel Mittel in Bereitschaft setzten, daß sie Christo kaum den hundertsten Theil ließen. Er begriff, daß die Geistlichen sich über einen Mann ärgern mußten, der auf ihre kleinen Vorschriften so wenig Werth legte, aber obwohl er deutlich die Gefahr erkannte, welche ihm drohte, blieb er doch fest. „Die Macht der Verschworenen ist außerordentlich groß," sagte er, „je heftiger ein Mensch mich angreift, für desto frommer wird er gehalten. Gleichviel, mein Christus, den ich immer wahrhaftig und aufrichtig verehrt habe, ist meine Hoffnung.[2]) Ich verachte die Kabalen der Menschen, und mein Herz ist stark."[3]) Christus war sein König. Er wußte, daß der große Herrscher, welcher die Welt vollends erobern wird, zugleich alle behütet, welche schon durch ihn die Versöhnung mit Gott gefunden haben.

Nicht so ruhig war seine Frau. Marietta, die tugendhafte, ergebene, innig liebende Gattin lebte in großer Unruhe und Herzensangst, ihre Phantasie malte ihr nicht nur das Unglück der Gegenwart, sondern auch die Zukunft schrecklich aus, sie war die unglückseligste aller

---

[1]) »Cotta asserebat, me salvo, vestigium religionis in civitate reliquum esse nullum.« (Palearii, Ep. p. 99.)

[2]) »Christus tamen meus mihi spem facit, quem sancte et auguste semper colui.« *(Ibid.*, p. 100.)

[3]) Sed ego jam humana contemno, fortissimo animo sum.« (*Ibid.*, p, 103.)

Frauen.[1]) Ihr Kummer überstieg ihre Kräfte, sie brachte ganze Tage in Thränen zu.[2]) Gram und Leid erschütterten ihre Gesundheit, und jeder konnte auf ihrem Antlitz den Kummer lesen, der sie verzehrte. Als ihr Gatte in Rom davon Kunde erhielt, war er sehr betrübt darüber und beschwor Bellantes und dessen Mutter, zu Marietta zu gehen und die trostlose Gattin ihrem Schmerze zu entreißen.

Gern wäre Paleario selbst herbeigeeilt, um seinen Anklägern gegenüberzutreten, aber seine Freunde in Siena wie in Rom hielten ihn in gleicher Weise davon ab. Die Bürger, welche damals an der Spitze des Staates standen, waren leidenschaftlich, sittenlos und bereit, den Unschuldigen zu verdammen und den Schuldigen freizusprechen. Man hoffte, eine neue Wahl werde gerechte Männer an's Ruder bringen, deshalb beschwor man den Angeklagten zu warten, und er that es. Aber es änderte sich nichts, das Murren, die Verleumdungen, die Anklagen nahmen immer mehr zu. Die Feinde des Evangeliums griffen nicht nur Paleario, sondern auch die Reformatoren an, die „Deutschen," wie sie sagten, und suchten alle Freunde der Bibel, die deutschen wie die italienischen, in die Verdammniß einzuschließen. Endlich trat das ein, worauf man gehofft hatte, eine wichtige Veränderung ging in der Regierung der Republik vor sich; Ordnung und Freiheit wurden wieder hergestellt. Da meinte Paleario nicht länger fern beiben zu können; er verließ Rom und kehrte zu seiner Familie auf sein Landgut bei Colle zurück.

Kaum erhielten seine Gegner die Nachricht von seiner Ankunft, als sie eine Anklage wegen Ketzerei bei dem Senate von Siena und bei dem römischen Hofe vorbrachten. Entschlossen, alle Mittel anzuwenden, um Paleario in's Verderben zu stürzen, gedachten sie die geistliche Behörde durch den starken Druck, den sie auf dieselbe ausüben wollten, zu zwingen, mit ihnen zu gehen. Zwölf von ihnen vereinigten sich zu diesem Zwecke, und in der festen Absicht, den Erzbischof zu bewegen, daß er das Verlangen stelle, Paleario solle in Anklagezustand versetzt werden, durchzogen sie die Straßen, um sich in den Palast des Prälaten zu begeben. In dieser aufgeregten Schaar befanden sich der Senator

[1]) »Miserrima est omnium mulierum.« (Palearii, Ep., p. 103.)
[2]) »In lacrymis jacet totos dies et maerore conficitur.« *(Ibid.)*

Cotta und fünf andere Vornehme, unter denen sich Alexis Lucrinas auszeichnete, ein ebenso heftiger als lächerlicher Mensch; ferner drei Priester, Männer von geringer Bedeutung, aber von großer Leidenschaftlichkeit, grober Unwissenheit und unendlicher Geschwätzigkeit;[1]) endlich drei Mönche. Der Erzbischof hielt sich damals, um die frischere Luft zu genießen, in seiner Villa in der Vorstadt auf; die Abgeordneten gingen sogleich dahin, um ihn dort aufzusuchen und machten auf dem Wege mit Drohen und Streiten ein solches Geschrei, daß die Frauen, durch den ungewohnten Lärm aufmerksam gemacht, an die Fenster eilten in der Meinung, man führe einen Verbrecher zum Tode. Einige von den Verschworenen sagten: „Man muß die Zeugen vernehmen, man muß die Gründe des Verdammungsurtheils angeben und dann Paleario den Flammen überliefern.“ Aber andere wollten rascher verfahren, die Strafe sollte ohne einen förmlichen Prozeß, ohne den Angeklagten zu verhören, unverzüglich der Angabe des Verbrechens folgen.[2]) Der Erzbischof Franz Bandini, aus dem berühmten Hause der Piccolomini, war ein Freund der Wissenschaften und demnach auch Paleario's. Es war Nachmittag, der Prälat, welcher seine Siesta hielt, wurde durch den Lärm erweckt, er rief einen Diener und fragte, wer denn so schriee. Als er hörte, daß es angesehene Männer seien, befahl er, sie einzulassen. Er erhob sich von seinem Lager, setzte sich dann und erwartete die sonderbare Deputation. Diese trat ein; Lucrinas, der bisweilen von Sr. Hochwürden zur Tafel geladen worden war, zeigte großes Selbstvertrauen und hatte auch gebeten, man möchte ihn reden lassen. Mit selbstzufriedenen, siegesgewissen Blicken alles um sich her überschauend, ergriff er das Wort und brachte in leidenschaftlichem Tone eine Menge von Schmähungen und Verwünschungen gegen Paleario vor. Der Bischof, ein verständiger und ernster Mann, bewahrte mit Mühe seine Ruhe und sagte dann, dieser Schritt schiene ihm höchst leichtfertig. „Von Leichtfertigkeit kann nicht die Rede sein,“ rief da Lucrinas kühn, „wenn 300 Bürger bereit sind, die Anklage zu unterzeichnen.“ „Und ich,“ erwiederte der

---

[1]) »Tenues homines, sed arrogantes, imperiti, loquacissimi.« (Palearii Opera, Wetstein, Amsterdam, p. 86.)

[2]) »Alii . . . . auditis testibus, mox in ignem conjiciendum censebant, indicta causa. Alii, causa dicta poenam sequi oportere putabant.« (Palearii Opera.)

Prälat, „ich könnte 600 Zeugen vorführen, welche geschworen haben, daß du ein unbarmherziger Wucherer bist, ich habe jedoch ihrer Anklage keine Folge gegeben. Sag', habe ich recht oder unrecht gethan?" Der Elende schwieg, die Thatsache war zu bekannt, um sie zu leugnen, und zu schmachvoll, um sie einzugestehen. Aber seine Gefährten ließen sich durch eine solche Kleinigkeit nicht stören, sie setzten die Beweggründe ihrer Verfolgung auseinander, warfen sich alle 11 dem Prälaten zu Füßen, beschworen ihn, im Namen der Religion ihre Forderung, daß Paleario in Anklagezustand versetzt würde, zu unterstützen, — und der Erzbischof, der in Erwägung zog, daß es sich um Ketzerei handelte, dachte, es sei Sache der Justiz, die Entscheidung zu treffen, und gab zu ihrem Verlangen seine Einwilligung.

Alsbald gingen die Feinde Paleario's an's Werk. Sie bemühten sich, die angesehensten Männer Siena's gegen ihn einzunehmen, sie wählten aus dem Pöbel Persönlichkeiten ohne Einsicht und Gewissen aus, welchen sie auftrugen, durch ihr Zeugniß vor dem Gerichte Dinge zu erhärten, von denen sie nichts verstanden.[1]) Umsonst verweilte der berühmte Sadoletus, welchen der Papst nach Rom berufen hatte, in Siena und übernahm die Vertheidigung Paleario's. Umsonst hielten dieser Kardinal, der Erzbischof und Paleario eine Zusammenkunft, in welcher Sadoletus den Angeklagten, dem er die rührendsten Beweise seiner Liebe und Achtung gab, dem Erzbischof anempfahl; die Verschworenen wußten diese Zusammenkunft gerade gegen den zu gebrauchen, welchen sie ihrem Hasse zu opfern sich gelobt hatten. Eine große Zahl von Bürgern, welche auf dem öffentlichen Platze zusammengekommen war, fing an, von dieser Conferenz zu reden: „Als Paleario von dem Prälaten beschuldigt worden ist, hat er beschämt geschwiegen," sagten einige. „Nein," versetzten die andern, „er hat geantwortet, aber Sadoletus hat ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht."[2]) Die Zwölf sahen mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo ihr Opfer dem Tode würde überliefert werden, indessen freuten sie sich, dem Erzbischofe Zweifel beigebracht zu haben, und meinten, sie hätten den Präsidenten der Republik und den Prätor

---

[1]) »Testes partim e plebecula tenues, rerum de quibus testimonium dixerunt imperiti.« (Palearii Ep., p. 116.)

[2]) »Alii respondentem graviter objurgatum a Sadoleto.« (*Ibid.*, p. 118).

Crasso überzeugt. Endlich erlangten sie es denn auch, daß Paleario wegen des Verbrechens der Ketzerei vor den Senat geladen wurde.

Der unschuldige, ungerechter Weise angeklagte Mann verhehlte sich das Furchtbare und Beängstigende seiner Lage nicht. Er fühlte, daß die Verleumdungen seiner Feinde ihn an all dem Guten, was er zu stiften hoffte, hindern, daß sie die alten Bande der Freundschaft zerreißen und den Frieden stören würden, dessen die Stadt sich eben zu erfreuen begann. Bald war sein Weib vielleicht Wittwe, seine Kinder waren Waisen, und tiefe Traurigkeit malte sich in seinen Zügen. Welch' herbe Prüfung! Wohl wußte er, daß sie in dem Christen ein himmlisches Leben wecken soll, daß sie ein Vorrecht der Kinder Gottes ist, aber doch war er eine Zeitlang ohne Trost, seine Seele war betrübt bis in den Tod. „Meine Feinde können nur Unrecht über Unrecht begehen," sagte er, „Haß auf Haß häufen![1]) Seit sechs Monaten thun sie nichts anderes. Ist es jemals einem Menschen gelungen, den Angriffen zu entfliehen, die mit so verderblichem Eifer unternommen werden? Ich will nicht von Sokrates, Scipio, Rutilius und Metellus reden, die mögen durch manchen Fehler ihren Feinden Veranlassung zur Verfolgung gegeben haben, aber ist nicht auch der, welcher besser und heiliger war, als irgend ein Mensch, der unschuldige Herr Jesus Christus selbst von allen Seiten angefeindet worden?[2]) Ach, wohin soll der Gerechte sich wenden? Zu wem soll er fliehen? . . ."

Paleario merkte es bald. Als er aufgefordert wurde, vor dem Senate zu erscheinen, faßte er wieder Muth. Er fühlte sich nicht nur stark im Bewußtsein seiner Unschuld, der Glaube, welcher ihn beseelte, sagte ihm, daß Gott seine Diener liebt und daß sie unter seinem Schutze außer aller Gefahr sind. Er begab sich in den Palast der Signoria, und trat, gestützt auf den Sohn seines alten Freundes, seines lieben Faustus Bellantes, in Begleitung einiger treuen Männer, welche ihn in den Tagen der Trübsal nicht hatten verlassen wollen, in den Saal. Endlich stand er denen gegenüber, in deren Händen sein Geschick ruhte. Hier saßen der Präsident Sfondrati, der Prätor Crasso, der Senat und

---

[1]) »Injuria augere injuria, et odio cumulare odium.« (Pal. Ep., p. 119.)

[2]) »Quo nemo melior, nemo sanctior circumventus est innocentissimus Christus.« (*Ibid.*, p. 116.)

die Neun auf ihren Richterstühlen. Auch seine Gegner waren anwesend, und besonders Cotta voll dünkelhafter Zuversicht zweifelte nicht mehr, daß jetzt die Stunde gekommen sei, wo er sich auf seine Beute würde stürzen können. Als Paleario ihn erkannte, gerieth er in Aufregung, und heftiger Unwille erfüllte ihn, da er ihn im Senate anscheinend in großer Ruhe sitzen sah, während er doch ein schmachvolles Complott zur Ausführung zu bringen gedachte. Doch bezwang er sich, wandte sich zuerst an die Senatoren, und indem er sich der im alten Rom gebräuchlichen Anrede bediente, sagte er: „Patres conscripti (Versammelte Väter)![1]) Wenn in den früheren Jahren von mir die Rede gewesen ist, so habe ich mich nicht besonders darüber gegrämt, es waren trostlose Zeiten, in denen alle göttlichen und menschlichen Rechte in gleicher Weise mißachtet und mit Füßen getreten wurden. Aber warum sollte ich jetzt, da durch die Güte Gottes Männer von großer Weisheit an die Spitze des Staates gestellt, jetzt, wo Saft und Kraft in den erschlafften Staatskörper zurückgekehrt sind,[2]) das Haupt nicht erheben?"

Bald gerieth Paleario in Bewegung, und als seine Blicke abermals auf seinen stolzen Feind fielen, redet er ihn an, wie Cicero seinen Catilina: „Cotta, böser, anmaßender, parteisüchtiger Mann, der du nicht der Religion dienst, in welcher man Gott mit frommem, aufrichtigem Herzen anbetet, sondern dich zu jener bekennst, die allerlei Aberglauben befördert, um dadurch desto sicherer die Menschen zu betrügen; — Cotta, Du meinst ein Christ zu sein, weil du auf deinem Purpur das Bild Christi trägst, und doch richtest du durch deine Verleumdungen einen Unschuldigen zu Grunde, der auch ein Bild und zwar ein lebendiges Bild Christi ist! Als du mich fälschlich eines Verbrechens anklagtest, gehorchtest du da Jesu Christo? Als du dich in das Haus der Acht begabest, um deine Lügen gegen mich vorzubringen, glaubtest du da eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu thun? Es wundert mich, daß du nicht Unschuldige an's Kreuz bringst ..... ja du thätest es gewiß,

---

[1]) »Oratio tertia pro se ipso. Dies ist die Rede, welche die geistliche Behörde von Neapel aus allen Exemplaren herausschneiden ließ (besonders in demjenigen, dessen wir uns gewöhnlich bedienen), aber wir haben sie vollständig in der Amsterdamer Ausgabe p. 73—97 wiedergefunden. Wir bedauern, nur einige Worte daraus anführen zu können.

[2]) »Cum succus et sanguis Reipublicae sit restitutus.« (Opera, édit. d'Amsterdam, p. 73.)

wenn du alles durchführen könntest, wozu dein Uebermuth dich hinreißt!"[1])

Dann kam Paleario auf einen wichtigeren Gegenstand. Denn in seiner Person waren im Grunde das Evangelium, die Reformation und alle die trefflichen Männer angegriffen, deren Gott sich bediente, um die Christenheit zu erneuern. Er vertheidigte die Reformatoren Angesichts des ganzen Italien. „Du machst mir unverschämte Vorwürfe, Cotta," fährt er fort, „Du behauptest, ich denke falsch in Sachen der Religion, ich verfalle in Ketzerei, du beschuldigst mich, daß ich die Meinungen der „Deutschen" annehme. Was für eine alberne Beschuldigung! Willst du alle Deutschen in gleicher Weise beurtheilen? Sind alle Deutschen schlecht? Weißt du nicht, daß der erlauchte Kaiser ein Deutscher ist? Oder willst du behaupten, du sprächest nur von den Theologen? Was für edle Theologen giebt es doch in Deutschland! Aber ich weiß wohl, wenn auch deine Beschuldigungen anscheinend zu albern sind, als daß sie Beachtung verdienten, so verbirgt sich doch ein Stachel darin. Ich kenne das Gift, welches sie verbreiten .... Die, welche du Deutsche nennst, sind ohne Zweifel Oecolampadius, Erasmus, Melanchthon, Luther, Pomeoranus, Bucer und andere ihrer Freunde. Giebt es aber in Italien einen einzigen Theologen, der einfältig genug wäre, nicht zu wissen, daß in den Werken dieser Gelehrten vieles höchst Lobenswerthe enthalten ist?.. Deutlich, offen und ernst haben sie die Wahrheiten bekannt, welche wir von den ältesten Kirchenvätern ausgesprochen finden. Wer die Deutschen schmäht, schmäht auch Origenes, Chrysostomus, Cyrillus, Irenäus, Hilarius, Augustinus und Hieronymus. Wenn ich mir nun die erhabenen Lehrer des christlichen Alterthums zum Muster genommen habe, weshalb wiederholst du unaufhörlich, daß ich denke wie die Deutschen? Wenn die gelehrten Professoren der deutschen Schulen den Fußstapfen jener heiligen Männer der ersten Jahrhunderte gefolgt sind, darf ich ihnen nicht gleichfalls folgen? Du möchtest, daß ich, um einträgliche Stellen zu erhalten, die Thorheit jener nachahmte, welche selbst das Gute in Deutschland bekämpfen. Ach, versammelte Väter, ehe ich

---

[1]) ».... Homines innocentes in crucem tollas. ... Tolleres, tolleres quidem si quantum furor iste, superbia, iracundia affert, tantum tibi liceret.« (Opera, édit. d'Amsterdam, p. 80.)

die Freuden suche, welche viele auf Abwege führen, will ich lieber in der Niedrigkeit leben. Ich muß in meinem Hause manche Sorge tragen, aber mein Gewissen ist frei von Sorge.[1]) Laßt jene feigen Schmeichler ihre Lehr= und Bischofssitze einnehmen, sich mit der Mitra oder mit der Tiara schmücken, laßt sie sich in Purpur kleiden[2]) . . . . ich bleibe in meiner Bibliothek, einsam auf meinem hölzernen Schemel, trage ein wollenes Gewand gegen die Kälte, ein leinenes gegen die Hitze und besitze nur ein einfaches Bett, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen."

„Aber Cotta, du setzest deine Angriffe fort, du wirfst mir vor, ich lobte alles, was die Deutschen thun und sagen. Du irrst, es giebt manches bei ihnen, was ich billige, und anderes, was ich nicht gutheiße. Wenn ich Gedanken, die Jahrhunderte lang in barbarischem Style unter dem Dornengestrüppe der Scholastik begraben lagen, aus der tiefsten Finsterniß an's Licht gefördert, allen zugänglich gemacht und im schönsten Latein ausgedrückt finde, da lobe ich sicherlich die Deutschen und nicht nur das, sondern ich danke ihnen von ganzem Herzen. Die heiligen Studien waren in den Zellen eingeschlafen; träge Leute, welche sie pflegen sollten, hatten sich wie in düstern Wäldern dort verkrochen, vorgeblich, um sich mit Ernst der Arbeit zu widmen. Aber was geschah? Sie schnarchten so laut, daß wir es in unsern Flecken und Städten hören konnten.[3]) Nun, jetzt sind uns die Studien wiedergegeben, man hat lateinische, griechische, chaldäische Bibliotheken gegründet, den Theologen auf ehrenvolle Weise Unterstützungen bewilligt, kostbare Schriften sind durch die wunderbare Erfindung der Buchdruckerkunst wieder hervorgebracht und verbreitet worden. Giebt es etwas Herrlicheres und Rühmlicheres, etwas, was unsere ewige Dankbarkeit in höherem Maße verdient?"

Nachdem Paleario so die literarische und reformatorische Bewegung Deutschlands vertheidigt hat, geht er auf das Wichtigste, auf Christus

---

[1]) »Res domi angusta est; at conscientia in animi penetralibus angusta, laeta, alacris.« (Opera, édit. d'Amsterdam, p. 84.)

[2]) »Sedeant illi in cathedra, diademata imponant, dibaphum vestiant....« (*Ibid.*)

[3]) »Jacebant divina studia, strata in cellulis hominum otiosorum, qui licet in sylvas se abstrussissent, ut in haec incumberent; ita stertebant tamen, ut nos in urbibus et vicis audiremus.« (*Ibid.*, p. 84, 85.)

über und sagt: „Sind es nicht elende, verruchte Menschen, vor denen man den Gott unserer Erlösung, Jesum Christum, den König aller Völker, nicht loben darf, ihn, durch dessen Tod dem Menschengeschlechte so köstliche Güter erworben sind? Gerade dies ist es, ehrwürdige, versammelte Väter, was man mir in der gegen mich anhängig gemachten Klage vorgeworfen hat. Auf die ältesten und glaubwürdigsten Zeugnisse gestützt, hatte ich erklärt, daß alle Leiden für diejenigen ein Ende hätten, daß alle Verdammniß für diejenigen aufhörte, welche sich zu dem gekreuzigten Christus bekehrten und sich ihm mit vollem Vertrauen hingäben. Das ist es, was den Abscheu dieser zwölf .... soll ich sagen dieser zwölf Männer oder dieser zwölf wilden Thiere in so hohem Grade erregt hat, nach deren Urtheil der Schreiber solcher Worte den Flammen überliefert werden müßte. Soll ich um des Zeugnisses willen, welches ich von dem Sohne Gottes abgelegt habe, diese Strafe leiden, so glaubt mir, ich wüßte kein glücklicheres Loos, wahrlich, ich bin der Ansicht, daß heutzutage ein Christ nicht in seinem Bette sterben darf. O, versammelte Väter, es läßt sich leicht ertragen, angeklagt und in's Gefängniß geworfen zu werden, es läßt sich leicht ertragen, mit Ruthen gepeitscht, an Stricken aufgehängt, in einen ledernen Sack genäht, den wilden Thieren vorgeworfen oder vom Feuer verzehrt zu werden, — wenn durch diese Strafen die Wahrheit an's Licht gebracht wird!" [1])

Und diese Worte Aonio Paleario's waren keine rhetorische oder ciceronianische Phrasen. Er, der hier so nachdrücklich die höchste Wichtigkeit der Wahrheit hervorhob und in seinem Beneficio di Gesù Cristo crocifisso [2]) ein Gleiches that, gab sein Leben für dieselbe hin. Was er in Siena aussprach, besiegelte er in Rom durch die That. In jedem seiner Worte erkennt man das edle Schlachtopfer des Jahres 1570.

Nachdem er wie ein Märtyrer gesprochen, giebt er auch rein menschlichen Gefühlen Raum. Er blickt im Kreise, welcher ihn umringt, umher. Da sah er einige der hervorragendsten Bürger, die Tancredi, Placidi,

---

[1]) »Parum est accusari et deduci in carcerem, virgis caedi, reste suspendi, insui in culleum, feris objici, ad ignem torreri nos decet, si his suppliciis veritas in lucem est proferenda.« (Opera, édit. d'Amsterdam, p. 91.) — Diese Worte verdienen angeführt zu werden, wie sie gesprochen wurden.

[2]) Daß Paleario der Verfasser dieser Schrift ist, scheint uns klar nachgewiesen durch M. Babington, sowie durch M. J. Bonnet und Madame Young.

Malevolta, alle in großer Bewegung. Egidio, der Obere der Augustiner, und seine Mönche, bescheidene und fromme Männer, unterstützten ihn durch ihren lauten Beifall. Seine beiden jungen Freunde, Faustus und Evander Bellantes, verwandten kein Auge von ihm und konnten ihre Thränen nicht zurückhalten. Aber noch ein ergreifenderer Anblick war Paleario vorbehalten, — da stand bleich und in Thränen zerfließend .... Marietta. „Was sehe ich?“ ruft er aus, „wie, auch du bist hieher gekommen, du, mein geliebtes Weib, in Trauerkleidern, umgeben von edlen, frommen Frauen, willst du dich mit deinen Kindern den Senatoren zu Füßen werfen? O du, mein Licht, mein Leben, meine Wonne, geh', kehre in dein Haus zurück, erziehe unsere Kinder und fürchte dich nicht, Christus wird dein Mann und ihr Vater sein[1]) .... Ach, der Schmerz raubt ihr die Besinnung.[2]) Stütze du sie, theuere Mutter, führe sie, wenn du kannst, unter dein Dach ..... und deine Liebe mag ihre Thränen trocknen.“

Der Eindruck, welchen diese Rede hervorbrachte, war gewaltig. Der Senat erklärte Paleario für unschuldig. Aber dieser glänzende Sieg erbitterte seine Feinde nur noch mehr, er sah ein, daß er nicht in Siena bleiben konnte, und nahm von allen seinen Freunden Abschied. Die Kinder des Bellantes, welche ihm von diesem vor seinem Tode anempfohlen waren, ermahnte er, nach einem hohen Ziele zu streben. Vielleicht ging er damals auf kurze Zeit nach Rom, denn seine Freunde hatten hier bewirkt, daß der Prozeß niedergeschlagen worden war, welchen seine Feinde gegen ihn einleiten wollten, dann begab er sich nach Lucca, wo ihm der Lehrstuhl der Beredsamkeit übertragen wurde. In Siena machte sich nach seiner Abreise eine große Lücke fühlbar, und seine Freunde empfanden dies auf's schmerzlichste. Faustus Bellantes schien dem Gedanken Aller Worte zu leihen, wenn er sagt: „Seit Ihr fort seid, hat sich eine solche Stumpfheit meines Geistes bemächtigt, daß ich kaum im Stande bin, zu schreiben.“[3])

---

[1]) »Nunquam iis sponsore Christo deerit pater.« (Opera, p. 97.)

[2]) »Prae dolore misere exanimatam.« *(Ibid.)*

[3]) »Postquam in urbem profectus es, ita nescio quomodo animus meus torpuit, ut difficillimum mihi fuerit scribere epistolam hanc.« (Palearii Ep., p. 93.)

Aber man fand in Italien damals nicht nur einzelne verstreute Lichter, wie Curione und Paleario, es gab in manchen Städten auch christliche Vereine, welche muthig die evangelische Wahrheit bekannten. Besonders Bologna, welches so nahe bei Ferrara lag, und dessen Universität nebst der zu Paris die erste der großen Hochschulen von Europa war, zählte unter Laien und Geistlichen eine ansehnliche Menge, welche, wie die in Venedig, großen Eifer und Entschiedenheit für die großen Principien der Reformation zeigten. Als Johann von Planitz, der sächsische Gesandte beim Kaiser, 1533 über die Alpen kam, wandten sich diese evangelischen Christen von Bologna mit echt italienischer Lebhaftigkeit an ihn und sagten: „Wir wissen, daß die Deutschen das Joch des Antichrist abgeworfen haben und zur Freiheit des Reiches Gottes gelangt sind. Wir wissen, daß sie sich wenig darum kümmern, wenn man ihnen den verhaßten Ketzer-Namen giebt, daß sie sich vielmehr freuen, wenn sie um der Sache Christi willen werth geachtet werden, Schmach, Gefängniß, Feuer und Schwert zu erdulden. Wir wissen, daß, wenn sie ein Concil fordern, dies nicht in ihrem eigenen Interesse, sondern im Hinblick auf das Wohl anderer Völker geschieht. Deshalb sind alle Völker der Christenheit ihnen und Euch, hochgeehrter Herr, zu größtem Danke verpflichtet, aber kein Volk steht so sehr in Eurer Schuld, wie das unsrige. Hauptsächlich Italien, welches von allen Ländern dem Tyrannen am nächsten liegt, ja, dessen Sitz ist,[1]) fühlt die lebhafteste Freude und ganz besondern Dank, daß die Erlösung ihm durch die Güte Gottes endlich nahe getreten ist. Wir bitten Euch inständigst, alles zu thun, was in Euren Kräften steht, um die Zusammenberufung eines Concils zu bewirken. In allen Städten der Halbinsel, ja in Rom selbst, wird ein solches, wie der Kaiser wohl weiß, von einer großen Anzahl frommer, gelehrter, ausgezeichneter Männer erwartet und laut gefordert. Wenn der Papst diese Versammlung beruft, wird er leicht die Uebel beseitigen, welche sich durch die Schuld seiner Vorgänger in die Kirche eingeschlichen haben und bei den Menschen mit Recht Ehre, bei Christo das ewige Leben erlangen. Möchte doch jeder die Schriften lesen können, in welchen die gelehrten Doctoren (die Reformatoren)

---

[1]) „Besonders Italien, welches dem Tyronnus am nächsten unterworfen, ja dessen Sitz sey." (Uebersetzung von Seckendorf, p. 1366.)

ihren Glauben dargelegt haben. Dürften doch wenigstens Priester, Mönche und Laien die Bibel besitzen, ohne sich dem Vorwurf der Ketzerei auszusetzen, könnte doch jeder die Worte Jesu Christi oder des Paulus anführen, ohne als Sektirer verschrieen zu werden. Wenn Rom die Gebote des Herrn, seine Gnade, seine Lehre, seinen Frieden, seine Freiheit mit Füßen tritt, ist Rom's Reich dann nicht das des Antichrist? .... Bedürft Ihr unseres Beistandes, so redet, wir sind zu allem bereit. Wir opfern, wenn es sein muß, unser Vermögen und unser Leben für die Sache des Heilandes, und so lange wir leben, befehlen wir dieselbe täglich Gott in brünstigen Gebeten." — So entschieden sprachen sich die Christen Italiens selbst in den Städten, welche dem Papste unterworfen waren, aus.[1])

Zu derselben Zeit, als diese beredte Adresse an den Herrn von Planitz gelangte, trat in Bologna ein Franciskaner, Johann Mollio aus der Umgegend von Siena, als Professor an der Universität auf. Durchdrungen von der Trefflichkeit der Lehre der heiligen Schrift und der Reformatoren, bekannte er mit großem Freimuthe die christliche Wahrheit nach den Schriften des heiligen Paulus. Der Papst verbot ihm, die Briefe dieses Apostels zu erklären, da fing Mollio an, andere Schriften des neuen Testamentes auszulegen, aber es war immer dieselbe Lehre, welche er aus denselben schöpfte, und seine Zuhörer, hocherfreut, das Verbot des Papstes so umgangen zu sehen, spendeten ihm begeisterten Beifall. Als der römische Hof aber inne wurde, daß es kein Mittel gäbe, die Gnade aus der Bibel zu verbannen, da ertheilte er den Befehl, Mollio von der Universität zu entfernen, was freilich viel leichter war. Doch nahm die Zahl der evangelischen Christen in Bologna trotzdem immer mehr zu.[2])

---

[1]) Das italienische Original, welches vom 5. Januar 1533 batirt ist, befindet sich in dem Archiv zu Weimar. Seckendorf giebt die deutsche Uebersetzung in seiner Historie des Lutherthums, p. 1365—67.

[2]) Mac Crie, Histoire de la Réforme en Italie, p. 88.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Evangelium in Neapel und Rom.

(1520—1536.)

Das Evangelium hatte im Norden und in der Mitte Italiens herrliche Eroberungen gemacht, ein Gleiches geschah in Neapel und sogar in Rom.

Es waren nicht nur Italiener, welche das Evangelium in der Halbinsel verbreiteten. Unter den Zeitgenossen Paleario's, Peter Martyr's und Occhino's befanden sich ein Paar Zwillingsbrüder aus einer der ältesten Familien des Reiches Leon in Spanien, Juan und Alonso de Valdès. Diese beiden Brüder waren einander so ähnlich, daß Erasmus, der zu Alonso in freundschaftlicher Beziehung stand, an Juan schrieb: „Man sagt mir, daß Ihr sowohl körperlich als geistig so sehr das Ebenbild Eures Bruders seid, daß man bei Eurem Anblick nicht zwei Zwillinge, sondern einen und denselben Menschen zu sehen glaubt. Ich nehme dies denn auch an und rechne Euch für Einen."[1]) Und in der That haben einige Geschichtsschreiber aus dem liebenswürdigen Scherz des Erasmus Ernst gemacht, und aus den beiden Brüdern ist ihnen eine und dieselbe Persönlichkeit geworden. Der eine von ihnen verschwindet; gewöhnlich ist es Alonso, seine Thaten werden wohl erwähnt, aber man schreibt sie dem Juan zu. Die beiden Valdès wurden im Jahre 1500 in Cuenza in Castilien geboren, wo ihr Vater 1520 Stadtrichter war. Carl V. machte Alonso zu seinem Sekretär[2]) und nahm ihn mit sich, als er in demselben Jahre Spanien verließ, um in Aachen die Kaiserkrone zu empfangen. Im folgenden Jahre befand sich der junge Spanier noch unter den Edelleuten, welche zur Zeit der berühmten Vorladung Luther's in Worms das Gefolge des Kaisers bildeten. Nachdem Luther's Schriften durch das kaiserliche Edikt zum Feuer verurtheilt waren, wollte Alonso, den alle diese Ereignisse im höchsten Grade

---

[1]) »Tu vero, ut audio, sic illum (Alfonsum) refers et corporis specie et ingenii dexteritate, ut non duo gemelli, sed idem prorsus homo videri possitis.« (Erasmi ep. 938 et 1030.)

[2]) »Fue secretario de la Magestad del Emperador.« (Hist. de la Ciudad de Cuenza, citée par E. Boehmer.)

interessirten, der Vollstreckung des Urtheils beiwohnen. Als die Mönche, welche das Feuer umringten und schürten, sahen, wie all das ketzerische Papier sich in schwarze Asche verwandelte und so fein wie ein Spinnengewebe erschien, welche der Wind auseinander trieb, da riefen sie aus: „Jetzt haben wir nichts mehr zu fürchten, es ist alles vorbei!" und gingen davon. Aber Alonso war anderer Meinung. „Man sagt, dies sei das Ende der Tragödie," schrieb er an seinen Freund Peter Martyr von Anghiera (der nicht mit dem von Vermigli zu verwechseln ist): wollt Ihr mir glauben, so sage ich Euch, es ist der Anfang." Der junge Valdès, auf den alle, die ihn kannten, große Hoffnungen setzten,[1]) schloß sich an Erasmus an, vielleicht sogar auf die Veranlassung des Kaisers, der sich wie Franz I. gern mit den Koryphäen der Hochschulen vereinigt hätte, um über Luther und den Papst den Sieg davon zu tragen und sie womöglich zu versöhnen. Alonso, der zu den größten Bewunderern des Erasmus gehörte, galt für „erasmischer" als Erasmus selbst, der Schüler ging weiter und kam dem Ziele näher, als der Lehrer; Erasmus war die Brücke, über welche Alonso von Rom zum Evangelium gelangte.

Im Mai 1527 befand sich der Kaiser mit seinem Hofe in Valladolid, wo die Kaiserin ihre Niederkunft erwartete; auch Valdès war dort. Plötzlich lief die Nachricht von der berüchtigten Plünderung Rom's durch die Truppen Carl's V. ein. Die Erbitterung des Klerus, die Aufregung des Volkes, die Bewegung der Hofleute waren unbeschreiblich. Obwohl die Rohheiten, deren Schauplatz die Hauptstadt der katholischen Christenheit gewesen war, von Alonso sehr gemißbilligt wurden, hielt er den Augenblick doch für geeignet, auch seinerseits zu sagen, was er von dem Papstthum dächte, und so schrieb und veröffentlichte er ein „Gespräch über die Dinge, welche sich in Rom zugetragen." [2]) Die Verheerung der Metropole der katholischen Christenheit, berichtet Valdès darin, zerstreute eine große Menge ihrer Einwohner; ein römischer Archidiakonus, welcher dem Unglücke entgangen war, kommt nach Valladolid, wo eben das Kind, der spätere Philipp II., geboren ist, und begegnet hier

---

[1]) »Ab Alfonso Valdesio, magnae spei juvene.« (P. Martyris Anghierii Ep. 689.)

[2]) Dialogo sulle cose accadute in Roma.

einem Cavalier des Kaisers, Namens Lactantius. Die Schuld der Verwüstung, sagt dieser, trägt der Papst, welcher, seinen Eiden nicht getreu und ein Anstifter des Krieges, seinen heiligen Beruf entehrt hat. Lactantius stellt darauf Christus und den Papst einander gegenüber und weiß in seinem Gemälde mit so kräftigen Zügen Licht und Schatten hervorzuheben, wie es nur der Pinsel Luther's auszuführen verstanden hat. In dem streng katholischen spanischen Reiche war das aber etwas ganz Neues. Ja, er geht sogar noch weiter und spricht sich für eine Trennung der geistlichen und weltlichen Macht aus: „Ist es nützlich, ist es vortheilhaft," sagt er, „daß die Hohenpriester der Christenheit weltliche Macht besitzen? Wahrlich, wir glauben, sie könnten sich viel ungehinderter mit den geistlichen Interessen beschäftigen, wenn die große Last der weltlichen Angelegenheiten nicht auf ihnen läge. In der ganzen Christenheit giebt es nicht einen einzigen Staat, der schlechter regiert wird als der Kirchenstaat. Erasmus hat die Fehler des römischen Hofes bezeichnet, aber diese bescheidenen Vorstellungen haben auf Euch keinen Eindruck gemacht. Da ließ Gott es zu, daß Martin Luther alle Eure Laster ohne Schonung an's helle Tageslicht zog und viele Kirchen des Gehorsams gegen Euch entband. Das hat alles nichts geholfen, weder die ehrerbietigen Rathschläge des Erasmus, noch die schonungslosen Reden Luther's haben Rom von seinen Irrthümern überzeugt. Gott mußte daher zu andern Mahnungen schreiten und hat es deshalb zugelassen, daß die Kriegsnoth über Eure unbußfertige Stadt hereingebrochen ist." Hier ruft der Archidiakonus, welcher die Züchtigung Rom's viel lebhafter empfindet, als seine Schuld, höchst naiv und schmerzlich aus: „Ach! der Verlust, den die Stadt durch die Plünderung erlitten hat, beträgt über 15 Millionen Dukaten! Rom kann selbst in 50 Jahren nicht wieder werden, was es gewesen. Die heilige Peterskirche ist zu einem Pferdestalle entweiht, in 40 Tagen ist in der Metropole der Christenheit nicht eine Messe gelesen, selbst die Gebeine der Apostel sind zerstreut worden." — „Man muß die Reliquien der Heiligen ehren," antwortet der Cavalier, „aber, verstehen wir uns recht, ich rede nicht von denen, welche den Gläubigen äußerst kritische Fragen zur Entscheidung aufgeben, z. B. ob die Mutter der heiligen Jungfrau zwei Köpfe, oder ob die Jungfrau zwei Mütter gehabt habe. Auf Jesum Christum allein müssen wir alle unsere Hoffnung setzen. Ehrt die Heiligenbilder,

wenn Ihr wollt, aber verunehrt Jesum Christum nicht und laßt das Paradies für keinen verschlossen sein, der nichts im Beutel hat.“ [1])

Dieser heftige, gegen das Papstthum gerichtete Angriff war von um so größerer Bedeutung, als der Dialog, ehe er in Spanien, Italien und Deutschland veröffentlicht und verbreitet wurde, von Valdès einigen angesehenen Männern vorgelegt worden war, unter andern Don Juan Manuel, ehemaligem Gesandten des Kaisers in Rom, dem berühmten kaiserlichen Kanzler Guattinara, dem Doctor Carrasco, dem Bischof Cabrero und mehreren Theologen, welche alle den Entwurf mit einigen unwichtigen Bemerkungen gebilligt hatten. Der Graf Castiglione, der päpstliche Nuntius, ließ sich jedoch nicht irre führen, er griff den kaiserlichen Sekretair mit Heftigkeit an, nannte ihn einen Lutheraner und erklärte, er sähe ihn schon mit dem schmachvollen Hemde des Auto-da-fé bekleidet.

Alonso schwieg, aber es erhob sich eine andere Stimme zu seiner Vertheidung und zwar die seines Zwillingsbruders. Juan veröffentlichte im Jahre 1528 [2]) ein halb ernstes, halb scherzhaftes Gespräch zwischen Merkur und Charon, welches etwas zu sehr die Jugend des Verfassers verräth. Während der Fährmann der Unterwelt die Seelen übersetzt, welche sich an den Ufern des Styx eingefunden haben, redet der Götterbote ihn an und läßt das Papstthum seine Zunge fühlen. „Die Verderbtheit derer, welche sich Christen nennen, ist so groß,“ sagt er, „daß ich es für eine grobe Beleidigung halten würde, wenn sie ihren Namen änderten und sich Merkurianer nennen wollten. Eines Tages,“ fährt er fort, „als ich viele Leute an den Altar treten sah, um die Hostie zu empfangen, schloß ich mich ihnen in der Absicht an, selbst das kleine Brot zu nehmen, welches man dort austheilt. Aber ich ward zurückgewiesen. Und weshalb? Nur weil ich nicht bezahlen wollte!“ Um

---

[1]) E. Böhmer in Halle hat der kirchlichen Literatur und Geschichte durch den Wiederabdruck der Cento e dieci divine considerazioni de Giovanni Valdesso, Halle 1860 und durch das sorgfältige Studium der Geschichte der beiden Brüder einen wesentlichen Dienst geleistet. Die Früchte seiner Forschungen hat er theils in seinen Cenni biografici, theils in der gewissenhaften Arbeit mitgetheilt, welche er zur Encyclopädie unseres gelehrten Freundes Herzog beigesteuert hat.

[2]) Man hat gesagt, dieses Gespräch sei im Jahre 1521 geschrieben worden. Aber es beginnt mit der Herausforderung, welche Franz I. an Carl V. schickte und das geschah zu Anfang des Jahres 1528.

dann auf die Reliquien zurückzukommen, deren Vernichtung als die höchste Tempelschändung bei der Plünderung Rom's angesehen wurde, läßt Juan den heiligen Petrus auftreten und legt ihm in Bezug auf diesen Gegenstand reifere Worte in den Mund als dem Merkur. Nach der Meinung des eifrigen Apostels lehrt die Plünderung Rom's den Christen, daß sie auf eine einzige Epistel des Paulus oder auf eine seiner eigenen viel mehr Werth legen sollen, als auf alle Ueberreste ihrer Leiber. „Alle Ehre, die bis zu dieser Stunde unsern Knochen erwiesen worden ist," fährt er fort, „muß von jetzt an dem Geiste erwiesen werden, den wir zum Besten der Christen in unsern Episteln niedergelegt haben." Aber alsbald hebt die Satire wieder an. Bei der Erinnerung an die Plünderung Rom's bricht Merkur in ein Gelächter aus, wie die Fabel es im Olymp erschallen läßt. „Seht," sagt er, „das ist das Gericht Gottes, die Verkäufer sind verkauft, die Räuber sind beraubt, die Plagegeister sind geplagt worden!" Und als Charon darüber klagt, daß die angeblichen Statthalter des Himmels so oft vergessen, ihr Wort zu halten, antwortet Merkur: „Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß man an den Orten, wo der beste Wein wächst, den schlechtesten trinkt, daß der Schuster zerrissene Schuhe trägt und der Barbier nie rasiert ist." Diese witzigen, aber auch zugleich christliche Wahrheit enthaltenden Dialoge der beiden Zwillingsbrüder erregten heftigen Widerspruch; allein für den Augenblick erreichte die Verfolgung die beiden Brüder nicht. Freilich beschworen die Priester ein Gewitter über sie herauf, aber der Name Carl's V. schützte sie. Erasmus schrieb im März 1529 an Juan Valdès und wünschte ihm Glück, daß er unversehrt dem Sturme entronnen sei.[1])

Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, begleitete Alonso ihn abermals. Im Jahre 1530 übernahm er in Augsburg, wie wir anderswo erzählt haben,[2]) die Rolle eines Vermittlers zwischen Carl V. und den Protestanten und übersetzte das berühmte evangelische Bekenntniß in's Spanische. Aber als Carl V. sich im April 1533 in Genua einschiffte, um nach Spanien zurückzukehren, blieb Valdès in Italien.

---

[1]) Diese beiden Gespräche, welche neuerdings in Spanien wieder abgedruckt worden sind, wurden in's Italienische, in's Deutsche, und wenigstens das letzte, „Charon und Merkur" auch in's Französische übersetzt.

[2]) Histoire de la Réformation du seizième siècle, vol. IV, l. X. ch. V.

Hätte er seinen Herrn begleitet, so würde selbst der mächtige Monarch, wie man meinte, ihn nicht vor dem Tode haben schützen können, mit welchem die Mönche ihn bedrohten. Seitdem scheint Alonso theils in Deutschland, theils in Italien gelebt zu haben, von nun an nimmt sein Bruder den ersten Platz ein, der zwar später als Alonso zum Glauben gelangte, ihn dann aber bei weitem überragte.

Juan hatte sich selbst genöthigt gesehen, sein Vaterland zu verlassen.[1]) Er ging jedoch nicht nach Deutschland, wie man behauptet hat, das ist eine Verwechselung mit seinem Bruder, sondern er nahm bald darauf eine wichtige Stellung in Italien ein. Im Jahre 1531 kam er nach Neapel, von dort begab er sich nach Rom, kehrte dann im Jahre 1534 nach Neapel zurück und brachte dort den Rest seines Lebens zu. Einige eifrige Protestanten, die in dem deutschen, 1528 zur Vertreibung der Franzosen, welche die Stadt belagerten, dorthin geschickten Heere dienten, hatten daselbst zuerst das Evangelium verbreitet. Aber als Juan Valdès kam, sagt der Katholik Caracciolo, richtete er allein unter den Seelen eine weit größere Verheerung an, als es diese Tausende von ketzerischen Soldaten gethan hatten.[2]) Man hat gemeint, er hätte in Neapel bei dem Vicekönige die Stelle eines Sekretärs versehen, allein wenn er überhaupt ein Amt bei Hofe gehabt hat, so gab er es jedenfalls bald auf, um seine Unabhängigkeit zu wahren. „Er ging nicht mehr viel an den Hof," sagt Curione, „seit Christus sich ihm geoffenbart hatte."[3])

Durch die Verfolgung war Juan ernster geworden, die Erfahrungen des innern Lebens hatten ihn gereift, er beschäftigte sich noch mit der Literatur und mit Sprachstudien,[4]) aber er liebte das Evangelium über alles und suchte es sowohl im täglichen Verkehr, als auch in seinen Schriften zu verbreiten. Er besaß eine solche Anmuth des Geistes, es lag ein solcher Friede, eine solche Unschuld in seinem Antlitz, sein ganzes Wesen war so liebenswürdig, daß es eine unwiderstehliche

---

[1]) »In disciplina fraterna praeclare institutus, in Hispania vivere non potuit.« (Francisco Enzinas à Mélanchthon.)

[2]) »Longe majorem mentium stragem dedit, quam multa illa haereticorum militum millia.« (Ant. Caracciolo de Vita Pauli IV, p. 239.)

[3]) »Non pero egli seguito molto la corte dopoche gli fu revelato Cristo.« (Ep. de Curione à la suite des 110 Considérations de J. Valdès, p. 433.)

[4]) Sein Dialogo sulla lingua ist in Madrid 1737 und 1860 gedruckt worden.

Anziehungskraft auf alle ausübte, welche ihm naheten. Bald bildete sich ein Kreis von Gelehrten und Vornehmen um ihn, welche er dem weltlichen Treiben zu entziehen und von der Nichtigkeit ihrer eigenen Gerechtigkeit zu überzeugen und dem Heile in Jesu Christo zuzuführen wünschte. Ja, er wurde für einige der berühmtesten Prediger Italiens zur Fackel. „Ich weiß es," sagt Curione, „denn ich habe es aus ihrem eigenen Munde gehört." Aber dabei hegte er einen solchen Schatz von Liebe in seinem Herzen, er besaß ein so einfaches, natürliches Wesen, daß er die Geringen, denen er sich nahete, jedes Zwanges überhob und sogar das Zutrauen der rohesten Menschen, der Lazzaroni jener Zeit gewann. Er scheute keine Mühe, keine Erniedrigung, um die Seelen für Christus zu gewinnen.[1]) Valdès war nicht kräftig gebaut, er war mager und seine Constitution schien eher zart, es ist sogar möglich, daß sein Gesundheitszustand ihn bestimmt hat, sich in Neapel niederzulassen, „aber" sagten seine Freunde, „ein Theil seines Geistes diente ihm dazu, seine zarte gebrechliche Natur zu beleben, während der größte Theil seiner herrlichen Gaben der Betrachtung der Wahrheit gewidmet war." In Chiaja, nahe bei dem Pausilippo und dem Grabe Virgil's, pflegte er mit seinen Freunden in einer Villa zusammenzukommen, deren Gärten eine Aussicht auf das offene Meer und die Insel Nisida boten. Dort in dieser entzückenden Gegend, „wo die Natur sich in ihrer Pracht gefällt und alle anlacht, welche sie schauen," dort brachten Juan de Valdès und diejenigen, welche sich durch die Lieblichkeit seiner Lehre und sein heiliges Leben angezogen fühlten, Stunden, ja Tage zu, deren bezaubernden Reiz sie nie vergaßen. Es war ihm nicht genug, die Herrlichkeiten der Natur mit ihnen zu bewundern, er führte sie in die Herrlichkeit der Gnade ein. „Wohl war er ein geehrter, glänzender Ritter des Kaisers, aber noch weit mehr ein geehrter und glänzender Ritter Jesu Christi," sagt Curione.[2])

Unter den vorzugsweise begabten Männern, welche sich um ihn sammelten, befand sich auch Peter Martyr Vermigli, der Abt von „St. Peter ad Aram." Dieser hatte sich, wie wir oben gesagt haben, 1530

---

[1]) »Era di tanta benignita, e carita, che a ogni piccola e bassa e rozza persona si rendeva debitore.« (Ep. de Curione, p. 433.)

[2]) »Ma piu onorato e splendido cavalliere di Cristo. *(Ibid.)*

von Spoleto nach Neapel begeben. Er hatte in der Erkenntniß des Evangeliums große Fortschritte gemacht; weder die Furcht der Welt, noch die hohen Einkünfte, welche er genoß, noch die hohe Würde, welche er bekleidete, nichts konnte ihn von der Erforschung der Wahrheit abbringen. Sein ernster Sinn, sein tiefer Geist verfolgte die Erkenntniß Gottes mit unermüdlichem Eifer. Als er dazu berufen ward, die Schafe, welche durch seine Stimme herbeigelockt dem Stalle zueilten, zu tränken, fühlte er sich leider selbst ausgedörrt und ohne Wasser. Er empfand die Qual eines brennenden heftigen Durstes, welcher selbst die Stärksten erliegen. Da vernahm er den Ruf Christi: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke." Er wußte, daß man kommt durch den Glauben, — durch den Glauben an seine Heiligkeit, seine Liebe, seine Verheißungen, seine Allmacht, uns zu erlösen. Nun ließ er die Scholastik bei Seite, begnügte sich nicht mehr mit den Kirchenvätern, sondern eilte zu den „Quellen selbst"[1]) und ergriff den Kelch der Schrift, um die Worte des Heilandes daraus zu trinken. Er kannte die allgenugsame Gnade, welche in dem Erlöser dargeboten wird, und sah ein, daß diejenigen, welche anderswo Erleichterung suchen, sich vergeblich abmühen. Tagtäglich mehr durch den Geist Gottes erleuchtet, entdeckte er zugleich die traurigen Irrthümer der Kirche und die einfache Größe des Evangeliums. Hier in Neapel aber begann das Licht des göttlichen Wortes immer herrlicher und glänzender in seinem Innern zu strahlen.[2]) Vermigli bewunderte die Herrlichkeit der Schöpfung,[3]) das Meer, das im schönsten Sonnenlichte dalag, die anmuthigen Wellenlinien der Vorgebirge, aber noch lieber versenkte er sich in die geheimnißvolle Herrlichkeit der Gnade. Uebrigens begnügte er sich nicht mit den Schriften der Apostel, er nahm auch die der Reformatoren zur Hand und studirte Bucer, Zwingli, Luther und Melanchthon. Die Schrift Zwingli's über „die falsche und die wahre Religion" bewies ihm vor allem die Nothwendigkeit, zu der Einfachheit und dem ursprünglichen Leben der Kirche zurückzukehren. Fast täglich führte er mit Freunden, welche wie er die

---

[1]) »Ad ipsos fontes se totum contulit.« (Simler, Vita Vermilii.)

[2]) »In hac urbe gratia divinae illuminationis illustrius ac clarius illi affulgere.« *(Ibid.)*

[3]) »Loci amoenitatem.« *(Ibid.)*

reine fleckenlose Religion liebten[1]) und vorzüglich mit Flaminio und Valdès Gespräche über die heilige Schrift. Besonders aber suchte er durch die Predigt das Licht zu verbreiten, welches ihn erleuchtete.

Zu diesem Zwecke unternahm es Vermigli, den ersten Brief an die Korinther zu erklären, und that dies vor einer großen Menge von Zuhörern, unter denen sich sogar Bischöfe befanden. Beim dritten Kapitel angelangt,[2]) zeigte er zuerst, welches die Grundlage ist, auf der die ganze christliche Lehre aufgeführt werden muß. Einen andern Grund kann niemand legen außer dem der gelegt ist, welcher ist Christus, sagt der Apostel. Aber was baut man auf diesem Steine? Wenn ein Baumeister, der ein Gebäude aufführen will, einen Grund gelegt hat, so verwendet er verschiedene Materialien, um das Werk zu vollenden. Marmor, Porphyr und Jaspis bilden die Säulen, die Gesimse, die Steinplatten, die Statuen; Gold und Silber dienen zur innern Ausschmückung, aber man braucht auch Holz, Papier, Stroh und andere gemeine Stoffe, um den Bau auszuführen. Ebenso ist es mit dem Gebäude Gottes. Auf dem Grunde, welcher ist Christus, müssen gesunde Lehren, die von Christus selbst, von seiner Gottheit, seiner Wahrheit, seinem Geiste herrühren, aufgebaut werden. Was sollte daraus werden, wenn man an ihre Stelle falsche Lehren setzte, die aus der eigenen Gerechtigkeit des Menschen, aus der Finsterniß, mit der die Sünde seinen Geist umdunkelt hat, entspringen? Beim Ausbruche einer Feuersbrunst offenbart das Feuer die Natur der Materialien, aus denen ein Haus besteht: die Flammen verzehren das Holz und das Stroh, aber vergebens umspielen sie den Marmor und Jaspis, das Gold und Silber, das alles vermögen sie nicht zu zerstören. Ebenso wird es mit den Lehren gehen, welche in der Kirche verbreitet sind. „O," sagt Peter Martyr, „die falschen Lehren können nicht immer für wahre gelten. Es ist nichts so verborgen, was nicht im Laufe der Zeit offenbar würde; wenn die Falschheit der vorgebrachten Lehren nicht gleich anfangs enthüllt wird, so entdeckt man sie mit der Zeit.[3]) Es wird ein Tag

---

[1]) »Quotidie paene cum amicis qui purae religionis studiosi erant, aliquid ex sanis litteris commentabatur.« (Simler, Vita Vermilii.)

[2]) 1. Cor. 3, 13—15.

[3]) »Quod si e vestigio prava dogmata non patefiant, accessione temporis declarantur.« (Petri Martyris Loci communes. De purgatorio igne, p. 440.)

kommen, an welchem jeder unter glänzendem Scheine sich verhüllende Irrthum sich in seinem wahren Lichte und zwar in offenkundigster Weise zeigen wird.[1]) Dann zerstreuen sich alle Schatten und alles wird nach seinem wahren Werthe geschätzt. Das ewige Gericht Gottes ist das Feuer, welches das Werk eines jeden prüfen wird. Es ist nicht genug, daß die Lehren vor dem menschlichen Gerichte untadelhaft sind, sie müssen auch in dem Feuer der göttlichen Prüfung bestehen.[2]) Dieser Tag, dies Feuer, von welchem der Apostel redet, ist die lichte Prüfung, die sichere Bewährung, welche uns endlich in den Stand setzen wird, die wahren und falschen Lehren von einander zu unterscheiden.[3]) Nun aber sind Stroh und Feuer hier Gleichnisse."

Die Zuhörer Peter Martyr's, besonders die Geistlichen, konnten ihr Erstaunen nicht verbergen. Die Stelle, welche er erklärte, war nach der Lehre der Kirche gerade diejenige, auf welcher die Lehre vom Fegefeuer ruhte, und der berühmte Gelehrte fand etwas ganz anderes darin. Auf einmal sahen die Priester und Mönche, daß man ihnen nicht nur dieses Feuer nahm, welches ihnen einen so großen Vortheil bot, sondern man zeigte ihnen statt dessen ein Feuer, welches ihre Traditionen, ihre Uebungen, ihre abergläubischen Gebräuche, ihr „Heu und Stroh" zu verzehren drohte. Wirklich erregte dieser Vortrag einen Sturm in den bis dahin friedlichen Gewässern von Neapel. Die Mönche verklagten den Prior von St. Peter ad Aram, aber seine Freunde von Chiaja vertheidigten ihn. Die Gegner setzten es durch, daß ihm das Predigen untersagt wurde; aber die mächtigen Freunde, welche er in Rom besaß, legten Fürsprache für ihn ein und erreichten es, daß man ihm die Freiheit der Predigt zurückgab.

Diese kleine Verfolgung war dem Kreise von Chiaja gerade heilsam. Derselbe vergrößerte sich zusehends, und man sah Edelleute und Gelehrte den Versammlungen beiwohnen, unter andern Benedetto Cusano de

---

[1]) »Dies ergo accipitur, cum tenebrae depellentur, ut de re, prout ipsa est, judicium feratur.« (Petri Martyris Loci communes. De purgatorio igne, p. 441.)

[2]) »Ad ignem divini examinis perstare illas oportet.« *(Ibid.)*

[3]) »Est itaque ignis et dies, clara inspectio, certa probatio, perspicua revelatio, qua tandem cognoscemus doctrinarum veritatem, earum denique fallaciam.« *(Ibid.)* Peter Martyr mag in seinen Vorträgen nicht dieselben Ausdrücke gebraucht haben, wie sie hier angegeben sind, aber der Sinn war derselbe.

Verceil und einen neapolitanischen Edelmann, Johann Franz Caserta.[1]) Dieser hatte einen jungen Verwandten, welcher damals noch mitten im Glanze der Welt lebte. Der Marquis Caraccioli, einer der vornehmsten Edelleute von Neapel, besaß nur einen Sohn, Galeazzo. Da er dringend wünschte, daß sein Name sich fortpflanzen möchte, so verheirathete er denselben früh mit einer reichen Erbin, Victoria, der Tochter des Herzogs von Nocera, welche ihm vier Söhne und zwei Töchter schenkte. Sobald der alte Marquis seinen Wunsch wegen seiner Nachkommenschaft erfüllt sah, wandte sich sein Ehrgeiz einer andern Richtung zu, und er sandte seinen Sohn an den Hof des Kaisers, welcher ihm eines der höchsten Aemter seines Hauses verlieh. Da aber Galeazzo nicht immer Dienst hatte, so kehrte er von Zeit zu Zeit nach Neapel zurück und überließ sich dort ganz dem eitlen weltlichen Treiben, den irdischen Freuden und seinen ehrgeizigen Plänen. Allein innige Freundschaft verband ihn mit dem frommen Caserta, und dieser benutzte den vertrauten Umgang, um mit dem Weltlinge von dem Worte Gottes, von dem einzigen Wege zum Heil, welcher ist Christus, zu reden, aber der junge Kammerherr Carl's V. eilte unmittelbar von solchen Unterhaltungen in's Theater oder auf den Ball. Caserta führte ihn auch in die Predigten Peter Martyr's, und da er dachte, der Reiz einer so gebildeten Gesellschaft wie die, welche sich in Chiaja versammelte, möchte seinen Freund vielleicht gewinnen, so nahm er ihn mit zu Valdès. Eine Zeitlang fiel der Same noch unter die Dornen, aber später nahm Galeazzo das Heil des Evangeliums mit Freuden auf, und um demselben treu zu bleiben floh er nach Genf. Calvin, welcher ihn wie einen Sohn empfing, achtete seine Festigkeit im Glauben sehr und widmete ihm eine seiner Schriften. Obwohl Caraccioli „nicht den Beifall der Menschen herausforderte und sich daran genügen ließ, Gott allein zum Zeugen zu haben," so rief der Reformator doch bewegt aus, als er den vornehmen Flüchtling aus Neapel anlangen sah: „Das ist ein Mann aus einem alten Hause und von mächtiger Verwandtschaft, reich an Ehren und Gütern, der eine edle keusche Gattin und eine Schar von Kindern besitzt, und

---

[1]) Von ihm spricht Flaminio später zu Galeazzo in dem Briefe, welcher sich bei Schellhorn findet, Amoen. eccl. II, p. 132. Johannes Franciscus magna laetitia affecit me, etc.

Ruhe und Eintracht im Hause hatte, kurz alles, was zum Glücke dieses Lebens gehört, und doch hat er freiwillig seinen Geburtsort verlassen, um sich unter die Fahnen Christi zu stellen. Er hat sich nicht besonnen, seine Herrschaft, seinen lieblichen, fruchtbaren Landsitz, sein großes, reiches Erbtheil, seine bequeme, angenehme, behagliche Wohnung zu verlassen; er hat alle Pracht seines Hauses abgelegt und sich von Vater, Gattin, Kindern, Verwandten und Freunden getrennt, und nachdem er alle diese Versuchungen der Welt überwunden, läßt er sich an unserer Niedrigkeit genügen und lebt einfach nach der Weise des gemeinen Volkes in unserer Mitte, — ganz wie ein anderer von uns!"[1])

In der auserwählten Gesellschaft, welche sich um Valdès versammelte, sah man auch wie zu den Zeiten des heil. Paulus in Thessalonich Frauen aus den vornehmsten Geschlechtern in großer Zahl. Zu diesen edlen Frauen gehörte Victoria Colonna, die Wittwe des bekannten Generals Marquis von Pescara, welche durch ihre Schönheit, ihre Tugenden und ihren Geist berühmt war. Ihre Dichtungen wurden in ihrem Zeitalter allgemein bewundert, und in ihrer Gesellschaft lernten der Dichter Bernardo Tasso, der Vater des Verfassers des „befreiten Jerusalem" und der Kardinal Bembo auch einen Theil der Wahrheiten des Evangeliums kennen. Man sah dort auch Isabella di Bresegna, welcher Curione die Werke der Olympia Morata widmete; vor allen aber Giulia Gonzaga, die Wittwe des Vespasiano Colonna, Herzogs von Trajetto,[2]) die schönste Frau Italiens. Der Ruf ihrer Schönheit war in ganz Europa und selbst noch darüber hinaus so verbreitet, daß der Seeräuber Barbarossa beschloß, sie zu entführen. Im Jahre 1534 wollte er Neapel in Schrecken setzen und erschien plötzlich mit 100 Segeln vor der Stadt, landete nahe bei Fondi zwischen Gaeta und Terracina, wo die Herzogin auf ihren Gütern lebte, und versuchte, sie zu überfallen. Aber Giulia entging dem Räuber, wenn auch nur mit Mühe. Dieser Streich war einer der Beweggründe, durch welche Carl V. bestimmt wurde, seinen Zug nach Tunis zu unternehmen. —

---

[1]) Calvin au seigneur Galliaze Carraciole, homme noble, et encore plus renommé pour l'excellence de ses vertus que pour sa noblesse de race, fils unique et héritier légitime du marquis de Vico. (Dédicace de la 1[re] épître aux Corinthiens. Commentaires.)

[2]) Trajetto ist das alte Minturnä, wohin Marius sich flüchtete.

Es glänzten also Männer und Frauen, die der Stolz und die Zierde ihres Jahrhunderts waren, in dem evangelischen Kreise von Chiaja. —

Wenn Valdès auf den schönen Höhen des Pausilippo unter Orangen und Feigenbäumen und Angesichts des offenen Meeres ausruhte, so überließ er sich gern ungestört religiösen Betrachtungen, und oft bildeten die Gedanken, mit denen er sich beschäftigt hatte, den Gegenstand anziehender Gespräche mit seinen Freunden. Gewisse Fragen, „Considerazioni," wie er sie nannte, erregten vor allem das Interesse dieses so originellen und dabei so ächt christlichen Mannes. Andere Gedanken weckte dann wieder das ganz in der Nähe liegende Grabmal des Virgil, welcher bei seinem Tode wünschte, daß man auf seinen Grabstein schreiben sollte:

Parthenope, cecini pascua, rura, duces.[1])

Jenes ländliche Stillleben, jene Kriegsthaten, welche der Fürst der lateinischen Dichter besang, haben für viele weit mehr Anziehendes, als die Betrachtungen der Bewohner von Neapel, deren Geschichte wir erzählen, und doch müssen wir auch der Gedanken erwähnen, welche jene ausgezeichneten Geister in der ringsum blühenden und lachenden Natur beschäftigten. — „Wodurch," sagten sie, „unterscheiden sich die Kinder Gottes von den Adamskindern? — Weshalb steht es um einen Christen, dem es schwer wird zu glauben, besser, als um einen andern, der leicht glaubt? — Weshalb schenkt Gott einer frommen Frau einen Sohn und nimmt ihn ihr plötzlich wieder? — Der Mensch, welchem Gott die Weltliebe nimmt, und dem er die Liebe Gottes in's Herz giebt, fühlt fast dasselbe, wie der, welcher aufhört, ein Weib zu lieben und ein anderes dafür liebgewinnt.[2]) — Schwer zum Glauben gelangen ist ein Zeichen der Berufung Gottes. — Wer auf dem christlichen Wege wandelt, ohne das inwendige Licht des heiligen Geistes, ist dem zu vergleichen, welcher bei Nacht ohne Sonnenlicht dahinzieht. — Wie macht Gott sich fühlbar, und wie läßt er sich sehen? — Wider die Neugierde und wie man die heilige Schrift ohne Neugierde lesen muß. — Weshalb

---

[1]) Deutsch: Ich besang, o Parthenope, das Leben der Hirten, den Landbau und das Getümmel des Krieges.

[2]) »Che a colui, il quale Dio disinnamora del mondo ed innomora di se, avvengano quasi tutte le medesime cose che a colui che si disinnamora d'una donna e s'innamora d'un' altra.« (23e Considerazione.)

sind die Abergläubischen streng, während die wahren Christen barmherzig sind? — Wie Gott durch Christum regiert und wie Christus das Haupt der Kirche ist? — Drei Arten des Gewissens, das des natürlichen Gesetzes, das des geschriebenen Gesetzes und das des Evangeliums. — Ist die Rechtfertigung die Frucht der Frömmigkeit oder ist die Frömmigkeit die Frucht der Rechtfertigung? — Woher kommt es, daß die Gottlosen nicht glauben können, daß die Abergläubischen leicht glauben, die frommen Männer aber schwer zum Glauben gelangen? — Gegen die Vorstellungen, welche unsern christlichen Glauben stören.“ — Das waren einige der Gedanken, mit denen sich die edelsten Seelen damals an dem entzückenden Gestade des Golfs von Neapel beschäftigten.[1])

Die Predigten des berühmten Ochino sollten diesen Gedanken der Evangelischen zu Chiaja einen mächtigen Rückhalt geben. In den ersten Monaten des Jahres 1536 wurde nämlich der große Redner nach Neapel berufen, um dort die Fastenpredigten zu halten. Valdès spürte sogleich den lebendigen Glauben, der den Redner beseelte, er schloß sich innig an ihn an und führte ihn in den christlichen Kreis ein, welcher ihn umgab. Der wohlbekannte Name Ochino's, sein seltsames Aussehen, seine grobe Kleidung und der Ruf seiner Heiligkeit zogen eine unabsehbare Menschenmenge in die Kirche Giovanni Maggiore. Er schien berufen, die Gedanken, welche Valdès und Martyr unter den Vornehmen und Gelehrten verbreiteten, unter das Volk zu bringen. Der Kardinal von Gaeta, de Vio, vor dem auch Luther gestanden hatte, ein Mann von außerordentlichem Scharfsinn, merkte sogleich die Ketzerei.[2]) Betroffen über die Gewalt, welche diesen drei gelehrten Männern innewohnte, glaubte er, es bildete sich ein Bündniß, eine Art Triumvirat, gleich jenen, welche die römische Republik gestürzt hatten. „Diese Triumvirn der Republik des Satans,“[3]) sagte er, „verbreiten über das Fegefeuer, über die höchste Gewalt des Papstes, über den freien Willen und die Rechtfertigung des Sünders Glaubenslehren von verwegener Neuheit

[1]) Le Cento e dieci divine Considerazioni del Giovanni Valdesso, herausgegeben durch Ed. Böhmer, Halle 1860. Jede dieser Betrachtungen hat ungefähr 2 bis 8 Seiten. Neuerdings sind die Considerazioni zu Madrid auch im Spanischen gedruckt worden.

[2]) Cajetanus, perspicaci vir ingenio, rem odorari coepit.« (Caracciolo, Vita Pauli IV.)

[3]) Illi Satanicae reipublicae triumviri.« *(Ibid.)*

und abscheulicher Gottlosigkeit.“ Aber der Kardinal mochte thun, was er wollte; nicht nur die christliche Gesellschaft Neapel's, sondern auch eine große Menge von Adligen und viel Volk folgten den Predigten Ochino's mit großer Aufmerksamkeit.

Besonders die schöne Herzogin von Trajetto versäumte nicht eine einzige Predigt. Sie hatte damals großen Kummer in ihrer Familie. Ihr Bruder Luigi, welcher seiner Schwester ein Schloß wieder erobern wollte, das man ihr genommen hatte, war bei dem Sturme auf dasselbe gefallen, und Luigi's Wittwe, Isabella Colonna, zugleich Stieftochter der Herzogin, machte ihrer Stiefmutter einen Theil ihrer Erbschaft streitig. Durch diesen Kummer war Giulia aus der weltlichen Gleichgültigkeit erweckt worden, in der sie bis dahin gelebt hatte, sie suchte Trost bei Gott und hoffte in den Worten Ochino's Linderung ihres Schmerzes zu finden. Ein Ereigniß, welches damals Neapel's Glanz erhöhte, hätte sie freilich von diesen Gedanken abbringen können; der Kaiser kam nämlich dorthin und Feste folgten auf Feste. Es war natürlich, daß der Monarch und die Tochter der Gonzaga, welche er hatte rächen wollen, als er seinen Zug gegen Tunis ausführte und die Stadt der Plünderung preisgab, damals zusammentrafen; aber Giulia hätte gern auf die Ehre verzichtet, welche man ihr in Afrika erwiesen hatte, ja, sie hätte sogar gern den Zorn Carl's V. besänftigt, welchen freilich noch gewichtigere Gründe entflammten. Uebrigens hielten ihr Kummer und das Erwachen ihrer Seele sie vom Hofe fern; die edle Dame, sonst die Zierde aller Festlichkeiten, erschien nicht bei denen, welche man zu Ehren Carl's V. gab. Sahen sie sich aber auch nicht an den Empfangstagen oder auf dem Balle, so trafen sie sich doch in der Kirche. Der Monarch, der so viel von dem großen Redner sprechen hörte, begab sich selbst in die Kirche S. Giovanni Maggiore, und Ochino's Beredsamkeit verfehlte auch auf ihn ihren Eindruck nicht. Sie setzte ihn in Erstaunen und beim Hinausgehen aus dem Gotteshause brach er in die Worte aus: „Dieser Mönch könnte Steine zum Weinen bringen.“ [1])

Wie viel leichter war es, Giulia zu Thränen zu rühren. Die junge Frau, deren Herz durch den Kummer tief gebeugt war, fühlte sich von Tage zu Tage heftiger durch die gewaltigen Worte des großen Predigers erschüttert, und damals nahm das christliche Leben in Wahrheit in ihr

---

[1]) Sadoleti, Ep., p. 558, Schröck, Kirchengeschichte II, p. 780.

seinen Anfang. Als sie eines Tages die Johanniskirche verließ, sah Juan Valdès, wie tiefbewegt sie war, er redete sie an und begleitete sie in ihren Palast. Die Wittwe, heftig ergriffen und aufgeregt, bat ihn zu bleiben und sie zu belehren, und zugleich theilte sie ihm den Kummer, die Hoffnung und die Kämpfe ihres Innern mit. Valdès fühlte, daß er berufen sei, die Finsterniß zu zerstreuen, in welcher Giulia vergebens rang, und die Unterredung währte bis zum Abend. Die Herzogin von Trajetto wollte die Welt aufgeben und doch schmeckte sie noch nicht den Frieden Gottes. „Ach," sagte sie zu Valdès, „es geht ein heftiger Kampf in mir vor. Die Worte des Mönches erregen in mir große Furcht vor der Hölle, aber ich fürchte auch die Lästerzungen. Occhino flößt mir Liebe zum Himmelreiche ein, aber ich hänge zugleich an der Welt und ihrer Herrlichkeit. Wie soll ich diesem Kampfe entrinnen, in dem ich erliege? Soll ich beides zu vereinigen suchen, oder eines verwerfen? — Bitte, zeigt mir den Weg, ich verspreche Euch, ihm zu folgen!" Valdès antwortete ihr, die Aufregung, in welcher sie sich befände, entstände dadurch, daß das Bild Gottes in ihr wiederhergestellt würde. „Das Gesetz," sagte er, „hat Euch die Wunde geschlagen, das Evangelium wird Euch heilen, denn wenn das Gesetz den Tod bringt, so verleiht das Evangelium das Leben.[1]) Was ich fürchte," fuhr er fort, „ist nur, daß Ihr versuchen werdet, Euer christliches Leben so einzurichten, daß niemand in Eurer Umgebung irgend eine Veränderung wahrnimmt." Als Giulia dann gestand, das sei ihr Wunsch, da sagte Valdès, sie müsse zwischen Gott und der Welt wählen, und dann setzte er hinzu: „Ich will Euch den Weg zur Vollkommenheit zeigen: Liebet Gott über alles und Euern Nächsten wie Euch selbst." — „Eure Worte setzen mich in Erstaunen," sagte die Herzogin, „ich habe mein Lebenlang sagen hören, daß nur die Klostergelübde zur Vollkommenheit führen." — Der unerschütterliche Valdès aber versetzte: „Laßt sie reden, edle Frau,

---

[1]) Abecedario espiritual, fol. 11 et 12. — Valdès hat dies Gespräch in seiner ganzen Ausdehnung in seinem „Geistlichen Abcbuch" mitgetheilt, einer Schrift, die er so benannte, weil sie bestimmt war, die Elemente der christlichen Vollkommenheit zu lehren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die berichtete Unterredung wirklich stattgefunden hat; die Herzogin forderte Valdès dann auf, niederzuschreiben, was er ihr gesagt hätte. Böhmer giebt in Herzog's Encyclopädie einen längeren Auszug dieses Gespräches, als die Grenzen dieser Geschichte ihn uns gestattet haben.

die Mönche besitzen nur gerade in soweit Vollkommenheit, als sie die Liebe Gottes in sich tragen und nicht einen Deut mehr!" Dann suchte Valdès Giulia das einzige Mittel begreiflich zu machen, durch welches diese Liebe in's Herz gepflanzt wird. „Unsere Werke sind nur gut," sagte er, „wenn sie durch jemand gethan werden, der gerecht ist. Es bedarf des Feuers, um Wärme hervorzubringen, und nur aus lebendigem Glauben geht die christliche Liebe hervor. Der Glaube ist der Baum, die Liebe die Frucht. Aber wenn ich vom Glauben rede, edle Frau, so meine ich den, der in der Seele lebt, der aus der Gnade Gottes stammt und sich mit unbegrenzter Zuversicht an alle Verheißungen Gottes hält. Wenn Christus sagt: Wer da glaubet, der wird selig werden, so darf der gläubige Jünger nicht den geringsten Zweifel über seine Seligkeit hegen."[1]) — „Ach," rief die Herzogin, „ich will es im Glauben mit jedermann aufnehmen." „Seht Euch vor," antwortete Valdès, „wenn man Euch fragt: Glaubt Ihr an die Glaubensartikel? so ruft Ihr: Ja! Aber wenn man zu Euch spricht: Glaubt Ihr, daß Gott Euch alle Eure Sünden vergeben hat? Dann sagt Ihr, Ihr dächtet es, indessen wäret Ihr nicht ganz sicher. — Ach, wenn Ihr mit starkem Glauben die Worte Christi aufnehmt, dann zögert Ihr nicht, selbst bei dem Schmerze über Eure Fehler mit voller Zuversicht zu rufen: Gott, ja Gott selbst hat mir alle meine Sünden vergeben!"[2])

Diese evangelischen Worte, welche ein Spanier in einem Palaste zu Neapel aussprach, und die von einer Gonzaga in Demuth aufgenommen wurden, sind ein charakteristischer Zug der Reformation. Man muß sich erniedrigen, um erhöht zu werden. Das Gewissen redete zu Giulia. Wir haben hier eine Frau vor uns, deren Familie Italien viele Herrscher, königlichen Häusern Prinzessinnen gegeben hat, die Wittwe eines Colonna, das will sagen, des Hauptes der ältesten Familie auf der ganzen Halbinsel, aus welcher Kardinäle, ausgezeichnete Generale und der berühmte Papst Martin V. hervorgegangen sind, und diese Gonzaga von der Gnade berührt, leiht der Wahrheit demüthiger das Ohr als ihre eigenen Mägde; sie ist ein Kind geworden. Wenn

---

[1]) Abecedario espiritual, fol. 26. — Valdès stimmt hier völlig mit den Reformatoren überein.

[2]) Abecedario espiritual, fol. 27.

die Apostelgeschichte mehr als einmal hervorhebt, daß unter denen, welche sich in Asien und Griechenland bei den Reden des Paulus zu Christo bekehrten, auch vornehme Weiber waren, so muß die Geschichte auch berichten, daß zur Zeit der Reformation des 16. Jahrhunderts die Fluth von dem niedrigen Ufer bis zu den höchsten Höhen stieg oder vielmehr, daß „die Berge sich vor derselben senkten."

Da Valdès von einem „Wege" geredet hatte, so äußerte die Herzogin den Wunsch, ihn kennen zu lernen. Jener antwortete: „Es giebt drei Wege, die zur Erkenntniß Gottes führen: — das natürliche Licht, welches uns die Allmacht Gottes erkennen lehrt; das alte Testament, welches uns den Schöpfer als den Schrecken jeder Ungerechtigkeit zeigt und endlich Christus, den sichern, lichtvollen und königlichen Weg. Christus ist die Liebe, und wenn wir durch ihn Gott kennen, so kennen wir ihn als einen Gott der Liebe. Christus hat für die Sünder genug gethan. Der unendliche Gott konnte allein für die unendliche Schuld bezahlen. Aber es ist nicht genug, dies zu glauben, man muß es erfahren."[1])

„Widmet jeden Tag," fuhr Valdès fort, „einige Zeit dem Nachdenken über die Welt, über Gott, über Jesus Christus und über Euch selbst, ohne Euch auf abergläubische Weise dazu zu zwingen, thut es in der Freiheit des Geistes, wählt dazu dasjenige Eurer Gemächer, welches Euch am passendsten erscheint, vielleicht selbst die Zeit, wenn Ihr in Eurem Bette wacht. Zwei Bilder müssen Euch stets vor Augen schweben: das der christlichen Vollkommenheit und das Eurer eigenen Unvollkommenheit. Jene Bücher da werden Euch in einem Tage weiter bringen, als andere in zehn Jahren. Die heilige Schrift selbst könnte, wenn Ihr sie nicht in der Demuth des Geistes leset, welche ich von Euch fordere, ein Gift für Eure Seele werden."[2])

„Hört die Predigt mit demüthigem Sinne," fuhr Valdès fort. „Aber," sagte Giulia, „wenn nun der Prediger zu der großen Zahl derer gehört, welche, anstatt Christum zu predigen, eitle, unnütze Dinge vorbringen, die aus der Philosophie und aus irgend welcher Theologie entnommen sind; zu denen, welche Träume und Fabeln berichten, soll ich auch dann folgen?" .... „Dann thut, was Euch am besten scheint.

---

[1]) Abecedario espiritual, fol. 36, 37, 38.

[2]) *Ibid.*, fol. 44, 45, 47, 50, 52, 53.

Die schlimmsten Augenblicke des ganzen Jahres sind für mich diejenigen, welche ich mit dem Besuche solcher Predigten verliere, wie Ihr sie beschrieben habt, aber es begegnet mir auch selten."[1])

Der Tag begann sich zu neigen, Valdès erhob sich, aber der Herzogin war es, als habe sie den Weg zum Glücke entdeckt, und sie fürchtete, sich auf diesem neuen Wege zu verirren. Als Valdès fortgehen wollte, hielt sie ihn zurück und sagte: „Bitte, noch zwei Worte, ehe Ihr geht. Welchen Gebrauch soll man von der christlichen Freiheit machen?" „Der wahre Christ," war die Antwort, „ist frei von der Tyrannei der Sünde und des Todes; er ist der unumschränkte Gebieter seiner Neigungen, aber er ist zugleich jedermanns Knecht. — Lebt wohl, edle Frau, befolgt nur von diesem Augenblicke an meine Rathschläge, und morgen werde ich Euch fragen, wie Ihr Euch dabei befindet." Damit entfernte er sich.[2])

In diesen feierlichen Stunden, in welchen Valdès ihr die Heilsordnung zeigte, setzte sich die Tochter der Gonzaga im Geiste zu den Füßen des Erlösers und gab sich ihm mit ganzer Seele zu eigen. Vielleicht fanden sich im Unterrichte des frommen Laien einige unbedeutende nichtevangelische Züge, die theils eine mehr mystische, theils eine papistische Färbung hatten, vielleicht nahm die heilige Schrift einen zu unbedeutenden Platz in demselben ein, indessen waren doch die großen christlichen Thaten das Werk Christi am Kreuze und das Werk, welches er in der Seele vollbringt, von dem spanischen Edelmanne deutlich hervorgehoben, und das war die Hauptsache.

Das religiöse Erwachen, welches damals in der Herzogin von Trajetto und in vielen andern in Neapel vor sich ging, fiel in eine bedenkliche Zeit. Einige Tage zuvor hatte Carl V. auf Anstiften der Priester, welche sich über eine Bewegung beunruhigten, von der sie nichts verstanden, ein Edikt erlassen, das allen Verkehr mit Leuten untersagte, die vom Lutherthum ergriffen oder auch nur desselben verdächtig wären. Bald darauf (22. März), nachdem der Kaiser Neapel verlassen hatte, verbot der Vicekönig, demselben Einflusse nachgebend, die Predigten des großen Occhino, da man seiner Begabung jene religiöse

---

[1]) Abecedario espiritual, fol. 57, 58.

[2]) *Ibid.*, fol. 68.

Aufregung zuschrieb, welche in dieser Stadt bis dahin unbekannt geblieben war. Aber seine Beredsamkeit, seine Energie trugen im Verein mit der Verwendung seiner Freunde und mit den Bitten aller derer, welche ihn so gerne hörten, den Sieg davon; er durfte seine Predigten fortsetzen und schloß sie erst Ostern (am 16. April). Die Herzogin von Trajetto war eifrig bemüht, auf dem neuen Wege weiter zu gehen, welchen Valdès ihr gezeigt hatte, ohne indessen aus der katholischen Kirche auszutreten; dieser suchte sie zu leiten und widmete ihr kurz darauf eine Uebersetzung der Psalmen aus dem Hebräischen mit einer praktischen Erklärung. Später gab er Commentare zu den Episteln St. Pauli an die Römer und die Korinther heraus.[1])

In diesem schönen Kreise zu Chiaja bemerkte man unter den gewöhnlichen Gästen des Valdès, der Victoria Colonna und Giulia Gonzaga auch einen Patricier aus Florenz, welcher eben so sehr durch seine Persönlichkeit als durch die wichtigen Aemter, welche er bekleidet hatte, Aufsehen erregte, nämlich Peter Carnesecchi.[2]) Obgleich derselbe dem päpstlichen Throne sehr nahe gestanden hatte, so übten doch die Gespräche mit Valdès auf ihn einen neuen unbeschreiblichen Reiz, er wohnte mit Entzücken den Predigten Occhino's bei, suchte Aufklärung durch Peter Martyr's erleuchteten Geist, schloß eine innige Freundschaft mit Caraccioli und fühlte sich durch das Gemisch von Anmuth, Geist, Demuth, Glauben und guten Werken, welche man damals bei den ausgezeichnetsten Frauen Italiens fand, lebhaft angezogen. Kaum war Carl V. in Neapel angekommen, als er Carnesecchi auffordern ließ, zu ihm zu kommen. Dieser Befehl überraschte den edlen Florentiner sehr, die Veranlassung dazu war aber diese. Carnesecchi, in der Stadt der Medicäer geboren,[3]) hatte sich daselbst durch die Kenntniß der Literatur

---

[1]) Diese Commentare sind neuerdings in Spanien wieder abgedruckt und befinden sich, wie die Considerazioni in der Bibliothek der École de théologie évangélique zu Genf.

[2]) »Convictus quod in Italia, cum Victoria Colonna Marchionis Piscarii vidua et Julia Gonzaga, lectissimis alioquin feminis, de pravitate sectaria suspectis, amicitiam coluisset, tandem ad ignem damnatus.« (De Thou, ad annum 1567); Schellhorn, Amoen. eccles. II, p. 187.

[3]) Der Name Carnesecchi existirt noch in Florenz. Die lateinischen Urkunden die wir benutzen, haben die lateinische Form Carneseca.

und durch sein Talent für die Schreibekunst ausgezeichnet, und besonders erregte der ihm eigene Scharfsinn, die geheimen Triebfedern der Ereignisse zu erkennen und in den dunkelsten Angelegenheiten klar zu sehen, großes Aufsehen. Von frühester Jugend an hatte er nach hohen Dingen gestrebt[1]) und sich mit den bedeutendsten Männern in Verbindung gesetzt, um sich eine vortheilhaftere Carriere zu eröffnen. Sein schönes Antlitz fiel um so mehr auf, als aus seinen edlen Zügen Bescheidenheit, Enthaltsamkeit und bewundernswerthe Sanftmuth neben Achtung gebietendem Ernste hervorleuchteten. Durch alle diese Eigenschaften gewann er die Gunst der Medicis, und als Julius unter dem Namen Clemens VII. Papst geworden war, erhielt Carnesecchi die Anzeige, daß er zum Sekretär des neuen Papstes ernannt worden sei. Da er damals noch keine Vorliebe für das Evangelium hatte, so glaubte er, dieser Ruf eröffnete ihm eine schöne Carriere und es böte sich ihm jetzt eine ganz besonders günstige Gelegenheit zur Verwerthung seiner Talente. Er nahm daher die Stelle an und erlangte bald wirklich großen Einfluß. Clemens VII., der so viel mit der Politik zu thun hatte, mit Carl V., Franz I. und Heinrich VIII. in steter Unterhandlung stand, überließ Carnesecchi die Leitung der Kirche, und man behauptete damals überall: das päpstliche Amt würde mehr von Peter Carnesecchi, als von Clemens verwaltet.[2]) Oft bot der Papst ihm den Kardinalshut an, aber er schlug denselben stets aus. Das ist überraschend, weil er von Natur ehrgeizig war, aber seit er das Papstthum in der Nähe gesehen hatte, fürchtete er ohne Zweifel, sich zu innig mit demselben zu verbinden, vielleicht begannen auch damals schon die evangelischen Strahlen diesen herrlichen Geist zu erleuchten.

Der Tod Clemens' VII. brach die goldenen Ketten, welche Carnesecchi drückend zu werden begannen. Er verließ Rom, und durch das liebliche Licht angelockt, welches die Hügel von Chiaja erleuchtete, begab er sich nach Neapel, wobei ihn namentlich der Wunsch leitete, sich eine Zeitlang in der Gesellschaft dieser Gottesmänner aufzuhalten, von denen

---

[1]) »Litterarum bonarum scientia .... ad perspiciendum acerrimi sensus .... cupiditas verum magnarum.« (Camerarius in Schellhorn, Amoen. litter. X, p. 1201.

[2]) »Pontificatum illius temporis magis a Petro Carneseca geri, quam a Clemente.« (*Ibid.*, p. 1202.)

man in Italien so viel redete.[1]) Die Schätze der Wahrheit und des Lebens, welche er bei ihnen fand, übertrafen seine Erwartungen. Da wurde die christliche Freude, welche seine Seele erfüllte, plötzlich durch den Ruf des Kaisers gestört. Was wollte der mächtige Kaiser von ihm? Gedachte er ihm auf's neue die Laufbahn der Geschäfte und des Ruhmes zu eröffnen, der er doch auf immer entsagt hatte? Handelte es sich um eine politische Verschwörung, oder wollte auch Carl V. ein Schüler des Evangeliums werden? Carnesecchi wußte nicht, was er davon denken sollte, aber ohne Säumen begab er sich in den Palast. Der Kaiser hatte jedoch einen ganz andern Zweck. Da er wußte, daß der Florentiner in alle Gedanken Clemens VII. eingeweiht gewesen war, so wünschte er Aufschluß über die Pläne, welche der Papst mit Franz I. in Marseille entworfen hatte.[2]) Allein Carnesecchi rechtfertigte bei dieser Zusammenkunft das Vertrauen, welches Clemens in ihn gesetzt hatte; ohne die Treue, welche er diesem geschworen,[3]) zu verletzen, antwortete er dem Kaiser in so edler und geziemender Weise, daß er die Achtung des Monarchen gewann. Als indessen Franz I. von dieser Zusammenkunft in Neapel hörte, wurde er sehr aufgebracht; er meinte, da er Carnesecchi während jener berühmten Conferenz zu Marseille so großes Wohlwollen bewiesen hatte, so wäre es dessen Pflicht gewesen, der Aufforderung seines Gegners nicht Folge zu leisten, und er zog die Einkünfte einer Abtei ein, welche Carnesecchi in Frankreich besaß. Uebrigens bewahrten die Medicis und selbst Katharina, welche den trefflichen Mann näher kennen gelernt hatte, ihm stets ihre Gunst, obwohl er überall als Ketzer verschrieen wurde.

So groß auch die Ehre einer Unterredung mit Carl V. sein mochte, so zog doch Carnesecchi die mit Valdès, Peter Martyr und Occhino bei weitem vor. Diese frommen Männer begnügten sich nicht mit leerem Geschwätze, sie lasen zusammen die heilige Schrift, erforschten ihren Sinn und verglichen eine Stelle sorgfältig mit der andern.[4]) Carnesecchi

---

[1]) »Carneseca commoratus aliquantulum in regno Neapolitano.« (Camerarius in Schellhorn, Amoen. litter., X, p. 1203.)

[2]) »Carolum V. accercisse Carnesecam, ut ex ipso eliceret arcana consilia pontificis Clementis, quae hic credebatur cum Francisco rege Galliarum, Massiliae inivisse.« *(Ibid.)*

[3]) »Tunc etiam boni viri officium neutiquam violavit.« *(Ibid.)*

[4]) ». . . . Cum quibus de sacrarum litterarum lectione, et intelligentia disserere conferreque accurate solebat.« (*Ibid.*, p. 1204.)

besaß jene Liebe zur Wahrheit, jene Ausdauer und Kühnheit des Denkens, wodurch man in der Erkenntniß Christi rasche Fortschritte machte. Eine himmlische Klarheit erfüllte seine Seele. Er schwankte nicht Jahre lang im Zweifel zwischen Licht und Finsterniß, er gehörte zu den edlen Geistern, welche mit einem Sprunge das Ziel erreichen. Bald ließ sich der frühere einflußreiche Sekretär Clemens' VII., der von den beiden mächtigsten Monarchen Europa's mit der größten Zuvorkommenheit behandelt worden war, demüthig am Fuße des Kreuzes nieder. Er glaubte die Wahrheiten, welche er später vor dem Collegium der Kardinäle bekannte, und um deren willen der Papst ihn darauf dem Tode überlieferte, — ihn, den man fast selbst für jene höchste Würde ausersehen hatte — und auf Christum blickend, konnte er sagen: „Wahrlich, die Gerechtigkeit kommt allein aus dem Glauben an die Liebe und das Werk des gekreuzigten Heilandes. Wir dürfen die Gewißheit der Seligkeit haben, weil sie uns durch den Sohn Gottes um einen so hohen Preis erworben ist. Es giebt keine Autorität, der wir uns unterwerfen müßten, ausgenommen das Wort Gottes, welches uns durch die heilige Schrift überliefert ist.“[1]) Diese Lehren bildeten seit jener Zeit das Glück des ausgezeichneten Mannes und machten den Verkehr, welchen er mit Valdès und Martyr in Neapel hatte, so überaus anziehend.

Zwei Gruppen frommer Männer bewirkten zu jener Zeit vorzugsweise die Erweckung Italiens; die eine bestand aus jenen unabhängigen Christen, welche fast alle in der Verbannung oder auf dem Scheiterhaufen endeten, die andere bildeten die hierarchisch Gesinnten, die, obwohl sie von wahrer Religiösität erfüllt waren, doch dem Katholicismus treu ergeben blieben, und von denen mehrere zu den höchsten Würden in der Kirche gelangten. Carnesecchi und Paleario gehörten der ersten Gruppe an und ohne Zweifel auch Valdès, der, wenn er länger gelebt hätte, wahrscheinlich auch ein tragisches Ende genommen haben würde. Was die zweite Gruppe betrifft, so zählt sie zu ihren Mitgliedern mehrere Männer, welche dem Orden der „göttlichen Liebe“ angehört hatten, und wir werden bald von dem berühmtesten reden. Einer von

---

[1]) »Justificatio per solam fidem . . . . . Gratiae et salutis certitudo habetur. . . . Nulli credendum, nisi Verbo Dei, in Sacris Scripturis tradito.« (Schellhorn, Amoen. eccles., II, p. 197—205.)

ihnen, Caraffa, der unter dem Namen Paul's IV. Papst geworden ist, fiel tiefer als alle andern. Indessen umfassen jene beiden Classen nicht alle Italiener, welche von dem elektrischen Strom der Reformation berührt wurden; zwischen beiden standen die wirklich christlichen Gemüther, welche in Bezug auf den Glauben mit den Evangelischen übereinstimmten, aber in Bezug auf die Kirche es mit Rom hielten aus Furcht, in das Schisma zu gerathen, wie sie es nannten. Zu dieser Zahl gehörte einer der besten Freunde des Valdès, der zwar in der Gegend zwischen Ferrara und Florenz geboren war, aber wir begegnen ihm hier im Süden. Als in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts in Imola politische Unruhen ausgebrochen waren, entfloh Flaminio, ein Bürger jener Stadt, der sich in der Wissenschaft einen Namen gemacht hatte, eilends mit einem ganz kleinen Sohne von da und suchte in einem festen Schlosse auf venetianischem Gebiete Zuflucht.[1]) Dies Kind war Marco Antonio Flaminio und jene Flucht enthielt gleichsam die Vorbedeutung für sein ganzes Leben, in welchem Angst und drückende Noth ihn verfolgten. Als er älter wurde, begab er sich seiner Studien wegen nach Padua und zeigte dort ein sehr bemerkenswerthes poetisches Talent. „Seine Dichtungen," sagte man später, „wetteifern in Einfachheit und Anmuth mit denen des Catullus, ohne jedoch deren Lascivität zu besitzen, sie bereiten der Seele einen unvergleichlichen Genuß." War dem Flaminio indessen die Begabung eines Dichters zu Theil geworden, so hatte er auch mit dem gewöhnlichen Schicksal eines solchen zu kämpfen. Während seiner Studienzeit sah er sich oft von Mitteln entblößt, und seine Freunde auf der Universität mußten sich zusammenthun, um ihm nur Kleider zu verschaffen.[2]) Wie groß aber auch die Bedrängniß seiner Lage werden mochte, wie sehr ihn seine schwache Gesundheit hinderte, er arbeitete mit unablässigem Eifer und machte bedeutende Fortschritte in der Philosophie, im Studium der Sprachen und in der gründlichen Kenntniß der Dichter und Redner. Zu gleicher Zeit aber arbeitete in seiner Seele das Läuterungsfeuer; seine literarischen und

---

[1]) »Puerum parvulum cum patre fugiente turbulentam dissentionem civium suorum.« (Anm. von Camerarius, dem Freunde Melanchthon's in Schellhornii Amoen. litter., X, p. 1149.)

[2]) »Adolescentem tueamur, in vestiario tantum laboramus.« (Longoli Ep., lib., IV, fol. 271.)

philosophischen Studien konnten ihm nicht genügen. In seinem kleinen Studentenstübchen eingeschlossen, sagte er sich, daß es eine höhere Philosophie gebe als die Cicero's und Plato's, die heilige Wissenschaft, die Erkenntniß göttlicher Dinge, welche durch das ewige Wort überliefert wird.[1]) Das war bei aller seiner Armuth der Schatz, nach welchem er sich sehnte. „Das Studium der himmlischen Lehre," sagte er, „ist das Ziel, welches ich mir vorsetze. Ich will zu frommer Verehrung des ewigen Gottes, zu einem Leben gelangen, welches dem Heil der Seele geweiht ist."[2]) Er hätte für seine Schriften beträchtliche Summen erhalten können, aber der arme Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, mit seinen Büchern Handel zu treiben, als ob sie Waaren wären. Später wurden ihm hohe geistliche Würden und weltliche Auszeichnungen angeboten, aber er zog einer hohen Stellung in der Welt die geistigen Höhen des Glaubens vor, und eitle Ehren verschmähend, wollte er lieber ein demüthiges mit Christo in Gott verborgenes Leben führen. Er besuchte der Reihe nach Rom, Venedig und Verona und wurde in letzterer Stadt von dem Bischof Johann Mathias Giberto aufgenommen, welcher die Wissenschaft schätzte, dieser hatte selbst die „Homilieen des Chrysostomus über den heil. Paulus" herausgegeben und dadurch in ganz Europa die Lehre der griechischen Kirchenväter zu neuem Leben erweckt. Dieser Prälat hatte sich ohne Zweifel aus Frömmigkeit, vielleicht aber auch weil er Kardinal zu werden wünschte, ein überaus strenges Leben auferlegt. Flaminio, der auf den rothen Hut und Ordensbänder gar keinen Werth legte, folgte dennoch auch jenen rauhen Pfaden, auf denen Giberto jene erlangen sollte. Der Bischof, welcher fleißige Arbeit mit seinem Ascetenleben verband, forderte seinen Gast auf, eine Uebersetzung und einen Commentar der Psalmen zu verfassen; Flaminio machte sich demnach eifrig an die Arbeit und bemühte sich diesem Buche einen gewissen Reiz zu verleihen.[3]) Allein er besaß nur

---

[1]) »Veram et salutarem sapientiam esse statuisset cognitionem sacrarum litterarum, id est rerum divinarum Verbo Dei aeterno proditarum.« (Camerarius, p. 1150.)

[2]) *Ibid.*, p. 1152.

[3]) »Cum Gibertus pontifex Veronensis, homo litterarum divinarum amantissimus, a me summo studio contenderet, ut hymnos Davidis breviter ac dilucide interpretarer, studiose istum laborem suscepi.« (Flaminii Psalmorum Explanatio, Lugduni, 1576, praef. 12.)

eine schwächliche Constitution, er konnte die Strenge des ascetischen Prälaten nicht ertragen und erkrankte so heftig, daß er dem Tode nahe war.[1])

Später begab sich Flaminio auf das Land und lebte in der Umgegend von Venedig, um dort wieder Kräfte zu sammeln. Dann trat er, als er genesen war, in das Haus eines andern zukünftigen Kardinals, des Johann Peter Caraffa, Bischofs von Chieti ein. Dieser heftige und ungestüme Prälat, welcher später unter dem Namen Paul IV. der Wiederhersteller der Inquisition und des strengsten römischen Katholicismus wurde, hatte Stunden des Kampfes, ja selbst des Glaubens an die Wahrheit gehabt. Der Aufregung erliegend, welche die Leidenschaftlichkeit seiner Natur und sein Fanatismus in ihm hervorriefen, fühlte er oft, daß er nur Frieden finden könnte, wenn er seinen Willen dem Willen Gottes zum Opfer brächte. Das war es, was ihn Flaminio nahe brachte, aber leider gewann seine schlimme Natur später die Oberhand. Nachdem Caraffa Kardinal geworden war, begab er sich nach Rom, Flaminio aber ging nach Neapel und kam zu jener Zeit dorthin, als Valdès, Peter Martyr, Carnesecchi und ihre Freunde sich dort aufhielten.

Der Umgang mit allen diesen frommen Männern war für Flaminio von großem Nutzen; er war durch Trübsal, durch seine Krankheit und die Nähe des Todes auf Gottes Einkehr vorbereitet worden, nun lernte er durch seinen Verkehr mit den Christen des Pausilippo den Weg zum Frieden kennen. „Gott," sagte er, „nennt nicht die selig, welche rein und fleckenlos sind, ach, solche giebt es nicht! sondern diejenigen, welchen seine Barmherzigkeit vergiebt, weil sie von ganzem Herzen glauben, daß das Blut unseres Herrn Jesu Christi uns rein macht von allen Sünden. Wenn unser Gewissen uns vor dem Richterstuhle Gottes verklagt, wenn der Tod droht, so laßt uns doch die Hoffnung nicht verlieren, denn die Barmherzigkeit des höchsten Herrschers übersteigt unendlich weit die Bosheit des ganzen Menschengeschlechts." Als Flaminio dem berühmten Kardinal Farnese sein Buch der „Psalmen" widmete, bekannte er muthig seinen Glauben vor diesem Enkel Paul's III. „Hier findet sich vieles über Christus unsern Herrn und Gott," sagte

---

[1]) »Et tum factum est, ut in periculosum morbum incideret.« (Camerarius. Schell., Amoen. litt., X, p. 1158.)

er, „und über seinen bittern Tod und sein ewiges Reich — über seinen Tod, durch welchen er uns mit Gott versöhnt hat, indem er sich am Kreuze opferte und unsere Sünden durch sein allerheiligstes Blut auslöschte, — über sein Reich, durch welches er uns gegen den ewigen Feind des menschlichen Geschlechts vertheidigt und uns zum ewigen, seligen Leben führt, indem er uns durch seinen heiligen Geist regiert."[1])

Valdès, der von Flaminio's Einfachheit und von seinen herrlichen Geistesgaben, seinem Leben und seiner Frömmigkeit entzückt war, pflegte zu sagen: „Für keinen Menschen hege ich größere Liebe und Bewunderung, als für Flaminio."[2]) Auch Carnesecchi schätzte Flaminio, aber ohne ihn so begeistert zu lieben, wie Valdès. Er besaß eine weniger glühende Phantasie als der Dichter von Imola, vielleicht sogar ein nicht so lebhaftes Gefühl, aber sein Geist war klarer, consequenter und praktischer. Wenn Flaminio dem Katholicismus treu zu bleiben wünschte, so war Carnesecchi immer mehr entschlossen, der Bahn des Evangeliums zu folgen. Die beiden ausgezeichneten Männer hatten sogar ernste Unterredungen über die allgemeine Zustimmung (catholicus consensus) und über das Meßopfer, welche Flaminio vertheidigte, während Carnesecchi ihm das einmal auf Golgatha vollbrachte Opfer als das allein wahre entgegenstellte. Indessen fällt der Briefwechsel der beiden frommen Männer über diese Punkte, welcher uns die Verschiedenheiten ihres Glaubens deutlich erkennen läßt, erst in eine spätere Zeit.[3]) Trotz dieser Verschiedenheit blieben sie durch innige Freundschaftsbande vereinigt, und als sie sich trennen mußten, widmete Flaminio seinem Freunde ein kleines, höchst anmuthiges Gedicht, dessen erste Strophe sich auf den Reiz jener ernsten und lieblichen Gespräche zu Chiaja bezieht. „Obgleich ich mich jetzt von Dir trennen muß, o geliebter Carnesecchi," sagte er zum Schluß, „so sollen mir doch weder die Entfernung des Ortes, noch die Länge der Zeit, noch selbst der Tod den Schatz Deiner

---

[1]) Nos Deo reconciliavit, se ipsum in cruce immolans, et omnia peccata nostra suo purissimo sanguine delens . . . . .« (Flaminii Psalmi. Epist. nuncupatoria Alex. Farnesio, Cardinali amplissimo, p. 9.)

[2]) »Hunc enim, prae ceteris omnibus, magnopere dilexit et admiratus est.« (De religione Flaminii. Schellhorn, Amoen. eccles., p. 50.)

[3]) Dieser Briefwechsel stammt aus dem Jahre 1543 und findet sich bei Schellhorn Amoenitates ecclesiasticae, II, p. 146—179.)

Freundschaft rauben. Ich bleibe bei Dir, ich werde stets bei Dir sein und lasse Dir für immer den besten Theil meiner Seele." [1])

Flaminio kehrte nach Rom zurück, und Reginald Pole, der Vetter Heinrich's VIII., der sich damals dort aufhielt, bemühte sich, dem Papstthume einen Mann zu gewinnen, dessen vollen Werth er erkannte. Flaminio's Verbindungen mit Caraffa und Pole übten einen unheilvollen Einfluß auf ihn. Später sagte er zu Carnesecchi: „O mein Freund, wenn wir inmitten der gefahrvollen Klippen, welche uns umgeben, nicht Schiffbruch leiden wollen, so laß uns demüthig vor Gott niedersinken und uns aus keinem Grunde, so berechtigt derselbe uns auch erscheinen möge, von der katholischen Kirche trennen." [2]) Seitdem haben die römischen und die evangelischen Gelehrten nicht aufgehört, ihn sich streitig zu machen, und beide behaupteten, er sei einer der Ihrigen; vollständig aber hat er keiner Partei angehört. Durch seine Glaubensstärke konnte er sich gleichsam in der Luft schwebend zwischen den beiden Welten erhalten, welche damals im Raume dahinrollten, ohne daß er in den Abgrund stürzte. Was man aber auch davon denken mag, hätten die Reformatoren diesem Mittelwege folgen wollen, der für gewisse Seelen einen besondern Reiz hat, so wäre es sicherlich um Wahrheit und Freiheit geschehen gewesen. Die Christenheit würde wieder in die Knechtschaft des Mittelalters zurückgesunken sein und hätte sich endlich, wenn ihr das Joch zu hart erschienen wäre, dem Unglauben in die Arme geworfen. Zwischen diesen beiden Abgründen läuft die evangelische Bahn immer dahin, welche Gott geebnet hat, um die Seele zu retten, welche jene Abgründe zu verschlingen drohen.

Indessen gab es unter den Italienern, welche von der religiösen Bewegung ergriffen wurden, auch solche, die sich noch enger als Flaminio an das Papstthum anschlossen. Der Skepticismus, welcher am päpstlichen Hofe Mode gewesen war, hatte daselbst eine Reaction

---

[1]) »O dulce hospitium! o lares beati!
O mores faciles! o Atticorum
Conditae sale collocutiones!
Quam vos aegro animo et laborioso
Quantis cum lacrymis miser relinquo!«
(Schellhorn, Amoenitates litterar., X, p. 1199.)

[2]) »Protonotario Carnesecae.« (Schellhorn, Amoen. eccles., p. 154.)

hervorgerufen, auf welche die Schriften der Reformatoren gewiß nicht ohne Einfluß geblieben waren. Die gewaltige Fluth, welche in Wittenberg, Zürich und Cambridge begonnen hatte, trieb ihre Wogen allmählich auch dem Süden zu, sie drang bis nach Rom vor und selbst die Pforten des Vatikans wurden davon bespült. Als die Männer, welche damals die Lehre von der Gnade in ihr Herz aufnahmen, sahen, wie sehr die Religion an Bedeutung verlor und wie der Cultus immer mehr verfiel, da vereinigten sie sich, um in Trastevere, gerade an dem Orte, wo sich, wie es hieß, die ersten Christen versammelt, und wo der heilige Petrus seine Wohnung aufgeschlagen hatte, jene „fromme Gesellschaft der göttlichen Liebe" zu stiften. Sie sollte gleichsam eine Citadelle bilden, wo sie alle ihre Kräfte sammeln wollten, um das göttliche Gesetz in seiner Reinheit zu erhalten.[1])

Es waren 50 bis 60 Geistliche und Laien, deren Mittelpunkt Julio Bathi, der Rektor der St. Sylvesterkirche bildete, in welcher die Versammlungen gehalten wurden. Nicht alle waren freilich einander gleich. Die hierarchische Tendenz erstickte später bei einigen von ihnen die evangelische Tendenz, aber es gab auch andere, welche bis zu Ende von wahrer Frömmigkeit beseelt blieben. An gewissen Tagen und zu gewissen Stunden sah man sie über die Tiber gehen und den Trastevere hinansteigen. Es waren zunächst zwei Priester, welche später die Gönner Flaminio's wurden, Giberto und Caraffa; ferner Cajetan de Thiene, welcher im Jahre 1524 den Orden der regulirten Chorherren oder Theatiner stiftete und canonisirt wurde; dann Sadoletus, aus Modena gebürtig, der Sekretär Leo's X., welcher ihm im Jahre 1507 das Bisthum von Carpentras verlieh; und endlich Lippomano, der sich durch seine Schriften einen großen Ruf erwarb. Später schlossen sich ihnen noch andere bedeutende Männer an, unter andern Reginald Pole, welchen seine Opposition gegen Heinrich VIII. aus England vertrieben hatte; Peter Bembo, dessen Haus in Padua der Sammelplatz der Gelehrten war; Gregor Cortèze, Abt von St. Georgio-Maggiore nahe bei Venedig und viele andere, und unter diesen ist einer, von dem wir bald ausführlicher reden werden.

---

[1]) »Cosi maltrato il culto divino, si unirono in un' oratorio chiamato del Divino amore« (Caracciolo Vita di Paolo IV. Vita Cajetani Thienaei, I, p. 7—10.)

Diese Männer, von denen die meisten berufen wurden, eine wichtige Rolle zu spielen, waren jedoch nicht die einzigen, welche unter dem Einflusse der Erweckung standen; sehr viele Mönche, die in ihren Klöstern eingesperrt saßen, wurden auch davon berührt. Solche gab es besonders in den Benediktinerklöstern, und zu ihrer Zahl gehörte Marcus von Padua, welcher der Mönch gewesen zu sein scheint, von dem Pole nach seiner Angabe die geistliche Milch des Wortes empfangen hat. Aber das auffallendste Beispiel dieses halb-evangelischen, halb-mönchischen Lebens war Johann Baptist Folengo. Tag und Nacht lag er in der Zelle seines Klosters von St. Benedikt mit allem Fleiße dem Studium der heiligen Schrift ob und schrieb frei und öffentlich die Rechtfertigung des Sünders allein der Gnade zu. Der gute Benediktiner verfehlte nie die Frühmesse zu singen, zu fasten, die Messe zu lesen und zu beichten, aber er ermahnte die Gläubigen eindringlich, ihr Vertrauen weder auf die Fasten, noch auf die Wiederholung der von der Kirche angeordneten Gebete, noch auf die Beichte und die Messe zu setzen. Er war Mönch und Priester, den Würdenträgern der Kirche unterthan, aber gleich einem Propheten schleuderte er die Blitze seiner Rede gegen die Geistlichkeit, die Tonsur und die Mitra. Er forderte die Reform der Kirche, und weil er die evangelischen Christen liebte, so hätte er sie gern mit „der Heerde" wieder vereinigt. Er veröffentlichte Commentare zu den Episteln des Petrus, Jacobus und Johannes, und wegen ihres edlen Styles und der Erhabenheit der christlichen Gedanken wurden sie begierig gelesen; der römische Hof aber, auf's höchste erbittert über die Offenheit, mit welcher er seinen Glauben bekannte, that das Werk in den Bann. Jedoch — habent sua fata libelli, — als er später ein Buch über die Psalmen herausgegeben hatte, in welchem er mit großem Eifer ganz im evangelischen Sinne redete, besonders bei der Auslegung des 67. (68.) Psalmes: „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden!" da wurde dies Buch in Rom auf Befehl des Papstes Gregor XIII., freilich nach vorheriger Aenderung wieder abgedruckt. Folengo hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen; da er dieser Schrift das Schicksal der ersten zu ersparen wünschte, so widmete er sie dem Papste, den er den Hüter und Fürsten aller Heiligkeit, den Statthalter Gottes auf Erden nannte. Der fromme Johann Baptist starb in einem Alter von 60 Jahren in demselben Kloster, in welchem er in den Tagen seiner

Jugend seine Gelübde abgelegt hatte. [1]) Ein Mann von geringerer Frömmigkeit als Folengo sollte zur Zeit der Reformation eine wichtigere Rolle in den Angelegenheiten der Kirche spielen.

In der berühmten Sitzung, in welcher im Jahre 1521 der Reichstag zu Worms das unerschrockene Bekenntniß Martin Luther's vernahm, bemerkte man unter den verschiedenen Gesandten Europa's, die gekommen waren um den jungen Kaiser zu begrüßen, auch den venetianischen Senator Caspar Contarini. Dieser, der älteste Sohn einer der vornehmsten Familien der Republik, von hervorragendem Geiste, der durch das Studium der Philosophie und der Wissenschaften trefflich gebildet worden war, ein Mann von gewähltem Geschmack, feinem Urtheil, elegantem Aeußern und Benehmen, fand nicht eben großes Wohlgefallen an dem berühmten Mönche. Die beiden Männer, welche in Bezug auf Religion und Moral sehr übereinstimmende Grundsätze hatten, waren in Betreff der Bildung, des Charakters und der Lebensweise durchaus verschieden. Luther mißfiel Contarini; ja die Reformation Deutschlands im allgemeinen, in welcher der Charakter der Nation sich so deutlich abspiegelte, leuchtete dem Venetianer nicht ein. Schwung und Begeisterung waren bei dem Reformator vorherrschend, bei dem Diplomaten Ordnung und strenge Regel. Täglich widmete Contarini drei Stunden dem Studium, nicht mehr und nicht weniger, und er begann stets damit, das am Tage vorher Gelesene zu wiederholen; nie ließ er eine Wissenschaft, welche er kennen lernen wollte, liegen, ehe er das Ziel erreicht hatte. [2]) Eine seiner ersten Arbeiten war eine Schrift gegen seinen Lehrer, den berühmten Pomponatius, der für einen Atheisten galt. Als dieser Gelehrte behauptet hatte, die Unsterblichkeit der Seele ließe sich nicht durch die Vernunft beweisen, führte Contarini auf philosophischem Wege den Beweis dafür. Seine Geburt berechtigte ihn zu den ersten Aemtern der Republik, und noch im jugendlichen Alter wurde er schon Mitglied des Senates von Venedig. Anfänglich wohnte er schweigend den Berathungen seiner Collegen bei, seine Bescheidenheit, vielleicht auch seine Schüchternheit hinderten ihn zu reden. Endlich faßte er Muth,

---

[1]) De Thou, Histoire, liv. XXIII. Le Mire de Scriptor. saeculi XVI, etc.

[2]) Jean de la Case, vie du cardinal Contarini, p. 88. Ranke, Römische Päpste, I, p. 152. Herzog, theologische Encyclopädie.

und ohne sich besonders geistvoll, anmuthig oder lebhaft auszudrücken, sprach er seine Ansicht in so einfacher und klarer Weise und mit so gründlicher Kenntniß der vorliegenden Fragen aus, daß er sich bald großes Ansehen erwarb. Seine Stellung als Gesandter bei Carl V. beschränkte sich nicht auf diesen Reichstag zu Worms; er begleitete den Kaiser auch nach Spanien und befand sich gerade dort, als das Schiff „Vittoria" von seiner ersten Reise um die Welt zurückkehrte. Man war höchlich erstaunt, daß die kühnen Seefahrer einen Tag später anlangten, als sie in ihrem Journal bemerkt hatten, wahrscheinlich war es Contarini, der die Lösung dieses Räthsels fand. Als Gesandter beim Papste nach der Eroberung Rom's brachte er eine Aussöhnung desselben mit Carl V. zu Stande und wohnte der Krönung des Kaisers bei, welche durch Clemens VII. geschah.[1])

Inmitten dieses Glanzes wurde jeder auf den Gesandten Venedig's aufmerksam, und alles schien ihm eine glänzende Laufbahn zu verheißen. Man bewunderte seine ausgezeichneten Geistesgaben, seinen festen und doch milden Charakter, die sittliche Würde und den edlen Ernst, die ihm überall Achtung verschafften. Aber das war noch nicht alles, schon frühzeitig hatte sich in seinem Innern ein tiefes religiöses Gefühl entwickelt. In Rom war er mit den frommen Männern in Verbindung getreten, welche sich im Trastevere zu dem Orden der „göttlichen Liebe" vereinigten, er liebte diese Zusammenkünfte, welche ihn an die zu Jerusalem im Hause der Maria versammelten Jünger erinnerten.

Eines Tages, es war im Jahre 1535, als der ganze Senat zur Vornahme von Wahlen zusammengekommen war, saß Contarini, welcher damals die höchsten Ehrenämter der Republik bekleidete, dicht neben der Wahlurne. Plötzlich erfährt er, daß der Papst ihn zum Kardinal ernannt hat. Diese Nachricht überrascht ihn und setzt ihn so sehr in Erstaunen, daß er es anfangs gar nicht glauben will; er, ein Laie, der Staatsbeamte einer Republik, dem Papst völlig unbekannt, wird zum Kardinal, zum Fürsten der Kirche ernannt! Das erscheint ihm wie ein Traum, und doch war es Wirklichkeit. Paul III., der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Protestanten wieder zum Katholicismus zurückzuführen, erkannte, daß er sich zu diesem Zwecke nicht weltlich gesinnter

---

[1]) Beccatello, Vita del Contarini, p. 103. Ranke, Römische Päpste, I, p. 153.

Prälaten aus der Schule Leo's X., sondern Männer von aufrichtiger Frömmigkeit bedienen müsse, und überdies hatte Contarini dem Papstthume wichtige Dienste geleistet. Er wurde also nach Rom berufen. Das Gerücht von diesem außerordentlichen Ereignisse verbreitete sich in einem Augenblick in der ganzen Versammlung, seine Collegen verließen ihre Plätze, drängten sich um ihn und wünschten ihm Glück, ja selbst der Senator, welcher an der Spitze der Gegenpartei stand und sein beständiger Widersacher war, rief aus: „Die Republik verliert ihren besten Bürger!"

Contarini blieb indessen unter allen diesen Beglückwünschungen unentschlossen und fast stumm, in seiner Seele erhob sich ein heftiger Kampf. Es wurde ihm schwer, seine Freunde, das Land seiner Väter, eine freie Stadt zu verlassen, in welcher er sich unter seines Gleichen befand, und zu der höchsten Würde eines Dogen gelangen konnte, einer Würde, welche sieben Mitglieder seiner Familie nacheinander bekleidet hatten. Es widerstand ihm, sich in den Dienst eines oft leidenschaftlichen Autokraten zu begeben, inmitten eines verderbten Klerus, in einer Welt des Pfründenschachers und der Intriguen zu leben. Aber doch glaubte er andrerseits in dieser Berufung die Stimme Gottes zu erkennen. Die Kirche war unerhörten Gefahren ausgesetzt. Durfte er der streitenden Kirche in diesem kritischen Augenblicke seine Dienste und sein Leben versagen, während sie die Hülfe aller Diener Gottes dringend bedurfte und forderte? Er nahm den Ruf an.[1]) Die Katholiken, welche wünschten, daß die Kirche von einem neuen Geiste beseelt werden möchte, waren darüber hocherfreut und sprachen Contarini auch diese ihre Freude aus: „Ich wünsche Euch Glück," schrieb Sadoletus an ihn, „daß Ihr nun Eure Gaben und Euren Muth reichlicher nach Bedürfniß und zum Besten der christlichen Republik verwenden könnt."[2])

Uebrigens gedachte Contarini, als er den Kardinalshut annahm, keineswegs, sich durch diese goldene Kette an den päpstlichen Thron

---

[1]) Jean de la Case, Vie du cardinal Contarini, Lettere Volgari, I, 73. Moneri, art. Contarini.

[2]) »Gratulor tibi quod habiturus sis locum tui et ingenii et animi in christianae reipublicae utilitate et commodis uberius explicandi.« (Sadoletus Contarino. 3. Nov. 1535. Ep. p. 330.)

fesseln zu lassen, er wollte seine Unabhängigkeit wahren. Bereit, der katholischen Kirche alle Kräfte zu weihen, die er bis dahin im Dienste seiner Vaterstadt verwendet hatte, war er doch entschlossen, sich selbst treu zu bleiben und die Stimme Gottes in seinem Gewissen über den gebietenden Willen des Vatikans zu stellen. Er wollte nach wie vor jener innern Wahrheit folgen, welche ihm so süßen und ungestörten Frieden gewährte. Eines Tages, als er sich der Ernennung eines gewissen Geistlichen zum Kardinal widersetzte, rief der Papst, welcher anderer Meinung war: „Ja, ja, wir wissen wohl, von welcher Seite auf diesen Gewässern der Wind bläst, die Kardinäle lieben es nicht, daß ein anderer ihnen an Ehren gleichgestellt wird.“ Da wandte sich Contarini zu dem Papste und versetzte ruhig: „Ich glaube nicht, daß der Kardinalshut meine größte Ehre ist.“ [1])

Im Gegensatze zu den kläglichen Wahlen, die in Rom üblich waren, wünschte der Venetianer sehnlichst in das heilige Collegium nur wissenschaftlich gebildete, fromme Männer von guten Sitten aufgenommen zu sehen. Seinem Rathe folgend, ertheilte demnach der Papst der Reihe nach den Purpur an Sadoletus, an Caraffa, an Giberto, Bischof von Verona, an Fregoso, Erzbischof von Salerno, und an Reginald Pole. Diese neuen, auffallenden Wahlen schienen freilich dem Evangelium günstig zu sein, waren aber im Gegentheil die Grundlage zu einer Restauration des Katholicismus und zu einem ernstlichen, bald sogar grausamen Widerstande gegen die Reformation.

Als dies geschehen war, ging Contarini an's Werk; ein Melanchthon des Papstthums, wünschte er aufrichtig die Lehren und Sitten der Kirche zu reformiren, letztere aber zugleich unter einem Haupte zu erhalten. Während er sich den Reformatoren näherte, indem er in religiösen Fragen die positive Seite stark betonte, blieb er doch auch dem Katholicismus getreu, indem er die negative Seite milderte. „Ohne Zweifel,“ sagte er zu den Evangelischen, „wird der Sünder ohne menschliches Verdienst durch den Glauben gerecht. Aber weshalb will man sich so hart gegen die frommen Werke aussprechen?“ — „Ach,“ antworteten jene, „nur ein offener Kampf gegen diese leere Werkheiligkeit kann die zahllosen Mißbräuche des Volksaberglaubens vernichten.“ — „Ohne

---

[1]) Ranke, Römische Päpste, I, p. 155.

Zweifel," sagte der Kardinal weiter, „hängt die Gnadenwahl von der Barmherzigkeit Gottes ab; durch seine Gnade kommt er allen unsern Bewegungen zuvor, aber dennoch muß der Wille keinen Widerstand leisten. Gott hat von Ewigkeit her die Auserwählten und die Verworfenen gekannt, aber diese Kenntniß hebt weder die Mitwirkung noch die Freiheit auf." [1]) — „O," erwiederten die Reformatoren, „wir erkennen die menschliche Verantwortlichkeit an, wir glauben, daß der Mensch seine Seligkeit wollen muß, und doch sagen wir mit dem heiligen Paulus: Gott ist es, der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen." [2])

In seinen Gesprächen mit den Kämpen des Papstthums befolgte Contarini dasselbe Princip. „Die Einheit der Kirche ist nothwendig," sagte er, „sich von ihr zu trennen, ist die größte Verirrung; aber die Ursache der Leiden der Christenheit, die Wurzel alles Uebels ist die unbegrenzte Autorität, welche Schmeichler der päpstlichen Gesetzgebung beigelegt haben. Der Papst soll nicht befehlen, wie es ihm gefällt, sondern nach den Regeln der Vernunft und nach dem Gebote der Liebe." Ueberzeugt, daß die Glaubenseinheit allmählich wieder hergestellt werden würde, strebte er mit allen Kräften darnach, aus der Kirche alles zu entfernen, was das sittliche Gefühl beleidigte. Er bekämpfte eifrig den Pfründenhandel, wünschte die Priesterehe und zweifelte nicht, daß sein heiliges Unternehmen von Erfolg gekrönt werden würde. Wir werden später sehen, was daraus wurde.

Als man beim Beginn der Reformation am Himmel den ersten Schein erblickte, welcher den Glanz der aufgehenden Sonne verkündigte, war er nirgends glänzender, als in Italien und nirgends verhieß er einen schöneren Tag. Ein himmlischer Geist bewegte die Seelen und ein neues Leben heiligte die Herzen; die ursprüngliche, persönliche Verbindung zwischen Gott und den Menschen, welche die Sünde zerstört hatte, war wieder hergestellt worden. Gerade in dem Lande des Formalismus offenbarte sich die Verehrung Gottes auf's freieste und lieblichste. Von

---

[1]) Contarini, de praedestinatione. De libero arbitrio. — Die theologischen, philosophischen und politischen Abhandlungen Contarini's sind 1571 in Paris gedruckt worden.

[2]) Phil. 2, 13.

den Alpen bis nach Sicilien waren überall hellleuchtende Fackeln erschienen und viele erfreuten sich ihres Lichtes.

Zwar thronte Rom auf seinen sieben Hügeln mit seinen Bannflüchen und seinen Scheiterhaufen fest und unerschrocken, allein es schien, als ob der neue Krieg des Evangeliums und der Freiheit alle Leiden aufwiegen sollte, welche früher die Barbaren und das Papstthum ihm zugefügt hatten. Es bildeten sich zwei Lager der Heiligen, eines im Süden, das andere im Norden der alten Stadt. Auf der einen Seite stand Neapel und das Lager des Pausilippo, ein sanftes Licht vergoldete die Hügel von Chiaja; alles ließ hoffen, daß es täglich wachsen und den Fürsten der Finsterniß in die Flucht schlagen werde. Das andere Lager befand sich im Norden zu Ferrara. Dort gab es freilich nicht solche bedeutende Geister, wie sie die Zierde der alten Stadt der Parthenope waren, aber dort saß eine starke christlich fromme Frau auf dem Throne, die Tochter Ludwig's XII., welche alle Flüchtlinge Jesu Christi bei sich aufnahm und sich die Aufgabe gestellt hatte, die Stadt Gottes in Italien zu erbauen und so auf die christlichste Weise die Devise ihres Vaters zu erfüllen: Perdam Babylonis nomen. Sie erwartete einen jungen Gelehrten, der in Frankreich Jesum Christum mit Eifer und Nachdruck bekannt, der aber an Franz I. einen überaus beredten, von der Liebe zur Wahrheit diktirten Brief gerichtet und eine Schrift verfaßt hatte, in welcher er in lichtvoller Klarheit und mit kräftiger Sprache die großen Glaubenslehren zusammenstellte. Was für eine Wirkung seine Gegenwart jenseits der Alpen haben würde, das konnte niemand sagen, allein wenn die Herzogin Einfluß genug auf ihren Gemahl besaß, um der religiösen Freiheit in Ferrara die Herrschaft zu verschaffen, wenn Calvin in dem Vaterlande des Savonarola festen Fuß faßte, wie es ihm später in einer andern Stadt gelang, so konnte sein Glaube, seine Begabung, seine Wirksamkeit unter einem Volke, das von mächtiger Bewegung erfaßt war, freilich die Wage auf die Seite der Wahrheit neigen.

Es standen sich also damals zwei große Mächte gegenüber: Rom und das Evangelium. Männer wie Curione, Paleario, Peter Martyr und viele andere fragten sich, wie der Ausgang des Kampfes sein würde, der sich in Italien vorbereitete. Da sie an sich selbst die Macht des Wortes Gottes empfanden, und rund um sich her seine wunderbaren

Wirkungen erkannten, so zweifelten sie nicht, daß das Evangelium in ihrem Vaterlande, wie in den nördlichen Ländern siegen würde, wo es vielleicht weniger Licht und Leben gab. Freilich meinten sie, die Reformation müsse hier eine besondere Gestaltung annehmen, ohne die christliche Einigkeit zu stören, würde sie die nationale Eigenthümlichkeit offenbaren. In England bestand das Bischofsamt fort, der Primas, der Erzbischof von Canterbury, blieb auf seinem Stuhle, weshalb sollte eine ähnliche Reformation nicht auch in Rom selbst vor sich gehen können? Es waren nicht nur Evangelische wie Curione oder Carnesecchi, sondern auch fromme Katholiken, welche dieser Hoffnung lebten. „Ach," sagten sie, „seit seinem Regierungsantritte hat der Papst auf wunderbare Weise die Erwartung aller wach gerufen.[1]) Indem er sich von den Einrichtungen lossagte, welche die römischen Päpste, seine Vorgänger, geschaffen hatten, hat er es unternommen, das höchste Priesterthum heiliger zu verwalten;[2]) um dies Werk durchzuführen, hat er aus der Ferne Männer herbeigezogen, welche der Ruf ihm als die vortrefflichsten an Einfluß und Weisheit bezeichnete." ... Contarini glaubte an eine Reformation, welche beim Haupte anhebend, alle Glieder reinigen mußte. „Gott," sagte er, „wird es nicht zugeben, daß die Pforten der Hölle seinen heiligen Geist überwältigen. Der Herr wird Großes in der Kirche vollbringen."[3]) Die Flammen, die Gott auf der Halbinsel angezündet hatte, schienen das durch das Papstthum aus todtem Holze errichtete Gerüst bald in Asche verwandeln und den Tempel Gottes reinigen zu sollen.

Aber Rom's Zeit war noch nicht erfüllt. Die Krankheit, an welcher der Leib der Kirche in Italien litt, gehörte, wie das der Kardinal Sadoletus selber sagte, zu denjenigen, welche den Kranken bestimmen, das ihm dargebotene Heilmittel weit von sich zu weisen.[4]) Als Papst Paul III., der die Gestirne mehr zu Rathe zog, als das Evangelium, sah, daß all sein Umhertappen zu nichts führte, daß die Reformation

---

[1]) »Is (Paulus tertius), sui pontificatus initio, spem atque exspectationem omnium mirabiliter erexit.« (Florebelli, Vita Sadoleti cardinalis, p. 708.)

[2]) »Sublatis eis quae a superioribus pontificibus romanis instituta, sanctiorem gerendi summi pontificatus rationem instituere.« (*Ibid.*, p. 709.)

[3]) Contarini, Weizsäcker, Theol. Encyclop.

[4]) »Aegrotat enim corpus reipublicae, et eo morbi genere aegrotat quod praescriptam medicinam respuit.« (Sadolet. Ep. p. 342.)

Fortschritte machte und die Kirche zu befreien und zu erneuern drohte, wandte er sich da nicht heftig gegen dieselbe, ja, suchte er sie nicht sogar zu vernichten? Leider ja! Diese Männer, die einen so scharfen Verstand besaßen, die so mannigfaltiges Wissen, so auserlesene Bildung, ein so liebenswürdiges Wesen in sich vereinigten, die in den schönsten Gegenden der Welt mit den besten und berühmtesten Geistern in Verkehr standen, diese trefflichen Männer, die Blüthe Italiens, sollten sich bald genöthigt sehen, über die Alpen zu fliehen, oder sie wurden von grausamen Päpsten verdammt, von unwissenden Priestern beschimpft und schmachvoll auf irgend einen Platz in Rom geschleppt, wo man ihnen das Haupt abschlug oder sie dem Feuertode überlieferte. Die Seele schaudert bei dem Gedanken, und eine innere Stimme ruft uns zu: Wenn Carnesecchi, Paleario und die ganze ruhmvolle Schar der Märtyrer von ihren Zeitgenossen verkannt worden sind, wenn rohe Mönche sie verhöhnt haben, wenn sie mit Schande gekrönt sind, so giebt es jetzt in der Welt Tausende von Christen, welche sie wie ihre Väter lieben, sie als siegreiche Helden des Friedensevangeliums begrüßen und ihnen voll tiefer Verehrung ein dankbares und heiliges Andenken bewahren.

Ende des vierten Theils.

Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Elberfeld

Inhalts-Verzeichniß.

Sechstes Buch.

England beginnt sich von der päpstlichen Herrschaft zu befreien.

Seite

Erstes Kapitel: Die Nation und ihre verschiedenen Parteien 3
Zweites Kapitel: Das Parlament und seine Beschwerden 10
Drittes Kapitel: Reformen 16
Viertes Kapitel: Der Vater Anna Boleyn's vor dem Kaiser und dem Papste 22
Fünftes Kapitel: Kämpfe wegen der Scheidung in Cambridge und Oxford 30
Sechstes Kapitel: Heinrich's VIII. Schritte werden gebilligt von den Katholiken in Italien und Frankreich, dagegen getadelt von den Protestanten in Deutschland 39
Siebentes Kapitel: Latimer am Hofe 45
Achtes Kapitel: Der König läßt überall nach Tyndale suchen 53
Neuntes Kapitel: Der König wird als Haupt der Kirche anerkannt . . . 60
Zehntes Kapitel: Scheidung des Königs und der Königin 67
Elftes Kapitel: Die Prälaten berauben die Priester und verfolgen die Protestanten 72
Zwölftes Kapitel: Die Märtyrer 77
Dreizehntes Kapitel: Der König beraubt den Papst und den Klerus . . . 86
Vierzehntes Kapitel: Die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Predigt im 16. Jahrhundert 91
Fünfzehntes Kapitel: Heinrich VIII. straft die Anhänger des Papstes sowie die der Reformation 103
Sechszehntes Kapitel: Der neue Primas von England 113
Siebenzehntes Kapitel: Königin Katharina verläßt den Thron und Königin Anna besteigt denselben 126
Achtzehntes Kapitel: Ein Reformator im Gefängniß 139
Neunzehntes Kapitel: Ein Reformator, der den Tod seiner Rettung vorzieht 151
Zwanzigstes Kapitel: England trennt sich immer mehr vom Papstthume . 164
Einundzwanzigstes Kapitel: Das Parlament nimmt den Päpsten die Gewalt, welche sie sich in England angemaßt haben 177

Siebentes Buch.

Reformationsbewegungen in England, Genf, Frankreich, Deutschland und Italien.

Seite

Erstes Kapitel: Der Bischof entflieht aus Genf, um nicht wieder zurückzukehren 186

Zweites Kapitel: Zwei Reformatoren und ein Dominikaner in Genf . . 196

Drittes Kapitel: Farel, de la Maisonneuve und Furbity in Genf . . . 208

Viertes Kapitel: Das Turnier 218

Fünftes Kapitel: Das Complott 231

Sechstes Kapitel: Eine letzte Anstrengung des römischen Katholicismus . . 245

Siebentes Kapitel: Farel predigt in dem großen Auditorium des Rive-Klosters 253

Achtes Kapitel: Ein kühner Protestant in Lyon 262

Neuntes Kapitel: Baudichon de la Maisonneuve vor dem Inquisitionsgerichtshofe in Lyon 270

Zehntes Kapitel: Die beiden Gottesdienste in Genf 279

Elftes Kapitel: Kühnheit der beiden Hugenotten im Gefängnisse und vor dem Gerichtshofe in Lyon 288

Zwölftes Kapitel: Verurtheilung zum Tode 297

Dreizehntes Kapitel: Die Nacht des 31. Juli in Genf 305

Vierzehntes Kapitel: Ein heldenmüthiger Entschluß und eine glückliche Befreiung 322

Fünfzehntes Kapitel: Die Vorstädte werden niedergerissen und die Gegner rüsten sich 333

Sechszehntes Kapitel: Der König von Frankreich beruft Melanchthon, um die Einigkeit und die Wahrheit wiederherzustellen 348

Siebenzehntes Kapitel: Wird es gelingen, eine Einigung in der Wahrheit herzustellen 374

Achtzehntes Kapitel: Das Evangelium im Norden von Italien 409

Neunzehntes Kapitel: Das Evangelium in der Mitte Italiens 431

Zwanzigstes Kapitel: Das Evangelium in Neapel und Rom 457

Merle d'Aubigné, Jean H.,

Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's

Bd.: 4

Elberfeld 1866